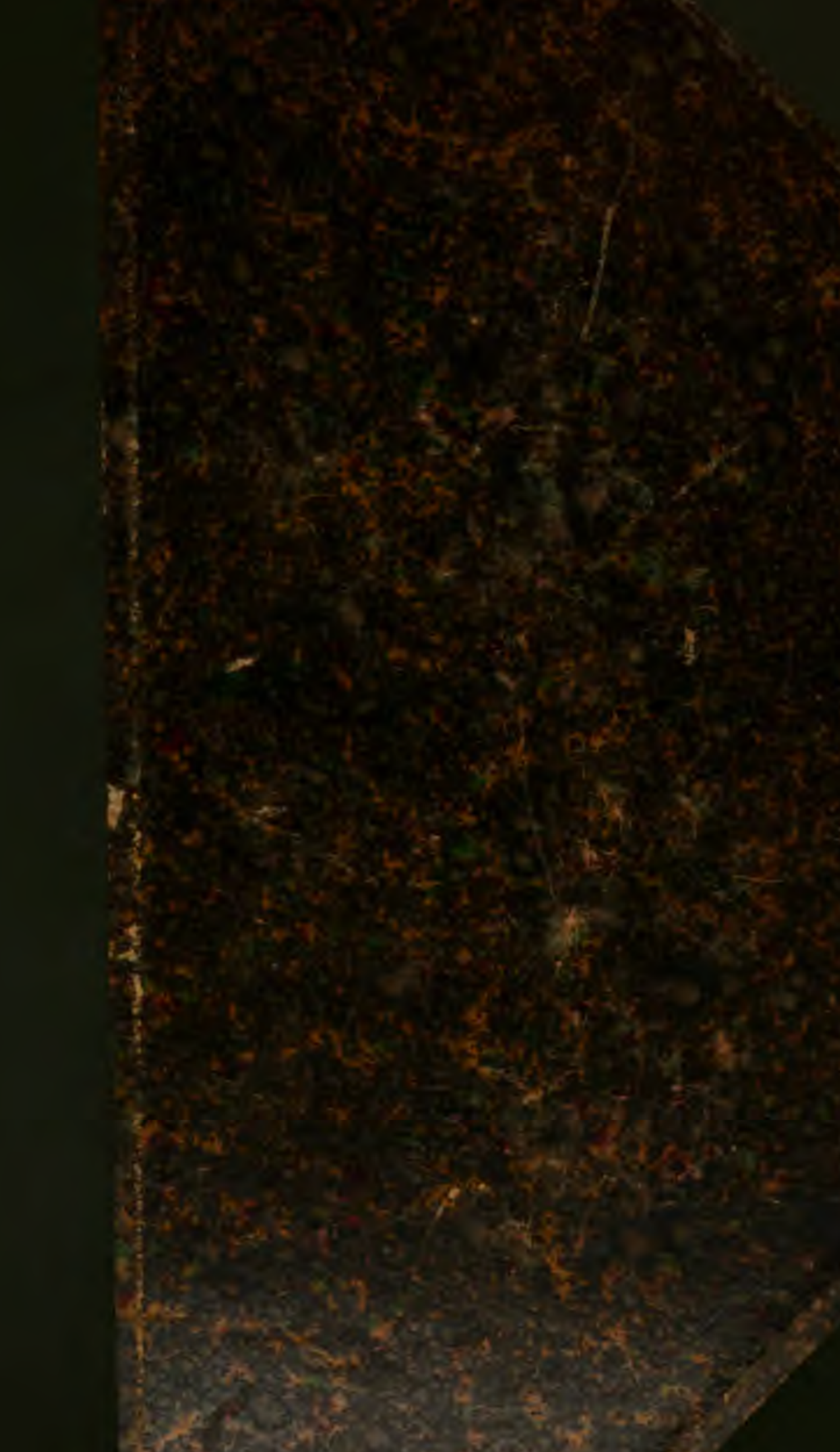
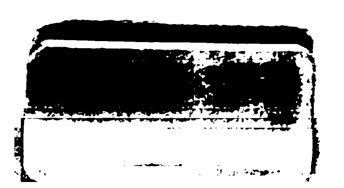





Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid







Handbuch

der

Kulturgeschichte

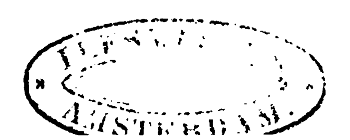
in

zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1900.





Inhalt.

Zweites Buch.

Die morgenländische Kultur.

Drittes Buch.

Die mittelländische Kultur.

Viertes Buch.

Die abendländische Kultur.

Fünftes Buch.

Die erdumfassende Kultur.

Einleitung.

I. Die Gesetze der Kultur.

Die Frage, ob es Gesetze der Geschichte gebe, wie es Naturgesetze giebt, ist zuerst vor bald 40 Jahren von dem Kulturhistoriker Buckle aufgeworfen worden, hat aber bis jetzt keine allgemeine Teilnahme gefunden.

Gegenstand der Geschichte waren nun allerdings bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit nur die Veränderungen auf politischem Gebiete. Es handelte sich lediglich um Begebenheiten außergewöhnlicher Art, wie Thronwechsel, Kriege, Revolutionen u. s. w., und da konnte nicht wohl von Gesetzen die Rede sein; denn auch für die außergewöhnlichen Begebenheiten in der Natur, wie Erdbeben, Vulkanausbrüche, Ueberschwemmungen, Bergstürze u. s. w. giebt es keine Gesetze. Solche kennen nur die dauernden Zustände mit ihren regelmäßigen Erscheinungen. Soweit diese nicht der Natur angehören, sondern den Menschen ihr Dasein verdanken, nennen wir ihren Inbegriff die Kultur. Mit Recht ist diese in neuester Zeit Gegenstand der geschichtlichen Wissenschaft geworden; aber wir sind noch weit entfernt von dem Durchdringen des einzig wahren Standpunktes, daß die Geschichte sich gleichmäßig mit allen Gebieten der Kultur zu beschäftigen hat, und daß unter diesen die Politik zwar einen hervorragenden Platz einnimmt, aber keineswegs die Hauptsache bildet. Was man Gesetze der Geschichte nannte, wird daher richtiger „Gesetze der Kultur" heißen müssen.

Solche Gesetze müssen auf alle Teile der bewohnten Erde und auf alle Zeiträume der Entwickelung ihrer Bewohner anwendbar sein. Nach langjährigem Nachdenken hat der Verfasser dieses Buches eine Reihe von Gesetzen der Kultur gefunden und von 1881—1890 veröffentlicht, unter denen folgende die wichtigsten sind*):

*) Die vollständige Aufzählung s. im „Ausland", Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, Jahrg. 1890 Nr. 15 und 16.

1. **Die Geschichte der Kultur besteht in einem Fortschreiten von unvollkommeneren zu vollkommeneren Erscheinungen und Zuständen.**

Vollkommener nennen wir jene Erscheinungen und Zustände, welchen ein größerer Reichtum an Kräften innewohnt als anderen, und die daher auch mehr als andere zur Herbeiführung noch weiterer Vollkommenheiten beitragen. So finden wir in der Entwickelung des Menschengeschlechtes einen Fortschritt vom Genießen roher zu demjenigen gekochter Speisen, von der Nacktheit zur Bekleidung, vom Bewohnen der Höhlen und anderer mangelhafter Wohnungen zur Errichtung von Häusern, zur Anlage von Dörfern und Städten, von der Benutzung steinerner und hölzerner zu derjenigen metallener Geräte, vom Nomadenleben zur Ansässigkeit, vom Weiberraube zur geregelten Ehe und von der Vielweiberei zur einfachen Ehe, von der Stammesverfassung zum Staate, von der Willkür im Rechtsleben zum Gesetze, vom Aberglauben zur Religion, vom Glaubenszwang und Glaubenshaß zur Glaubensfreiheit, von der Sittenlosigkeit zur Achtung der Sitte, von ungeschickten Schnitzereien und Kritzeleien zur bildenden Kunst, von der Bilderschrift zur Buchstabenschrift, von der Unwissenheit zur Wissenschaft u. s. w.

Die Thatsachen der Kulturgeschichte beweisen die Wirklichkeit dieser Fortschritte in allen Richtungen. Jeder Menschenstamm, selbst der roheste, hat Zustände, die der Mensch ursprünglich nicht haben konnte. Eine Menge von Ideen sind im Laufe der Zeiten unter den Menschen aufgetaucht, die ihnen früher fremd waren, wie z. B. die des Glaubens, der Forschung, der Freiheit, der Menschenliebe, der Begeisterung für die Naturschönheit u. s. w.

Erheben wir uns, soweit es unser Gebundensein an die Scholle, die wir „Erde“ nennen, gestattet, in Gedanken zu den unermeßlichen Höhen und Weiten des *Weltalls*, so muß in uns die Vorstellung auftauchen, daß es, wie von der unorganischen zur organischen Natur, von der Pflanze zum Tiere, vom Tiere zum Menschen, vom Naturkinde zum Schüler der Civilisation, so auch einen Fortschritt von den Bewohnern der Erde zu vollkommeneren Wesen höher organisierter Weltkörper geben muß; aber wir dürfen uns dieser kühnen Phantasie nicht überlassen, sondern müssen uns begnügen, auf unserm Planeten den Fortschritt zu beobachten, dessen Erscheinungen sich unsern Blicken klar genug aufdrängen.

2. **Das Gesetz des Fortschrittes schließt Erreichung einer Vollkommenheit auf der Erde aus und läßt nur eine stufenweise Annäherung an dieses Ideal zu; denn die völlige Erreichung desselben würde an die Stelle des Fortschrittes**

den Stillstand setzen. Neben der Kultur geht vielmehr stets noch die Unkultur einher, jedoch mit steter Verminderung ihrer Macht.

Wenn wir beobachten, wie sehr in den Zuständen unentwickelter Kultur die Grausamkeit gegen Mitmenschen, die Zügellosigkeit im Verkehre der Geschlechter und der wahnwitzigste Aberglaube eine unbeschränkte Herrschaft ausüben, und uns dann vergegenwärtigen, wie sehr jetzt noch — nach Jahrtausenden der Einwirkung höherer Kultur — Unsittlichkeit, Grausamkeit, Aberglaube, sowie allerlei Laster und sittliche Gebrechen bei uns eine Rolle spielen, die uns erröten macht — so werden wir uns gestehen müssen, daß ein völliges Verschwinden jener Schattenseiten des menschlichen Lebens zu den Utopien gehört. Denn der Mensch wäre nicht Mensch, wenn er nicht von Leidenschaften beherrscht wäre. Unverkennbar aber ist die Abnahme der Macht jener dunkeln Gewalten und die Zunahme der Geltung verständiger Ansichten und sittlicher Ueberzeugungen.

3. Massenhafte, ungegliederte, vom offenen Meere abgelegene, sehr kalte oder sehr heiße Teile der Erdoberfläche bringen eine auf niedriger Stufe verharrende, dem Fortschritt ungünstige, reich gegliederte, dem Meere (unmittelbar oder durch Ströme) zugewandte Gegenden mit gemäßigtem Klima eine reichhaltige, mehr oder weniger rasch fortschreitende Kultur hervor.

Das Meer ist die große Erzieherin des Menschen zu höherer Kultur. Aber es übernimmt seine Erziehung nicht sofort selbst; auf tief stehende Stämme übt es einen Furcht erweckenden Einfluß aus; zur Gewöhnung an seine Wertschätzung sind Uebergänge erforderlich. Diese sind: 1. Flüsse, 2. Seen, 3. das Wasser zunächst der Küste. Dann können folgen: 4. die Mittelmeere, 5. die Weltmeere und endlich 6. das zusammenhängende Gesamtmeer der Erde als Weg ihrer Umschiffung. Die dem offenen Meere zufließenden größeren Ströme des gemäßigten Teiles der alten Welt waren die Kulturschöpfer ihrer Länder, so der Hoang-ho und Yang-tse-kjang in Tsina*), der Ganges und Indos in Indien, der Tigris und Euphrat in Babylonien, der Nil in Aegypten. Europa bedurfte des Vermittleramtes der Flüsse schon nicht mehr. Sein Mittelmeer war der Schauplatz des Wettstreites um den Vorrang zwischen Morgen- und Abendland. Die Kreuzzüge, wenn auch zu Lande gescheitert, haben der Herrschaft Europas zu Wasser den Weg gebahnt. — Die dem Mittelmeer ab-

*) Diese Schreibart werden wir begründen, sobald wir zu der Kultur dieses Landes gelangen.

gewandten Völker West- und Nordeuropas haben diese Entwickelung fortgesetzt und auch die Weltmeere zu europäischen Seen gemacht. Der Indische Ocean diente der Auffindung des Seeweges nach Ostindien, der Atlantische der Entdeckung des westlichen Kontinents, der große Ocean endlich der Vollendung des Kreises, den Europas Kultur rings um die Erde gezogen hat.

Nur ein Drittel der Erdoberfläche ist Land, und auch dies ist überall vom Meere abhängig. Unser Planet kann nicht ohne Benutzung des Salzwassers umkreist werden, wohl aber ohne Land zu betreten. Auch ist beinahe alles Land auf eine Halbkugel zusammengedrängt, und zwar in der Weise, daß diejenigen Länder, welche seit Eröffnung des Weltverkehrs die höchste Kultur erreicht haben — Deutschland, Frankreich und England — die Mitte jenes Landkreises einnehmen.

Auch die Art und Weise der Verbindung zwischen Land und Wasser übt auf die Kultur einen bedeutenden Einfluß aus. Kleine und von Kulturländern entfernte Inseln sind ohne Bedeutung für die Entwickelung der Kultur und kommen darin den Extremen dieser Form gleich, nämlich den tief im Innern großer Festländer geborgenen Landschaften ohne günstige Verbindung mit dem Meere. — Dasselbe gilt von den Extremen sehr gebirgiger und völlig flacher Länder, zwischen denen die reizvollen Stufen- und Hügelländer eine kulturbefördernde Stellung einnehmen. Die beide Extreme verbindenden Hochebenen Innerasiens haben nicht nur keine Kultur hervorgebracht, sondern im Gegenteil wiederholt kulturfeindliche Horden ausgeworfen, die nichts als Zerstörungen und Verwüstungen hinter sich gelassen haben. — Die Länder höher entwickelter Kultur umfassen nur zwei, in der Nähe eines großen Kontinents gelegene Inselgruppen: Japan und Großbritannien; zu ihnen gehören weder Wüsten und Steppen, noch die, wenn auch fruchtbaren, Prärien Nord-, die Llanos und Pampas Süd-Amerikas.

Die gute alte Einteilung der Erdoberfläche in eine heiße, zwei gemäßigte und zwei kalte Zonen hat ihre volle Berechtigung, namentlich gegenüber den Thatsachen der Kulturgeschichte. Diese beweisen unwiderleglich, daß vier von jenen fünf Zonen keine höhere Kultur hervorgebracht haben, und daß dies nur einer von ihnen gelungen ist, nämlich der nördlichen gemäßigten. — Die südliche kalte Zone ist überhaupt unbewohnt, die nördliche kalte ist es größtenteils, im Reste aber unwirtlich und erstarrt. Die heiße Zone schmachtet in Sonnenglut und lähmt alles kräftige Schaffen. Ihre Länder, wie die der südlichen gemäßigten Zone (Afrika, Australien und Südamerika), sind nicht nur massig und ungegliedert, sondern auch durch weite Meere von einander getrennt und entbehren daher der gegenseitigen Mitteilung von Errungenschaften der Kultur. Dagegen umfaßt die nördliche

gemäßigte Zone sämtliche Länder der Erde, die eine höhere Kultur geschaffen oder fortgebildet haben, nämlich die von Südasien, Nordafrika, Europa und Nordamerika. Ihr Klima ist gemäßigt und von allen Extremen abgewandt; sie sind dem Meere nahe und in große Inseln, Halbinseln und Stufenländer gegliedert; endlich hängen sie in der alten Welt unmittelbar zusammen und sind nur durch den schmalsten Ocean, den Atlantischen, von der neuen Welt getrennt. — Unter diesen Ländern haben die asiatisch-afrikanischen sich mit Hilfe großer Ströme, die europäisch-amerikanischen aber durch das Mittel des Meeres emporgeschwungen; jene haben ganz eigentümliche Kulturen geschaffen, diese aber von jenen gelernt; dagegen sind jene, nachdem sie geleistet, was sie vermochten, stillgestanden, während diese das von jenen Entlehnte selbständig weiter ausgebildet und darauf neue und noch unvollendete Fortschritte gegründet haben.

4. **Wie die natürlichen Abteilungen der Erdoberfläche durch ihr Klima, ihre Flora und Fauna, so unterscheiden sie sich auch durch die Kultur ihrer Bewohner; sie bilden natürliche und sich verschieden entwickelnde Kulturreiche.**

Da Beweglichkeit das Lebensprinzip der Kultur ist, sind die Grenzen der Kulturreiche wandelbarer, als diejenigen der Naturgebiete. — Wir unterscheiden zwei Gruppen von Kulturreichen, die der **Natur-** und die der **Kulturvölker**. Unter Naturvölkern verstehen wir solche, die nicht im stande sind, die Natur durch Anbau und Verkehrsmittel zu beherrschen, sondern von ihr völlig abhängen, und unter Kulturvölkern solche, bei denen das Gegenteil der Fall ist.

So ähnlich sich auch die Naturvölker in Sitten, Gebräuchen und Aberglauben sind, so verschiedene Gruppen bilden sie doch infolge ihres weiten Auseinanderliegens von der nördlichen kalten bis zur südlichen gemäßigten Zone. Im hohen Norden finden wir die **arktischen** Stämme mit Wal- und Robbenfang oder Rentierzucht und der Glaubensform des Schamanismus, — in den gemäßigten und heißen Teilen der neuen Welt die **amerikanischen** „Indianer“ mit ausgebildeter Jagd- und Kriegsneigung und dem die Stammesverfassung und Religion durchsäuernden Totemismus, — auf dem Zwergkontinent Australien und den zahllosen Inseln des Großen Oceans die **malayisch-polynesischen** Völker als kühne Schiffer, aber unter dem alle Lebensverhältnisse beherrschenden Zwangsgesetze des „Tabu“, — endlich im Süden und in der Mitte des „schwarzen Erdteils“ die **afrikanischen** Völker mit despotischen Zaunkönigen, grausamem Sklavenhandel, fleißigem Ackerbau nebst Viehzucht und einem arg verkommenen Fetischdienste.

Unter den Reichen der Kulturvölker sind die außereuropäischen genau dieselben, deren Kultur das Werk großer Flüsse ist, nämlich: Tsina mit seinen Kulturkolonien: Japan, Korea, Mongolei und Annam, — Indien mit seinen Zöglingsländern: Tibet, Birma, Siam und den ostindischen Inseln, — Chaldäa mit den von ihm erzogenen Eran und Turan, — endlich Aegypten mit dem unter seinem Einflusse stehenden Arabien und Nordafrika.

Das Schicksal aller acht außer-europäischen Kulturreiche ist aber, von dem neunten, demjenigen Europas, durch dessen Eroberungen und Kolonien aufgesogen zu werden, was eine Folge der Fähigkeit Europas ist, die angeeigneten Schätze der Kultur in unermüdlichem Fortschritte weiter zu entwickeln und auszubilden.

5. Die Fortschritte der Kultur gehen Hand in Hand mit engerm Anschlusse der Völker an einander und der Bildung größerer, über die Volksgrenzen hinausgreifender Kreise mit übereinstimmenden Kulturerscheinungen.

Die Naturvölker aller Erdteile, deren Wohnsitze in sehr heißen oder sehr kalten Gegenden, abgelegenen Festlandspitzen, Halbinseln oder kleinen Inseln und im tiefen Innern weiter Festländer liegen, bleiben für sich vereinzelt und treten mit fremden Völkern in keine anderen als feindselige Beziehungen. — Die außer-europäischen Kulturvölker gehen einen Schritt weiter; sie teilen ihre Kultur benachbarten Völkern mit und bilden dann mit ihnen gewisse Gruppen ähnlicher Verhältnisse und Zustände, deren Glieder jedoch in keine innigeren Beziehungen zu einander treten. Diese Völker bleiben daher, wenn auch Sitten, Glauben, Staatsbegriffe und Kunstleistungen sie mit anderen verbinden, im wesentlichen immer noch isoliert, wie die Beispiele von Tsina und Japan, Indien und Tibet zeigen. In Westasien und Nordafrika war es mehr die kriegerische Eroberung, als die friedliche Kulturmitteilung, die solche Völkergruppen schuf.

Je näher wir Europa kommen, desto mehr wächst die Neigung zu innigeren Völkerverbänden. Die Hebräer schufen, wenn auch weit später, als gewöhnlich angenommen wird, den Glauben an Einen Gott, welcher in der Folge ein ungemein wirksames Mittel engerer Völkerverbindung wurde. Die Phöniker wurden durch ihre Schifffahrt und Koloniengründung die Vorkämpfer des spätern Weltverkehrs zur See. Europa kennt die isolierten Kulturvölker nicht mehr; an ihre Stelle tritt die politische Verbindung verschiedener Völker, aber noch nicht mit dem Grundsatze der Gleichberechtigung, sondern unter der Hegemonie eines bevorrechteten Volkes. Die Rolle eines solchen fiel zuerst den Hellenen zu, und zwar unter der Form eines weiten Netzes von Ansiedelungen, in denen der griechische Geist alles Leben

und Treiben durchdrang. Dieses ideale Kolonienreich bildete gleichsam den Umriß des mit der Zeit denselben Umfang, nämlich den des Mittelmeers gewinnenden, aber stark überschreitenden Römischen Reiches, in welchem nicht nur Sitte, Kunst und Religion, wie in den hellenischen Kolonien, sondern auch die Staats-, Rechts- und Kriegsverfassung eine gemeinsame und stramm geordnete wurde.

Als dann das Christentum auftrat, erhob es den Anspruch, alle Völker unter seinem Glauben an den Gottmenschen zu vereinigen. Kaum hatte es gesiegt, da zertrümmerten die Germanen das weströmische Reich, und die Araber zerstückelten, unter der Fahne des Islam, das oströmische. Damit waren zwei neue Hegemonien vorgezeichnet, eine christlich-germanische und eine mohammedisch-arabische. Allein beide fielen durch den Trieb der unterworfenen Völker nach Selbständigkeit, der sich jedoch, im Morgen- wie im Abendlande der gemeinsamen Religion unterordnete. Die germanischen, romanischen, slawischen und finnischen Völker gingen ihre eigenen politischen und nationalen Wege, blieben aber durch die christliche Kirche verbunden; ähnlich verhielten sich die Berber, Perser, Türken u. s. w., unterzogen sich aber nach wie vor dem Koran. Was man „Mittelalter" nennt, ist hüben wie drüben, auf beiden Seiten des Mittelmeers, die Zeit der Verbindung gleichberechtigter Völker durch das Band einer gemeinsamen Religion, einer Weltreligion.

Aber diese Form der Völkerverbindung blieb nicht die herrschende. Die Fortschritte der Kultur erforderten ein allgemeineres Band, das keine Beschränkung durch den Glauben mehr duldete. Das unglückliche Ende der Kreuzzüge erschütterte die christliche Hierarchie, und dieser Prozeß setzte sich durch die Schrecken der Inquisition, das große Schisma und die Reformation fort. Auf der andern Seite versumpfte der Islam.

Der europäische Geist überschritt die kirchlichen Schranken und wurde Herr durch die Wiedergeburt des klassischen Altertums, die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Uhren, die Entdeckung des Seewegs nach Indien in östlicher und westlicher Richtung und die des Planetensystems mit der Sonne als Mittelpunkt. An die Stelle der Hegemonie über einzelne Völker im Altertum und der Weltreligionen im Mittelalter trat der Weltverkehr der Neuzeit als ein alle Völker der Erde ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens verbindendes Element. Mit dieser Erscheinung ist indessen noch eine zweite verbunden, nämlich die innere Befestigung der Staaten durch einheitliche Einrichtungen und Verfassungen. Aus einer Menge einzelner Herrschaften wuchsen damals die strammen Monarchien von Frankreich, Spanien und England empor. Wenn auch erst in jüngere Zeit fallend, entspringt doch die Begründung der Einheit Italiens und Deutschlands dem gleichen Gesetze. Ihm ist

auch die fortschreitende Centralisation der Schweiz zuzuschreiben, ebenso die Vereinigung der Moldau und Walachei zum heutigen Rumänien, der Anschluß der Jonischen Inseln und Thessaliens (und wohl bald auch Kretas) an Griechenland u. s. w.

Eine weitere hierher gehörende Erscheinung ist die gegenseitige Annäherung der Staaten durch Gesandtschaften und Konsulate, durch Handels-, Niederlassungs-, Freizügigkeits- und Auslieferungsverträge, durch Befreiung wichtiger Durchgänge von lästigen Zollabgaben mittels Verständigung unter den beteiligten Staaten und durch Schiedsgerichte in wichtigen Fragen. Ob diese einst die Kriege überflüssig machen werden? Wer weiß es? In die Zukunft wollen wir nicht einzudringen suchen!

II. Einteilung der Kulturgeschichte.

Da die Kulturgeschichte die Darstellung der Entwickelung des Menschengeschlechtes ist, so wird sich ihre Einteilung nach dieser Entwickelung richten, also von unentwickelterer zu entwickelterer Kultur fortschreiten müssen. Die Kultur nun richtet sich weder nach der Zeit, noch nach dem Orte, sondern nach den in unseren „Gesetzen der Kultur" aufgeführten geographischen Bedingungen. Ihre Geschichte kann also nicht nach Erdteilen und Ländern geordnet werden; denn diese Abteilungen der Erdoberfläche enthalten sehr verschiedene Gestaltungen der Verteilung von Wasser und Land, von welcher, wie oben ausgeführt, neben dem Klima, die Entwickelung der Kultur abhängt. Darstellungen der Kultur, oder was im Grunde dasselbe ist, der sog. Weltgeschichte, die einen Erdteil und ein Land nach dem andern abhandelten, würden notwendig aller genetischen und logischen Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen entbehren. Es wären lediglich Sammlungen von Spezialgeschichten!

Ebenso wenig gerechtfertigt wäre eine reine Anordnung der Welt- oder Kulturgeschichte nach der Zeit. Höhere und niedere Kulturen kommen in jedem Zeitraume neben einander vor, oft sogar in demselben Lande. Noch heute leben Völker, die in der Kultur den Vorfahren anderer in grauester Urzeit ähnlich sind. Die hergebrachte Einteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit läßt sich nur auf jene Völker anwenden, die von einander ihre Kultur entlehnt und sie weiter ausgebildet haben. Aber auch diese Benennungen von Zeiträumen lassen sich nicht auf die Dauer aufrecht erhalten. Man kann sehr verschiedener Ansicht sein, wo diese Zeitbegriffe anfangen und aufhören, und könnte sie in der Folge auf sehr verschiedene Art abteilen. Es wäre daher an der Zeit, diese Be-

zeichnungen, wenn auch nicht aus dem Sprachgebrauche zu verbannen, doch als Grundlage der Einteilung des historischen Stoffes aufzugeben und andere Namen für die geschichtlichen Entwickelungsstufen zu wählen.

Eine Völkerkunde, die ja auch Kulturkunde sein muß, braucht zwischen den von ihr zu schildernden Völkern, die sich in der Regel auf die außereuropäischen beschränken, keinen Unterschied zu machen, der sich darauf bezieht, in welcher Weise sie sich geschichtlich entwickelt haben. Die Kulturgeschichte aber, deren Spitze und wichtigsten Teil die Völker Europas und seiner Kolonien bilden, muß auf jenen Gesichtspunkt gerade das Hauptgewicht legen. Sie muß vor allem danach fragen: Welche Völker haben auf unsere Kultur, deren Entwickelung ihre Aufgabe ist, eingewirkt, und welche nicht? Wir fühlen uns und sind auch berechtigt, die ersteren als geschichtliche und die letzteren als ungeschichtliche oder vorgeschichtliche Völker zu bezeichnen. Haben auch diese letzteren, weil der Mensch sich doch stets und überall, nur rascher oder langsamer entwickelt, in gewissem Maße eine Geschichte, so ist dies doch für uns keine, weil es für uns vollkommen gleichgültig ist, ob bei diesen Völkern etwas geschehen ist oder nicht. Dagegen sind uns die Zeugnisse, die uns von ihrer Kultur vorliegen, immerhin wertvoll, weil sie ja doch zur Entwickelung der Menschheit gehören. Die Kultur dieser Völker scheidet sich daher von derjenigen der geschichtlichen oder aller übrigen aus, und die Kulturgeschichte muß mit ihnen den Anfang machen, um dann zu den geschichtlichen Völkern, d. h. zu denjenigen mittlerer und höherer Kultur überzugehen. Jene Völker niederer oder für unsere, die europäische Entwickelung nicht maßgebender Kultur bilden nun den Gegenstand des ersten Buches unserer Kulturgeschichte, dem wir den Titel geben: Die vorgeschichtliche Kultur. Zu dieser gehören:

1. die durch Ausgrabungen oder andere Funde bekannt gewordene Kultur der Urzeit Europas und anderer Teile der alten Welt,
2. die Kultur der heute lebenden sog. Naturvölker,
3. die Kultur Amerikas vor dessen Entdeckung und Eroberung durch die Europäer, durch die sie völlig vernichtet worden ist.

Es sind dies, wenn sie sich auch zwischen so großen Extremen bewegen, wie z. B. auf nicht allzu weitem Raume, die der Feuerländer und die der Inka-Peruaner, lauter solche Kulturen, von denen wir keine Vorteile gezogen haben, weil wir sie erst in einer Zeit kennen lernten, in welcher bereits höhere Kulturen, deren Zöglinge wir sind, den Schatz unserer Kenntnisse bereicherten.

Diese mittleren und höheren Kulturen, von denen wir in Europa mehr oder weniger gelernt haben, die eigentlich geschichtlichen Kulturen, ordnen wir nach Maßgabe des dritten unserer Kulturgesetze, nach

welchem (mittelbar oder unmittelbar) das Meer die große Erzieherin des Menschen zu höherer Kultur ist. Man kann indessen auf noch allgemeinere Weise sagen: das Wasser ist es; es ist das Verhältnis zwischen Wasser und Land, zu welchen als drittes Element das Klima kommt. Die geschichtlichen Völker entwickelten sich ja alle in der nördlichen gemäßigten Zone (oben S. 4 f.).

Wir unterscheiden nun vier Stufen dieser kulturgeschichtlichen Erziehung und Entwickelung geschichtlicher Völker.

1. Auf der ersten dieser vier Stufen ist die Beziehung der Völker zum Meere noch keine unmittelbare oder wenigstens keine bedeutende; ihre Kultur wird vielmehr vorwiegend durch große Flüsse genährt. Diese Völker betrachtet unser zweites Buch; es heißt: die morgenländische Kultur. Zu ihnen gehören die Kulturvölker Asiens, soweit sie nicht dem Mittelmeere zugewandt sind, und das mit ihnen zumeist verwandte Nilland, für dessen ältere Kultur die Mittelmeerküste ohne Bedeutung und Einfluß war. Es handelt sich hier also um die oben (S. 6) mit ihren Kulturkolonien genannten vier Reiche der Kulturvölker, die, je weiter sie von Europa entfernt liegen, desto weniger, je näher sie uns aber sind, desto mehr Einfluß auf die Kultur unseres Erdteils ausgeübt haben. Am äußersten Flügel steht das alte Tsina, „das Reich der Mitte", das uns zwar nur Anregungen geboten und die Seide geliefert hat, aber uns noch viel zu schaffen geben kann. Sein nächster Nachbar ist das schon einflußreichere Indien, das arisierte Märchenland, dessen Buddhalehre aber nach dem Osten gewandert ist. Im Westen hat es ein stammverwandtes Volk, das arische Eran, das aber keine originale Kultur geschaffen hat, sondern, mit Ausnahme der Lehre Zarathustras, ein Zögling des Zweistromlandes (Chaldäa-Assyrien) ist, in dessen Gauen es den Einheimischen als Herrschervolk nachfolgte. Von dort her empfing Europa einen Teil der ersten Grundlagen seiner höhern Kultur, einen bedeutendern aber von dem Geschenke des heiligen Nil. Aegypten steht in dieser Beziehung an der Spitze der durch Ströme genährten morgenländischen Kultur und bildet den Uebergang zu der nun folgenden Stufe der geschichtlichen Gruppen des Menschengeschlechtes.

2. Einen weit höhern und für uns fruchtbarern Einfluß als die Stromländer haben nämlich die Länder um das Mittelmeer auf unsere Kultur ausgeübt. Unser drittes Buch („die mittelländische Kultur") schildert die Entwickelung und die Zustände der auf den Verkehr des Mittelländischen, mit Einschluß des Schwarzen Meeres (der Thalassa) angewiesenen und durch dieses unter sich zusammenhängenden Völker. Es sind: die Hebräer (die Vorläufer der christlichen Religion), die Phöniker (die Pioniere der Schiffahrt und Kolonisation), die Hellenen (die Schöpfer der Kunstschönheit und Volksfreiheit), die Römer (die Urheber unserer Staats-, Rechts-

und Kriegsordnungen). Aus hebräischer Religion, griechischer Philosophie und dem römischen Weltreiche ging das Christentum hervor, und auf dieses folgte, durch das Judentum beeinflußt, der mit dem Glauben des Kreuzes den Kampf um Leben und Tod aufnehmende Islam. An die Entstehung des Christentums schließen sich: die Christianisierung des römischen Reiches, dessen Fortsetzung, das byzantinische Reich und des letzteren Kulturschöpfung, das alte Rußland (alles Länder der Staatskirche), — an die Entstehung des Islam knüpfen das Chalifenreich und die durch dessen Zerfall entstandenen mohammedischen Teilreiche Asiens und Afrikas an.

3. Nachdem sich Phöniker und Griechen nur schüchtern und ohne weitere Folgen in den Atlantischen Ocean hinausgewagt, wurde dieser seit dem Auftreten der Germanen in der Geschichte und seit der großen Völkerwanderung ein Tummelgebiet der nordischen Wikinger, während den Romanen das Mittelmeer verblieb. An die Stelle der einseitigen Einwirkung der Thalassa auf die Kultur trat eine zweiseitige dieser und des ihr nächsten Weltmeers, und damit beginnt unser viertes Buch: die abendländische Kultur. Freilich, die klassische Welt war untergegangen, und die jugendlichen Völker Europas mußten, von jener noch wenig kennend, sich durch eigene Kraft emporarbeiten. Das „Mittelalter", wie man diesen Zeitraum sonst nannte, war keine finstere Nacht, sondern ein frischer Morgen, in dem tüchtig gelernt wurde. Es entstanden neue Reiche, die Anfänge der heutigen Staaten, die sich durch das auf Treue gegründete Feudalwesen vom zerfallenen römischen Reiche scharf abhoben. Es entstand eine Kirche, die, nicht Staatskirche, mit den weltlichen Herrschern um den Vorrang und den Einfluß auf die Völker stritt. Es wurde in den Kreuzzügen der Kampf mit dem Morgenlande aufgenommen und brachte trotz allen Niederlagen moralische und geistige Siege. Die Städte blühten auf, als das Rittertum sank, und obschon Aberglaube, Verfolgungssucht und Unsitten die Völker in alten Fesseln gefangen hielten, wurden neue Bahnen eröffnet; der Humanismus und die Renaissance, die Reformation, Erfindungen und Entdeckungen folgten sich in der Eröffnung neuer Gesichtskreise.

4. An die Stelle der zweiseitigen Erziehung durch das Meer trat seit dem Gelingen der ersten Erdumsegelung eine allseitige. Die Europäer wurden Herren auf drei Weltmeeren, das Mittelmeer trat zurück und das Weltsystem des Kopernikus lehrte die wahre Stellung der Erde. Eine neue Weltanschauung wurde herrschend, eine neue Politik wurde eröffnet durch die Befreiung der Niederlande, eine neue Philosophie, eine neue Litteratur, eine neue Kunst erhoben sich mächtig. Es beginnt damit unser fünftes und letztes Buch: die erdumfassende Kultur, deren Geschichte noch jetzt fortdauert und noch Jahrhunderte fortdauern wird, bis unbekannte neue Momente

eine neue Periode begründen. Bis dahin können wir zurückschauen auf das Zeitalter der Gallomanie (unter Ludwig XIV.), das die Errungenschaften der neuen Weltkultur zu gefährden drohte, das der Aufklärung, das diese Gefahr beseitigte, das der Revolution, das viele veraltete Bande brach, und dem ein Jahrhundert voller Kriege, Revolutionen und Reaktionen, aber auch voller großartiger Leistungen in Wissenschaft, Technik, Kunst und Humanität folgte. Noch dauern die erbittertsten Kämpfe zwischen verschiedenen Richtungen, politischen, sozialen, religiösen, ethischen und ästhetischen, fort, und wir müssen unsere Aufzählung der Leistungen menschlicher Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts notgedrungen ohne einen befriedigenden Abschluß abbrechen.

Erstes Buch.

Die vorgeschichtliche Kultur.

Erster Abschnitt.

Ursprung und Verbreitung der Menschheit.

I. Ursprung.

Geist und Natur — darüber ist die Philosophie, soweit sie nicht einen einseitigen, z. B. theologischen oder materialistischen Charakter trägt, einig — sind Pole des Alls, das keinen von beiden entbehren kann. Es gibt keinen Geist ohne Natur und keine Natur ohne Geist, und doch können wir die Wirkungen beider so genau unterscheiden! Der Grund davon ist uns ein Rätsel, und ein solches ist auch die Herkunft des Geistes und damit auch die der Kultur. Als der erste Mensch ein Feuer anzündete oder ein Steinbeil fertigte oder zum ersten Male ah oder oh ausrief, da wurde die Kultur zur Erscheinung gebracht; aber ihre Bedingungen waren längst vorhanden. Da nichts aus dem Nichts hervorgeht und nichts zu nichts wird, weil es kein Nichts gibt, noch gab, noch geben wird, weil es ein Widerspruch ist, daß ein „Nichts" sei, befand sich der Geist, der jetzt in den Menschen der Erde wirkt, schon in der Sonne, ehe sich derjenige ihrer Dunstkreise, der rotierend sich zur Erde verdichtete, von ihr ablöste; wir sind also Sonnenkinder. Aber noch mehr: er war schon vorher in der ungeheuern Nebelmasse des Weltalls, ehe sich das spätere Sonnensystem von ihr trennte, und ehe wir Sonnenkinder waren, sind wir Nebelkinder gewesen. Was will aber das sagen gegen noch Aelteres, Unmeßbares, Unaussprechbares? Der äußerste Titel, den wir uns beilegen können, ist offenbar, daß wir Kinder der Ewigkeit sind. —

Aber damit ist die Frage noch nicht gelöst, woher die Menschheit stamme. Die Antwort Darwins und seiner Schule ist bekannt, aber

ebenso bekannt ist, daß dieser hochachtbare Forscher und seine ernst strebenden Anhänger den Grund nicht kennen, der aus einem auf Bäumen herumkletternden haarigen Tierwesen einen Apollo von Belvedere, ein Weltgericht, einen Hamlet, ein Requiem, eine Kritik der reinen Vernunft, einen Kosmos, die Anwendung der Dampfkraft, die Photographie und die Telegraphie hervorgehen ließ, während andere haarige Tierwesen der nämlichen Species noch heute auf den Bäumen herumklettern und nicht einmal Feuer anmachen, oder eine Keule schnitzen, oder auch nur lachen können, auch keine Aussicht vorhanden ist, daß sie es jemals lernen werden. Dazu kommt noch, daß bisher weder von dem Urmenschen ohne Kultur, noch von irgend einem Mittelwesen zwischen Tier (Affe) und Mensch eine mehr als verdächtige Spur aufgefunden wurde. Und doch sind wir mit den Tieren verwandt — unser ganzer Körperbau beweist es trotz aller Verschiedenheit — wer löst uns das Rätsel? — Wahrlich, wir sind noch nicht über den schönen Gedanken des Verfassers der Genesis hinaus, daß Gott dem ersten Menschen seinen Atem einblies. Denn Gott ist nicht nur ein Geist, sondern der Geist, und von Gott kommt aller Geist; aber nicht durch den Buchstaben schriftlicher Werke, meinen wir, offenbart er sich (wenn auch viele derselben, nicht nur die Bibel, von ihm zeugen), sondern durch die Natur und durch die Geschichte.

Der Entstehung einer Menschheit muß etwas vorausgegangen sein, was noch nicht erforscht ist, das nämlich, was den Menschen zu dem machte, was er ist, zu dem entwickelungsfähigen Wesen, das in allen seinen Verzweigungen hat, was kein Tier hat: aufrechten Gang, Sprache, Zahlensinn, Feuergebrauch, Werkzeuge, Ackerbau, Gewerbe, Kunst, Religion. — Dieses Rätsel ist nicht erklärt durch Darwins Kampf um das Dasein und Zuchtwahl, welche Anstrengungen die Kräfte wohl verbrauchen und aufreiben, nicht aber entwickeln und veredeln können.

Wann, wie und wo entstand nun wohl der Mensch? —

Wann? Durch merkwürdige Berechnungen, die eine großartige mathematische, astronomische, geo- und biologische Gelehrsamkeit verraten, ist Ingenieur Siegmund Wellisch in Wien*) zu dem Resultat gelangt, daß unsere Erde ein Alter von etwas über neun Millionen Jahren habe. Dem Urmenschen, d. h. dem ersten Menschen, dessen körperliche Organisation und Lebensweise derjenigen seiner heutigen Nachkommen ähnlich, aber „nach unseren jetzigen Begriffen immer noch mehr eine tierische, als eine menschliche zu nennen war", da ihm doch noch die artikulierte Sprache fehlte, gibt Wellisch ein Alter von etwas über eine Million Jahre. Sein erstes Auftreten hing von den Verhältnissen der Temperatur der Erdoberfläche ab. Er war da, „als sich die Wärme an der Erdoberfläche bis zur obern, dem menschlichen

*) Das Alter der Welt. Wien, Pest, Leipzig 1899, S. 47 ff. 72 ff.

Organismus nach zuträglichen Temperaturgrenze abgekühlt hatte". Darüber entschied natürlich die Sonne. Das Menschengeschlecht „konnte sich entwickeln, sobald sich infolge der fortschreitenden Abkühlung auf der Erde eine durchschnittliche Temperatur eingestellt hatte, welche um 50° höher war, als die gegenwärtig herrschende". Der Urmensch konnte diese Wärme um so eher ertragen, da er „noch vollständig behaart" war und sich bei großer Hitze in Höhlen oder Schluchten flüchten konnte.

Der Urmensch erschien erst, nachdem die Erdoberfläche im ganzen das gegenwärtige Bild gewonnen hatte, nämlich am Ende der Tertiär- oder am Anfange der Quartärzeit, in der Periode des Mammut und der Höhlenraubtiere.

Als die Temperatur der Erdoberfläche abnahm, zog der Mensch den Höhlen die Wälder vor und wohnte auf Bäumen, was noch heute vorkommt. Damit er aber zur Kultur gelangen konnte, d. h. vorab zur Sprache, zur Fertigung von Werkzeugen, zur Erfindung des Feuers u. s. w., „mußte sich die Sonne bereits so weit abgekühlt haben, daß die von ihr gespendete Wärme den heutigen Verhältnissen annähernd entsprach". Das mutmaßliche Alter des Kulturmenschen schätzt Wellisch auf 66 000 Jahre; das erste Erwachen der Kultur fiel nach ihm zwischen die zweite und dritte Eiszeit.

Wie? Eine sehr wahrscheinliche Meinung, die von Georg Gerland*), geht dahin, daß es die Nahrung war, die den tierähnlichen Urmenschen zum wahren Menschen und damit auch zum kulturfähigen Wesen erhob.

Dazu eigneten sich aber weder die Baumfrüchte noch die Knollenpflanzen, sondern das Getreide, weil es gesellig in großer Menge wächst und in wärmeren Gegenden jährlich mehrere Ernten gestattet. Seine Zubereitung nimmt das Denken in Anspruch, durch das der Mensch vom Kauen zum Zerklopfen und endlich zum Mahlen der Körner vorschritt, das Mehl backen, die Samen säen, das Land pflügen und die Frucht ernten lernte. Fortgesetzte Uebung der Sinne und des Arbeitens führte zum Verlust der vollständigen Behaarung, zur Veredelung der Gestalt, zur Erfindung der Sprache, der Werkzeuge und des Feuers, und dies leitete zur Gründung der Familie, zur Erfassung der moralischen und religiösen Ideen.

Vom Wie zum Wo führt die Frage, ob der Mensch an einem oder mehreren Orten entstand, ob die sog. Menschenrassen einen gemeinsamen oder verschiedenen Ursprung haben? Es ist die Streitfrage zwischen den Monogenisten oder Monophyleten und den Polygenisten oder Polyphyleten.

---

*) Anthropologische Beiträge 1. Bd. Halle 1875, S. 89 ff. 218 ff. Ausführlicher in unserer Allg. Kulturgesch. I, S. 3 ff. besprochen.

Nach unserer und der überhaupt jetzt herrschenden Ansicht verdient die Annahme verschiedener Entstehungsherde der Menschheit keine ernstliche Widerlegung. Für einen einheitlichen Ursprung dagegen sprechen folgende schwerwiegende Gründe:

Alle Menschen haben denselben Körperbau und dieselben Körperteile und stehen sich darin so nahe, daß ihre Verschiedenheiten in Schädelbau, Haarform und Hautfarbe dagegen verschwinden; sie haben dieselbe Art, ihre Sprachen, so verschieden diese unter sich sind, zu äußern, dieselben Grundlagen der Kultur, und auf deren niederen Stufen in allen Teilen der Erdoberfläche auffallend ähnliche Gebräuche der Begrüßung, der Schmerzüberwindung, der Bemalung oder Tätowierung des Körpers, höchst ähnlichen Aberglauben mit Zauberpriestern als Trägern desselben, ähnliche Familiensitten und Stammverfassungen, dabei Unsitten wie Blutrache, Weiberraub, Menschenopfer, Menschenfresserei, dann geheime Gesellschaften von bald nützlichem, bald schädlichem Charakter, Zeitrechnung nach dem Monde, Verbote für unrein gehaltener Speisen und verschiedener Handlungen, Verehrung von Gestirnen, Steinen, Pflanzen und Tieren, und ähnliche Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, sowie ähnliche Märchen, Sagen und Legenden u. s. w.

Es wäre ein viel größeres Wunder, daß Menschenstämme mit so großen Aehnlichkeiten verschiedenen Ursprung hätten, als daß sie, trotz ihrer Rasseneigentümlichkeiten von einer Gegend den Ausgang genommen haben. Menschen verschiedenen Ursprungs müßten mit den höheren Tieren ihrer Heimat näher verwandt sein als mit Menschen fremder Rasse. Auch teilen sich die Rassen in so vielerlei Völker, daß man entweder auch diesen verschiedene Heimatbezirke anweisen könnte, oder genötigt ist, den verschiedenen Rassen, die sich übrigens nirgends scharf trennen lassen, ebenso gut eine Heimat zuzuschreiben als den verschiedenen Völkerstämmen einer Rasse.

Daraus folgt aber keineswegs, daß die Menschheit von einem einzigen Paare stamme (was selbst die Bibel*) nicht behauptet). Ihre Fortpflanzung wäre unter dieser Voraussetzung eine sehr unsichere Sache gewesen. Wahrscheinlicher ist, daß in einer eng begrenzten Gegend eine größere Anzahl von Paaren sich gleichzeitig zu wirklichen Menschen entwickelt haben.

Wo aber lag diese bevorzugte Gegend? — Wenn wir so fragen, müssen wir vorerst absehen von angeblich untergegangenen Ländern, von Inseln, von entlegenen Festlandspitzen, von kalten Regionen, von Wüsten und Steppen, von Hochgebirgen oder deren nächster Umgebung und von allen übrigen Teilen der Erdoberfläche, von welchen die Auswanderung nach den verschiedensten Richtungen schwierig oder unmöglich

*) Wie Genesis IV, 13—17 zeigt.

gewesen wäre. Gewichtige Gründe sprechen für Asien als Wiege der Menschheit, und zwar für eine in der Mitte seines wärmern Teiles gelegene Landschaft, auf welche auch die verschiedenen Getreidearten, denen der Mensch seine Kultur verdankt, als auf ihre Heimat hinweisen. Eine solche Landschaft ist das Pendschab (Fünfstromland) im Nordwesten von Indien. Dort stoßen merkwürdiger Weise die Verbreitungs-Gebiete der drei Hauptgetreidearten, des europäischen Roggens und Weizens, der afrikanischen Durra und des ostasiatischen Reis zusammen, und es befindet sich dort eine uralte Grenzscheide zwischen verschiedenen Menschenrassen und Völkerstämmen*).

II. Verbreitung.

Es ist erstaunlich, wie die noch auf tiefer Kulturstufe stehenden Menschen alle irgendwie, wenn auch nur mit Not, bewohnbaren Ecken und Winkel der Erdoberfläche, die einsamsten Inseln, die in Eis erstarrenden Polar-, wie die in Sonnenglut verschmachtenden Tropengegenden erreichten. Es wäre dies auch unerklärlich, wenn nicht angenommen werden müßte, daß die Wahl des Ortes der Niederlassung meist keine freiwillige war, sondern getroffen werden mußte, weil andere Wandervölker nachdrängten und den Schwächeren, an Kraft oder Zahl, oft keine anderen als unwirtliche Heimstätten mehr übrig blieben. So zeigt sich denn in der That, daß die in der Körper- und Geisteskraft, wie in der Kultur am weitesten zurückgebliebenen Völkerstämme mit denjenigen zusammenfallen, die in die abgelegensten nördlichen und südlichen Erdpunkte der Kontinente verschlagen wurden: sibirische Völker im Norden, Hottentotten und Buschmenschen im Süden der Alten, Eskimos im Norden und Feuerländer im Süden der Neuen Welt. Diese Wohnsitze waren denn auch die Ursache, daß diese abgelegenen und verdrängten Völker — Stiefkinder der Menschheit — auf tiefster Kulturstufe stehen blieben, während die, welche sich in wärmeren Gegenden niederlassen konnten, eine mittlere, jene aber, denen es vergönnt war, herrliche Stromthäler, tief ein- und ausgebuchtete Küsten oder in der Nähe der Kontinente gelegene große Inseln zu besetzen, eine höhere Kulturstufe erreichten**).

Ohne Zweifel haben diese Völkerwanderungen aus Süd-Mittelasien nach allen bewohnbaren Teilen der Erdoberfläche Jahrtausende

*) Gerland a. a. O. S. 131 ff. Allg. Kult.-Gesch. I, S. 9 f.

**) Daß die im großartigen Stromgebiete des mächtigsten Flusses der Erde, des Marañon oder Amazonenstroms lebenden brasilischen Stämme auf ebenso tiefer Kulturstufe blieben wie Feuerländer und Eskimos, erklären wir uns durch ihre Entfernung vom erziehenden Meere und durch allzu große Wärme ihres Gebietes.

in Anspruch genommen. Ohne Zweifel verweilten die Wanderer auf zahllosen Stationen, vielleicht Jahrhunderte lang, bis sie diese Fluren als Nomaden ausgenutzt hatten oder von stärkeren Völkern vertrieben wurden.

Es kann auch nicht fraglich sein, daß auf diesen Wanderungen Klima, Lage und Boden der verschiedenen Rastorte, namentlich aber des zuletzt erreichten und am längsten bewohnten Landes, das hervorgebracht haben, was wir Menschenrassen nennen. Während die Arten aller Tierklassen sich genau und scharf von einander unterscheiden, verschwimmen diese sog. Rassen derart ineinander, daß, so viele Forscher sie auch einzuteilen versuchten, keine zwei dieselbe Anordnung getroffen haben und daß diese Gruppierungen in der Zahl von drei bis gegen hundert Rassen hin und her schwanken. Nirgends ist eine scharfe Scheidewand zu finden, und soweit z. B. der weißeste Europäer und der schwärzeste Neger auseinander stehen, so gibt es doch in Nord- und Mittelafrika zahlreiche Uebergänge zwischen ihnen, die jeder Abgrenzung spotten. Ja, es soll zwischen den ostasiatischen und den amerikanischen Urbewohnern schlechterdings keine durchgreifende Verschiedenheit aufzufinden sein.

Die Verschiedenheiten unter den Menschen bestehen in: Körperhöhe, Schädelform, Haarwuchs, Haut-, Haar- und Augenfarbe, Sprache, Sitten und Fertigkeiten.

Zwischen allen diesen Unterschieden gibt es keinen Zusammenhang. Es gibt schlechterdings keine Völker oder Stämme, die sich in allen oder auch nur in einigen dieser Punkte genau von einander abheben. Dies scheint wohl oft so, aber nur wenn man sehr weit von einander lebende Völker vergleicht, ohne die zwischen ihnen liegenden Uebergänge zu berücksichtigen. Alle die genannten Eigenschaften sind kreuz und quer durcheinander geworfen. Völker, die in der einen derselben, wenn auch nur im wesentlichen, übereinstimmen, entfernen sich in den meisten oder auch in allen übrigen oft sehr weit von einander. Auch ist dies nicht anders möglich; denn alle oder wenigstens mehrere jener Eigenschaften haben verschiedene Ursachen. Die Körperhöhe und Körperstärke hängt von der Nahrung, die Farbe vom Klima, die Kultur von der Lage ab; die Ursachen verschiedener Entwickelung des Schädels und der Sprache sind schlechterdings unbekannt. Verschiedene Schädelformen, lange, kurze, breite, schmale und mittlere, kommen bei denselben Völkern, ja bei den meisten vor. Höher civilisierte Völker, wie z. B. die Tsinesen, haben eine ärmere und unbeholfenere Sprache als die unkultiviertesten Neger und Australier. Unter den arischen Völkern gibt es Blond- und Schwarzhaarige, während die turanischen Finnen blond sind und die Südeuropäer und asiatischen Arier den Semiten ähnlicher sehen als den Nord- und Mitteleuropäern. Negerkinder werden rötlich, australische schmutziggelb geboren; in Amerika werden

die Neger blasser, in Afrika die Europäer dunkler. Auf das Haar wirken Krankheiten, Alter und Rassenmischungen bestimmend ein. Kurz, die sog. Rassen haben so wenig Zuverlässiges, daß wir von ihnen völlig absehen müssen und nur zahllose Uebergänge anerkennen können. Es haben zur Bildung dieser Uebergänge unzählbare Umstände zusammengewirkt, die unmöglich zu kontrolieren sind. Der Gegensatz der Rassen ist nur da auffallend, wo sich solche zusammenfinden, die sich früher sehr ferne waren, namentlich in Amerika, wo sich Europäer, Neger, Indianer und Tsinesen treffen, um dem Dollar Heeresfolge zu leisten. Unser Resultat ist, daß es eine Menschheit und nur zahllose Schattierungen gibt. Wir freuen uns, daß dasselbe zu Gunsten der Menschenliebe und zu Ungunsten aller Freunde der Sklaverei, Unterdrückung und Ausbeutung spricht.

Dazu kommt noch, daß eine fortwährende Vermischung der Völker stattfindet. Ursprünglich waren Völker solche Menschengruppen, die mit einander wanderten und sich mit einander irgendwo niederließen. Bei diesen Vornahmen waren einst alle Völker Naturvölker. Auch die Vorfahren der Kulturvölker waren dies anfänglich. Sie wurden letzteres zu verschiedenen Zeiten durch die schon erwähnte Einwirkung der Gestalt, der Lage und des Klimas ihrer Länder. Auf Stufen geringerer Kultur und bei geringerer Möglichkeit der Annäherung waren die Völker gewiß unvermischter, und das, was wir Rassen nennen, muß reiner vorhanden gewesen sein. Durch die längere Fortdauer der Wanderungen und Kriege aber, die die Völker unter einander geworfen haben, sind die Begriffe der Völker ebenso trügerisch geworden wie die der Rassen. Heute sind Völker im Umkreise höherer Kultur nur noch solche, die aus politischen oder sprachlichen oder wirtschaftlichen Gründen zusammengehören wollen.

Eine andere Frage, als die nach der Art der Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde ist diejenige nach der Art der Verbreitung einzelner Gesamtheiten von Völkern, die verwandte Sprachen reden. Daß solche Völker notwendig auch der Abstammung nach verwandt sein müßten, ist eine durchaus irrige Annahme. Es gibt eine Menge Völker, die eine andere als ihre ursprüngliche Sprache angenommen haben. Meist geschah dies infolge einer Eroberung oder Unterwerfung. Das in der Kultur tiefer stehende Volk nimmt die Sprache des höher kultivierten an, gleichviel, ob dies das siegende oder besiegte ist. Die Mandschus nahmen in Tsina Sprache und Sitten der von ihnen unterworfenen, aber gebildeteren Tsinesen an, die Kelten Galliens, die Iberer Spaniens und die Daker an der Donau die Sprache der Weltmacht Rom, die Germanen der Völkerwanderung in Gallien, Italien und Spanien romanische Sprachen, die Iren und Skoten das Englische ihrer Herren, die Slawen im Osten Germaniens die Sprache der deutschen Eroberer.

So sind denn auch die Angehörigen unseres, des arischen oder indogermanischen Sprachstammes nicht notwendig Verwandte oder gemeinsamer Abstammung. Wie und wo sich dieser Sprachstamm gebildet hat, darüber sind bis jetzt nur Vermutungen möglich.

Zweiter Abschnitt.

Anfänge der materiellen Kultur.

I. Die Nahrung.

Die Jagd und die Fischerei wurden ehedem für die Thätigkeiten der untersten Kulturstufe gehalten. Nennen wir sie die einfachsten Arten menschlicher Beschäftigung, die nur geringste Anstrengung des Denkens erfordern, so werden wir der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Freilich, noch einfacher, aber kaum eine Beschäftigung zu nennen, ist das bloße Pflücken der Früchte, von denen (namentlich verschiedener Palmenarten und des Brotfruchtbaums) viele die Tropen bewohnende Völker bequem leben können.*) Die Kulturstufen hängen nicht mit einer bestimmten Art des Nahrungserwerbs zusammen; dieser richtet sich vielmehr nach den von den Bewohnern erreichbaren Erzeugnissen des Landes und des Wassers. Nachdem die Tropen oder überhaupt die Gegenden müheloser Fruchternten bevölkert waren, mußten die in dieser keinen Raum mehr findenden Wanderer sich nach anderweitiger Nahrung umsehen. Diese fanden sie in anderen Pflanzen, sowie in den Tieren des Landes und Wassers, je nachdem sie sich im Innern oder an den Küsten, beziehungsweise auf Inseln niederließen.

Diese Nahrungsmittel konnten anfangs ohne Jagd oder Fischfang gewonnen werden. Eßbare Pflanzen und Früchte fanden sich auch in der gemäßigten Zone, besonders aber Tiere, auch solche, gegen die sich noch kein verfeinerter Geschmack empörte, so allerlei Insekten und deren Larven, Würmer, Spinnen, Krebse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, was alles und weiteres noch heute gegessen wird. Die Menschen wurden, wenn das leicht Erreichbare ausging, Nebenbuhler der Raubtiere und hierdurch Jäger, am Wasser aber Fischer und an Küsten beides zugleich. Davon zeugen an der Ostsee, besonders in Dänemark, die in die graue Steinzeit fallenden Küchenabfalls-

---

*) Hoernes, Moritz, Die Vorgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Wien 1892, S. 109 ff.

haufen (Kjökkenmöddinger). Sie bestehen aus riesigen Resten der Mahlzeiten jener Strandbewohner und enthalten besonders Austern und andere Muscheln, Reste von Fischen verschiedener Art, Krabben, Schwimmvögeln, Robben u. s. w., aber auch von Landtieren, wie Auerhähnen, Rehen, Hirschen, Hunden, Wölfen, Füchsen, Bären u. s. w. Daß diese Esser keine kulturlosen Wilden waren, davon zeugen bei jenen Abfällen gefundene Topfscherben, Waffen und Werkzeuge, Angelhaken u. a. aus Stein. Man fand solche Berge von Speiseresten auch an allen übrigen europäischen Küsten, wie an solchen Asiens, Afrikas, Nord- und Südamerikas. Diese Gewohnheit war also sehr allgemein und hat ein ehrwürdiges Alter, das für die Reste in Dänemark auf siebentausend Jahre geschätzt wird.

Indessen führte, wie Hoernes richtig sagt, diese rohe Lebensweise zu einem höhern Ziele. Sie machte es dem Menschen möglich, sich an alle Klimate zu gewöhnen. Ja, seine Verbreitung nach kälteren Gegenden hat auf die Kultur den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt, indem sie zum Nachdenken über die Art und Weise des Lebensunterhaltes zwang. Dabei wurde man wählerischer und verlangte nicht nur nach Nahrungs-, sondern auch nach Genußmitteln, die, ohne zum Leben notwendig zu sein, dieses nach Ansicht der Menschen angenehmer gestalteten. Bei dem schon erwähnten Jagen nach Insekten verfiel man auf den Honig der Bienen*), dessen leckerer Geschmack zur Bereitung von Honigkuchen führte. Da zur Stillung des Durstes Wasser und Milch (diese, solange man noch kein Vieh züchtete) nicht immer genügten, fand man schon auf niedrigen Kulturstufen Gefallen an berauschenden Getränken, deren Gärung man bei längerer Aufbewahrung entdeckte und mit einer Befriedigung begrüßte, deren furchtbare spätere Folgen man nicht ahnte. Mit Wollust suchte man Betäubung und Vergessen der Sorgen, hier im Safte von Palmen und verschiedenen Kräutern, dort in dem aus Honig bereiteten Met, dessen Genuß uralt ist und dem Wein hier, dem Bier dort weit voranging. Merkwürdig ist, daß in Amerika vor der Entdeckung berauschende Getränke unbekannt und dafür ein anderes, Europa bis dahin fremdes Betäubungsmittel, der Tabak beliebt war. In der Folge haben beide „Welten“ einander ihre unheiligen Gewohnheiten mitgeteilt.

Wie die Biene den Honig, so lieferten die Vögel dem Menschen ihre Eier. Von der Benutzung der Tiere kam man zu ihrer Zähmung. Es wird nirgends bezweifelt, daß das am frühesten gezähmte Tier der Hund war, den man als Jagdbegleiter schätzen lernte. Es folgten, in verschiedenen Ländern abweichend, in manchen überhaupt nicht, das Schwein, die Ziege, das Schaf, das Rind, im Norden der Alten

*) Lippert, Jul., Die Kulturgesch. in einzelnen Hauptstücken, 1. Abteil., Leipzig und Prag 1885, S. 106 ff.

Welt das Pferd, im Süden der Esel, vereint mit dem Kamel, in Indien der Elefant.

Auf den Beginn des Getreidebaues haben wir bereits (oben S. 15) hingewiesen; er ist in seinen Anfängen unmeßbar alt. Mit einem krummen Stocke von Holz beginnend, geht seine furchenbildende Arbeit zum einfachsten Pfluge ohne Räder und erst spät zu sinnreicheren Vorrichtungen über, und so auch die Mühle vom Reiben zwischen Steinen zum sich drehenden Mühlsteine.

Es fällt uns schwer, vom „lieben Brot“ zu einer Art der Nahrung überzugehen, deren wir uns als Menschen schämen müßten, wenn wir nicht genötigt wären, sie als eine unbewußte Erbschaft aus rohen Zuständen tierischer und demnach hierfür nicht verantwortlicher Vorfahren zu betrachten. Es ist die Menschenfresserei (Anthropophagie)*). Wir finden ihre Spuren bei europäischen Urbewohnern (in belgischen, französischen und anderen Höhlen), bei Schriftstellern des klassischen Altertums (z. B. erzählt sie Herodot von den Skythen), wie bei einer Menge der heutigen Naturvölker, unter denen sie in Nord- und Südamerika, Polynesien und Neuseeland und in Teilen von Westafrika beinahe oder ganz erloschen ist, aber in Australien, Neu-Guinea, Innerafrika und bei den Battak auf Sumatra noch immer vorkommt. Als Beweggründe des Kanibalentums werden angenommen: Hungersnot (diese jedoch nur selten), Aberglauben (um hierdurch den Feind unschädlich zu machen oder auch seine Kraft und Tapferkeit zu erben), Rachsucht, Strafe für Verbrechen und — Feinschmeckerei. An einigen Orten war das Verzehren menschlicher Teile ein Vorrecht der Herrschenden; an manchen wurde oder wird es geheim gehalten; an anderen wieder wurde es aufgegeben, ehe, weit öfter aber seitdem das Christentum dort erschien.

Was am meisten den sich schärfenden Geist des Menschen beurkundete, ist die auf unbekannt gebliebene Weise erzielte Entdeckung oder Erfindung des Feuers — der Hauptunterschied des Menschen vom Tiere! Man hat noch keinen feuerlosen Menschenstamm getroffen. Schon die ältesten Funde menschlichen Treibens zeugen davon, daß man dieses Element in frühester Zeit schon benutzte, die Lebensmittel genießbarer zu machen, Wälder zum Zwecke des Landbaus und der Ansiedelung zu vernichten, Baumstämme zu Booten auszubrennen, wilde Tiere abzuhalten, Waffen zu schärfen u. s. w. In späterer Zeit schritt man zum Brennen von Thongefäßen, zur Beleuchtung mit Kienspänen und zur Verbrennung der Toten fort. Das Kochen begann mit dem Einwerfen glühend gemachter Steine in Geschirre voll Wasser, und erst später lernte man dieses unmittelbar zum Sieden zu bringen.

---

*) Andree, Richard, Die Verbreitung der Anthropophagie. Mit e. Karte. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, 1873.

Ehe man aber das Feuer selbst zu erzeugen verstand, bewahrte man das in der Natur vorgefundene sorgsam auf und trug es von Ort zu Ort. Erzeugt wurde es zuerst durch Reiben mit Holzstücken oder durch Drehen eines Stabes in einer Rinne oder einer Scheibe mit Vertiefung, später durch weniger mühevolle Einrichtungen.

Um den Feuerherd bildete sich die Wohnung, und damit entwickelte sich die Familie.

II. Die Wohnung.

1. Die Wohnungen und Geräte der Lebenden in der Alten Welt.

Weit höher als im Gebiete der Nahrung (hier besonders durch das Feuer) erhebt sich der Mensch über das Tier in der Art zu wohnen. Auch in ihrer rohesten Art, die der Mensch mit dem Tiere gemein hat, in der Höhlenwohnung, richtet er sich irgendwie ein, was das Tier nicht thut. Und dies geschieht auch, wo es keine Höhlen gibt, z. B. in weiten Ebenen (auch in Gebirgen sind sie nicht überall häufig und müssen oft durch überhangende Felsen ersetzt oder künstlich hergestellt werden). In Wäldern bieten die Bäume, teils hohle, teils in ihrem Gezweige ein Obdach. Sowohl in diesem Falle, als im flachen Lande muß der Mensch zu Hütten vorschreiten und damit einen bedeutenden Kulturfortschritt vollziehen. Die einfachste Art der Hütten, die in wenigen Minuten hergestellt sind, besteht in kegelförmig aufgestellten Stangen, die mit Zweigen oder Fellen bedeckt werden. Vorgeschrittener ist die viereckige Hütte aus Baumstämmen, Steinen oder Lehm mit Strohdach.

Immerhin sind die Höhlen die dauerhaftesten Wohnungen und haben daher auch der Erforschung von Urzuständen der Menschheit den meisten Vorschub geleistet. Infolge der letzten Eiszeit zum Schutze gegen die Kälte, wie vorher oder in wärmeren Gegenden gegen die Hitze aufgesucht, haben sie uns die ältesten Werkzeuge, die der Steinzeit, aufbewahrt, die sowohl zur Herstellung von Kleidung dienten, als zur Verfertigung von Waffen, um sich gegen Tiere, die Vorgänger in der Höhlenwohnung, zu verteidigen. Im alten Gallien und dessen Umgebung (Schweiz, Süd- und Westdeutschland bis nach Oesterreich und Belgien) sind die meisten und merkwürdigsten Reste einer ältesten Bevölkerung Westeuropas von unbekannter Rasse gefunden worden, die in der von der Geologie als Diluvium bezeichneten Periode der Erdgeschichte lebte. Den (nach Mortillet) ältesten, auf etwa 200 000 Jahre geschätzten Steinkeilen von Chelles bei Paris*) (an-

*) Hoernes a. a. O. S. 183 ff.

geblich voreiszeitlich und von nackten, wohnungs- und sprachlosen Menschen herrührend) folgen ausgebildetere Geräte, wie Messerklingen, Sägen, Schaber u. s. w. aus Feuerstein, deren Verfertiger bereits in Höhlen seßhaft waren. Es beruht aber in diesen Dingen vieles noch auf Hypothesen. Die Werkzeuge veränderten nach Zeit und Ort ihre Form vielfach und werden nach verschiedenen Fundorten benannt und in Typen geteilt, was wir des nähern der prähistorischen Forschung überlassen müssen.

In der nacheiszeitlichen Periode treten als Zeit- und Landesgenossen des westeuropäischen Urmenschen, wie die vorgefundenen Knochen zeigen, an Stelle des Nashorns, des Mammut und des Höhlenbären edlere Tiere, das Pferd, das Rentier und noch später der Edelhirsch, und in den Geräten macht sich die Wandlung geltend, daß die aus Stein seltener werden und statt ihrer die aus Knochen, Tierzähnen, Muscheln, Horn, Elfenbein auftreten, woraus Speerspitzen, Dolche, Harpunen, Angelhaken, Stäbe, Knöpfe, Glättwerkzeuge u. s. w. gefertigt wurden. Ja, es erscheinen nun auf solchen Geräten Zeichnungen und Schnitzereien von Tier-, seltener von Pflanzenformen, die aber wieder verschwinden. Am seltensten und bezüglich des Alters (wie der Rasse) unsichersten sind die Funde menschlicher Schädel und Gebeine jener Zeiten, die man als die paläolithische oder ältere Steinzeit bezeichnet. Die damals lebenden Menschen beschäftigten sich mit Jagd und Fischfang, kleideten sich in Felle, liebten Putz und Schmuck in Gestalt von Gehängen aus Versteinerungen, Muscheln und Zähnen, führten als Waffen Speere, Bogen und Pfeile, und zeigten sich als Feinschmecker im Genießen des Knochenmarkes und Gehirns erlegter Tiere. Sie sollen sich mit den Rentieren nach Norden zurückgezogen haben (Lappen?).

Mit ihrem Wegzuge hörte jedoch die Bewohnung von Höhlen nicht auf, sondern dauerte bis weit in die geschichtliche Zeit hinein. Indessen folgte der ältern Steinzeit die jüngere, die neolithische Periode*). An die Stelle der geschlagenen treten geglättete Steinwerkzeuge, Pflanzen- und Tierwelt und das Klima sind die heutigen. Mammut und Genossen sind ausgestorben, das Rentier nach Norden, Gemse, Steinbock und Murmeltier in die Hochgebirge gewandert; der Ackerbau tritt auf, ebenso die Töpferei, die Beerdigung der Toten und religiöse Gebräuche. Von einem Uebergange zwischen beiden Zeiträumen ist keine Spur vorhanden oder bekannt. Die jüngere Steinzeit beschränkte sich auch auf keine einzelnen Länder; sie dauerte im alten Europa noch neben der Metallzeit bis zur Zeit der römischen Herrschaft, in Asien und Afrika noch länger, in Oceanien und Amerika bis zur Besitznahme durch die Europäer fort.

*) Hoernes a. a. O. S. 219 ff.

Auch die Höhlen wurden in der jüngern Steinzeit noch immer oder wieder bewohnt, aber in weiterer Ausdehnung als in der ältern Steinzeit*). Man fand solche mit vorgeschichtlichen Resten in fast allen österreichischen Ländern von Mähren bis zum Küstenland, in der Fränkischen Schweiz, Polen u. s. w. Die dortigen Funde sind zahlreicher und in der Kultur weiter geschritten, als die der ältern Zeit. Die damaligen Leute verstanden sich auf Weben und Flechten, Töpferei, Steinglätten, Feldbau, Schnitzereien in Horn und Bein, Verfertigung von Nadeln, Pfriemen, Dolchen, Pfeilspitzen aus Hirschgeweih und falschen Pferderippen, von Messern aus Eberhauern u. s. w. und hielten als Haustiere Rind, Pferd, Schaf und Hund. Der Stein selbst spielte eine untergeordnete Rolle, doch diente er immerhin zu Werkzeugen. Von den Höhlen zu den Hütten leiten über die an vielen Orten, selbst noch heute (z. B. in Rumänien) üblichen überdeckten Grubenwohnungen. Nur solche, aus der Erde emporgehobene, sind eigentlich die lehmverkleideten Hütten. Bilder vorgeschichtlicher Häuser bieten uns die von Dänemark bis Italien gefundenen Hausurnen, d. h. die Gestalt eines primitiven Hauses darbietende Thongefäße zur Bewahrung der Asche verbrannter Leichen**).

Weit charakteristischer für die jüngere Steinzeit als die Höhlen und die verschwundenen Hütten des Festlandes sind aber die Pfahlbauten, die ungefähr in ihrer Mitte auftauchen. Auf Pfählen errichtete Wohnungen finden sich in größter Menge an den Küsten der Inseln Ostasiens und Australiens, wo sie von den Eingebornen auch auf die europäischen Pflanzer übergegangen sind; auch in Afrika und Amerika kommen sie vor, Hippokrates kannte sie in Kolchis, Herodot in Makedonien. Auf Pfählen war die Hauptstadt des Aztekenreiches, Tenochtitlan, sind die Hauptstädte zweier einst zur See höchst mächtiger Republiken, Venedig und Amsterdam gebaut. Die vorgeschichtlichen Pfahlbauten aber wurden zuerst 1854 im Züricherseе und darauf in allen nicht im Hochgebirge liegenden Seen sowie in Mooren der Schweiz, Baierns und Oesterreichs entdeckt. Sie umfassen einen weiten kulturgeschichtlichen Zeitraum und bestätigen die Einteilung, welche die nordischen Forscher der vorgeschichtlichen Zeit gegeben haben, nämlich diejenige in die Stein-, die Bronze- und die Eisenzeit; doch hielten wir es für richtiger, vorab die Stein- und die Metallzeit zu sondern; denn in der letztern läßt sich keine scharfe Grenze zwischen der Verwendung der einzelnen Metalle ziehen.

Die Pfahlbauten waren auf in den Seegrund, in der Nähe der Ufer eingerammten Pfählen mit Querlagen von Holz errichtete, aus unzähligen Hütten bestehende Dörfer. Den Grund ihrer Erbauung

*) Hoernes a. a. O. S. 257 ff.
**) Ebendas. S. 263 ff.

hat man darin zu suchen, daß das Land (Hoernes sagt „ganz Europa“) mit Wald überdeckt war und von Raubtieren wimmelte, gegen die, sowie gegen menschliche Feinde, sich zu sichern, man das beste Mittel sah, sich auf dem Wasser einzurichten. So verband man das Lichten der Wälder an den Ufern mit der Herstellung von Wohnsitzen, deren Stoff dem Walde angehört hatte. Die mit Feuer spitz gebrannten Pfähle staken bis zu 5 Fuß Tiefe im Seeboden. Die runden oder viereckigen Hütten waren aus Holz und Lehm und mit Stroh gedeckt*). Die Zahl der Ansiedelungen eines Sees geht bis auf hundert, die der Pfähle eines Dorfes „über hunderttausend hinaus“. Heute findet man zwar nur noch Reste der Pfähle, aber zwischen ihnen reiche Schätze von Zeugnissen des Lebens und Treibens der Pfahlbauer. Nur im Schussenried (Schwaben) fand man den größten Teil einer Pfahlhütte.

Die Pfahlbauer beschäftigten sich mit Jagd und Fischfang, Viehzucht und etwas Ackerbau, ihre Frauen mit Spinnen und Weben, Backen und Brauen, sowie der Sorge für die Kleidung.

Während der auf 5- bis 7000 Jahre geschätzten Steinzeit der Pfahlbauten erheben sich Steinwerkzeuge und Töpferarbeiten von rohen Anfängen bis zu kunstvollen Arbeiten mit ansprechenden Verzierungen. Die Hauptrolle spielen Steinbeile und Steinhammer, neben denen Werkzeuge aus Holz und Hirschhorn vorkommen.

Unter den verarbeiteten Steinen nehmen während einer mittlern Periode Nephrit, Jadeit und Chloromelanit eine hervorragende Stelle ein — Mineralien, die bisher in Europa nur sehr vereinzelt in rohem Zustande aufgefunden worden sind, so daß ihre reiche Verwendung in den Pfahlbauten noch unaufgehellt ist, bis diese drei Steinarten, die man sonst nur als Produkte Asiens und Neuseelands kannte, einst auch in den Alpen vorgefunden werden**). Am Ende der Pfahlbautensteinzeit verschwinden diese kostbaren Stoffe; dafür aber erscheint zum ersten Male ein Metall, das Kupfer in Gestalt von Beilen.

Die Verwendung der Metalle bildet nach der Entdeckung des Feuers die wichtigste Kulturthat des Menschen ältester Zeit. Sie tritt bei den verschiedenen Völkern zu sehr verschiedenen Zeiten auf, auch was die einzelnen Metalle betrifft***). Die Metallbearbeitung erschien als etwas Geheimnisvolles; die Schmiede wurden, außer und in Europa, teils gefürchtet, teils geehrt, teils verachtet; man sah Zauberer in ihnen; vielfach waren sie Ueberbleibsel einer fremden Rasse, und ihr Handwerk wurde Göttern zugeschrieben†). Kupfer trafen die

*) Hoernes a. a. O. S. 236 ff.

**) Fischer, Dr. Heinr., Ueb. d. Stand der Nephritfrage. Beilage zur Allg. Zeitung 1881 Nr. 33. — Hoernes a. a. O. S. 247 ff.

***) Hoernes a. a. O. S. 310 ff.

†) Andree, Rich., Ethnogr. Parallelen, Leipz. 1878 Bd. I, S. 153 ff.

Europäer als einzig verwendetes Metall bei den Indianern Nordamerikas, als Schmuck und in Werkzeugen, aber ohne daß es geschmolzen wurde. In Afrika wurde es an einigen Orten allein getroffen; an mehreren Orten aber folgte dem Stein gleich das Eisen, auch wird es geschmolzen, und Eisenbeile werden am Kongo mit Kupfer eingelegt.

Europa und Asien mit Nordafrika dagegen sind charakteristisch durch die Erfindung und lange Vorherrschaft der Bronze, einer Mischung von 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn oder Zink. Aber auch sie war nicht ausschließlich im Gebrauche; neben ihr ging noch der Stein her, und neben ihr trat, wenn auch noch selten, das Eisen auf.

Woher und wie die Bronze nach Europa und in die Pfahlbauten kam, ist lange ein Gegenstand bitteren Streites und schöner Phantasiegebilde gewesen. Das Annehmbarste scheint zu sein, daß die aus Mittelasien stammenden Akkader, die Schöpfer der babylonischen Kultur, die Bronzemischung erfanden*), und daß sie von dort aus durch das nördliche Kleinasien nach Nord- und Mittel-Europa gelangte, wovon die Sage vom goldenen Vließ eine Erinnerung enthalten mag, über Syrien aber nach Südeuropa und von hier aus ebenfalls nach der Mitte unsers Erdteils, wo sich beide Strömungen vereinigten.

Es war, wie man glaubt, um das Jahr 1500 vor Chr., als die Bronze in Mitteleuropa und damit auch in den Pfahlbauten Eingang fand, allerdings nicht plötzlich, sondern allmählich. Ihr Gebiet erstreckt sich über die Schweiz, Oesterreich, Ungarn, Teile Norddeutschlands, die britischen Inseln und Skandinavien; ihre Dauer aber war in diesen Ländern eine abweichende, je nachdem das Eisen aus dem Süden in dieselben früher oder später eindrang. Nur gering war ihre Entwickelung in Oberitalien, Frankreich und Spanien. Charakteristische Bronzegegenstände der Schweizer Pfahlbauten (und anderer Gegenden) sind: Beile mit Randleisten, Dolche mit dreieckiger Klinge, Schwerter, Sicheln, Nadeln. Später folgen Beile mit Schaftlappen, Hohlbeile oder Kelte, fein geschwungene Messer, blattförmige Dolche, Schwerter mit vollem Bronzegriff und solche mit bloßer Zunge, die in einem Griffe von weicherm Stoffe stak, Pfeile und Lanzenspitzen, Schmucknadeln, Armbänder, reich verzierte Töpferware u. s. w. Die Skelette der Bewohner sind wohlgebildet und verraten schöne Körperformen. Die Pfahlbauten der Schweiz sind meist durch Feuer zu Grunde gegangen, und zwar im Osten, der weniger Metall hat, zum Teile schon in der Steinzeit. Eine reichere und wohl die längste (tausendjährige) Entwickelung hatte die Bronzekultur in Skandinavien, und zwar ohne Pfahlbauten. Die dortigen vorgeschichtlichen Schätze

---

*) Hoernes a. a. O. S. 355 ff.

verdankt man vorwiegend Moorfunden und Grabstätten. Sie scheinen aus der Gegend zwischen der Schweiz und Ungarn nach dem Norden gekommen zu sein; eine höhere Stufe der Ausbildung erreichen sie dort, weil an den Orten des Ausgangs die Bronze früher verdrängt wurde als dort.

In Irland fand man eine den Pfahlbauten verwandte Erscheinung, die Crannoges, „künstliche, mittels Pfählen und Steinen hergestellte Inseln in Landseen“, die bis in das sogenannte Mittelalter erhalten blieben, daher ihre massenhaften Fundgegenstände von ungewissem Alter sind. In Oberitalien entsprachen den Pfahlbauten die Terramaren der Lombardei und Emilia, „Dörfer und Weiler an Flüssen oder Bächen, von oblongem, nach den vier Himmelsgegenden orientiertem Grundriß, befestigt durch Graben und Erdwall, oft auch durch Pallisaden“, mit Hütten aus Reisig und Stroh auf einem Pfahlrost, „der aus Ulmenpfählen, einer Balkenlage und einer mit Sand oder Erde überschichteten Bohlendecke bestand“. Ihre Funde sind aber geringer als in den Pfahlbauten; sie erlebten die Eisenzeit nicht. Ihre Toten verbrannten die Bewohner der Terramaren; es waren die Italiker, denen später die Römer entstammten.

Die Kultur des Eisens verbreitete sich aus Südfrankreich und Südösterreich, zwei durch die Nähe von großen Buchten des Mittelmeers begünstigten Gegenden, nach den nördlicher liegenden Ländern. Es waren zugleich eisenreiche Gegenden und Handelsplätze, im Westen für das britannische Zinn, im Osten für den baltischen Bernstein*). Es werden zwei Blütezeiten dieser Kulturperiode unterschieden, die man nach zwei hauptsächlichen Fundorten benennt. Die erste derselben ist die Hallstattkultur, benannt nach den reichen Gräberfunden bei Hallstatt im österreichischen Salzkammergute**). Sie werden dem Volksstamme der Illyrier zugeschrieben. Ihre Kultur ist über die Balkanhalbinsel, Italien und Oesterreich verbreitet, mit Verzweigungen nach Norddeutschland, Frankreich, Spanien u. s. w. Nehmen wir als Beispiel dieser Kultur das ihr den Namen gebende Hallstatt, das Hoernes als „einen heute noch unerreichbaren und unvergleichlichen“ Fundort bezeichnet***). Die Fundstätte ist ein altes Gräberfeld auf dem den Ort an seinem See hoch und steil überragenden Salzberge. Sie lieferte aus ihren über tausend Gräbern (zur kleinern Hälfte Brand-, zur größern Skelettgräber) prachtvolle Bronzegegenstände: Eimer, Urnen, Schüsseln, Aexte, Fibeln, Schwerter, diese aber überwiegend von Eisen, dann auch Gold-, Bernstein- und Glasschmuck, sowie Tongefäße. Nach den Skeletten zu schließen, waren die Bewohner eine mittelgroße, kräftige und gutgebaute Rasse und lebten wohl bis etwa 500 vor Chr. dort.

*) Hoernes a. a. O. S. 361.
**) Ebendas. S. 520 ff.
***) Ebendas. S. 616 ff.

Die zweite Blüteperiode der vorgeschichtlichen Eisenzeit wird nach dem „pfahlbauartigen Inselkastell“ am Nordende des Neuenburgersees La Tène, d. h. Untiefe genannt, wahrscheinlich einem Beobachtungsposten und Kampfplatze*). Der Ort lieferte eine Menge Eisenwaffen, besonders Schwerter mit Blechscheiden, Werkzeuge, Schmuck und feine Tongeschirre. Schwert- und Säbelformen sind besonders charakteristisch. Die Besatzung scheint aus Kelten bestanden zu haben, die der geschichtlichen Zeit schon nahe standen und deren Kultur über Massalia (Marseille) auf das Mittelmeer und die Phöniker weisen soll. Der Typus La Tène ist über Frankreich verbreitet; er greift auch nach Deutschland, Schweden, Böhmen, Ungarn, Istrien und den britischen Inseln über, also auch zu Germanen, und reicht in drei Entwickelungsperioden bis dicht vor die römische Herrschaft.

Die Pfahlbauten sind die ältesten bekannten Dörfer. Der Trieb der Geselligkeit ist aber der Menschheit so sehr angeboren, daß um einen Punkt angesammelte Wohnungen, die wir als Dörfer bezeichnen, in den verschiedensten Gegenden der Erde entstanden sind, ohne daß ihre Gründer etwas von einander zu wissen brauchten. Den Anfang des Dorfes zeigt gewissermaßen das langgestreckte Haus der Dajaks auf Borneo und anderer ostasiatischer und oceanischer Völker. Die Häuser sind aneinander gebaut; jedes hat zwar seine eigene Thür; aber die Dächer sind durch Brücken oder eine Galerie verbunden, die als Straße dient. Die Kraale der Kaffern und Hottentotten, die Pahs der Maoris in Neu-Seeland und die Auls der Tscherkessen sind durch einen sie umgebenden Zaun, eine Pallisade oder Mauer befestigt und daher bereits Vorbilder von Städten. Diese aber gehören höheren Kulturstufen an.

2. Die Wohnungen der Toten in der Alten Welt.

Auch das Grab ist eine Wohnung zu nennen, ganz besonders im Sinne tieferer Kulturstufen, auf denen die Menschen den Toten wie einen Lebenden betrachten und behandeln und ihm alle Lebensbedürfnisse mitgeben, deren der Lebende bedurfte, als ob es der tote Körper wäre, den man in das Jenseits reisen ließ. Eine immaterielle Vorstellung von der Seele ist diesen Stufen fremd.

Die Austernesser der Küchenabfallshaufen bestatteten ihre Toten da, wo sie ihre Mahlzeiten hielten, die Pfahlbauer am Ufer ihrer Seen in der Nähe ihrer Dörfer in steinernen Grabkammern und gaben ihnen Waffen und Schmuck mit. Sehr üblich war die Bestattung in Höhlen, wohl meist dann, als diese nicht mehr bewohnt wurden. Die südfranzösischen Höhlen sind reich an Skeletten, aber arm an Mit-

*) Hoernes S. 636 ff.

gaben, und in denselben finden sich auch Knochen der ausgestorbenen Höhlentiere, die der Menschen Vorgänger gewesen waren*). Die Leichen lagen in den Höhlen offen, ohne in den Boden eingegraben zu sein, und stammen von verschiedenen Schädelrassen, daher auch wohl aus verschiedenen Zeiten. Aehnlich sind die Verhältnisse der großen Höhle von Aggtelek in Ungarn, die auch in der Metallzeit wieder bewohnt wurde. Es sind auch künstliche Grabgrotten entdeckt worden, so in Frankreich im Gebiete der Marne u. a., in welche ein Gang führt und in denen die Leichen übereinander geschichtet lagen, dabei Waffen, so daß an eine Bestattung gefallener Krieger zu denken nahe liegt. Seltener als ganze bestattete Skelette findet man aus neolithischer Zeit die Asche verbrannter Toten, selten in Urnen. An den Wänden einiger dieser Grabkammern befinden sich Reliefskulpturen, die roh angedeutete Personen und Steinwaffen darstellen. Höchst merkwürdig ist, daß viele Schädel dieser Fundstätten Spuren einer Trepanation (Schädeloperation) zeigen (die sowohl an lebenden als an toten Menschen, an jenen, wie man meint, zum Zwecke der Heilung von Kopf- oder Gehirnkrankheiten, vorgenommen wurden, damit der den Leidenden besitzende Geist ausfliegen könne; die herausgeschnittenen Stücke galten als Talismane gegen Krankheiten, und es wurden am Toten noch weitere entfernt, so gesucht waren sie)**). Es finden sich ferner Wirbelknochen, in welche Pfeilspitzen aus Feuerstein eingedrungen sind, die also von mörderischen Kämpfen zeugen.

Wir finden weiter aus genannter Periode Gräber aus zusammengestellten Steinblöcken oder Steinplatten, bestehend aus aufrecht stehenden Blöcken und einer darüber gelegten Platte, die Zwischenräume mit kleineren Steinen ausgefüllt und Erde darüber gehäuft, bis die Steine unter dem Hügel verschwanden. Die Verkleidung aber fiel oft der Zeit und den Elementen zum Opfer, und die Steine wurden bloßgelegt. Es sind dies die bekannten Dolmen, die in Europa, Westasien, Indien und Nordafrika eine weite, aber unregelmäßige Verbreitung haben. Hier und da sind die Platten mit ausgehauenen Verzierungen versehen. Die Grabkammer darunter hat verschiedene Formen, runde und eckige. Aehnlich, aber kolossaler sind die mit einer Eingangsgalerie versehenen Ganggräber Skandinaviens. Den Leichen dieser Grabstätten sind Steinwerkzeuge und Tongefäße mitgegeben. In Holland und Westdeutschland sind die Hünenbetten oder Riesengräber von ähnlicher Form häufig. Die Leichen der Dolmen und der ihnen entsprechenden Grabkammern sind sämtlich unverbrannt beigesetzt und gehören verschiedenen Rassen an, also nicht einem einheitlichen Wandervolke, wie geglaubt worden ist.

---

*) Hoernes a. a. O. S. 290 ff.

**) Joly, N., Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880, S. 102 ff., 404 ff.

Eine ähnliche Verbreitung wie die Dolmen und ihre Verwandten haben einige andere Arten megalithischer Denkmäler der jüngern Steinzeit *). Es finden sich in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich sogenannte Opfer- oder Schalensteine, erratische Blöcke mit vertiefter Oberfläche, die man als ehemaligen Menschen- oder Tieropfern dienend betrachtet. Andere aufrechtstehende Steine, die sogenannten Menhirs, besitzt die Bretagne in großer Zahl, oft in mehrfachen Reihen, so ihrer an elftausend auf dem Felde von Karnak. Einige vereinzelte Menhirs messen bis gegen 20 Meter Höhe. Es mögen Denksteine zur Erinnerung an Ereignisse oder auch Gegenstände vielfach verbreiteter Steinverehrung sein. Ihr Kult wurde im frühen Mittelalter wiederholt verboten.

Wahrscheinlich ähnliche Zwecke, aber eine andere Anordnung haben die Kromlechs, die, wie das berühmte Stonehenge bei Salisbury in England, aus in Kreisen aufgestellten Menhirs bestehen, die ein Graben umgab. Man kann vielleicht der Wahrheit nahe kommen, wenn man diese Kolosse für Ruinen eines Tempels hält. Ein noch umfangreicheres Bauwerk dieser Art befindet sich bei Abury in Wiltshire. Einfachere Kromlechs, aus nur einem Kreise, besitzen England und Frankreich vielfach, aber auch Deutschland und Skandinavien. Oft sind sie, wie auch die größeren, von Gräbern (Dolmen) umgeben oder schließen selbst solche ein.

Auf die Bestattung der Leichen zwischen Steinen folgt diejenige in der Erde. Aber sowohl in Grabhöhlen, als Dolmen und Hünenbetten und in bloßer Erde findet man die Toten vielfach in hockender Stellung oder auf der Seite liegend, wahrscheinlich zum Zwecke der Raumersparnis.

Noch in der älteren Bronzezeit sind die Leichen ohne Verbrennung bestattet, und zwar in einer aus Steinplatten gebildeten Kiste, über welcher der Grabhügel errichtet wurde **). In Jütland vertreten Baumsärge die Stelle der Steinkisten. Mit der Zeit werden die letzteren kleiner und beherbergen nur noch einen Toten, statt wie früher mehrere. Nachdem vollends in der späteren Bronzezeit die Leichenverbrennung eingeführt worden, „schrumpfen sie zu fußlangen Quadraten zusammen oder verschwinden ganz, indem eine Tonurne, anfangs in der Steinkiste, später ohne diese, die Asche aufnimmt, wenn nicht diese, am Ende der Bronzezeit, einfach beerdigt und mit einem Steine bedeckt wird.“ Damit geht stets Verminderung der Mitgaben Hand in Hand. Der Erd- oder Steinhügel aber wird fortdauernd über dem Grabe oder den Gräbern aufgeschüttet, und zwar mit Vorliebe auf einer Höhe, die eine freie Aussicht darbietet.

---

*) Hoernes a. a. O. S. 97 ff.; Joly a. a. O. S. 174 ff.
**) Ebendas. S. 398.

gaben, und in denselben finden sich auch Knochen der ausgestorbenen Höhlentiere, die der Menschen Vorgänger gewesen waren*). Die Leichen lagen in den Höhlen offen, ohne in den Boden eingegraben zu sein, und stammen von verschiedenen Schädelrassen, daher auch wohl aus verschiedenen Zeiten. Aehnlich sind die Verhältnisse der großen Höhle von Aggtelek in Ungarn, die auch in der Metallzeit wieder bewohnt wurde. Es sind auch künstliche Grabgrotten entdeckt worden, so in Frankreich im Gebiete der Marne u. a., in welche ein Gang führt und in denen die Leichen übereinander geschichtet lagen, dabei Waffen, so daß an eine Bestattung gefallener Krieger zu denken nahe liegt. Seltener als ganze bestattete Skelette findet man aus neolithischer Zeit die Asche verbrannter Toten, selten in Urnen. An den Wänden einiger dieser Grabkammern befinden sich Reliefskulpturen, die roh angedeutete Personen und Steinwaffen darstellen. Höchst merkwürdig ist, daß viele Schädel dieser Fundstätten Spuren einer Trepanation (Schädeloperation) zeigen (die sowohl an lebenden als an toten Menschen, an jenen, wie man meint, zum Zwecke der Heilung von Kopf- oder Gehirnkrankheiten, vorgenommen wurden, damit der den Leidenden besitzende Geist ausfliegen könne; die herausgeschnittenen Stücke galten als Talismane gegen Krankheiten, und es wurden am Toten noch weitere entfernt, so gesucht waren sie)**). Es finden sich ferner Wirbelknochen, in welche Pfeilspitzen aus Feuerstein eingedrungen sind, die also von mörderischen Kämpfen zeugen.

Wir finden weiter aus genannter Periode Gräber aus zusammengestellten Steinblöcken oder Steinplatten, bestehend aus aufrecht stehenden Blöcken und einer darüber gelegten Platte, die Zwischenräume mit kleineren Steinen ausgefüllt und Erde darüber gehäuft, bis die Steine unter dem Hügel verschwanden. Die Verkleidung aber fiel oft der Zeit und den Elementen zum Opfer, und die Steine wurden bloßgelegt. Es sind dies die bekannten Dolmen, die in Europa, Westasien, Indien und Nordafrika eine weite, aber unregelmäßige Verbreitung haben. Hier und da sind die Platten mit ausgehauenen Verzierungen versehen. Die Grabkammer darunter hat verschiedene Formen, runde und eckige. Aehnlich, aber kolossaler sind die mit einer Eingangsgalerie versehenen Ganggräber Skandinaviens. Den Leichen dieser Grabstätten sind Steinwerkzeuge und Tongefäße mitgegeben. In Holland und Westdeutschland sind die Hünenbetten oder Riesengräber von ähnlicher Form häufig. Die Leichen der Dolmen und der ihnen entsprechenden Grabkammern sind sämtlich unverbrannt beigesetzt und gehören verschiedenen Rassen an, also nicht einem einheitlichen Wandervolke, wie geglaubt worden ist.

*) Hoernes a. a. O. S. 290 ff.

**) Joly, N., Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880, S. 102 ff., 404 ff.

Eine ähnliche Verbreitung wie die Dolmen und ihre Verwandten haben einige andere Arten megalithischer Denkmäler der jüngern Steinzeit *). Es finden sich in Deutschland, Skandinavien, England und Frankreich sogenannte Opfer- oder Schalensteine, erratische Blöcke mit vertiefter Oberfläche, die man als ehemaligen Menschen- oder Tieropfern dienend betrachtet. Andere aufrechtstehende Steine, die sogenannten Menhirs, besitzt die Bretagne in großer Zahl, oft in mehrfachen Reihen, so ihrer an elftausend auf dem Felde von Karnak. Einige vereinzelte Menhirs messen bis gegen 20 Meter Höhe. Es mögen Denksteine zur Erinnerung an Ereignisse oder auch Gegenstände vielfach verbreiteter Steinverehrung sein. Ihr Kult wurde im frühen Mittelalter wiederholt verboten.

Wahrscheinlich ähnliche Zwecke, aber eine andere Anordnung haben die Kromlechs, die, wie das berühmte Stonehenge bei Salisbury in England, aus in Kreisen aufgestellten Menhirs bestehen, die ein Graben umgab. Man kann vielleicht der Wahrheit nahe kommen, wenn man diese Kolosse für Ruinen eines Tempels hält. Ein noch umfangreicheres Bauwerk dieser Art befindet sich bei Abury in Wiltshire. Einfachere Kromlechs, aus nur einem Kreise, besitzen England und Frankreich vielfach, aber auch Deutschland und Skandinavien. Oft sind sie, wie auch die größeren, von Gräbern (Dolmen) umgeben oder schließen selbst solche ein.

Auf die Bestattung der Leichen zwischen Steinen folgt diejenige in der Erde. Aber sowohl in Grabhöhlen, als Dolmen und Hünenbetten und in bloßer Erde findet man die Toten vielfach in hockender Stellung oder auf der Seite liegend, wahrscheinlich zum Zwecke der Raumersparnis.

Noch in der älteren Bronzezeit sind die Leichen ohne Verbrennung bestattet, und zwar in einer aus Steinplatten gebildeten Kiste, über welcher der Grabhügel errichtet wurde **). In Jütland vertreten Baumsärge die Stelle der Steinkisten. Mit der Zeit werden die letzteren kleiner und beherbergen nur noch einen Toten, statt wie früher mehrere. Nachdem vollends in der späteren Bronzezeit die Leichenverbrennung eingeführt worden, „schrumpfen sie zu fußlangen Quadraten zusammen oder verschwinden ganz, indem eine Tonurne, anfangs in der Steinkiste, später ohne diese, die Asche aufnimmt, wenn nicht diese, am Ende der Bronzezeit, einfach beerdigt und mit einem Steine bedeckt wird.“ Damit geht stets Verminderung der Mitgaben Hand in Hand. Der Erd- oder Steinhügel aber wird fortdauernd über dem Grabe oder den Gräbern aufgeschüttet, und zwar mit Vorliebe auf einer Höhe, die eine freie Aussicht darbietet.

---

*) Hoernes a. a. O. S. 97 ff.; Joly a. a. O. S. 174 ff.
**) Ebendas. S. 398.

3. Die Wohnungen in der Neuen Welt.

Auch in Amerika sind in großer Menge vorgeschichtliche Funde gemacht worden, die im ganzen denjenigen in Europa und Umgebung entsprechen. In Kalifornien lebte der Werkzeuge verfertigende Mensch schon zur Zeit des Mastodonten, und am Delaware sind roh zugehauene Feuersteinstücke und Spuren von Pfahlbauten gefunden worden*). Auch weit im Süden, in Argentinien, fand man Knochen von Menschen mit Steinwerkzeugen neben Resten des Riesenfaultiers und anderer vorweltlicher Bestien. Aehnlich in Brasilien. Muschelhügel (Kjökkenmöddinger) mit Millionen von Stücken nebst zerschlagenen Menschen- (!) und Tierknochen sind in allen Teilen Amerikas vom Norden bis zum Süden entdeckt worden, in Ausdehnungen bis zu 600 Meter. Sie enthalten oft Gräber ihrer Urheber mit steinernen Waffen und Werkzeugen aller Art. Auch alte Kochplätze mit Steinwerkzeugen und Topfscherben finden sich in Nord- und Südamerika. Die Wohnungen dieser Urmenschen der sogenannten Neuen Welt sind verschwunden; es waren wohl leichte Zelte und Hütten.

Merkwürdiger und Amerika eigentümlich sind die sogenannten Mounds, vorzüglich im Mississippi- und Ohio-Gebiete — Erdwerke und Steinhaufen von verschiedenen Formen (Pyramiden, Obelisken und Hügeln) und Größen, bis zu 90 Meter hoch, wohl gegen hunderttausend an der Zahl. Sie sollen als Grab- und Opferhügel, Tempelstätten, Beobachtungs- oder Verteidigungswerke gedient haben. Oft sind sie gut befestigt, oft enthalten sie Kammern mit Töpferarbeiten oder Waffen, auch Altären und Steinsärgen mit Skeletten, selbst ganze Friedhöfe. Das Seltsamste aber bieten jene Mounds, deren Plan die Gestalt eines Tieres oder Menschen darstellt. Sie können mit dem Totemismus der Indianer zusammenhängen oder von alter Tierverehrung zeugen. Auch die in den Mounds gefundenen, vielfach bemalten und mit Zeichnungen geschmückten Geschirre haben oft Menschen- oder Tiergestalt oder solche von Früchten. Tabakpfeifen aus verschiedenem Mineral ahmen ebenfalls Tiere, selbst längst ausgestorbene (Mastodon), sowie menschliche Gestalten nach. Schmucksachen aus Kupfer und Silber wurden vielfach gefunden, ferner Waffen sowohl aus Stein, als aus ungeschmolzenem Kupfer; alte Bergwerke dieses Metalls sind seit 1848 in Nordamerika entdeckt worden. Die Moundbuilders trieben Ackerbau und Handel, denn sie besaßen Gegenstände aus Mineralien, die in ihrem Umkreise nicht vorkommen. Daß sie die Vorfahren der jetzigen Indianer waren, kann nicht zweifelhaft sein. Sagen der letzteren deuten auch darauf hin.

Es gab aber außer diesen seßhaften Leuten auch Nomaden-, Jäger- und Räuberstämme. Um sich gegen solche zu sichern, wurden im Westen

*) Cronau, Rudolf, Amerika, die Geschichte seiner Entdeckung u. s. w. Leipzig 1892, I, S. 22 ff.

der Union, im ehemals nordmexikanischen Gebiete, befestigte Plätze errichtet. Jenes gebirgige unfruchtbare Hochland, das von steilen und tiefen Schluchten (Cañons) durchzogen ist, enthält eine Menge von Ansiedelungen, die teils in die Wände der Schluchten hineingebaut, teils in breiteren Thälern ausgedehnt sind. Primitiver sind die ersteren, die den europäischen Höhlen entsprechen, Cliff houses oder Cave dwellings genannt. Sie befinden sich an den Felswänden, in Nischen, Klüften oder Höhlen, in schwindelnder Höhe in 2 bis 5 Reihen übereinander, nur durch verborgene Pfade erreichbar. Die natürlichen Höhlen sind erweitert, durch Mauern mit Fenster- und Thüröffnungen geschlossen und mit Mörtel bekleidet, und bilden untereinander eine Art von Dörfern, die auch Viehställe umfassen. Man fand darin Tongefäße von weit vorgeschrittenerer Arbeit als jene der Mounds, bemalt mit Tier- und Menschengestalten und Verzierungen. Auf dem Gipfel mancher Felswände befinden sich Reste von Warttürmen. Die Verbindung mit diesen und der Häuser unter sich wurde durch Leitern hergestellt. Pfeilspitzen von Feuerstein zeugen von Kämpfen um diese Schwalbennester.

Offenbar einer etwas höheren Kulturstufe, wenn auch demselben Volke wie die Klippenleute, gehörten die Bewohner der sogenannten Pueblos an, „ungeheurer kasernenartiger Städte aus Stein“ in den breiteren Thälern jener Gegenden. Diese Wohnsitze waren in mehreren konzentrischen Halbkreisen amphitheatralisch über- und aneinander gebaut, meist aber in Vierecken angelegt und enthielten außer den einzelnen Wohnungen runde Räume (Estufas), die wohl gemeinsamen Versammlungen zu sozialen oder religiösen Zwecken dienten. Das halbrunde Pueblo Bonito am Rio Chaco mag in über 600 Räumen 3000 Bewohner beherbergt haben. Da Treppen fehlen, müssen auch hier Leitern zur Verbindung der Wohnungen gedient haben. Die Außenräume sind so steil, daß die ganze Anlage eine Festung bildete.

Die Bewohner der Cliff dwellings und der Pueblos besaßen, was die Mound-builders nicht hatten, eine Bilderschrift. Wahrscheinlich sind sie, einem alten Drange der Menschheit nach wärmeren und wasserreicheren Gegenden folgend oder von anderen Völkern verdrängt, nach Süden ausgewandert, ihre Heimstätten dem Zahne der Zeit überlassend. Aehnliche Felsennester wie in Arizona und Neu-Mexiko finden sich im altmexikanischen Chihuahua und sind noch heute bewohnt; ihre Zahl wird bis auf zehntausend Seelen geschätzt, und heute noch sind sie unzugänglich, huldigen der Sonne und führen Steinäxte, Bogen und Pfeile. Sie sind aber wohl nicht die alleinigen Nachkommen der Klippen- und Pueblos-Bewohner; denn es sprechen Sagen und andere Anzeichen dafür, daß die alten Kulturvölker des mexikanischen Landes zum Teil jenen Höhlenleuten und Festungsinsassen nicht fremd sein dürften.

III. Die Kleidung.

1. Der Schmuck.

Es dürfte auffallend erscheinen, das Kapitel von der Kleidung mit dem Schmucke zu beginnen. Aber der Schmuck ist auch Kleidung, er „kleidet“ mehr oder weniger. Dann ist er auch älter als die Kleidung aus fremden Stoffen, die den Körper mehr oder weniger bedeckt. Viele Naturvölker, die ganz oder fast ganz nackt gehen, schmücken sich doch. Und dies scheint auch bei den vorgeschichtlichen Ureinwohnern Europas der Fall gewesen zu sein, ehe sie wirkliche Kleidung trugen.

Der einfachste Schmuck ist die Schönheit des Körpers, für die der Mensch nichts kann, die er aber durch Wahl des Wohnsitzes (gemäßigtes Klima), Reinlichkeit, Mäßigkeit u. a. zu befördern vermag. In allzu heißen und allzu kalten Gegenden werden die Menschen häßlich; sie werden es auch durch Unreinlichkeit, Unmäßigkeit, Uebervölkerung und hartes Arbeiten. Die Reinlichkeit ist besonders wichtig; manche Naturvölker dunkler Rasse, die am Meere wohnen, baden fleißig darin und haben prächtige Gestalten.

Der Schmuck hat verschiedene Abstufungen. Nach der Körperschönheit kommt derjenige, der durch besondere Veranstaltungen bewirkt wird. Dahin gehört die Pflege des Haares und Bartes. Bei den Naturvölkern verlegen auch auf das Kopfhaar die Männer mehr Mühe als die Frauen. Die Neger in Afrika, besonders die Bantuvölker, geben ihrem Kopfhaar phantastische Formen von Mützen, Hüten, Hörnern, Federbüschen, Zöpfen u. s. w. oder scheren es auch ganz. Den Bart, dessen sich die meisten Naturvölker nicht rühmen können, flechten die westafrikanischen Fan in zwei Zöpfe. Die Papuas auf Neuguinea und den Fidschi-Inseln gefallen sich in der Züchtung ungeheurer Gebüsche oder Haarwälder, auch in Form von Helmen. Südamerikanische Stämme lieben eine Tonsur, nordamerikanische einen Scheitelschopf.

Ueber das Material, das der Körper selbst bietet, gehen jene Völker hinaus, die sich an verschiedenen Teilen, oft am ganzen Leibe, bemalen oder tätowieren. Die höchste Kunstfertigkeit haben im letztern die polynesischen Inselbewohner erlangt, deren Zeichnungen oft wahre Prachtstücke sind und symbolischen oder religiösen Zweck haben. Erweckt schon dunkle Hautfarbe an sich bei uns Weißen den Eindruck einer Kleidung, so erhöht diesen die Tätowierung noch in bedeutendem Grade. Aber auch unter Kleidern haben Atavismus und Nachäffungssucht diese Art von Schmuck, freilich vorzugsweise bei Menschen niederer Moralität oder Bildung, selbst unter die Kulturvölker Europas verpflanzt.

Nach der Ansicht der Leute, die ihn üben, ist auch das ein Schmuck, daß unter Naturvölkern absichtlich Narben in den Leib geschnitten oder gerissen, Zähne ausgefeilt, bemalt oder ausgeschlagen, Pflöcke in Lippen und Ohrlappen, Ringe in die Nasenwand gesteckt, in China die Damenfüße zu Klumpen gepreßt, bei Indianern Schädel von Kindheit an flach gedrückt und noch weitere abscheuliche Entstellungen vorgenommen werden.

Ohne Zweifel waren alle diese Schmuckarten oder einzelne derselben auch bei unseren Vorfahren der Steinzeit und vielleicht noch später üblich; wir können dies nicht bestimmt wissen; wohl aber kennen wir den Schmuck, den sie, aus fremden Körpern bereitet, an sich und um sich hängten. Höhlenbewohner und Pfahlbauleute fertigten Halsketten aus durchbohrten Versteinerungen, Muscheln, Knochen, Tierzähnen. In der Bronze- und Eisenzeit verfeinerte sich der Geschmack, und die Fibeln (Broschen) aus jenen Perioden, besonders die mit Spiralwindungen (La Tène-Kultur) sind wirklich schön. Dazu kamen Diademe, Hals-, Arm-, Fuß- und Fingerringe, Kämme, Haar- und Gewand-Nadeln, Armbänder, Knöpfe aus Bronze und Gold; in den Gräbern von Hallstatt fand man Bronze- und Goldgürtel, Ringe und Spangen aus Metallen, Glas, Gagat und Horn, Halsketten aus Bernstein, Glasperlen u. s. w.

Nicht so vollendet, aber von ähnlicher Art und mit oder ohne Geschmack ist der Schmuck gefertigt, mit dem sich auch die meisten noch lebenden Naturvölker, namentlich in Ketten um den Hals, Ohrgehängen, Arm- und Beinverzierungen u. s. w. schön zu machen glauben, wozu noch allerlei läppischer Tand kommt, den sie sich von Vertretern der Kulturvölker aufschwatzen lassen oder auch mit Eifer selbst begehren.

2. Die eigentliche Kleidung.

Daß es Völker gebe, „denen die Bekleidung unbekannt sei“, will Ratzel*) nur als Ausnahmen anerkennen, die unter bestimmten Bedingungen entstanden. Waren die Menschen ursprünglich behaart, so trugen sie sicher keine Kleidung, bis sich die Haare an den meisten Teilen verloren. Ursprünglich war die einfachste Art von Kleidung wohl auch ein Schmuck. In kälteren Gegenden wurde sie ein Schutzmittel; in wärmeren oder sehr warmen erst nicht notwendig, kann sie, so geringen Umfangs sie auch war, ihren Ursprung nur in der mit sittlichen Ideen aufkeimenden Schamhaftigkeit gehabt haben. Das ist aber nicht allgemein der Fall gewesen. Noch gibt es Völker, die keinen Begriff von Scham haben, selbst da nicht, wo sie sich der Kälte wegen

---

*) Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. Bd. I, S. 87.

bekleiden; denn in ihren überheizten Hütten werfen die Eskimos alles weg, und in heißen Ländern, wie z. B. im Innern Brasiliens, sind vielen dortigen Indianern Hüllen ganz fremd. Manche Völker bedecken andere Teile weit eher als die Scham. Der erste Stoff zur Bedeckung bestand gewiß aus Blättern. Um sich mit Tierfellen zu bekleiden, mußten die Menschen erst Tiere erlegen, und daß sie ganz nackt gejagt hätten, ist bei den damit verbundenen Gefahren unwahrscheinlich; sie mußten sich gegen stachlige und dornige Dickichte und gegen die Tiere selbst schützen. Kleider aus Baumrinde werden in allen Ländern der heißen Zone getragen*).

Die Kulturstufe als solche hat mit geringerer oder reicherer Kleidung nichts zu schaffen. Die mittel- und ostasiatischen Völker sind stärker bekleidet als die alten Aegypter und Griechen waren. Hingegen darf als Regel gelten, daß die Völker höherer Kultur die Art ihrer Kleidung öfter wechseln, während diejenigen mittlerer und niederer Kultur im gewohnten Zustande verharren, soweit ihnen nicht ein neuer aufgedrängt wird, was z. B. der Fall ist, wenn Naturvölker zum Christentum oder zum Islam bekehrt werden.

Die urgeschichtlichen Funde zeigen schon früh Spuren von Kleidung. So z. B. fand man in den dänischen Küchenabfällen Spinnwirtel, in den Pfahlbauten Bestandteile von Webstühlen. Herodot erzählt von Hanfbau bei den Skythen. — In Gräbern der Bronzezeit wurden wiederholt Kleiderzeuge gefunden, so z. B. Mützen, Mäntel, Röcke, Umschlagtücher u. s. w. aus Wolle. In Jütland enthielt ein Baumsarg eine vollständig bekleidete Frauenleiche. Ein großer Wollmantel hüllte über einem vollständigen Anzug den Leib, ein zierlich geknüpftes Netz den Kopf ein. Eine Bronzefibel hielt das Kleid zusammen. Reicher Bronzeschmuck und sogar ein Dolch aus diesem Metall lagen bei der Leiche. Noch weitere dortige Gräber zeigen, daß bewaffnete Frauen nichts Seltenes waren. In jüngeren Gräbern kommt auch feines Linnenzeug vor**).

Die Kopfbedeckung gehört zu den Rätseln der Kulturgeschichte. Ihr Zweck ist doch, gegen Extreme der Witterung, Sonnenglut und Regen oder Schnee zu schützen; dazu dient sie aber großenteils gar nicht. Die Naturvölker tragen auch in den heißesten und regenreichsten Gegenden meist keine Kopfbedeckung oder nur Federn, Blumen u. dergl. In Westafrika tragen die Vornehmen Mützen aus Pflanzenfasern, in Melanesien aus Matten geflochtene, auf den Fidschi-Inseln Turbane aus weißem Zeug, die Malaien oft nur Kopftücher. Zweckmäßiger sind die leichten Bambushüte mancher Insulaner und dem Klima angemessen die Pelzkapuzen der Eskimos.

---

*) Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. Bd. I, S. 91.

**) Hoernes a. a. O. S. 135 u. 393 f.

Die Fußbekleidung ist überall das Letzte gewesen, was der Mensch anlegte. Noch heute sehen wir sowohl Naturvölker als die ärmeren Kinder unseres Landes, letztere oft mit Kopfbedeckung, barfuß gehen. Wohl war es steiniger oder dorniger Boden, was den Menschen zuerst bewog, seine Sohlen zu schützen. Die ersten Fußbekleidungen waren und sind noch Sandalen aus Baumrinde, Leder oder Holz.

Dritter Abschnitt.

Anfänge der geselligen Kultur.

I. Die Familie.

1. Liebe und Ehe.

Weit höher noch als im Gebrauche des Feuers und der Werkzeuge und in der Einrichtung einer Wohnung erhebt sich der Mensch über die Tiere in Rücksicht auf das Verhältnis der Geschlechter. Der Mensch allein weiß, was die Folgen der Zeugung, er allein, was die Ursachen der Geburt sind. Er allein wählt sich die Genossin aus und wird von dieser ausgewählt. Ausnahmen von der freien Wahl sind Verirrungen der Kultur.

Um dies zu erleichtern, ist von der in der Natur waltenden Schöpferkraft, warum und durch welche Mittel, weiß der Mensch nicht, angeordnet worden, daß sich in unserer Wesengattung beide Geschlechter die Wage halten, so daß niemals und bei keinem Volke auf ein Individuum des einen Geschlechtes auch nur zwei des andern kommen, geschweige denn noch mehr. (Ausgenommen sind nur neue Kolonien, in denen die Männer, als die Unternehmenderen, vorwiegen, was aber keinen dauernden Bestand hat.) Ganz gleich sind die Zahlen der beiden Geschlechter zwar niemals; dies gleicht sich jedoch dadurch aus, daß Viele wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen zu einer dauernden Verbindung ungeeignet sind. Es dürfte indessen zuviel gesagt sein, wenn gelehrt wird, die Natur gewähre jedem Manne ein Weib und jedem Weibe einen Mann*); dies würde faktisch noch gar viele leer ausgehen lassen. Auch findet nicht jeder und jede die wünschbare Ergänzung. Als Regel aber ist jener Lehrsatz richtig, und es wird hierdurch viererlei verurteilt: 1) die regellose Vermischung aller mit

---

*) Rauber, Dr. A., Die Don Juan-Sage im Lichte biologischer Forschung. Leipzig 1899, S. 66.

allen, der Hetärismus oder die Promiskuität, 2) die vielfache Ehe oder sonstige Verbindung, die Polygamie, 3) das wüste Treiben männlicher und weiblicher Don Juans und 4) die Prostitution in jeder Form.

Den Hetärismus haben manche, sonst verdienstvolle Forscher als den ursprünglichen geschlechtlichen Zustand der Menschheit behaupten wollen*). Dagegen läßt sich einwenden, daß die Menschen schon früh von dem numerischen Gleichgewichte der Geschlechter ein Bewußtsein gehabt haben müssen und gewiß nicht unter die Tiere herabgesunken sein können, von denen viele Arten in einfacher Verbindung leben**). Wir glauben, ein solcher tierischer Zustand hätte die Entdeckung des Feuers, die Einführung von Werkzeugen und die Einrichtung von Wohnungen unmöglich gemacht, weil diese Anfänge aller Kultur das Zusammenwirken einzelner bestimmter Paare zur notwendigen Voraussetzung haben. Zügellos da und dort sich nach Belieben bewegende Menschen wären nicht auf die Kultur verfallen, sondern wären auf die Dauer roh geblieben***).

Das hindert aber nicht zuzugeben, daß, wie leider vielfach noch heute, schon von Anfang an zahlreiche Ausschreitungen und Unregelmäßigkeiten im geschlechtlichen Verkehr vorgekommen sind. Die animalischen Elemente im Menschen ließen sich eben niemals ganz unterdrücken. Ja, es haben sich solche Ausschreitungen sogar häufig in gewissen Sitten, vielmehr Unsitten und barocken Gebräuchen festgesetzt, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Abgesehen von allen solchen und weiteren Ausschreitungen ist sicherlich die einfache Verbindung von Mann und Weib, die Monogamie, auch solange sie noch keinen rechtlichen Charakter hatte, also noch keine wirkliche Ehe war, immer die Norm, die Regel gewesen. Hetärismus und Polygamie waren stets und sind noch Ausnahmen, krankhafte Auswüchse des Geschlechtstriebes.

Daß die Ehe nicht von Anfang an rechtlichen Charakter hatte, erhellt schon daraus, daß das Rechtsbewußtsein notwendig jünger sein muß als die Verbindung von Mann und Weib und daraus, daß bei

---

*) Bachofen, Das Mutterrecht. Morgan, System of Consanguinity and Affinity. Mac Lennan, Primitive Mariage. Lubbock, Sir John, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts. Aus d. Engl. v. A. Passow. Jena 1875, S. 72, 82, 83. Engels, Fr., Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Stuttgart 1892, S. 12 ff.

**) Gegen den Hetärismus sprechen sich aus: mit Einschränkungen Hellwald, Fr. v., Die menschliche Familie. Leipzig 1889, S. 124 ff. Absolut: Starcke, Dr. C. N., Die primitive Familie. Leipzig 1888, S. 258 ff. Schmidt, Dr. Karl, Jus primae noctis. Freiburg i. Br. 1881, S. 36 ff. Lippert, Kulturgesch. in einz. Hauptst. II, S. 18 f.

***) Damit berichtigen wir die Angabe im I. Bande unserer „Allgem. Kulturgeschichte" S. 66 f.

den meisten Naturvölkern noch heute Liebe und Ehe durchaus getrennt sind und letztere ohne Rücksicht auf erstere geschlossen wird. Ehen ohne Liebe sind daher auch in Kreisen höchster Kultur unbewußte Ueberbleibsel aus roher Urzeit. Das Eherecht ist also erst später eingeführt worden, und zwar nicht ohne Widerstand der sich hierdurch in ihrer Freiheit bedroht und beengt fühlenden Glieder gewisser Völker*), während wieder andere Völker strengere, noch weitere aber sehr schlaffe Grundsätze befolgen.

Auch die Stellung der Frauen ist bei den Naturvölkern eine sehr verschiedene. Oft ist sie in einander nahe liegenden Gegenden hier eine höhere, dort eine niedere. Bald nimmt der Mann mehr Arbeit auf sich, bald überläßt er alle Anstrengung dem Weibe. In Polynesien herrscht vielfach die Ansicht vor, daß die Frau den Mann verunreinige, daher dort auf vielen Inselgruppen Männer und Weiber getrennt wohnen und speisen, besondere Häuptlinge und Priester haben u. s. w. In Australien sind die Weiber auch von allen Feiern und Tänzen ausgeschlossen**).

Eine Verbreitung und Vermengung solcher Sitten und Unsitten mußte zu verschiedenen abnormen Eheformen führen, über deren Herkunft und Reihenfolge die abenteuerlichsten Hypothesen aufgestellt worden sind, denen wir nicht folgen werden. Zuverlässige Quellen über diese Fragen gibt es nicht, daher wir es vorziehen, logische Schlußfolgerungen walten zu lassen.

Die abnormen (polygamischen) Eheformen bestehen entweder in einer Mehrheit von Frauen (Polygynie) oder in einer Mehrheit von Männern (Polyandrie). Wir halten es für wahrscheinlich, daß die Vielweiberei aus wilden, kriegerischen und räuberischen, die Vielmännerei aber aus gedrückten, mit Not kämpfenden Zuständen entsprang. Die Not der Lebensverhältnisse führte, wie noch jüngst in manchen Ländern***), zum Morde der Mädchen, an deren Fortkommen man verzweifelte. Die Folge war Mangel an Frauen, und dies bewirkte die Verbindung mehrerer Männer, meist Brüder, mit einer Frau, eine besonders in Indien und Tibet erhaltene Sitte. Diese vermischt sich jedoch bei den Todas in Südindien mit der Vielweiberei. Mehrere Brüder und Schwestern leben dort in einer einzigen Familie. Solche „Gruppenehen" (Punalua-Familien) waren in heidnischer Zeit auch auf Hawaii üblich. Viel weiter verbreitet war und ist noch die reine Vielweiberei. Ohne Raub, Sklavenhandel und Sklaverei kann sie mit ihrem Haremswesen nicht bestehen, weil nur ausnahmsweise da, wo Kriege oder Wande-

*) Post, Alb. Herm., Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg und Leipzig 1894, I. Bd., S. 21 ff.

**) Ratzel, Völkerkunde, Bd. I, S. 255 f., 342.

***) Beispiele aus Indien in unserer „Kulturgeschichte der jüngsten Zeit". Leipzig 1897, S. 73.

rungen die Zahl der Männer verminderten*), die weibliche Bevölkerung die männliche so sehr übersteigt, um jene Sitte jedem Manne zu gestatten. Sie beschränkt sich daher in der Regel auf die Mächtigen und Reichen; der Mittelstand und die Armen müssen (oder wollen) sich, wo sie herrscht, meistens mit einer Frau begnügen. Die Vielweiberei hat somit von vornherein etwas Empörendes, Ruchloses und Abstoßendes, und es bedurfte einer so verrückten Sekte wie die Mormonen, um sie sogar zu empfehlen, was nicht einmal die Mohammedaner thun.

Eine andere Unterscheidung der Ehen ist diejenige in die Endogamie, d. h. die Wahl der Frau innerhalb, und die Exogamie, ihre Wahl außerhalb des eigenen Stammes. Beide kommen oder kamen in allen Erdteilen vor. — Ohne Zweifel ist die Endogamie die ältere Form; sie gehört der Zeit an, in der jeder Stamm für sich abgeschlossen lebte, und entspringt der Meinung, daß der eigene Stamm der vorzüglichste sei und durch Verbindung mit einem andern entehrt werde. Sie erscheint jedoch oft dadurch abgeschwächt, daß fremde Frauen in den eigenen Stamm aufgenommen und dann geheiratet werden. So führt sie leichter zur beiderseitigen freien Wahl als die Exogamie. Diese hat natürlich eine ausgedehntere Verbindung unter verschiedenen Stämmen und damit auch einen Kulturfortschritt zur Voraussetzung. Sie kann entstehen aus Weibermangel im eigenen Stamme, aus Abscheu vor Blutschande oder „aus dem Verbote, Personen zu heiraten, die einander so nahe sind, daß sie sich nicht als rechtlich selbständige Personen gegenüberstehen“ **). Praktisch aber entstand sie wohl in den meisten Fällen aus dem Weiberraube, an den sich kriegerische Stämme auf ihren Beutezügen gewöhnt hatten, der daher als ein Zeichen von Tapferkeit weit verbreitet war und von dem manche Hochzeitsgebräuche noch Zeugnis ablegen, indem der Bräutigam die Braut scheinbar entführt, wobei sie schreien und sich sperren muß und die beiden Familien Scheinkämpfe aufführen. So scheint sich der frühere Raub zum Symbol abgeschwächt und die Unsitte zum Gesetz entwickelt zu haben.

Wenn und wo geregeltere Sitten Eingang fanden, verlangte und erzwang der beraubte Stamm eine Entschädigung, und an die Stelle des Weiberraubes trat der Weiberkauf, der aber auch im eigenen Stamme üblich wurde, und dessen Entgelt anfangs in Vieh bestand, später in Waffen und anderen Geräten. Es kommt aber nicht nur vor, daß der Mann die Frau kauft, sondern auch das Umgekehrte. Beide Sitten und noch eine dritte, nach welcher beide Teile zu gleichen Rechten heiraten, findet man auf Sumatra. Wo die Frau den Mann kauft, tritt dieser in ihre Familie. Es gibt übrigens noch verschiedene

*) Beispiele s. Ratzel, Völkerkunde. I, S. 108.
**) Starcke, Primitive Familie. S. 249.

Abarten von Vertragsehen, so die Tauschehe, bei der mehrere Geschlechter ihre Weiber austauschen, die Dienstehe, d. h. der Erwerb der Frau durch Dienstleistungen, und die Kinderehe, durch die ein Knabe und ein Mädchen und zwar eines oder beide unreifen Alters, aus Familienrücksichten miteinander verbunden werden*).

2. Eltern und Kinder.

Gab es auch nie einen allgemeinen Hetärismus, so waren doch geschlechtliche Ausschweifungen so häufig, daß in älteren Zeiten und auf niedrigen Kulturstufen die Vaterschaft noch weit unsicherer war und ist, als wir heute gewöhnlich annehmen. Als Vater galt dann in der Regel nicht der Erzeuger, sondern der Ernährer der Kinder, und der Mann war so wenig eifersüchtig, daß er seines Weibes Untreue oft selbst veranlaßte oder begünstigte.

Aber nicht aus diesen Verhältnissen allein ist die weibliche Erbfolge zu erklären.

Den Grund dieser Erscheinung hat man in verschiedenen mehr oder weniger begründeten Vermutungen zu finden gesucht. Die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte folgende Darlegung für sich haben**): In noch rohen Zeiten war es lediglich die Mutter, die für das Kind sorgte. Solange sie dieses nährte, war ihr jeder geschlechtliche Umgang streng verboten. Infolgedessen lebten Mann und Frau nicht miteinander, sondern nur Blutsverwandte, d. h. Nachkommen derselben Mutter. Das war das vielbesprochene Mutterrecht — nicht ein Zustand, der prinzipiell dem Vaterrechte vorangegangen wäre, sondern ein solcher, der aus Verhältnissen unentwickelter Kultur von selbst hervorging. Die Kinder einer Mutter, beziehungsweise die Abkömmlinge einer Stamm-Mutter bildeten eine Gruppe, eine „gens“, deren mehrere einem Stamm angehörten — eine Einrichtung, die sich noch in geschichtlichen Zeiten an manchen Orten erhalten hat. Wir halten es aber nicht für glaublich, daß die gentes in ältester Zeit überall mutterrechtliche gewesen wären. Dann wäre es doch höchst rätselhaft, daß und warum später beinahe überall das Vaterrecht an die Stelle des Mutterrechtes getreten wäre. Wir halten es für weit wahrscheinlicher, daß es je nach der Eigenart der verschiedenen Stämme sowohl vater- als mutterrechtliche gentes schon früh gegeben hat und daß die ersteren, wohl die stärkeren und kriegerischeren, nach und nach die anderen besiegten, ihnen ihre Einrichtung, die patriarchalische, zum Gesetze machten und damit eine höhere Kulturstufe begründeten. Denn es muß klar erscheinen,

*) Post a. a. O. S. 317 ff.
**) Schmoller, Gustav, im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich“. 23. Jahrg. (1899). I. Heft, S. 7 ff.

daß unter dem Mutterrechte die Familie nur ein höchst lockerer und unsicherer Verband gewesen sein kann, der nur unter männlicher Leitung und bei dem Bewußtsein der Abstammung vom Vater ein festgefügter werden konnte. Der Mutterbruder, der unter dem Mutterrechte die Vaterstelle vertrat, konnte niemals den Kindern das werden, was ein leiblicher Vater ist und sein muß.

Uebrigens haben sowohl Mutter- als Vaterrecht zu allen Zeiten und bei allen Völkern in geringerm oder höherm Grade bestanden*). Aus diesen Gründen ist auch die von mythischen Sagen und phantastischen Schriftstellern mit dem Mutterrechte in Verbindung gebrachte Weiberherrschaft ein abgeschmacktes Märchen. Die Natur läßt sich nicht umtauschen! Herrschende oder kriegerische Frauen waren immer Ausnahmen.

Zahllos und ohne eine durchzuführende Grenze zwischen höherer und tieferer Kultur sind die Arten des Verhaltens der Völker vor und bei der Geburt eines Kindes. Eine der ersten Vornahmen ist die Erteilung eines Namens. Man kennt keine Völker, die nicht Eigennamen besäßen, die von verschiedenen, oft zufälligen Umständen hergenommen werden**). Afrikanische, australische und amerikanische Stämme haben Reihen von Namen im Vorrat, die den Kindern einer Familie dem Alter nach zufallen. Manche Neger benennen sie nach dem Wochentage, andere dagegen nach der Lage der Eltern, z. B. Not, Elend, polynesische Völker nach Eigenschaften, wozu später weitere Namen kommen, die ihre Schicksale und Thaten ausdrücken, Kalmüken nach dem Tier oder Gegenstand, der ihnen zuerst in die Augen fällt, Korjäken nach dem Zufall oder Los, indem sie mehrere Namen sagen und den wählen, bei welchem das Kind irgend ein Zeichen von sich gibt — und so sind unzählige Arten des Verfahrens in Uebung. Weit verbreitet ist das Pflanzen eines Baumes bei der Geburt eines Kindes. Bei mehreren Völkern kommt auch der sonderbare Gebrauch vor, daß der Vater eine Art von Wochenbett abhält und sich gewisser Speisen, sowie der Arbeit enthält, wovon man das Wohlergehen des Kindes abhängig glaubt, so bei den Basken (la couvade) und bei einzelnen Naturvölkern aller Erdteile, besonders aber in Südamerika***).

3. Verwandtschaftsgrade.

Höchst merkwürdig ist die Verschiedenheit, welche zwischen den Völkern unseres Planeten in der Benennung der Verwandtschaftsgrade herrscht. Nach Morgans umfassenden Zusammenstellungen gibt es zwei hauptsächliche Stufen in dieser Beziehung, eine tiefere, welche die Natur-

*) Post a. a. O. S. 71 ff., 79 ff.
**) Andree, Ethnogr. Parallelen I, S. 165 ff.
***) Lubbock a. a. O. S. 12 ff.

völker und die ostasiatischen Kulturvölker, und eine höhere, welche die Westasiaten, Nordafrikaner und Europäer umfaßt. Jene bezeichnet durch gleiche Namen alle zu willkürlich abgegrenzten Klassen gehörigen Verwandten. Diese aber benennt dieselben durch Zusammensetzung der Bezeichnungen ihrer Verwandtschaft in scharfer Unterscheidung der Grade, z. B. Vater, Großvater, Urgroßvater; Vaterbruder, Mutterbruder, Brudersohn, Schwestersohn u. s. w. Die erste Stufe entspricht im ganzen der Polygamie, welche die genaue Bezeichnung der Verwandten erschwert, die zweite aber der Monogamie und geordneteren Formen der Polygamie; jene beruht auf der Fortdauer des Familienverhältnisses im größern Kreise des Stammes, diese auf der schärfern Unterscheidung der einzelnen Familien. Auf der untern Stufe werden daher z. B. unter „Vater“ verschiedene ältere, unter „Bruder“ verschiedene annähernd gleich alte, unter „Sohn“ verschiedene jüngere Verwandte verstanden. Der Oheim z. B. heißt „Vater“, die Tante „Mutter“, Vetter und Base „Bruder“ und „Schwester“, Neffe und Nichte „Sohn“ und „Tochter“. Das Nämliche erstreckt sich auch auf die Verwandtschaft durch Heirat; die Schwägerin heißt „Frau“ ihres Schwagers, der Schwager „Mann“ seiner Schwägerin u. s. w. Dies ist im wesentlichen das System von Hawaii. In Ostasien dagegen gelten die Kinder des Vetters dem Manne, die der Base aber der Frau als Neffen und Nichten, hingegen erstere der Frau und letztere dem Manne als „Kinder“. In Amerika sind die Benennungen gerade umgekehrt. Auf den Fidschi-Inseln nennt der Schwager die Schwägerin jedes Grades „mein Stab“ (meine Stütze), die Frau den Schwestermann ebenso, den Bruder des Mannes aber — Gatte. Ja es kommt (auf Tonga) vor, daß man entferntere männliche Verwandte der Mutter „Mutter“ und weibliche des Vaters „Vater“ nennt. Wir finden es überflüssig und fruchtlos, dem Ursprung dieser sonderbaren Sitten genauer nachzuforschen, und begnügen uns mit der Annahme Starckes, daß Personen, die dem Redenden gegenüber rechtlich gleichgestellt sind, auch gleich benannt werden, lassen aber auch die Möglichkeit offen, daß jene Bezeichnungen Zeugnisse noch ungeordneter Familienverhältnisse und teilweise wohl auch des Mangels an geeigneten Ausdrücken sein können*).

Bei den Naturvölkern aller Erdteile ist eine merkwürdige Scheu im Verkehre zwischen den Schwiegereltern und Schwiegerkindern beobachtet worden. Am heftigsten äußert sie sich wohl bei den Zulus zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter, die sich niemals ansehen und ihre Namen gegenseitig nicht aussprechen dürfen. Wir können darin nichts Anderes erblicken als die Eifersucht auf und den Kampf um die Macht im Hause**).

---

*) Starcke, Primitive Familie S. 182—221. Lubbock a. a. O. S. 131 ff.
**) Starcke a. a. O. S. 253 ff. Andree, Ethnogr. Parallelen I, S. 159 ff.

pommern durch schreckliche Maskierung aus*). Alle Geheimbünde haben gewisse Erkennungszeichen und Ceremonien und halten unverbrüchlich zusammen. In Afrika haben die von ihnen ausgeschlossenen Weiber eigene Geheimbünde errichtet.

2. Die Gemeinde. Handel und Verkehr.

An die Stelle der menschlichen Organisation nach Familien, Klans, Stämmen und Ständen tritt, sobald feste Wohnsitze gefunden und besetzt sind, die Organisation nach Gebieten, zunächst nach Gemeinden. Sie beginnt mit der Verteilung des Landes, meist nur auf gewisse Zeit, von der aber oft ein gemeinschaftliches Stück Land, die Allmeinde, ausgenommen wird. Aber auch in einem gemeinschaftlichen Gebiete dauert oft die Scheidung in Geschlechter oder Klans (griech. dēmoi, lat. gentes) fort, in der Weise, daß nicht der Wohnort, sondern die Geschlechtsangehörigkeit das Prinzip der Einteilung des Stammes oder Volkes bildet. (Bis in neueste Zeit stimmten in Appenzell-Innerroden die Landleute nach Geschlechtern, Roden (Rotten) ab, gleichviel wo sie wohnten.)

Die Gemeinde regiert sich selbst und wählt, ehe sie Teil eines größern Ganzen wird, ihre Verwalter, die Aeltesten, die einen Rat bilden, in einer Volksversammlung**). Der Ort dieser Versammlung fällt in der Regel mit einem Heiligtum oder einem Marktplatze oder mit beiden zusammen. Mit dem erstern Falle steht es in Verbindung, wenn unbotmäßige Glieder der Gemeinde ausgestoßen und friedlos erklärt (geächtet) werden, womit eine geregelte Strafrechtspflege die früher bei ordnungsloseren Zuständen, ja in manchen Gegenden mit rohen Zuständen noch jetzt herrschende Blutrache zu ersetzen beginnt.

Mit gemeinsamen Marktplätzen aber tritt der Handel in das Dasein der Menschen ein und hebt seinen höhern Beruf der Verbreitung von Gesittung und Bildung zu üben an. Es war schon ein bedeutender Fortschritt in der Kultur, als die Menschen begannen, statt der gewaltsamen Wegnahme der notwendig oder wünschbar scheinenden Bedürfnisse durch die Stärkeren bei den Schwächeren, sich das, wessen sie bedurften, auf friedlichem Wege zu verschaffen. Der erste Weg hierzu war der Tausch, und darin besteht auch, trotz aller Verfeinerung und Vervollkommnung, der Handel wesentlich bis auf den heutigen Tag noch; denn das Geld, welches gegenwärtig in civilisierten Ländern gegen die Waren ausgetauscht wird, ist selbst eine Ware, deren Wert von gegenseitiger Uebereinkunft abhängt. Würde heute allgemein die Ueber-

*) Näheres über diese und verschiedene andere, meist aus Aberglauben, bei Naturvölkern gebräuchliche Masken hat Andree, Ethnographische Parallelen Bd. II, S. 107 ff. gesammelt.

**) Post a. a. O. S. 346 ff.

zeugung Eingang finden, daß Gold und Silber nicht mehr wert seien als Kieselsteine, so wäre morgen alles Geld mit Einschluß des Papiergeldes eine wertlose Sache, und der Handel müßte wieder aus reinem Tausch bestehen. Eine solche Voraussicht ist aber deshalb undenkbar, weil nicht alle Menschen, welche Bedürfnisse haben, selbst Gegenstände besitzen, deren andere bedürfen und die sie daher gegen das austauschen könnten, was sie selbst nötig haben. Sobald dieser Fall eintrat — und er trat ein, als sich verschiedene Berufsarten bildeten —, mußten sich allgemeingiltige Wertmesser finden, deren alle Menschen bedurften, oder welche wenigstens alle gegen ihre Bedürfnisse auszutauschen Gelegenheit fanden. Die ältesten allgemeinen Wertmesser, welche man gegen Waren austauschte, waren bekanntlich Vieh und Sklaven. Noch jetzt gelten bei Naturvölkern allerlei Gegenstände als Wertmesser, die für uns einen sonderbaren Charakter haben, so auf den Palau-Inseln geschliffene Erd- und Glasstücke, auf den Neuen Hebriden runde Steine, Kauri-Muscheln in Indien und Afrika, hier auch eiserne Ringe, Salzziegel, Gewebe, im Nilgebiete und an der Ostküste aber ausschließlich Thaler mit dem Bilde Maria Theresias *). Je mehr sich die Civilisation ausdehnte und damit Hand in Hand die Bedürfnisse gebildeter und feiner wurden, desto weniger genügten jene rohen Wertmesser, und indem der Handel sich entwickelte, führte er von selbst das Aufkommen neuer Wertmesser herbei, und dies waren die edlen Metalle. In Babylonien, welches das älteste Beispiel dieser Erscheinung ist, wurden die Metalle gemessen und gewogen und damit Maße und Gewichte zuerst eingeführt und zwar nach Abteilungen von 12 und 60, welcher Fuß auch in Aegypten, Phönikien und Griechenland Eingang fand. In den asiatischen Kolonien der Hellenen aber wurde die Münzprägung erfunden. Es ergibt sich hieraus für uns das Gesetz, daß die Naturvölker Tauschhandel treiben, die isolierten Kulturvölker die Waren mit gewogenem, die im Verkehre mit anderen Völkern lebenden aber sie mit gemünztem Metalle bezahlen.

Seiner Natur nach war der Handel mittels Ein- und Austausches von Vieh und Sklaven im Altertum nur Landhandel. Die Bedingungen seiner Fortbildung zum Handel über Land und See waren erstens Schiffe und zweitens das Hervortreten der Völker aus ihrer Abgeschlossenheit und ihr Verkehr mit anderen Nationen und Ländern. Diese Ausdehnung und Verschmelzung der bisherigen vereinzelten Handelsgebiete begünstigte die Ausbildung der Schiffsbaukunst, welche in der Regel ausschließlich dem Handel und nur ausnahmsweise dem Kriege dient. Das größte Interesse des Handels ist aber der Friede, und da mit diesem Berufe stets gar viele und sehr einflußreiche Menschen

*) Vergl. Andree, Ethnographische Parallelen I, S. 221 ff. Schurtz, H., Grundriß einer Entwickelungsgeschichte des Geldes. Weimar 1898.

beschäftigt waren, so mußte er notwendig Unberechenbares zur Erhaltung des Friedens und zur Vermeidung von Kriegen beitragen. Doch ist dieses Verdienst unwesentlich und unsicher neben dem viel größern und unbestreitbarern der Ausbreitung geographischer Kenntnisse.

Unter Völkern niederer Kultur, welche allein oder vorwiegend Jagd, Fischerei oder Viehzucht treiben, gibt es kein Bedürfnis eines über die nächste Umgebung hinausreichenden Verkehrs. Die Wüste und die Steppe bedürfen keiner Straßen; die in ihnen einheimischen Menschen kommen auch mit ihrem Vieh überall durch, namentlich wo die Bodenform vorherrschend die Ebene ist. Erst eine höhere Kultur, beruhend auf ausgebildetem Ackerbau, auf dem Bestehen von Städten, auf dem Handel, den Gewerben und Künsten, macht Mittel des Verkehrs zwischen weiter entfernten Orten erforderlich. Zu Lande bilden den Anfang dazu die Wege und Straßen.

Von diesen finden sich im Bereiche der Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, sowie der heutigen Naturvölker noch keine Spuren vor. Sie sind erst den Kulturvölkern zu verdanken. Aus dem Altertum haben wir Berichte, daß es Handelsstraßen für Karawanen schon in sehr früher Zeit in den uralten Kulturreichen von Aegypten und Chaldäa und unter König Salomo in Palästina gab. Schon vor Herodot bestanden Straßenverbindungen von Aethiopien durch Aegypten einerseits nach Karthago, anderseits nach Sidon, Tyros, Babylon und von hier wieder nach Indien und über Baktra nach dem „steinernen Turm“ (wahrscheinlich in der Gegend von Kaschgar in Ost-Turkestan).

Die Beschaffenheit der Erdoberfläche erfordert neben dem Land- auch einen Wasserverkehr. Es ist unzweifelhaft, daß die Schiffahrt aus dem Fischfange hervorging und daß naturgemäß Fluß- und See-, Küsten- und offene Meerschiffahrt auf einander folgten. Der Mensch lernte von den Wassertieren schwimmen, was die Naturvölker an Gewässern zugleich mit dem Gehen von selbst und ohne Anleitung lernen. Ein Baumast oder dergleichen, woran er sich hielt, gab ihm den Gedanken, solche zusammenzufügen, und das Floß ging dem Kahn oder Boot voran, auf dessen Gestalt wohl schwimmende Fruchtschalen oder aufgeblasene Tierhäute (Schläuche) führten, die noch bisweilen als Fahrzeuge gebraucht werden. Die einfachen Kanoes der Australier, aus Baumrinde oder Fellen gemacht, erinnern noch an diese Form. Ausgehöhlte Baumstämme werden von den amerikanischen Urbewohnern vielfach als Bote verwendet, ja noch jetzt auf Schweizerseen hie und da wie zur Zeit der Pfahlbauten. Die Feuerländer sind bereits wahre „Wassermenschen“ und leben mehr auf ihren schwachen Rinden- oder Bretterkähnen, die stets des Ausschöpfens bedürfen, als in ihren Hütten. Ein Herd aus Ton mit Feuer befindet sich stets im Kahne und gab dem Lande wohl seinen Namen. Dieselbe Bezeichnung (als „Wassermenschen“) verdienen die Eskimos, die ihre aus Holz und Knochen

gefertigten und mit Fellen überzogenen einsitzigen Jagd- oder Männerboote (Kajaks) mit Doppelrudern ungemein geschickt handhaben und darin Taucher- und Balancierkünste machen, während die Weiberboote (Uniaks) größer sind und zur Lastenfortschaffung dienen. Negervölker Westafrikas (Krus) sowie die an den großen Seen und am oberen Nil sind in ihren oft großen Einbäumen oder gezimmerten Booten zum Teil geschickte Schiffleute. Die besten Seefahrer unter den Naturvölkern aber sind naturgemäß die Mela-, Mikro- und Polynesier. Ihre kleineren Boote dienen nur zur Küstenschiffahrt und Fischerei; die größeren sind oft kunstvoll, oft doppelt mit einfachen oder doppelten Auslegern und Segeln versehen, bis zu 36 Meter lang, fassen bis zu 100 Menschen und fahren in Flotten bis über 200 Kähnen. Der Schiffbau wird mit religiösen Gebräuchen begleitet und ist das Vorrecht einer höhern Volksklasse. Der Kiel besteht aus ausgehöhlten Baumstämmen, auf welchen Planken befestigt werden; die beiden Enden sind mit Schnitzereien verziert. Der höchste Gott Tangaroa ist der Patron der Schiffer, die sich auch fern von Land auf weiten Seereisen ohne Karte oder Kompaß nach dem Winde und den Gestirnen orientieren.

III. Der Staat.

1. Die Entstehung des Staates.

Wie die Familie zum Stamme, so erweitert sich der Stamm zum Volke. Was in der Familie der Vater, im Stamme der Häuptling, das ist im Volke der Oberhäuptling, Fürst oder König. Die älteste und naturgemäßeste Verfassungsform ist daher die Monarchie. Eine Republik ist nicht von Natur gegeben, sondern das Ergebnis der Kultur eines Volkes, in dem das Bewußtsein von der Entbehrlichkeit oder gar Verwerflichkeit einer Monarchie durchgedrungen ist. Sie folgt daher entweder der Monarchie nach oder entsteht aus Gemeinden, die durch irgend welche Umstände von keinem Fürsten abhängig sind. Behält der Fürst in irgend welchem Maße den Charakter eines Vaters, so ist seine Herrschaft gesichert; je mehr er aber diesen aufgibt oder den Häuptling zu sehr hervorkehrt, auf um so schwächeren Füßen steht sie. Da schon der Stamm und in noch höherm Grade das Volk keinen verwandtschaftlichen Zusammenhang hat wie die Familie, um so mehr also des kräftigen Auftretens gegen andere Stämme oder Völker bedarf, so ist es wahrscheinlich, daß das Wahlkönigtum dem erblichen vorausgeht, indem der erbliche Nachfolger als solcher dem Volke keine Gewähr wirksamen Schutzes darbietet. Dessenungeachtet kann auch die erbliche Herrschaft einen sehr frühen Ursprung haben, namentlich wenn beide Systeme sich vermischen, d. h. die Wahl sich auf Bewerber aus gewissen

Familien beschränkt*). Lebenslänglich sind die Fürstenwürden wohl schon anfänglich nicht immer gewesen. Tapferkeit, Klugheit und Freigebigkeit erhielten die Würde stets; Feigheit, Unfähigkeit und Geiz untergruben sie und führten zur Absetzung oder zur Verdrängung, auch Tötung des Fürsten, durch einen begabtern und beliebtern Nebenbuhler, doch wohl auch zuweilen unverdienter Weise durch einen ehrgeizigen Feind oder dessen Anhänger. Popularität war stets die stärkste Stütze des Fürstentums. Gewiß war auch die Wahl auf Zeit vielfach gebräuchlich. Zur Wahl berechtigt war entweder der Adel (Aristokratie) oder die Volksversammlung (Demokratie). Die Erbberechtigung kann sich auf Vater- oder Mutterrecht oder auf das Alter gründen, oder der Fürst bestimmt einfach seinen Nachfolger.

Es kam und kommt auch vor, daß ein Häuptling oder Fürst nur für den Kriegsfall gewählt wird oder sich aufwirft und im Frieden wieder zurücktritt; oder daß der König durch Unterhäuptlinge, den Adel, die Priester oder auch das Volk in seiner Macht beschränkt wird. Ist das Gegenteil der Fall, so verfügt der Fürst als Despot über Leben, Freiheit und Eigentum seiner Unterthanen, oder es gehört ihm einfach alles, was unter seinem Befehle steht. In diesem Falle geht die Furcht vor ihm bis zu göttlicher Verehrung. Er ist dann „tabu" oder gar unsichtbar. Scheusale und Ungeheuer auf Thronen haben sich bekanntlich bis in neuere Zeit bemerkbar gemacht, und bis vor kurzem war bei den Türken der Brudermord aus Furcht vor Verdrängung Hausgesetz.

Seit uralten Zeiten und in allen Ländern umgab sich der Fürst mit Einrichtungen, die ihn und seinen Machtbesitz zu schützen den Zweck hatten. Dazu gehört vor allem ein kriegerisches Gefolge aus Adeligen oder ihm sonst Ergebenen. Aber auch im Frieden sicherte er sich einen Anhang, besonders durch das Lehens- oder Feudalwesen. Ein König verlieh den Fürsten, ein Fürst niederen Häuptlingen und diese wieder ihren Anhängern Grundstücke oder andere Rechte gegen die Verpflichtung, dem Lehnsherrn im Kriege und Frieden auf verschiedene Arten Dienste oder Abgaben zu leisten. Nicht etwa nur im europäischen Mittelalter, sondern von Japan bis Westafrika, in Uramerika und Oceanien kommt dieses Verhältnis vor.

All dies konnte schon bei Wandervölkern vorkommen. Aber erst mit dauernder Seßhaftigkeit, mit Ausdehnung über bloße Stämme hinaus, also wenigstens über eine bestimmte Bevölkerung und mit Einführung einer festen Ordnung beginnt der Staat. Dieser ist ein höchst mannigfaltiges Gebilde. Er kann eine Stadt oder ein großes Reich umfassen; er kann von der blutigsten Despotie alle möglichen Zwischenstufen bis zum freiesten oder auch zügellosesten Volke durchlaufen. Fürstenmacht

*) Post a. a. O. S. 387 ff. Roscher, Wilh., Politik. Leipzig 1892, S. 18 ff.

kann ihn beseelen wie der Volkswille, und zwischen beiden sind die mannigfaltigsten Mischungen und Uebergänge denkbar. In der vorgeschichtlichen Zeit, die uns hier beschäftigt, waren natürlich die Verhältnisse weit einfacher und entwickelten sich ohne große Umwälzungen. Die Regierung bestand aus den Adeligen oder den Verwandten des Fürsten, in kriegerischen Zeiten aus den bewaffneten Häuptlingen. Auch die Urvölker hatten und die Naturvölker haben etwas wie Minister und Generale, Richter, Schatzmeister, Steuereinnehmer, Oberpriester, Ceremonienmeister und Höflinge. Im Kriege teilte sich das Heer in die Angehörigen der Geschlechter, in die Lehnsleute der Lehnsträger, in Hundert- und Tausendschaften u. s. w. Die Mannschaft wurde statt des Soldes auf Beute angewiesen. Die Kriegskunst bestand in Ueberfall, Mord, Brand und Verwüstung. Wo keine Monarchie aufkam, besorgten die vom Volke gewählten Häupter oder die sich die Macht anmaßenden Geschlechter die Regierung und Rechtspflege, die noch in geschichtlicher, ja teilweise bis auf die neueste Zeit noch nicht getrennt waren. Streitfälle und Beurteilung von Verbrechen wurden öffentlich, vielfach im Freien oder bei Heiligtümern und zu gewissen Tages- und Jahreszeiten behandelt.

Im Verhältnis der verschiedenen Naturvölkerstaaten, zwischen denen es keine festen Grenzen gibt, gegeneinander kommt zweierlei vor: kriegerische Unterwerfung, die Regel, und friedliches Bündnis, die Ausnahme. Im erstern Falle ist das unterworfene Volk tributpflichtig, bis es ihm gelingt, den Stiel umzukehren, wobei oft Staaten ganz verschwinden und andere ihre Stelle einnehmen. Das bekannteste Bündnis ist dasjenige der „fünf (später sechs) Nationen“ der Irokesen in Nordamerika, das bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts bestand.

2. Die Staaten der Naturvölker.

Eigentliche Staaten haben die Naturvölker nur in Afrika und Oceanien gegründet; nicht gelungen ist es ihnen in Australien, im arktischen Gebiete und in Amerika, wo nur die ungeschichtlichen Kulturvölker so weit stiegen. Völker letzterer Art gab es allerdings auch in Afrika und Mittelasien; aber ihre Staaten haben eine bestimmte geschichtliche Religion (Islam, Christentum oder Buddhismus) zur Voraussetzung, können also nicht berücksichtigt werden, ehe wir diese Religionen entstehen gesehen haben.

Wie die Neger überhaupt Kinder sind, so bringen sie, wie Ratzel sagt*), aus der Familie in das Gemeinwesen ein „kindergleiches Talent zu gehorchen“ mit und hegen „eine abergläubige Hochachtung vor ihren Herrschern“. Diese sind absolute Despoten und leiten ihr Thronrecht

*) Ratzel, Völkerkunde II, S. 24 ff.

meist aus alten fürstlichen Familien des Stammes her. Ihre Unterthanen wetteifern in kriechender Nachahmung der Eigenheiten ihrer Könige, die ihre Schmeichler besolden, gewöhnlich mit Vieh. Ihre Gebiete sind meist klein, ihre Machtmittel gering, und der Bestand ihrer Herrschaft ist weder von Dauer, noch besitzt er Widerstandskraft. Die Herrscher leben in Vielweiberei, und ihre Regierung besteht in Eroberungs-, zugleich Raubzügen, die Gefangenen werden Sklaven, und nirgends ist die Sklaverei so tief eingewurzelt und verbreitet wie in Afrika, wo sie auch zur Strafe und Buße verhängt wird. Daher ist auch der Sklavenhandel ein allgemein betriebenes Geschäft. Es gibt eigene Sklavendörfer. Trotz ihrem Despotismus sind aber die Negerkönige nicht unumschränkt; ihre Unterhäuptlinge, Kriegshauptleute und Aeltesten erheben Anspruch auf die Mitregierung. Indessen gibt es auch viele „wohlwollende und einsichtige Herrscher"; aber sie können gegen den Stumpfsinn der Menge nichts Rechtes ausrichten. Die afrikanischen Herrscher treten indessen meistens sehr einfach, ohne Glanz und Prunk auf, nur mit zahlreichem Gefolge. Sie verkehren unter sich durch Boten, die wie Bettler leben. Als Spione dienen ihnen willig alle Unterthanen. Sie sind zugleich Oberrichter, Oberzauberer, Oberkaufleute und Oberanführer. Je weiter vom Mittelpunkte ihrer Herrschaft, um so schwächer ist ihr Einfluß, und eine eigentliche Grenze der Gebiete unter sich gibt es gar nicht.

Die rohesten Staatsformen von Naturvölkern finden wir in Westafrika, wo es Raubnester und Mörderhöhlen wie Dahome, Aschanti, Benin, die Loangostaaten u. s. w. gab. Einst hatte Aschanti eine ziemlich freie Verfassung, während Dahome von jeher blutigste Despotie ausübte und sich daher von jenem Staate fern hielt, damit sein Beispiel nicht einwirke. Es herrschte hier ein ausgebildetes Spioniersystem. Jede, auch die geringste Opposition führte zum Tode. Aus Mißtrauen gegen die Männer bestand die Leibgarde des Königs aus männlich gekleideten und sich so benehmenden Weibern, wie denn überhaupt in Westafrika die weibliche Erbfolge gilt und die Weiber großen Einfluß ausüben, ja an der Regierung teilnehmen. Berüchtigt waren ehedem die scheußlichen Massenmenschenopfer in Dahome, die mit Menschenfresserei in Verbindung standen. Indessen gab es an der Goldküste auch sogenannte republikanische Negerstaaten, in denen das ganze Volk über alle Angelegenheiten entschied. Dieses geschah in Versammlungen, Palawers genannt, wie auch die Beratungen der Häuptlinge mit ihren Großen hießen, überhaupt jede Besprechung.

Im Innern Afrikas hat jeder Stamm eines jeden Volkes eigene Häuptlinge, die sich Sultane nennen und zum Teil ein ansehnliches Gebiet beherrschen. Diese „Staaten" zerspalten sich aber immer mehr, indem sich in einzelnen Bezirken Verwandte der Fürsten festsetzen.

Ganz anders verhält es sich bei den weiter östlich wohnenden Waganda (Uganda) und Wanjoro (Unjoro). In ihren beträcht-

lichen Gebieten herrschen die Häuptlinge, und über ihnen steht der König (früher Mtesa, jetzt Muanga) nur zum Schein, der aber mit glänzenden Formen, einem peinlichen Ceremoniell und dem Recht über Leben und Tod ausgestattet ist und durch eine märchenhafte Geschichte und zauberhafte Wirkungen der königlichen Würde blendet. Ein „großer Rat“ der Hofbeamten, täglich versammelt, „ist die eigentlich regierende Macht im Staate“ *), welcher der König sich nicht widersetzen kann. Eine streng geordnete Hierarchie verzweigt sich von oben nach unten. Gegen Fremde wird tiefstes Geheimnis über alle Maßnahmen beobachtet, gegen Fehlbare raffinierte Grausamkeit ausgeübt, aber nicht nur gegen solche; der König befahl oft zwecklose Niedermetzelungen von Tausenden. Auch war diese blutige Puppe unersättlich in Vermehrung ihres Harems, was durch einen großen Ueberschuß der Weiber, die alle Sklavinnen sind, begünstigt wird und seinerseits wieder arge Sittenlosigkeit hervorruft.

Die Sulu-(Zulu-)Kaffern bildeten einen echten Kriegerstaat und zugleich eine der dauerhaftesten Organisationen unter den Negervölkern **). Ihre Wohnorte (Krale) sind wahre Lager der drei Streiterklassen: Veteranen, junge Soldaten und Knaben, auch die Hauptstadt ist es, selbst im Frieden. Sie konnten 50—100 000 Mann ins Feld stellen. Ihre Könige, Dingan, Tschaka, Mpande und Ketschwäyo, sind wahre Schlachtenherrscher gewesen und blieben, wie ihre Soldaten, ehelos, ohne aber auf Weiber zu verzichten; es herrschte eine eiserne und blutige Disciplin, und zahllos waren in Menge und Art die Todesstrafen.

Ein Kriegerstaat war auch das den Osten von Madagaskar einnehmende Reich der Hovas. Radama I., ein Zeitgenosse und Abklatsch Napoleons (1810—28), gab ihm Festigkeit; aber ihm folgte in fast ununterbrochener Reihe eine Weiberherrschaft, die mit Hilfe europäischer Ränke dem Reiche endlich den Untergang bereitet hat. Große Aehnlichkeit mit Radama hatte der am entgegengesetzten Ende der angeblichen malaiischen Rasse schon früher eine Napoleonsrolle spielende Kamehameha I. von Hawai (1789—1819), der jene Inselgruppe, deren Dynastie bis auf ihn angeblich über tausend (?) Geschlechterfolgen zählte, in seiner kräftigen Hand vereinigte. Und auch hier, in diesem irdischen Paradiese, haben nach ihr Schwächlings- und Frauenherrschaft, im Vereine mit europäischem Einfluß eine merkwürdige Erscheinung urwüchsigen Staatslebens zu gunsten der Nivellierung aller Eigentümlichkeiten farbiger Völker vernichtet.

Die Inselgruppe von Samoa hatte eine sehr komplizierte monarchisch-aristokratische Verfassung. Die Thronfolge innerhalb der königlichen Dynastie, die in drei Zweigen, bald in männlicher, bald in weiblicher

*) Ratzel a. a. O. S. 245 ff.
**) Ebendas. S. 119 ff.

Erbfolge bis auf 17 Generationen zurückgeht, also ein Alter von fünf bis sechs Jahrhunderten haben mag, hing von dem Besitze gewisser Titel ab, die zu vergeben eine Anzahl Familien auf der vornehmsten (wenn auch nicht größten) Insel Upolu, an deren Spitze „Rednerhäuptlinge“ standen, das Recht hatten, das ihnen im Laufe der Zeit von Königen für geleistete Dienste verliehen wurde. Für die Ausübung dieses Rechtes erhielten sie feine Matten, die in Samoa das Geld vertraten, was natürlich zu Bestechungen und anderen Mißbräuchen führte. Noch schlimmer aber ist es, daß 1898 englischer Eigennutz und Unkenntnis der Verhältnisse einen von der kleinen Minderheit der Samoaner aufgestellten titellosen Knaben gegenüber dem rechtmäßigen Anwärter begünstigt und damit die Verfassung des merkwürdigen Inselstaates eingebrochen hat*), dessen Ende seit den Abmachungen zwischen Deutschland, England und Amerika (November 1899) wohl nur noch eine Frage der Zeit sein kann, womit dann eine höchst interessante Reliquie fortgeschrittenen Staatsbewußtseins unter Naturvölkern der Vergessenheit anheimfallen wird.

Vierter Abschnitt.

Anfänge der geistigen Kultur.

I. Sprache, Schrift und Zahl.

1. Die Sprache.

Es ist unnütz zu fragen, welche Kulturthat älter sei, der Feuergebrauch, die Verfertigung von Werkzeugen oder die Sprache. Man hat niemals Menschen gefunden, die nicht alle drei Gaben besaßen. Keine von ihnen aber ist für die Erhebung des Menschen über das Tier so entscheidend wie die Sprache. Sie zuerst stempelt den Menschen zum vernünftigen Wesen. Ohne sie ist keine Leistung der Vernunft möglich, weder die Religion, noch die Kunst, noch das Wissen. Ja nicht nur dies, nicht einmal irgendwelche Beschäftigung, die einen Verkehr mit Nebenmenschen erfordert, wie Ackerbau und Tierzucht, Errichtung künstlicher Wohnungen, Bereitung von Kleidung, ist ohne Sprache denkbar, so natürlich auch Einrichtungen der Familie und des Stammes.

Daß die Sprache schon am Ursitze der Menschheit entstand, kann nicht zweifelhaft sein, denn alle Sprachen, so verschieden sie unter

*) Krämer, Dr. Augustin, Die samoanische Königsfrage. Globus 1899 Nr. 12.

einander sind, werden auf dieselbe Weise geäußert, ihr Aufbau hat die größte Aehnlichkeit, und keine Sprache kann von den Genossen einer andern nicht gelernt werden, wenn diese nicht schwachbegabt sind.

Ueber den Ursprung der Sprache sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden. Eine solche ist die der Ableitung von unwillkürlichen Ausrufen in Folge äußerer Eindrücke (Puh-Puh-Theorie); eine zweite zieht die Nachahmung tierischer Laute vor (Wauwau-Theorie). Max Müller wollte die Laute der Sprache aus Empfindungen herleiten, welche durch die Töne der äußern Welt in der Seele anklingen (Ding-dang-Theorie). Lazarus Geiger meinte, ein „hochbegabtes Individuum" habe gewissermaßen befohlen, welche Ausdrücke die Begriffe wiedergeben sollen. O. Caspari („Urgeschichte der Menschheit") bezeichnete den Häuptling oder Herdenführer als „Tonangeber" für die Bezeichnung der Dinge. Ludwig Noirê (Der Ursprung der Sprache, Mainz 1877), dem sich Max Müller nachträglich anschloß, stellte die „Sympathie-Theorie" auf, nach welcher, „so oft unsere Sinne erregt und unsere Muskeln in lebhafter Tätigkeit sind, wir im Ausstoßen von Lauten eine Art Erleichterung fühlen", so daß, „besonders wenn Leute in Gemeinschaft arbeiten, dieselben geneigt sind, ihre Beschäftigung mit mehr oder weniger vibrierenden oder rhythmischen Aeußerungen zu begleiten."

An dieser Ansicht ist sicher wahr, daß Denken und geselliges Beisammensein die Grundbedingungen der Sprache waren; aber die Ursachen der Wahl dieser und jener Ausdrücke sind gewiß verschiedene gewesen, und aus dieser verschiedenen Wahlart dürften auch die abweichenden Arten des Sprachcharakters hervorgegangen sein. Wir unterscheiden nämlich: eine untere Stufe, die *einsilbigen* Sprachen, wozu die tsinesische, die tibetische und die hinterindischen; eine obere, die *flektierenden*, wozu die semitischen und arischen; und eine mittlere, die *agglutinierenden*, zu denen alle übrigen gehören. Merkwürdiger Weise aber sind die am tiefsten stehenden und unbeholfensten, die einsilbigen, lauter Sprachen von Kulturvölkern, während sämtliche Sprachen der Naturvölker zur mittlern Klasse, zu den agglutinierenden (Silben vorne und hinten anfügenden) Sprachen gehören, welche außerdem nur solche Völker sprechen, die nicht aus *eigener* Kraft zu höherer Kultur gelangt sind. Die selbständigen Kulturvölker verteilen sich also, was gewiß höchst seltsam ist, auf die oberste und unterste der drei Sprachgruppen, und zwar so, daß die östlichsten jener Völker, welche in massigen, ungegliederten Ländern lange und bis auf die neueste Zeit von den übrigen Völkern abgeschlossen lebten, ja jetzt noch größtenteils leben, einsilbig, die mittleren und westlichen aber, welche in mehr gegliederten Ländern und mehr in gegenseitigem Zusammenhang ihr Leben hinbringen, flektierend sprechen.

Wie die Sprachen vieler Völker wechseln (oben S. 19), so sterben sie auch aus oder entstehen neu oder verändern sich so, daß sie zu

neuen Sprachen werden. Sanskrit, Hebräisch, Altgriechisch, Lateinisch, Altslawisch werden nicht mehr gesprochen, aber dienen noch als religiöse oder gelehrte Sprachen oder in beiden Eigenschaften. Das Altägyptische lebt im Koptischen fort. Das Italienische, Französische, Spanische und Englische entstanden erst zur Zeit oder nach der Völkerwanderung. So verändern sich auch Laute mit der Zeit in einer einzelnen Sprache, oder sie wechseln ihre Stellung oder ihre Aussprache, oder die Wörter mischen sich mit solchen aus anderen Sprachen. Bei den Naturvölkern ist all dies in höherm Grade der Fall als bei den Kulturvölkern. Bei manchen derselben sprechen die Vornehmen eine andere Sprache als das Volk, und auf kleinen Inseln, wie auch bei benachbarten Indianerstämmen *) herrschen mehrere einander ganz fremde Sprachen. Die Zungen der Kulturvölker sind zwar weiter verbreitet, zerfallen aber in eine Menge von Dialekten, von denen schließlich einer durch mannigfache Verfeinerungen zum herrschenden wird.

Es gibt Fälle, in welchen die Sprache nicht anwendbar ist, nämlich wenn Leute, die ihre Sprachen gegenseitig nicht kennen, oder Taubstumme, denen die neueste Erziehungsmethode dieser Unglücklichen fehlt, sich einander verständlich machen wollen. Auch kommt es vor, daß eine Sprache zu arm an Ausdrücken ist, um Verständigung zu ermöglichen. In diesen Fällen dient die Zeichen- oder Gebärdensprache, welche, da sie mittels des Gesichtssinnes wirkt und nicht gesprochen wird, als Uebergang von der Sprache zur Schrift gelten könnte, namentlich da sie gewissermaßen „in der Luft schreibt“. Doch wird sie allgemein als „Sprache“ bezeichnet und vertritt mehr diese, als die Schrift; auch bleibt sie nicht, wie die Schrift, auf einem Stoffe haften. Unter den Australiern sowohl, als den nordamerikanischen Idianern, deren Sprachen bei geringer Verbreitung ungeheuer verschieden sind, gibt es Fingersprachen, durch die sich Sprachfremde mit einander verständigen. Dasselbe ist der Fall bei den Taubstummen. Aber auch Leute, die sprechen können, namentlich unter den Natur- und den weniger hoch gebildeten Kulturvölkern, bedienen sich neben dem gesprochenen Worte noch mannigfacher Handbewegungen und Gesichtsverzerrungen, die zu dem Gesprochenen in keiner Beziehung stehen und bisweilen hergebracht, bisweilen aber willkürlich erfunden sind. Gebildete können sie entbehren. Weit unter Naturvölkern verschiedener Erdteile verbreitet ist die auf große Entfernungen wirksame Trommelsprache und die Kundgebung von Nachrichten durch Feuer und Rauch von Höhen zu Höhen.

2. Die Schrift.

Durch den Versuch, die Sprache auf dauernde Weise dem Gesichtssinne wahrnehmbar zu machen, entstand die Schrift, offenbar eine jüngere

*) Lubbock a. a. O. S. 347.

Schöpfung des Menschengeistes, als Sprache, Religion, Anfänge der Kunst und Dichtung. Die Schrift ist ein Bild des Gesprochenen, und die ersten Schriftversuche waren Bilder von Gegenständen oder sollten dafür gelten. Es gab und gibt zwar Arten der Sichtbarmachung von Gedanken, die keine Bilder enthalten, aber auch nicht als eigentliche Schrift betrachtet werden können, so die Knotenschrift (Quipu) der alten Peruaner, die durch verschiedenartige Verkettung von Schnüren spricht, und die Wampumgürtel der nordamerikanischen Indianer, die durch auf Schnüre gereihte Muschelschalen Gedanken mitteilen*). Wirkliche Bilder und wirkliche Schrift sind auf Flächen von Stein, Holz, Metall, Häuten, Blättern u. s. w. angebracht. Wohl gibt auch die Bemalung und Tätowierung der Körper Kenntnis von Thatsachen (Thaten, Stamm, Stand, Religion); aber sie gehört doch eher zum Schmucke**). Eine ähnliche Kundgebung sind die Hausmarken und Eigentumszeichen, die von Naturvölkern und europäischen Bauern auf der Haut des Viehs und auf Hausgeräten angebracht werden. Aus ihnen entstanden wohl zum Teil die erst neueren Zeiten angehörenden, aber nur auf festen Stoffen dargestellten Wappen von Personen und Körperschaften.

Alle auf Flächen aufgetragene, Bilder enthaltende oder aus solchen entstandene Schrift zerfällt in drei Stufen:

1. Reine Bilderschrift — Standpunkt der Naturvölker und neuweltlichen Kulturvölker.
2. Bilder neben Schriftzeichen — Standpunkt der alten asiatischen und afrikanischen Kulturvölker.
3. Schriftzeichen an Stelle der Bilder — Standpunkt der neueren asiatischen und der europäischen Kulturvölker.

Die unvollkommenste reine Bilderschrift, die man erst in neuester Zeit (1880) entdeckte, ist die der Australier, welche auf Stäben Figuren von Menschen, Tieren, Pflanzen und verschiedene andere Zeichen einritzen und diese Stäbe als Botschaften versenden, von denen dann der Empfänger, auch wenn er einem fremden Stamme angehört, ganze Berichte ablesen kann. Ausgebildeter sind die Bilderschriften der Nord- und Süd-Indianer, welche mit Menschen- und Tierbildern und anderen Zeichen ganze Lieder und andere zusammenhängende Texte herstellen***). Viel weiter verbreitet sind aber die gemalten und eingehauenen Bilder und Zeichen, welche Felswände in geradezu allen Erdteilen und deren Ländern „schmücken", und von denen nicht nur unbekannt ist, welche, sondern auch ob sie überhaupt eine Bedeutung haben†). Bekannt sind

---

*) Andree, Ethnographische Parallelen I, S. 184 ff.

**) Wuttke, Heinr., Die Entstehung der Schrift. Leipzig 1872, S. 79 ff.

***) Beispiele mit Abbildungen in Faulmann, Gesch. d. Schrift, S. 198 ff., und Ratzel, Völkerkunde I, S. 34 f. Wuttke, Entstehung der Schrift, S. 152 ff.

†) Näher mit Abbildungen in Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, I. Bd., S. 258 ff.

besonders die schon im sechsten Jahrhundert bezeugten (aber schon damals Jahrhunderte alten) Fels-„Inschriften" (Petroglyphen) im Wadi Mokattab auf der Sinai-Halbinsel.

Die Schriftart, welche Bilder neben Schriftzeichen, d. h. solchen Zeichen, in welchen man die Bilder nicht mehr erkennt, verwertet, hat wieder zwei Abarten:

a) Die Bilder sind unverändert beibehalten, neben ihnen aber auch eigentliche Schriftzeichen eingeführt — ägyptische Schrift.
b) Die Bilder sind zwar mitunter noch kenntlich, meist aber durch bildfremde Zeichen ersetzt, und zwar bestehen diese Zeichen:
    α) aus Strichen — altbabylonische und chinesische Schrift;
    β) die Striche sind in Keile verwandelt — spätere babylonisch-assyrische und altpersische Schrift.

Die völlig reinen Zeichenschriften, die den Bildcharakter, aus dem sie ursprünglich entstanden, längst verloren haben, zerfallen in zwei Hauptgruppen, die semitische und die indische, beides ausschließlich Buchstabenschriften. Ein Zusammenhang zwischen beiden ist nicht nachgewiesen, und ob die semitische Schrift vom Nil oder vom Euphrat stamme, darüber streiten sich Aegypto- und Assyriologen.

Merkwürdig ist, daß die Schriften der Völker sich nicht mit deren Sprachen decken, sondern daß beinahe durchweg die Wahl der Schrift von der Religion abhängt. So bedienen sich Völker, welche die Reform des Kong-fu-tsé angenommen haben (Annamesen, Japaner), der chinesischen, die Brahma-Gläubigen und reinen Buddhisten einer indischen, alle Mohammedaner (Perser, Türken, Malaien, auch die indischen Islamiten) der arabischen, alle griechischen Katholiken einer aus dem hellenischen Alphabet gebildeten, alle römischen Katholiken und die von ihnen abgezweigten Protestanten der lateinischen, die Juden, selbst wenn sie in abendländischen Sprachen schreiben, unter sich noch vielfach der hebräischen Schrift.

Als Anhang zur Schrift erwähnen wir, daß schon bei Naturvölkern Anfänge einer Entwerfung von Land- und Seekarten zu finden sind. Rohe Versuche solcher werden schon von Ainos (Nord-Japan) in den Sand, weitere von Indianern auf Häute oder Rinde gezeichnet. Die Azteken malten solche auf Baumwollzeuge. Grönländer zeichnen ihre Küsten annähernd richtig, so auch Polynesier ihre Inselgruppen u. s. w.*)

3. Die Zahl.

Schwieriger und daher auch jünger als die Kunst zu sprechen, ist nicht nur die zu schreiben, sondern auch die zu zählen und zu rechnen. Sie ist bei Naturvölkern weit unbehilflicher als die bei solchen oft hoch

*) Andree, Ethnographische Parallelen I. Bd., S. 197 ff.

entwickelte Sprache, während andere wieder darin weit vorgeschritten sind und wieder andere durch Angabe hoher Zahlbezeichnungen die danach fragenden Reisenden zum besten halten*). Die Buschmenschen, brasilische und australische Stämme sollen nur bis auf zwei zählen können und alle weiteren Zahlen entweder durch Zusammensetzung von eins und zwei oder durch „viel“ oder auch gar nicht auszudrücken im stande sein. Andere solche Stämme bringen es bis auf drei oder fünf. Weiter kamen die Eskimos von Grönland, die der Zahl fünf den Namen „Hand“ geben, für 10 „zwei Hände“, für 20 „ein Mensch“, für 40 „zwei Menschen“ sagen u. s. w. Diese Finger- und Zehenzählung kennen auch verschiedene Indianerstämme Nord- und Südamerikas, sowie Malaien, Polynesier und Neger. Noch in Persien heißt pentcha Hand und pendji (griech. pente) fünf. In Australien lebt (um Adelaide) ein Stamm, der selbständige Zahlwörter bis auf neun besitzt. Manche polynesische Insulaner und Negervölker gehen viel weiter und erfinden sogar neue Zahlwörter oder verändern deren Namen, oft mit Bezug auf Namen von Gegenständen, die in der betreffenden Zahl vorkommen oder eine übliche Einheit bilden (z. B. 40 auf eine Schnur gezogene Kauris veranlassen die Bezeichnung von 40 durch „Schnur“). Ganz ähnlich wird in Norddeutschland 15 durch „eine Mandel“, 60 durch „ein Schock“ bezeichnet. Aus solchen Bezeichnungen stammt es wohl, daß die alten Hebräer und Griechen die Zahlen durch ihre Buchstaben nach dem Alphabet bezeichneten. Dagegen zogen es Tsinesen, Mesopotamier, Aegypter und Römer vor, für jede kleinere Zahl so viel Striche zu zeichnen, als sie Einheiten hat, für höhere aber andere Zeichen zu wählen, wobei aber die Römer für fünf wieder auf die Hand (V) und für 10 auf zwei Hände (X) zurückkamen. Das Zählen bis auf zwanzig findet sich bei den Kelten, von denen her die Engländer ihr score und die Franzosen manche Zahlwörter beibehalten haben (z. B. soixante-dix, quatre-vingt). Gelehrter, aber unpraktischer als das Dezimalsystem ist das astronomische Kenntnisse voraussetzende Duodezimalsystem, das in Babylonien galt und sich mit einem Sexagesimalsystem vermengte, was sich in Münzen, Maßen und Gewichten stellenweise bis in unser Jahrhundert erhalten hat und im Worte „Dutzend“ noch fortlebt. Dagegen hat das Dezimalsystem in rein arithmetischer Beziehung in unserer Rechnungsweise eine geradezu wunderbare Leistung hervorgebracht, die wir der in Indien einheimischen, aber durch die Araber (um 1200) den Europäern vermittelten einfachen Zahlzeichenreihe von 1 bis 0 verdanken.

Bei manchen Naturvölkern findet man eine Zeitrechnung nach dem Monde, sogar mit Versuchen einer Ausgleichung mit dem Sonnen-

*) Tylor, Edw. B., Die Anfänge der Kultur. Leipzig 1873, I, S. 238 ff. Lubbock a. a. O. S. 364 ff.

jahre. Die Polynesier stehen darin an der Spitze, indem sie es verstanden, die Umläufe der Sonne und des Mondes durch ein nach dem Stande der Plejaden berechnetes Jahr in Einklang zu bringen, das freilich nicht ganz genau war; aber sie hatten eigene Monatsnamen, unterschieden die Planeten, benannten mehrere Sternbilder und die Milchstraße, unterschieden in Neuseeland acht Weltgegenden u. s. w.

II. Aberglaube und Religion.

1. Entwickelung dieser Begriffe.

Bei denjenigen in der Kultur zurückgebliebenen Völkern, die bis zur eigentlichen Religion nicht vorgeschritten sind, nimmt der Aberglaube beinahe vollständig die Stellung der Religion ein. Soweit er dagegen noch bei jenen Völkern spukt, die eine Religion in höherm Sinne besitzen, ist er lediglich ein Ueberbleibsel der überwundenen tiefern Kulturstufe und hat den religiösen Charakter verloren; er hat vielmehr die Kennzeichen einer geistigen Krankheit angenommen. Er ist eine Verirrung von ähnlicher Art, wie es die Beibehaltung der Folter oder des Weiberraubes wäre, und welcher gegenüber die fortgesetzte Benutzung von Höhlenwohnungen oder steinernen Messern harmlos erscheinen müßte. Der Aberglaube ist bei gebildeten Völkern, bei denen er neben ihrer höhern Religionsform noch einhergeht, im Grunde derselbe wie bei den ungebildeten, deren einzige Religion er ist; denn er ist dem Standpunkte der letztern entsprungen und der Rest einer frühern Zeit, in welcher die höhere Religionsstufe noch unbekannt war. Selbst eine wirkliche Religion früherer Zeit kann neben einer später angenommenen zum Aberglauben herabsinken; so haben z. B. die christlichen Völker Europas viele Züge ihres frühern Heidentums beibehalten, nicht minder auch die Mohammedaner und Buddhisten.

Aller Aberglaube hat das Gemeinsame, daß er Ereignisse oder Zustände aus Ursachen ableitet, welche dieselben unmöglich hervorbringen können oder auch gar nicht existieren, und daß er sich nicht einmal bemüht, den Zusammenhang zwischen solchen angeblichen Ursachen und Wirkungen zu erforschen. — Nähme man das gesamte Gebiet des Aberglaubens als wahr an, so könnte man thatsächlich keinen Schritt thun, ja keine Bewegung machen, ohne gegen die Gesetze des Irrwahns zu verstoßen oder ein Unglück herbeizuführen, wie es auch den heidnischen Polynesiern unmöglich ist, die heiligen Gesetze des „Tabu" nicht zu verletzen.

Der Aberglaube umfaßt das gesamte Gebiet des menschlichen Lebens, Denkens, Fühlens und Handelns. Nichts entgeht ihm, was außer, über, auf und in der Erde ist oder nicht ist; alles muß sich seinen

hirnverwirrten Träumen unterwerfen und sich nach ihnen richten. Er benimmt sich, obschon sein Inhalt beinahe ganz weltlich ist, wie eine Religion; er hat seine Dogmen, seine Priester, die Wahrsager, und seinen Kultus, die Zauberei. Er ist eine Macht der Unkultur, die sich in allen Richtungen und auf allen Kulturstufen dem Fortschritte der Kultur entgegenstemmt.

Alle Erscheinungen und Zustände der Natur und des Menschenlebens spielen im Aberglauben eine Rolle*). Er weiß was die Gestirne, was Blitz und Donner, Morgen- und Abendrot, der Regenbogen u. s. w. bedeuten, welche Jahres- und Tageszeiten, Wochentage und Daten Glück oder Unglück bringen, was aus allen Umständen des Wachsens von Pflanzen und Tieren erfolgt, wie es mit Kindern zu halten ist, bei Ackerbau, Vieh, Jagd, Fischfang, Schiffahrt, bei Geburt, Heirat, Tod und Bestattung; Schlaf und Traum haben für ihn Wichtigkeit; der Abergläubige sieht Geister, verkehrt mit ihnen, weiß, wodurch sie sich verkünden, erblickt Doppelgänger und sich selbst, und alles in der Welt ist für ihn mit Dämonen erfüllt; Menschen verwandeln sich für ihn in Tiere und Tote stehen auf, die Lebenden zu quälen; er fürchtet diese eingebildeten Wesen, wie die Zauberer, die Hexen, den bösen Blick u. s. w.

Eine feste Grenze zwischen Aberglauben und Religion gibt es nicht. Man kann nur sagen, daß die Religion der sogenannten Naturvölker vorwiegend aus Aberglauben besteht, der in den Religionen vorgeschrittener Kulturvölker, je höher sie stehen, desto mehr zurücktritt, aber unter dem ungebildeten Volke niemals verschwindet. Die frühere Behauptung mancher Forscher, daß es Völker ohne alle Religion gebe**), ist als irrig nachgewiesen***). Auch der roheste Stamm hat seine Götter und bevölkert Himmel und Erde mit Geistern. Keines unter allen Völkern niederer Kultur ist davon ausgenommen. So kann sich bei ihnen Jedermann seine Götter auswählen, sie ein- und bei Unzufriedenheit absetzen oder gar — züchtigen. Man findet bei ihnen Menschwerdungen von Göttern und übernatürliche Geburten von Heroen; beide sind nicht streng geschieden. Der Fetisch des Negers ist kein bloßer Klotz, sondern ein von einem Gott oder Geiste zur Wohnung erkorener Gegenstand. Der Totem oder Dodaim der Indianer und der Kobong der Australier sind die eine Pflanzen- oder Tierart, das

*) Bezüglich alles Nähern verweist der Verfasser auf folgende seiner Schriften: Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Danzig 1890, Bd. I, S. 182 ff. — Kulturgeschichtliche Skizzen. Berlin 1889, S. 174 ff. — Eine Reise durch das Reich des Aberglaubens. Leipzig 1893. — Ferner auf Andree, Rich., Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878 und Leipzig 1889.

**) Lubbock a. a. O. S. 173 f.

***) Roskoff, G., Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880.

Wahrzeichen eines Stammes, beseelenden Schutzgeister. Die Diener der Götter und Schutzgeister, die Priester der niederen Völker, sind die Zauberer, eine oft erbliche, immer aber durch schwere Prüfungen erlangte Würde; es sind die Medizinmänner der Nord-, die Piaje der Südindianer, die Angekoks der Eskimos, die Schamanen der sibirischen Völker, die Injanga oder Myanga der Neger, die Tohunga der Polynesier u. s. w.; sie alle sind gesucht zur Heilung von Menschen und Vieh, zur Herbeirufung von Regen, zur Bestrafung und Vernichtung unbefugter und schädlicher Zauberer. Ein abenteuerlicher Aufputz von Federn, Haaren, Schlangen u. dergl. unterstützt ihr Ansehen bei allen Naturvölkern.

2. Das Jenseits.

Jenseits aller Wahrnehmung und Nachforschung ist bei den Menschen jede Erscheinung, deren Grund sie nicht kennen. Je tiefer die Kultur steht, um so größer ist der Kreis der jenseitigen Dinge; aber auch desto schneller ist der Mensch mit einer Erklärung der für ihn unerforschbaren Thatsachen bei der Hand. Die Naturvölker sind die gewandtesten und scheinbar sichersten Ergründer aller Geheimnisse der Welt. Sie wissen nach ihrer Ansicht ganz genau, woher die Gestirne und Naturerscheinungen kommen. So verfehlt und thöricht diese Ansichten sind, so zeigen sie doch immerhin, daß die Menschen auf jeder Kulturstufe denken und forschen. Wissen sie nicht von selbst, woher irgend eine Erscheinung kommt, so hat sie ein Gott oder Dämon hervorgerufen, und ihre Religion mit allem daran hängenden Aberglauben ist fertig. Sie sind aber unermüdlich; sie fragen nicht nur, woher alles komme, sondern auch wohin alles gehe. Auch das Jenseits im engern Sinne, das, was nach dem Tode kommt, ist für sie kein Rätsel. Alle Naturvölker glauben an die Seele. Dazu bestimmte sie ursprünglich die Beobachtung des Atmens*): der Hauch ist für sie ein im Körper wohnendes, von diesem verschiedenes Wesen, das in ihm aus- und eingeht. Seelen und Geister bevölkern die ganze Welt der Naturkinder. Die Seele lebt daher auch nach dem Tode fort. Diesen Glauben stützte überdies die Wahrnehmung des auf den Untergang der Gestirne unfehlbar folgenden Wiederaufgangs, des Wiedererwachens der erstarrten und vertrockneten Pflanzenwelt, und besonders des Träumens von Verstorbenen. Die Naturvölker geben aber nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren und Pflanzen, ja sogar den leblosen Gegenständen, selbst künstlich verfertigten, Seelen. Doch sind die Menschen bei verschiedenen Völkern durch den Besitz von zwei bis vier Seelen aus-

*) Noch bei den Kulturvölkern wirkt diese Annahme nach: Hebräisch ruach, Griechisch pneuma, Lateinisch animus, anima, Sanskrit atman, prana, Slawisch duch heißt alles Atem und Seele.

gezeichnet. Oft verläßt die oder eine Seele den Körper, z. B. im Schlafe oder in bewußtlosen Zuständen; oft setzt sich ein fremder Geist im Menschen fest (Besessenheit). Die Natur- und auch viele Kulturvölker stellen sich die Seele materiell und dem Körper ähnlich, ja mit dessen Gebrechen, Kleidung, Geräten vor. Man gibt ihnen daher auch mit, was sie liebten, Vornehmen sogar ihre Dienerschaft, die am Grabe getötet wird. Sehr verbreitet ist die Lehre von der Seelenwanderung, nach welcher die scheidende Seele in andere Menschen, in Tiere u. s. w. übergeht. Den Bösen und nach Ansicht des Adels den Gemeinen wird eine Fortdauer nach dem Tode oft abgesprochen. Die meist gefahrvolle Reise nach dem Jenseits wird bei manchen Völkern genau beschrieben; ihr Ziel ist ein verzaubertes Thal, eine entfernte Insel, ein Gebirge, das Innere der Erde, die Sonne, der Mond oder der Himmel — oder die Seele bleibt im Lande und irrt unter den Lebenden umher, in welchem Falle ihr Spuken gefürchtet und mit allen Mitteln bekämpft wird. Außer den menschlichen Seelen leben aber dies- und jenseits des Grabes auch Geister, Dämonen, die teils niemals Menschen waren, aber auf diese in guter, meistens jedoch in böser Weise einwirken, sie quälen, mit Krankheiten heimsuchen — teils aber auch zur Strafe aus Menschenseelen in böse Geister verwandelt werden. Ursprünglich ist dies im Glauben der Menschen überhaupt der Fall gewesen; die Seelen sind in Dämonen umgeschaffen worden. Von solchen Geistern ist die ganze Welt der daran Glaubenden, sind aber namentlich wie gesagt, die Fetische und Götzenbilder beseelt, die man daher bald um Hilfe, bald um Verschonung mit ihrem bösen Treiben anruft. Von der Verehrung lebloser, wenn auch für beseelt gehaltener Gegenstände ist ein Fortschritt zu derjenigen wirklich belebter Wesen, wie Bäume und Tiere, so roh dieser Dienst auch erscheint. Ein viel entschiedenerer aber besteht darin, daß man die Seelen der Vorfahren, die Ahnen oder Manen, göttlich verehrt.

Das Jenseits ist im Glauben der Natur- und niederen Kulturvölker durchaus ein Abbild des Diesseits. Es hat Berge und Thäler, Land und Meer; man jagt und fischt dort, hält Herden, erntet Früchte. Ist man tiefer in sittliche Ideen eingedrungen, so wird das Gute belohnt und das Böse bestraft. Ebenso ist es ein Zeichen vorgeschrittener Gesittung, wenn sich die Geister oder Dämonen zu Göttern erheben, die im Jenseits thronen und vorwiegend nicht mehr böse, sondern hilfreich und wohlwollend sind und sich durch Namen und besondere Gebiete ihrer Wirksamkeit von einander unterscheiden. In sie veredeln sich die Gestirne und Naturerscheinungen: Sonne, Mond, Sterne, Blitz und Donner, das Feuer, das Meer. Erst zuletzt kommt der als Einzelwesen nicht auffaßbare Himmel an die Reihe; er ist der Vater aller Wesen; die ihm nach dem Augenschein als Gegenstück dienende Erde ist seine Gattin, die Allmutter. Dieser höchste Gott ist in der Folge

zum Einzigen geworden*). Die natürliche Reihe der Glaubensformen ist allem Anscheine nach die: zuerst wird eine Erscheinung als Lieblingsgott bevorzugt und verehrt: Henotheismus. Mit der Zeit wendet sich der Gläubige auch an die Götter der anderen, mit denen er im Verkehre steht, und es entwickelt sich ein System von gleichstehenden Göttern: Polytheismus. Endlich erhält unter diesen einer immer mehr den Vorrang und bleibt schließlich der einzige: Monotheismus. Doch kann, wenn die Götter der anderen keinen Eindruck machen, der Heno- auch unmittelbar zum Monotheismus sich entwickeln**).

Dies sind die hier kurz gefaßten Ansichten in der Kultur nicht hoch gestiegener Völker von den Seelen, Geistern, Göttern und dem Jenseits überhaupt, deren Inbegriff der tiefe Forscher Edward B. Tylor als „Animismus" bezeichnet hat***).

3. Der Götterdienst.

Wozu hätte sich der Naturmensch seinen Gott oder seine Götter gebildet, wenn ihm diese nicht von Nutzen wären? Er erwartet nicht nur, sondern verlangt von ihnen, daß sie ihm zu Wohlsein und Wohlstand verhelfen, und diesen Wunsch drückt er im Gebete aus, dieser ersten und einfachsten Form des Kultus oder Götzendienstes. Der uncivilisierte Mensch ist aber nicht zufrieden mit dem bloßen Ausdrucke seiner Wünsche; er begleitet seine Worte an die Gottheit mit Geschrei, wilden Gesängen und unbändigen Tänzen. Er bittet aber nicht nur um sein Wohl, sondern auch um das Unglück und die Vernichtung seiner Feinde. Oft bleibt das Gebet ohne ausdrücklichen Inhalt, da ja die Götter am besten wissen, was ihren Verehrern frommt. Für den Fall aber, daß dies nicht helfen sollte, versucht man, die Götter zu gewinnen, ja zu bestechen. Man bietet ihnen Speise und Trank an, verbrennt ihnen zu Ehren Pflanzen, schlachtet ihnen Tiere und früher auch Menschen. Zu diesen Opfern gehörte auch das jetzt so profane Tabakrauchen der Nordindianer. Blut aber wurde auf tiefen Stufen stets für die wertvollste und wirksamste Opfergabe gehalten. Ja, man strich es den Götzenbildern in das Maul. Oft aber begnügten sich diese nach der Meinung ihrer Anbeter mit der Opferung eines einzelnen Gliedes. Mit vorschreitender Kultur treten an die Stelle der

---

*) Näheres enthält das im nämlichen Verlage wie dieses Buch vom Verfasser herausgegebene Werk: „Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig 1881."

**) Die Kultur der Vergangenheit u. s. w. Bd. II, S. 195 ff.

***) Tylor, Primitive culture (die Anfänge der Kultur), deutsch von Spengel und Poske. 2 Bde. Leipzig 1873, Kap. 11 bis 17.

blutigen Opfer symbolische mit Darbringung eines Bildes oder sonstigen leblosen Gegenstandes.

All dies aber genügte dem frommen Eifer oder der Selbstsucht nicht immer oder auf die Dauer. Man verfiel auf den Gedanken, die Aufmerksamkeit der Götter dadurch auf den Einzelnen zu lenken, daß man sich ihnen zu Ehren Entbehrungen oder Qualen unterwarf. Den Anfang damit machte das Fasten, durch welches schon Indianer Verzückungen (Ekstasen) und Visionen erreichten, in denen sie und andere Offenbarungen und Orakel erhalten zu haben behaupteten. Betäubende Mittel, wie der schon erwähnte Tabak, trugen dazu bei, in Westasien das Haschisch, in Ostasien das Opium. Den Gipfel der Selbstquälerei aber erstiegen die indischen Yogis, die islamischen Fakire und die christlichen Säulenheiligen und Geißelbrüder.

Im Götterdienste wurde mit vorschreitender Kultur auf den Ort der heiligen Handlungen ein besonderes Gewicht gelegt. Der scheinbare Lauf der Sonne ließ den Osten als die Gegend des Lebens, den Westen als die des Todes erscheinen. Nach Osten wandte man sich im Gebete, das an bestimmte heilige Gegenden (Haine, Grotten, Berge) geknüpft wurde, und diese veredelten sich mit der Zeit zu heiligen Häusern, zu Tempeln.

In schönerer Weise als durch Selbstquälerei machte man sich den Göttern durch Reinigungen und Waschungen beliebt. Schon heidnische Völker kannten die Weihe durch Wasser, aus der sich die Taufe entwickelte. Durch allerlei Gebräuche reinigte man sich von Sünden, Blutschuld u. a. und gelangte zu den beengendsten Ceremonien (Tabu).

Nicht die Priester haben die Religion erfunden, wie oft behauptet wurde, sondern die anfangs priesterlose Religion hat zu Vermittlern zwischen der Gottheit und ihren Verehrern Personen notwendig befunden, die anfangs nur Wahrsager und Zauberer waren und bei Naturvölkern noch sind. Diese bereits genannten Leute wahrsagen aus Opferblut, Eingeweiden und Knochen der Tiere, dem Fluge der Vögel u. s. w. und produzieren sich in Tänzen, Krämpfen, wilder Musik, Räucherungen u. s. w. Sie sind überall die Gleichen und haben bei uns ihre Nachfolger in spekulativen Kartenlegerinnen u. a.. Wirkliche Priester, die (wenn auch nicht immer) das Possenhafte abgelegt haben, kennen nur die geschichtlichen Religionen.

Aus dem Götterdienste hat sich die Kunst entwickelt, aus dem Gebete die lyrische Dichtung, aus den Erzählungen von Göttern und Heroen die epische, aus den Ceremonien die dramatische, nebst der Ton- und Tanzkunst, aus den Tempeln die Baukunst, aus den Götterbildern die Plastik und Malerei. Aus dem Gebiete der Religion sind diese Uebungen in das der Weltlichkeit übergegangen.

III. Kunst und Dichtung.

1. Die bildende Kunst.

Daß schon in den Urzuständen der Menschheit naive Versuche bildender Kunst zu finden sind, haben wir bei Erwähnung der Höhlenbewohner (oben S. 24) gesehen. Es sind von diesen Leuten in französischen und schweizerischen Höhlen Zeichnungen und Schnitzereien von Mammut, Rentier u. a. auf Hauern und Hörnern dieser Tiere entdeckt worden. Aehnliche Gaben besitzen auch heutige Naturvölker. Eskimos bilden auf ihren Werkzeugen durch Radierung Boote mit Leuten, Scenen aus dem Leben, Rentierherden, Seehundsjagd u. s. w. mit Fertigkeit ab. Auch Kaffern schnitzen Tiere und Pflanzen richtig aus. Australier sogar zeichnen Menschen und Tiere ihrer Heimat mit dem Nagel auf geschwärzte Rinde. Manche Neger verraten Talent zu Karikaturen *). Die Polynesier verstehen sich mehr auf Ornamente in der Tätowierung, auf Waffen u. s. w., in denen eine verwickelte religiöse Symbolik durchgeführt ist **). Wie hinwieder die Indianer zu einer Bilderschrift mit fester Bedeutung vorgeschritten sind, wissen wir bereits (oben S. 57). Denksteine von ihnen enthalten in Bildern die Lebensgeschichte von Häuptlingen und Briefe auf Rinde Berichte über Krieg und Frieden. Geräte und Schmuckgegenstände der Naturvölker verschiedener Erdteile zeigen oft bewundernswerte Anfänge eines Kunsthandwerks in Darstellung von Menschen-, Tier- und Pflanzenfiguren und geschmackvollen Verzierungen.

2. Die Mythe, Sage und Legende.

Mit dem Auftreten der Götter an Stelle der zerstreuten Geister, d. h. ausgeprägter Charaktere statt wesenloser Schemen, beginnt auch die Schaffung von Erzählungen, deren Helden die Götter, ihre Kinder, Gehilfen und Trabanten, sowie von ihnen bevorzugte Menschen sind. Es ist ein ungeheures, unermeßliches Gebiet, das sich uns hier eröffnet; es umfaßt geradezu die Welt, soweit und insofern sie von Naturmenschen erfaßt werden kann. Die Weltanschauung, die von der wahren Gestalt und Bewegung der Weltkörper noch keine Ahnung hat, kennt nach dem Augenscheine nur die zwei Gegensätze: oben und unten, Himmel und Erde, Vater und Mutter aller Wesen (oben S. 63). Die Maoris erzählen, wie sie, die einst vereinigt waren, von ihren Kindern getrennt wurden, damit Menschen, Tieren und Pflanzen Luft und Licht

*) Lubbock a. a. O. S. 32 ff. Andree, Ethnographische Parallelen, Bd. II, S. 56 ff. (mit Abbildungen).
**) Ratzel, Völkerkunde I, S. 66 f.

verschafft werde*). Ackerbauende Völker sind besonders der „Mutter Erde“ ergeben und fabeln von einer Unterlage derselben, die in den von Erdbeben heimgesuchten Ländern phantastisch als riesiges Tier ausgemalt wird. Von den Ursachen des Donners und Blitzes werden ähnliche Sagen gedichtet. Wind und Sturm werden als Halbgötter oder Göttinnen gedacht, so auch oft der Regen und selbst der Regenbogen, dieser auch als Kleidsaum des Himmelsgottes, als Bogen des Donnerers u. s. w.

Wie man die Gewittergötter fürchtet, so verehrt man die der Sonne, des Mondes und der Sterne, die auch, weil dauernd wahrgenommen, in bestimmtere Charaktere ausgeprägt werden. Die Geschichten von ihnen sind unerschöpflich. Die Sonne (meist männlich) ist der Hauptheld der Mythen, der Geliebte und Gatte der Mondgöttin; weil getrennt, suchen oder fliehen sie sich gegenseitig. Es ist dies die Auffassung vorgeschrittener Völker, die auch, als Ackerbauer, den Stier und die Kuh, als Reiterstämme das Pferd zum Symbol jener Gestirne wählen. Tiefer stehende Völker fürchten bei Finsternissen ihr Verschlingen durch wilde Tiere. Die „Sterne“ sind ihre Kinder, ihre Herde, ihr Heer. Das prachtvolle Bild des Orion ist der Jäger des Himmels, und auch die übrigen Bilder werden zu sagenhaften Menschen und Tieren umgedichtet. Die Milchstraße ist ein mannigfach gedeuteter Pfad.

Zahllos sind die auf das Wasser bezüglichen Legenden. Ströme sind lebende Wesen, Götter — Meer, Seen und Quellen von Geistern in halbtierischer Gestalt belebt. Ueber fast die ganze Erde verbreitet sind Sagen von großen, mehr oder weniger, auch alles Land bedeckenden Fluten**). Man findet sie bei den Eskimos, in Nord-, Mittel- und Südamerika, in der ganzen Inselflur des Großen Oceans, an den Küsten Australiens, an afrikanischen Seen und Flüssen, auf den indischen Inseln, in Hindostan und Tibet, im sonnigen Hellas und im nebligen Norden der Edda. Die höchste Ausbildung fanden sie bekanntlich in Babylonien und bei den Kindern Israels.

Eine persönlichere Rolle als das Wasser spielt das Feuer. Seine wohlthätigen und verderblichen Eigenschaften und seine geheimnisvolle Erfindung oder Entdeckung stempeln es zu einem gefürchteten und verehrten Gott oder Dämon, der vielfach mit dem Sonnengotte verbunden oder auch verschmolzen wird. Aus ihm entwickelte sich oft der Verderber oder Ränkeschmied unter den Göttern, der dem Sonnen- oder guten Feuergotte feindlich entgegentritt und in vulkanischen Gegenden den Krater zur Wohnung hat.

---

*) Tylor I, S. 317ff.

**) Andree, Richard, Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. Braunschweig 1891.

Noch mehr als das leblose, wenn auch bewegliche Feuer und Wasser mußten lebende Wesen zur Bildung von Mythen und Sagen veranlassen. Unter den Pflanzen gilt dies zumeist von Blumen und Bäumen. In ihnen wohnen Geister, in sie verwandeln sich Götter und werden in ihnen verehrt und mit Weihegegenständen bedacht, die man daran aufhängt. Noch mehr verleiten zu solchem Kult innewohnender Geister die Tiere. Zuerst aus Dankbarkeit für ihren Nutzen oder aus Furcht vor ihrem Schaden. Dann infolge des Glaubens an die Seelenwanderung; man wähnt in ihnen die Seelen von Angehörigen, in Afrika besonders in Schlangen, die Indianer in ihres Stammes Wappentier (Totem). Endlich werden sie zu Vertretern der Gestirne und erhalten deshalb Anbetung, so in Aegypten. Man schreibt ihnen eine Sprache zu, dichtet ihnen Abenteuer an, glaubt an ihre Prophetengabe, an ihr Fortleben nach dem Tode als Geister und Gespenster, wie sie auch im Leben Geister sehen. Allgemein sind, ihres dämonischen Wesens halber, die Schlangen besonders verehrt, weil gefürchtet, und ihre fabelhafte Ausbildung als Drachen stempelt sie zu Vertretern der Nacht, die vom Sonnengotte besiegt und erlegt wird. Ohnedies sind sie Sinnbilder der Ewigkeit.

Mit den als menschenähnlich gedachten Göttern und Halbgöttern verschmelzen die Tiere zu Dämonen von gemischter Gestalt, doch bisweilen nur von tierischer Kraft und Stärke und sonst menschlich gedacht. Wasserdämonen (Nixen) haben Fisch- oder Schlangenschweife, in den Wäldern hausen Nymphen, in den Bergen Riesen und Zwerge, in den Häusern Kobolde; die Menschen belästigen Nachtmaren (Alpe) und Vampire, und dämonische Menschen verwandeln sich in Europa in Wölfe, in Asien in Tiger, in Afrika in Hyänen.

Steigen die Menschen in Kenntnissen und Gestaltungskraft oder in Sitten höher, so werden die Dämonen und Götter aus Vertretern der Natur zu solchen menschlicher Interessen. Der Sturm- oder Donner- wird zum Kriegsgott, der Sonnengott zum Beschützer des Ackerbaues u. s. w. Die Götter erhalten reine und schönere Menschengestalt, nehmen sich Gattinnen, zeugen Söhne und Töchter, Heroen und Heroinen. Es sind die ersten Könige, die von ihnen abstammen. Auf dieser Stufe beschäftigt sich auch die Mythe mehr mit dem Menschen selbst als Helden der Sage. In Amerika wollen Völker wissen, daß die Affen einst Menschen gewesen, in Afrika, daß sie das erste Volk gewesen, in Indien, daß die verachteten Kasten von ihnen stammen; die Malaien glauben es von sich selbst. Es entstanden Sagen von geschwänzten, von kopflosen, einbeinigen, langohrigen, riesen- und zwerghaften Menschen. Man forschte nach dem Ursprung der Völkernamen und gab diese sagenhaften Stammvätern, nach dem von Orts- und Ländernamen, von Bauwerken, deren Gründer vergessen waren, von Bergen und Seen. Es ist der Gipfel ethischen Bewußtseins in der

Sagenbildung, wenn Seen und Gletscher die Stelle einer zur Strafe für ihre Sünden untergegangenen Bevölkerung einnehmen u. s. w. Damit sind wir bereits in geschichtliche Zeit eingetreten.

3. Die Volksdichtung.

Haben Mythe, Sage und Legende, wenn auch noch so zerstreut unter allen Völkern der Erde, denselben Grundcharakter und unzählige verwandte, ähnliche und zum Teil selbst gleiche Züge, was für ihre Abstammung aus dem Wiegenlande der Menschheit spricht, so erscheint dagegen die Volksdichtung, eine höhere Stufe der Poesie, als Eigentum eines bestimmten einzelnen Volkes oder Volksstammes, dessen Charakter ihr den Stempel auf die Stirne drückt und dessen Religion mit ihren Mythen ihren Inhalt ausmacht; sie kennt noch keinen andern. Eine dritte und höchste Stufe der Poesie, die Kunstdichtung, gehört ausschließlich, wie schon der größere Teil der Volksdichtung, den Kulturvölkern an.

Unter allen Naturvölkern sind es bloß zwei Gruppen, die eine Volksdichtung hervorgebracht haben, und zwar Angehörige solcher Gegenden, deren geographische Lage und Beschaffenheit die von uns oben (S. 1 ff.) aufgestellten Gesetze der Kultur durchaus bestätigt. Die eine dieser Gruppen bilden die Polynesier, die auf ihren zahllosen Inseln im Großen Ocean die Erziehung durch das Meer (oben S. 3 f.) erfahren haben wie kein anderes Naturvolk. Die andere Gruppe ist die der Finnen, die zwar aus dem innern Asien stammen, aber nach verschiedenen Anzeichen einst den größten Teil von Europa bewohnten und durch dessen gliederreiche Gestaltung und gemäßigtes Klima befähigt worden sind, Höheres zu leisten als andere Naturvölker. Hätten jene Kinder des heißen Südens und diese Söhne des kalten Nordens beides, Meer und gemäßigte Zone verbinden können, so wären sie möglicher Weise zu Kulturvölkern emporgestiegen. Nun, die Finnen sind dies durch die eingewanderten Schweden geworden; die Polynesier freilich erliegen dem Eindringen der europäischen Kultur.

Wahrscheinlich ist die Religion bei keinem zu den Naturvölkern gehörigen Volksstamme zu einem so ausgedehnten Systeme gelangt wie bei den Polynesiern*), und mußte daher auch ihrer Volksdichtung verschwenderischen Stoff zubringen. Ihre Mythologie ist nicht ein planloses Durcheinander wie jene der meisten Negerstämme Afrikas und Indianervölker Amerikas, sondern sie verträgt fast ebenso sehr eine wissenschaftliche Darstellung wie die mythologischen Systeme der Kulturvölker. — Beinahe durch die gesamte Inselwelt der Südsee steht ein

*) „Das Eden der Antipoden". In des Verfassers „Kulturgeschichtlichen Skizzen". Berlin 1889, S. 136 ff.

Gott mit übereinstimmendem Namen, Tagaloa, Tangaroa, Kanaloa und als Weltschöpfer an der Spitze der Götterschaft, deren übrige Glieder seine Kinder sind. Wie überall der Himmelsgott und die Erdgöttin als Gatten auftreten, so nehmen auch Tangaroa und seine Gattin Hina den Rang als Eltern aller Wesen ein. Da indessen das Meer das Lebenselement der Polynesier ist, so stehen die Mythen von Tangaroa und Hina stets in Verbindung mit der Salzflut. Ja, in Neuseeland ist Tangaroa mit der Zeit sogar ausschließlich zum Gotte des Meeres und seiner Tierwelt geworden und hat als Himmelsgott den Namen Rangi (auf Tonga Langi) erhalten. Wie in Tahiti und auf anderen Inseln erzählt wurde, Tangaroa habe mit dem Felsen Papa, d. h. der Erdgöttin, alle anderen Götter und die Menschen erzeugt, so ist in Neuseeland Papa, die Erde, die Gattin Rangis, des Himmels (s. die Mythe oben S. 66 f.).

Während Tangaroa im ganzen ein nebelhaftes Wesen ohne Farbe und Charakter ist, erblicken wir in Maùi (spr. Ma-u-i), zugleich Gott und Heros, die lebensvollste Gestalt der polynesischen Mythe. In Tonga trägt Maùi, wie bei den Griechen Atlas den Himmel, so die Erde auf seinem Rücken, und wenn er sich bewegt, entstehen Erdbeben. Wahrscheinlich ist er indessen eines mit Tangaroa; denn es werden von ihnen wesentlich dieselben Thaten erzählt.

Weiter ausgesponnene Schöpfungssagen und Genealogien besaßen die Priester auf Hawai, die einen geheimen Orden bildeten, in den außer ihnen nur die Könige aufgenommen wurden — wie in Aegypten; ihre Sprache ist so altertümlich, daß sie von den jetzigen Bewohnern kaum mehr verstanden wird. Der völkerkundige Adolf Bastian hat ein solches Werk aus Honolulu mitgebracht; sein Titel ist: „He Pule Heiau" (das Tempelgedicht), und es gibt in etwa 690 Verszeilen in der melodischen Sprache der Südsee eine so tiefsinnige Kosmo- und Theogonie, daß man über solche Gedanken bei einem „Naturvolke", das niemals eine Schrift kannte, alle Geistesarbeit also nur mündlich fortpflanzte, staunen muß*).

Die Finnen waren in vorchristlicher Zeit offenbar noch ein Naturvolk; denn sie huldigten dem Schamanismus, und so eigenartig auch ihre Götter- und Heldengestalten sind, so teilen sie doch deren Grundcharakter mit den höheren Naturvölkern. Durch die frühere schwedische und spätere (leider) russische Eroberung ist der alte Charakter ihrer Kultur dahingeschwunden, und nur ihre dichterische Begabung und rührende Gutherzigkeit und Heimatliebe sind unverändert geblieben. Die Blüte ihrer heidnischen Kultur fällt in eine nicht mehr genau zu bestimmende Zeit, wahrscheinlich in die, welche wir das Mittelalter nennen, und war im eigentlichen Finland bereits vergessen, als bei

*) Alles Nähere bei Bastian, Die heilige Sage der Polynesier. Leipzig 1881.

ihren schon längst unter russische Herrschaft gefallenen östlichen Stammverwandten alte Gesänge gefunden und gesammelt wurden, die unter dem Gesamtnamen „Kalewala“ (d. h. Heimat des Heldenvaters Kalewa) ein Ganzes bilden. In diesen Liedern ist Suomi (der einheimische Name des Landes) der Schauplatz von Kämpfen zwischen dem südlichen Kalewala (Finland) und dem nördlichen Pohjola oder Sariola (Lappland), die aber mehr durch Zauberei, als mit den Waffen geführt werden. Die Sprache dieses Werkes ist in ihren wunderbar leicht hinfließenden Trochäen eine durch ihre Kraft überwältigende und durch ihre Anmut tief ergreifende. Rührend ist die fromme Ergebung gegen den „Herrn des Himmels“, Ukko, wunderschön die Schilderung der Liebe zum Walde, abwechselnd heldenhaft, grotesk und komisch, ja oft widerlich die Abenteuer der drei himmlischen Heroen: des schlauen Sängers Wäinämöinen, des tapfern Kriegers Lemminkäinen und des kunstreichen Schmiedes Ilmarinen, erschütternd das Schicksal des jungen, rein menschlichen Helden Kullerwo und seiner geliebten Schwester, reizend und anheimelnd die bräutlichen und häuslichen Scenen*).

IV. Sitte und Recht.

1. Die Sittlichkeit.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich aus dem Begriffe des Dunkeln, Widerwärtigen derjenige des Schädlichen, Schlechten, und aus dem des Lichten, Freundlichen derjenige des Nützlichen und Guten entwickelt hat. Die ältesten Naturvölker lebten in den Tag hinein, ohne über dessen Wohlthaten besonders nachzudenken, fürchteten aber die Nacht als unheilbringend. Daher wog bei ihnen die Zahl der bösen Geister über die der guten vor, was noch jetzt bei manchen jener Völker der Fall ist. Der Begriff des Guten begann für jeden Menschen, dem nicht als Kind schon etwas Besseres gelehrt wurde, mit dem, was für ihn angenehm war, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob es dies auch für andere sei. Daher hält es der Kaffer heute noch für gut, wenn er die Kühe anderer raubt, für schlecht aber, wenn andere ihm die seinigen wegnehmen. Die Ethik solcher Völker ist Egoismus — ist sie in weiten Kreisen bei uns etwas anderes?

Die erste Ueberwindung des reinen Egoismus bestand in seiner Ausdehnung auf die Familie, während die nicht zu dieser gehörenden Menschen als fremd und in sittlicher Beziehung nicht zu berücksichtigen betrachtet wurden. — Mit höher sich entwickelnder Kultur, mit dem

*) Diese näher in unserm Buche: Die Frau in der Kulturgeschichte. Berlin 1892, S. 37 ff.

reger sich gestaltenden Verkehr zwischen verschiedenen Familien und Stämmen mußte es den Menschen klar werden, daß sie mit der Selbstsucht der Familien nicht auskamen und daß die beständigen Fehden zwischen feindlichen Stämmen die Kräfte eines Volkes aufrieben und es zur Verteidigung gegen andere Völker untüchtig machten.

Der große tsinesische Sittenlehrer Khung-tsse sprach bereits den Grundsatz aus, auf welchem jede Sittlichkeit beruht, den nämlich: „Was du nicht gerne hast, wenn andere dir es thun, das thue auch anderen nicht.“ — Von diesem Grundsatze, ist er einmal anerkannt, ist kein weiter Schritt zu den sittlichen Geboten, die das gleiche Anrecht aller Menschen auf das, was dem einzelnen angenehm und nützlich ist, anerkennen. Diese sittlichen Gebote beruhen schließlich auf dem einzigen der Selbstachtung.

Gegen diese einfache und richtige Moral erhob sich jedoch schon frühe eine Reaktion in dem Dualismus, d. h. dem Glauben an ein gutes und ein ihm entgegengesetztes böses Prinzip. Er entstand aus dem fortdauernden Wahne von zweierlei Geistern: guten des Lichtes und bösen der Finsternis, der sich von den Naturvölkern auf ihre Nachkommen, die Kulturvölker vererbte. Soweit Heno- oder Polytheismus herrscht, ist die Annahme guter und böser Götter und Dämonen begreiflich, weil jene Systeme die Annahme eines durchaus vollkommenen, von jedem Mangel freien Wesens ausschließen. Wie aber der Monotheismus, der ein solches Wesen anerkennt, mit dem Glauben an ein böses Prinzip vereinbar sein soll, ist unbegreiflich. — Auf die Spitze trieben diesen Dualismus die Perser, die ihm aber zugleich die Verbesserung beifügten, daß sie am Schlusse des Erdenlebens den bösen Geist dem guten unterliegen ließen.

Noch weiter mußte der Monotheismus gehen. In seiner ältesten Gestalt, die in Israel unter den Propheten des neunten und achten Jahrhunderts v. Chr. verwirklicht wurde, kannte er mit Recht kein böses Prinzip. Er sah, wie sich notwendig aus dem einfachsten Denken ergeben mußte, in Gott die höchste Vollkommenheit, die jeden Mangel ausschloß. Ein solcher Mangel wäre aber die Duldung eines grundsätzlich bösen Wesens, das von ihm abgefallen wäre. Dies bedachten die Christen leider nicht und gingen, im Gegensatze zu den Propheten, noch hinter den persischen Dualismus zurück; denn sie nahmen keine Vernichtung des bösen Prinzips, sondern ewige Höllenstrafen, also auch ein ewiges Dasein des Teufels an.

Es muß aber bei ruhiger Ueberlegung einleuchten, daß das Böse überhaupt kein Prinzip ist. Niemand handelt aus Grundsatz, sondern Jeder nur aus Selbstsucht böse oder schlecht. Damit fällt auch das utilitarische Vorurteil weg, daß das Nützliche gut und das Schädliche böse sei. Gut und böse sind vielmehr Fragen der Kultur. Das Böse ist ein Zurückbleiben, das Gute ein Fortschreiten in der Kultur. Was in dieser

böse, d. h. mit dem Wohle der Menschheit unvereinbar ist, muß als ein ihr anhängendes Ueberbleibsel der Unkultur, als eine Unvollkommenheit betrachtet, bekämpft und beseitigt werden.

2. Das Recht.

Ein hauptsächliches Zeichen der Unvollkommenheit menschlicher Zustände ist die Trennung der Sittlichkeits- und der Rechtsbegriffe. Nur in der vollständigsten Vereinigung beider ist ein wahrer Fortschritt der Kultur möglich. Das Recht ist nichts anderes als die anerkannte Sitte; so lange aber nicht alle Sittlichkeit als Recht anerkannt und alle Unsitte als Unrecht gebrandmarkt ist, hat die Kultur noch nicht ihre höchste Stufe erstiegen. Wir unterscheiden drei Stufen in der Anschauung vom Rechte:

1. Abhängigkeit des Rechtes von der Religion — Standpunkt der Naturvölker.
2. Regelung des Rechtes durch den Staat — Standpunkt der bisherigen Kulturvölker.
3. Aufgehen des Rechtes in der Sittlichkeit — Standpunkt einer zu erhoffenden Zukunft.

Die Naturvölker haben keinen andern Begriff von Recht, als den, daß alles, was ihre Religion erlaubt, recht, alles aber, was sie nicht erlaubt, unrecht sei. Die Religionen der Naturvölker kennen kein Unrecht, das den Menschen, sondern nur ein solches, das den Gesetzen und Gebräuchen der Religion und damit den Göttern angethan wird. Jede Verletzung der Rechte eines Menschen ist nicht nur erlaubt, sondern unter Umständen sogar verdienstlich. Die Polynesier kannten als Heiden kein anderes Verbrechen als den Bruch des Tabu, welches Gesetz aber vielfach zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht wurde. Man erklärte als „tabu“, d. h. unantastbar, Gegenstände, die man gegen fremde Uebergriffe sichern, oder auch solche, die man, ohne dazu berechtigt zu sein, sich selbst aneignen wollte, oder Menschen, die man haßte, damit niemand mit ihnen Umgang hätte, und sie so in die bitterste Lage kämen. Von alters her war aber alles, was nur irgend mit Göttern oder Geistern zusammenhing, und das war nahezu wirklich alles, „tabu“, sogar die Fürsten. Für das Volk, aber nicht unter sich, war aus gleichem Grunde wie die Fürsten, der Adel „tabu“, damit sein reiner Stammbaum sich nicht mit dem Pöbel vermische. Was „tabu“ war, konnte durch Willkür der Priester, der Fürsten und der Vornehmen stetsfort vermehrt, aber auch vermindert werden, wenn ihr Interesse es erforderte. Wer das „Tabu“ auferlegte, konnte aber auch wieder davon befreien.

Bei den meisten Negerstämmen ist einfach alles recht, was der König will, und alles unrecht, was seinem Willen entgegensteht, selbst

wenn er seinen Unterthanen Leben, Eigentum und häusliche Ehre nimmt. Er kann hinrichten lassen, wen er will, und macht von diesem „Rechte“ meist dann Gebrauch, wenn er nach dem Besitze eines Unterthans lüstern ist. An einem Fetisch aber wagt er schwerlich sich zu vergreifen.

Die Religionen der Naturvölker und auch diejenigen vieler Kulturvölker, die in dieser Hinsicht noch auf dem Standpunkte der ersteren standen, erlaubten nicht nur, sondern verlangten Menschenopfer, also einen religiösen Mord. Solche nach dem ausschließlichen Religionsgesetze erlaubte Morde sind auch das Kopfjagen der Dajaks und das Amockrennen der Malaien auf Java und Sumatra, und es ist dies auch die Blutrache. Diese war einst die hauptsächliche Art der Rechtsordnung staatloser Völker und ist selbst in abgelegenen Gegenden heutiger Reiche noch Familiengesetz, wie bei den Albanesen (und war es bis vor kurzem in Corsica). In Oberalbanien ist die Tötung des Verführers eines Mädchens straflos, woraus gleichzeitig erhellt, wie hoch bei manchen naturwüchsigen Völkern die jungfräuliche Ehre noch steht. Dieselbe ist in der eben genannten Landschaft so empfindlich, daß selbst das Sprechen mit einem Fremden für ein Mädchen ehrlos ist, und der, welcher solches einem Mädchen nachsagt, der Blutrache verfallen ist. Ein Mädchen kann übrigens dort zum „Manne“ werden, wenn es nicht heiraten will, wird dann als solcher anerkannt und kann gleich einem Manne handeln.

Noch Mose und Khung-tsse erlaubten die Blutrache, die auch im alten Hellas nicht nur Recht, sondern Pflicht war. Das Verfahren dabei hatte in Athen vollständig religiösen Charakter. Das Urteil sprach jedoch der Areopag, und es war also ein Uebergang zum staatlichen Rechte vorhanden.

Ein anderer Uebergang dieser Art war die Ersetzung der Blutrache durch eine in Vieh, Sklaven, Waffen oder Geld bestehende Sühne, das Wergeld. Damit treten wir auch hier an die Schwelle der geschichtlichen Zeit.

Fünfter Abschnitt.

Die Kulturvölker der Neuen Welt.

Charakter.

Die amerikanischen Kulturvölker erhalten diesen Platz, weil sie in der Kulturgeschichte eine ganz eigenartige Stellung einnehmen. Sie waren nicht mehr Naturvölker und doch auch nicht geschichtliche Völker. Denn sie standen in keiner Verbindung mit anderen Völkern und in

keiner unter sich selbst, ja sie wußten sogar nichts von ihrer gegenseitigen Existenz. Auch mit ihren europäischen Besiegern und Vernichtern haben sie keinen Zusammenhang, ausgenommen in der ihnen ein so trauriges Ende bereitenden Katastrophe. — Ihre Geschichte ist entweder völlig vergessen, oder sie hat keinerlei Einfluß auf andere Völkerkreise ausgeübt. Ja, man kann noch mehr sagen! Ihr Einfluß hätte nicht geringer sein können, wenn sie auf dem Mond oder auf dem Mars gelebt hätten, statt auf der Erde. Dennoch gehören sie der Kulturgeschichte an, weil sie der Menschheit angehören. Ja trotz ihrer Abgelegenheit bieten sie merkwürdige Analogien mit den ihnen unbekannten und von ihnen nichts wissenden alten Kulturvölkern Asiens und Nordafrikas dar. Erinnern ja die phantastischen Bauten der verschollenen Völker Mittel-Amerikas an das Märchenland Indien, — die kulturgründenden Tolteken an die alten Chaldäer, — ihre kriegerisch-grausamen Nachfolger, die Azteken, an die Nachfolger jener, die Assyrer, — die patriarchalisch-priesterlichen Inkas in Peru endlich an die Tsinesen im ersten, an die Aegypter im zweiten jener Attribute. Es sind ja der Menschheit von ihrer gemeinsamen Wiege an auch übereinstimmende Anlagen und Bedingungen auf die Reise ihres Lebens mitgegeben, die sich niemals und nirgends verleugnen und wegschaffen lassen. Es darf daher angenommen werden, daß die Kulturvölker der Neuen Welt, wenn sie sich hätten ausleben können, statt dem Golddurst und Fanatismus der spanischen Eroberer zum Opfer zu fallen, eine ähnliche Stufe der Kultur erreicht haben möchten, wie die oben mit ihnen verglichenen Völker der Alten Welt.

Wir halten dies für möglich ungeachtet der bedeutenden Verschiedenheit zwischen den geographischen Grundlagen der alt- und der neuweltlichen Kulturstaaten. Jene entwickelten sich, wie bereits erwähnt, in den Thälern großer Ströme und begünstigt durch deren Einfluß auf die Bevölkerung. Wäre das nämliche in Amerika der Fall gewesen, so müßten die mächtigen Flußgebiete des Lorenzo, des Mississippi, des Marañon und des La Plata großartige Kulturreiche ins Leben gerufen haben. Aber an keiner dieser riesigen Wasseradern ist auch nur der Versuch zu einem solchen politisch-kulturellen Gebilde gemacht worden. Vielmehr entwickelte sich die höchste in der Neuen Welt erreichte Kultur an einem Orte in einer flußlosen Tiefebene (Yukatan), an zwei anderen Orten aber (Anahuak und Peru) auf hoch über dem Meere erhabenen Hochebenen. Alle diese Punkte liegen auf einer die westliche Flanke des Erdteiles von Norden nach Süden durchziehenden Linie. Es scheint demnach, daß Amerika seine farbige Bevölkerung ebenso sicher von Westen erhielt, wie die weiße von Osten, daß seine einheimischen Völker sich so lange Zeit auf den der Flußthäler ermangelnden Westen beschränkten, daß begabtere Teile von ihnen dort in der Kultur höher steigen konnten, und daß erst in späterer Zeit weniger hoch entwickelte Verwandte dieser

Völker sich nach dem Osten und seinen Stromgebieten ausbreiteten, wo dann das Eindringen der Europäer ihre weitere Entwickelung abschnitt, sofern eine solche ihnen überhaupt möglich und beschieden war.

Es sind drei Gruppen einheimisch amerikanischer Völker, denen eine höhere Kultur zugestanden werden kann: eine verschollene in Mittel-Amerika, und zwei mitten in ihrer Entwickelung brutal niedergeworfene im südlichen Nord- und im nördlichen Süd-Amerika.

I. Die Kulturvölker Mittel-Amerikas.

Auf der langen und schmalen Landbrücke, die den Norden und Süden der Neuen Welt verbindet, eigentlich aber den westlichen Rand ihrer Mitte bildet, wie die Antillenkette den östlichen, finden sich diejenigen Spuren der höhern Kultur Ur-Amerikas, die unter den in diesem Erdteile von den Weißen entdeckten den altertümlichsten Charakter aufweisen.

Wie ein unerklärliches, märchenhaftes Wunder muten diese erst in neuester Zeit, ja erst seit dem Sturze der spanischen Herrschaft auf dem Festlande, entdeckten riesigen und kunstvollen Bauwerke an, die mit den Ruinenstädten Aegyptens, Assyriens, Persiens an Pracht wetteifern, einer Pracht freilich, die von den Schlingpflanzen des Urwaldes langsam zerstört wird! Nur wenig verbürgte Sagen wissen von den Erbauern und Beherrschern dieser Kunstwerke, die schon längst vor dem ersten Erscheinen der Europäer in Amerika verlassen und beinahe vergessen waren! Indessen ist es nicht zweifelhaft, daß jene Kulturschöpfer dem noch jetzt diesen Namen tragenden Volke der Mayas angehörten. Um ihre Landschaft Yukatan*) gruppieren sich weitere Provinzen, die von einem Ocean zum andern reichen (Tabasko, Chiapas, Guatemala und Honduras), mit Völkern verwandter Sprachen, unter denen aber das Maya als die älteste Mundart erkannt ist**). Die Sage führt die Kultur der Mayas und die Erbauung der Stadt Izamal auf einen Heros, Namens Zamna, zurück, auf einen andern, Kukulkan, die Gründung der Stadt Mayapan. Das Alter dieser Gründungen scheint ein hohes zu sein, da die dortigen Herrscher bereits ein halbes Jahrtausend vor Ankunft der Spanier erloschen sein sollen, worauf ihnen die schon Jahrhunderte vorher in der Nachbarschaft erschienenen siegreichen Tolteken folgten, deren Spuren aber in Mitte des 15. Jahrhunderts sich verlieren.

---

*) In den spanisch-amerikanischen Namen ist y = j, j und x = ch, ch = tsch und z = s.

**) Cronau, Rudolf, Amerika, Bd. I, S. 60 ff. — Derselbe, Die neue Welt, in Hellwalds Kulturgeschichte, 4. Aufl., Bd. IV, S. 25 ff.

In Yukatan allein sind über fünfzig Ruinenstädte entdeckt worden; die bedeutendsten sind: Uxmal, Mayapan, Izamal und Chichen-Itza. Es finden sich da riesige Paläste auf terrassenförmigem Unterbau, überdeckt mit Bildhauerarbeiten, die Menschen, Tiere und allerlei Verzierungen darstellen. Die Figuren sind von phantastischer Keckheit. Merkwürdiger Weise sind die Gebäude der einzelnen sogenannten Städte ganz regellos, ohne Straßenverbindung, aufgestellt. Zwischen ihnen erheben sich Pyramiden, oft mit Gebäuden, wahrscheinlich Tempeln, auf dem abgeflachten Gipfel, zu denen Treppen mit Geländern emporführen. Den Charakter der Bauten beherrscht das Viereck vom Großen bis in das Kleinste. Dabei finden sich Bilderschriften in seltsamen Hieroglyphen, die sich auch in farbigen Handschriften auf Papier und Häuten erhalten haben, aber noch wenig entziffert sind*).

Aehnliche Trümmerstätten finden sich in den schon genannten Nachbarlandschaften Yukatans, so besonders Mitla in Oajaka und Palenque in Chiapas. Am letztern Orte scheinen die Paläste durchweg religiösen Charakter besessen zu haben. Einer derselben ist von fünf Mounds mit Tempelchen oder Altären auf der Spitze umgeben; er ist klosterartig gebaut und enthält unter anderem eine Skulptur, auf welcher ein von zwei reich geschmückten Priestergestalten mit Opfergaben verehrtes Kreuz dargestellt ist. In Guatemala lag Utatlan, die Hauptstadt des Volkes der Quiché, mit mächtigem Königspalast. In Honduras liegen die Ruinen von Kopan mit imposanten Pyramiden und Bildsäulen mit Götterbildern, die bizarre Figuren fast ganz bedecken. Welches reiche Leben mag in diesen unter sich offenbar sehr ähnlichen und mit einander verkehrenden Staaten einst geblüht haben? Für die Nachwelt ist es verschollen!

II. Das Reich von Anahuak.

In dem von der Natur in wundervollem Maße begünstigten, zwischen zwei Oceanen von heißem Küstenstriche über gemäßigte Stufenlandschaften bis zur kühlen Hochebene von 2500 Meter Meereshöhe sich erhebenden Lande Anahuak waren, wahrscheinlich im siebenten Jahrhundert und wahrscheinlich von Norden her, die Tolteken eingewandert, die den verschiedenen Stämmen der Urbevölkerung in Ackerbau, Bergbau und Baukunst die Schätze höherer Kultur brachten und diese südwärts bis nach Guatemala und Honduras ausbreiteten**). Von ihnen stammt die reiche und schöne Nahuatl-Sprache, von ihnen stammen

---

*) Wuttke a. a. O. S. 191 ff.

**) Cronau, Die Neue Welt, S. 18 ff. — Ruge, Sophus, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin 1881, S. 364 ff.

die Pyramidenbauten der Teokallis (die sich nicht wie die ägyptischen in die Höhe, sondern in die Breite entwickelten und Tempel trugen), von ihnen stammt die Bilderschrift und das genau berechnete Sonnenjahr Mejikos, das in achtzehn Monate zu vier Wochen oder zwanzig Tagen eingeteilt wurde und am Schlusse einen Anhang von fünf als unglücklich geltenden Tagen hatte; je nach einem Cyklus von 52 Jahren glichen 13 Tage die Zeitrechnung mit dem Sonnenlaufe aus*).

Die Tolteken bedienten sich des Kupfers statt der Steingeräte Ur-Amerikas, bauten Straßen und Brücken, trieben lebhaften Handel, verstanden sich auf die Heilkunde und fertigten Kunstarbeiten in Edelsteinen, Federn und Stickereien. Als ihr Oberpriester und Reformator war Quetzalkohuatl gefeiert, der, bärtig und von weißer Farbe, nach späterer Sage wegen Abneigung gegen die Menschenopfer vertrieben und im Osten verschwunden sein sollte und dessen Wiederkehr die dortigen Völker erwarteten. Wie dem auch sei, nach vier Jahrhunderten milder und glücklicher Herrschaft verschwinden die Tolteken aus der Hochebene von Anahuak, und ihre Stelle nahmen die rohen Chichimeken ein, nach weiteren 200 Jahren aber die Azteken, ein nicht kulturfeindliches, aber kriegerisches und grausames Volk, das sich die Schöpfungen der Tolteken zu nutze machte und auf einer Insel im See von Tezkuko um 1325 die imposante Stadt Tenochtitlan (später Mejiko) gründete, die durch feste Dämme mit den Ufern verbunden war.

Das Reich der Azteken war eine auf brutale Waffengewalt und auf Furcht und Schrecken der Unterworfenen gegründete feudale Despotie. Da den Herrschern mehr an Herrschaft und Beute, als an Ordnung und Ruhe lag, so war ihr Gebiet kein festgefügtes. Zwischen den Lehensfürsten des Oberkönigs, unter denen die von Tezkuko mit diesem an Glanz wetteiferten, lagen unabhängige und sogar feindliche Gebiete, so namentlich die aristokratische Republik Tlaskala. Der Oberkönig, den die Spanier „Kaiser“ nannten und dessen Ansehen allein von Meer zu Meer galt, wurde aus der regierenden Familie von vier Kurfürsten gewählt; er trat mit großartigem Pomp auf, und an seinem prachtvollen Hofe wurde ein Ceremoniell beobachtet, das an asiatische Herrscher erinnert. Der letzte selbständige, seit 1502 regierende „Kaiser“, Motekusuma (spanisch Montezuma), hatte die Macht des Reiches bis nach Guatemala und Honduras ausgedehnt, ohne aber das nahe Tlaskala unterwerfen zu können.

Die Azteken hatten, wie gesagt, die Kultur der Tolteken weitergepflegt und hüteten sie in hohem Maße. Es blühte das Land unter ihren blutigen Monarchen; für die Erziehung der Jugend war gut gesorgt, der Kunst wurde in Poesie, Malerei und Bildnerei, in Ton- und Tanzkunst gehuldigt, und viele treffliche Gesetze waren vorhanden.

---

*) Cronau, Amerika I, S. 436 f.

Eine strenge Markt- und Lebensmittel-Polizei wurde gehandhabt. Auch eine Postverbindung gab es. Sorgfältig gemalte Abbildungen der beobachteten Gegenstände auf einem von Pflanzenfasern bereiteten Zeugstoffe ersetzten die litterarischen Werke und die schriftlichen Berichte an die Regierung*). Motekusuma ließ, wie erzählt wird, jährlich sechzehntausend Ballen dieses Stoffes auf solche Art verwenden**).

Aber ein dunkler Fleck trübte diese Lichtseiten; er hing allerdings mit dem grausamen Charakter der Azteken, vorzugsweise aber mit der Religion dieses Volkes zusammen — wir meinen die Menschenopfer und die damit in Verbindung stehende Menschenfresserei. Die Stadt Cholula am Fuße der eisbedeckten Vulkane Popokatépetl und Jztakzihuatl war die heilige Stadt der Azteken und genoß einen gewissen Grad von Selbständigkeit, war aber dem „Kaiser" treu ergeben. Hier und in der Hauptstadt, sowie in den übrigen Städten des Reiches standen die furchtbaren, blutstarrenden Tempel des gräßlichen Kriegsgottes Huitzilopochtli, dessen Bild mit Gold, Perlen und Edelsteinen beladen und mit einer Kette von Menschenköpfen behangen war***). Ihm gleich geordnet und ähnlich geschmückt war Tezkatlipoka, der Gott der Hölle. Ihnen wurden unter Hörner- und Trommelschall jährlich zwanzigtausend Gefangene, die man vorher mästete, geschlachtet. Die Azteken führten Kriege, um Menschenopfer zu erhalten und opferten Menschen, um im Kriege Glück zu haben. Die Opfer wurden festlich gekleidet auf ein Teokalli geführt, von den Blutpriestern auf Opfersteine gelegt, an Händen und Füßen gehalten und niedergedrückt. Dann schlitzte einer der Mordpfaffen mit einem scharfen Obsidianmesser dem Wehrlosen die Brust auf, riß das Herz heraus und brachte es dem Götzen dar, ja schob es ihm ins Maul. Den Leichnam warf man die Treppe hinab, wo sich der Pöbel darein teilte und das Fleisch fraß, auch wohl den heiligen Tieren davon gab.

Unter den übrigen Göttern schenkte Tlalok sowohl den wohlthätigen Regen, als den verderblichen Blitz. Der Kulturheld der Tolteken, Quetzalkoatl war zum Gotte der Winde geworden; er besorgte die Vermittelung zwischen Göttern und Menschen. Seine Mutter Koatlikue war die Göttin der Erde und der Fruchtbarkeit, ihr Bild aber ein aus Menschenschädeln, Schlangen, Geierklauen u. s. w. zusammengesetztes Scheusal. Noch tausende anderer Götzen verehrten die Azteken.

Diesen düsteren Bildern gegenüber erscheint als ein lichtes das der Hauptstadt nahe Fürstentum Tezkuko. Es soll dort sogar eine Art von Akademie bestanden haben, und von dem König Netzahualkojotl in Mitte des 15. Jahrhunderts wird erzählt, er sei selbst Dichter und

*) Faulmann, Geschichte der Schrift, S. 213 ff.
**) Wuttke a. a. O. S. 200.
***) Cronau, Amerika I, S. 425 ff.

dem Götzendienste, wie den Menschenopfern abgeneigt gewesen und habe einem „unbekannten Gotte“ einen prachtvollen Tempel errichtet.

Ein anderes Lichtbild ist die hohe Stellung der Frauen bei den Azteken, doch wohl, wie das vorhin Gesagte, ein Erbteil der Tolteken *).

III. Die südamerikanischen Staaten.

1. Das Reich der Chibchas.

Die Kulturvölker von Mexiko und dem eigentlichen Mittel-Amerika sind von denjenigen Süd-Amerikas durch einen weiten, höherer Kultur und aller Funde aus alter Zeit entbehrenden Raum getrennt, der die Staaten Nicaragua, Costarica und Panama umfaßt. Kein Wunder also, daß beide Gruppen einander vollkommen unbekannt waren. Ja es gab im Norden von Süd-Amerika zwei Kulturreiche, die einander fremd gewesen zu sein scheinen, obschon sie aneinander grenzten, das der Chibchas und das der Quechua.

Die Chibchas, von den Spaniern unrichtig Muyskas genannt, bewohnten die heutige Republik Columbia (früher Neu-Granada)**). Ihre ursprünglichen Sitze lagen in der Hochebene von Santa Fé de Bogota und hatten zum Hauptorte Funza. Sie eroberten aber zu unbekannter Zeit die umliegenden Gegenden und besaßen zur Zeit der spanischen Unterwerfung ein Reich von acht Millionen Einwohnern. Sie lebten von Ackerbau, trieben Gewerbe und Handel und beuteten Salzbergwerke aus, standen aber in der Kultur weniger hoch als die Mexikaner und Peruaner. Doch hatten sie einen Ruf in der Bearbeitung der Metalle; nur das Eisen kannten sie so wenig wie die übrigen Ur-Amerikaner. Auch waren sie in der Töpferei und Färberei geschickt und bauten gute Straßen und Hängebrücken.

Die Chibchas teilten sich in drei herrschende und mehrere unterworfene Stämme. An ihrer Spitze standen drei Oberhäupter, deren erster, der in Bogota residierende und erst in späterer Zeit emporgekommene Zipa, oberster Richter, Gesetzgeber und Feldherr war. Seine beiden Gehilfen, der Zaque (früher der Erste) und der Jeque (oberster Priester), hatten besondere Wohnsitze. Den beherrschten Völkern waren teils vom Zipa ernannte, teils erbliche Kaziken vorgesetzt.

Der oberste Gott der Chibchas war die Sonne, welcher die Priester Menschenopfer darbrachten, denen sie, wie die Azteken, das Herz ausrissen. Ein Götterpaar bildeten der dreiköpfige Heldengott Bochika und

*) Für dies und alles Andere: Prescott, Will. H., Geschichte der Eroberung von Mexiko. 2 Bde. Leipzig 1845.

**) Cronau, Amerika, Bd. II, S. 187 ff. — Derselbe, Die Neue Welt a. a. O. S. 39 ff.

die Mondgöttin Bachua. Ein Geist, Fomagata, vertrat das böse Prinzip. Der Gott Chibchakum trug die Erde auf seinen Schultern und bestrafte die Bösen mit Ueberschwemmungen. Der Sonne waren Tempel geweiht; die Opfer aber vollzog man im Freien. Die Priester wurden in Lehranstalten ausgebildet und mußten sich asketischen Uebungen unterwerfen; zu ihren „Wissenschaften“ gehörte auch die Zauberei.

Die Chibchas hatten eine Zeitrechnung, nach der drei Tage eine Woche, 10 Wochen einen Monat, 20 Monate ein „Jahr“ und 20 Jahre einen Zeitabschnitt (den dritten Teil eines Jahrhunderts) bildeten. Vielweiberei war erlaubt; die Weiber galten aber als untreu, und es herrschte das Neffenerbrecht (oben S. 42). Zugleich mit den Herren wurden Weiber und Diener begraben. Mit der Todesstrafe waren die Chibchas sehr freigebig, ebenso mit Peitschenhieben.

2. Das Reich der Inkas*).

Die Kultur des Hochlandes von Peru kann kaum jünger sein als diejenige von Mejiko. Es finden sich dort uralte steinerne Grabmäler, Dolmen und Kromlechs, die denjenigen der Alten Welt auffallend ähnlich sind, aber auch runde hohle Grabtürme, die bei uns nicht ihresgleichen haben — und zwar namentlich am riesigen Titikaka-See (der den Bodensee mehr als fünfzehnmal übertrifft und beinahe zehnmal so hoch über dem Meere liegt), wo die ältesten Sitze der peruanischen Kultur zu suchen sind. Dort befand sich einst ein mächtiges Reich, dessen Namen und Geschichte vergessen sind; nur die großartigen Ruinen von Tiahuanako (zwei Meilen südlich vom See, 4300 m ü. M.) zeugen „von verschwundener Pracht“. Es sind kolossale Monolithe, eine Festung mit mehrfachen Mauerringen um einen Tempelbau, Ruinen einer Gerichtshalle, ein großes Thor mit Bildnereien, die geflügelte und teilweise gekrönte fabelhafte Tiere darstellen, und einem strahlenden Götterbilde mit Schlangenscepter in der Mitte, nebst Sonnen- und Mondbildern. Ufer und Inseln des Sees tragen ebenfalls merkwürdige Ruinen und Spuren eines Wallfahrttempels, eines Sonnentempels und eines Inkapalastes.

Zwanzig Meilen südlich von Lima stand das dem Weltschöpfer geweihte Heiligtum von Pachakamak, umgeben von einem großen Friedhofe.

Im Norden von Peru bestand, lange Zeit vor demjenigen der Inkas, das Reich Chimu, wie auch der König und die Hauptstadt

*) Prescott, Will. H., Geschichte der Eroberung von Peru. 2 Bde. Leipzig 1848. — Martens, Oskar, Ein sozialistischer Großstaat vor 400 Jahren. 2. Aufl. Berlin 1895. — Cronau, Amerika. Bd. I, S. 79 ff. und II, S. 94 ff. — Derselbe, Die Neue Welt, a. a. O. S. 47 ff.

hießen (bei Trujillo), von der noch viele Palasttrümmer, Grabhügel, Pyramiden und Reste einer Wasserleitung zeugen. Die Mauern tragen geschmackvolle Verzierungen. Fenster gab es dort nicht; das Licht fiel durch Thüren und Dachöffnungen. Man hat Spuren, daß die Chimus ihre Ahnen und selbst deren Mumien verehrten, die in kauernder Stellung begraben wurden, und daß sie in Kunsthandwerken sehr gewandt waren. Dort gefundene Töpferwaren zeigen merkwürdige Szenen von Menschen und Tieren, namentlich musizierende und tanzende Gruppen und grotesk ausgerüstete Krieger.

Das Reich Chimu fiel (wann, ist unbekannt) durch den Einbruch der Inkas, denen noch eine Anzahl weiterer Völker unterworfen wurden. Diese Eroberer, sympathischer als die der Alten Welt und als die Azteken, ließen ihren Besiegten die alten Sitten und den alten Glauben und waren nur bestrebt, ein festgefügtes Reich zu gründen. Sie betrachteten als den Urheber ihrer Macht den mythischen „Sohn der Sonne", Manko-Kapak, und seine Schwester und Gattin, Mama-Oëllo, die am Titikaka-See hausten, von wo aus ihre Nachfolger, deren übereinstimmend bis zur Ankunft der Spanier dreizehn gezählt werden, nach und nach ein Reich gewannen, das nicht nur Unter- und Ober-Peru (jetzt Bolivia), sondern auch die Hälfte von Chile umfaßte und unter dem Vater der beiden letzten Inkas, Huayna-Kapak (1487), sich noch durch das Reich der Schiris von Quito (jetzt Ecuador) vergrößerte. Das so vereinigte Reich trug den Namen Tahuantinsuyu, d. h. das Reich der vier Weltgegenden, nach denen es in der Thal in vier Provinzen unter Staathaltern geteilt war. Es maß etwas über drei Millionen Quadratkilometer, d. h. etwa so viel wie ein Drittel von Europa oder ein Zehntel von ganz Amerika.

Das Inkareich war ohne Frage die höchste Leistung der einheimischen Bevölkerung Amerikas, was um so mehr anzuerkennen ist, als der die Grundlage höherer Kultur bildende Ackerbau ohne Eisen und ohne Haustiere sich behelfen mußte; denn das für Süd-Amerika charakteristische Lama ist nur ein Wolle lieferndes, aber zur Landwirtschaft nicht verwendbares Lasttier.

Der in der heiligen Prachtstadt Kuzko thronende Inka war eine heilige Person und führte den Titel „Sohn der Sonne". Zwar hießen auch die Mitglieder der obersten peruanischen Kaste „Inkas" und „Kinder der Sonne" — es waren teils Verwandte, teils Günstlinge des Herrschers, das erobernde und herrschende Volk des Reiches —, aber nur der „Sapa-Inka", der Monarch, erhielt göttliche Ehren, und man warf sich vor ihm nieder wie vor einem asiatischen Despoten. Er starb auch im Volksglauben nicht, sondern ging zu seinem Vater, der Sonne. Er war zugleich oberster Priester dieses obersten Gottes, hatte aber einen Oberpriester neben sich. Die Inkas regierten mild und wurden von ihren Unterthanen geliebt und verehrt. Dies schloß

indessen Thronstreitigkeiten und Palastintrigen nicht aus; sogar blutige Bürgerkriege kamen vor. Der Monarch verfügte über alle Mädchen im Reiche, bevölkerte nach Wahl mit ihnen sein Harem, und die Entlassenen waren in ihren Kreisen hoch geehrt. Seine Gattinnen aber konnte er nur aus den Inkafamilien wählen, und den Thronfolger sogar nur mit der leiblichen Schwester zeugen (wie in Aegypten). Die Inkas redeten eine andere Sprache als das Volk; waren sie ja ein solches, das siegreiche, aus dem Stamme der Aymaras. Nahe den Inkas stand die Kriegerkaste, von den Spaniern wegen ihrer schweren (goldnen) Ohrgehänge „Orejones" (Großohren) genannt. Oft machten diese Prätorianer ihren Einfluß auf die Erbfolge geltend und scheuten selbst die Empörung nicht. Wahrscheinlich bildeten sie eine durch Gunst bestimmte Erweiterung der Inkas und zugleich den Kern des Heeres, der auf ein Zehntel desselben, auf 3000 Mann, geschätzt wurde und in der Hauptstadt wohnte. Unter ihnen standen die im Reiche zerstreuten Kurakas, die Vasallen der Inkas. Ohne alle Vorrechte war dann das eigentliche Volk.

Alles Land im Reiche zerfiel in drei Teile, deren erster den Unterthanen, der zweite dem Inka und der dritte der Sonne, d. h. dem Kultus überwiesen war. Privateigentum gab es nicht; jede Familie erhielt je nach der Zahl ihrer Glieder ein Stück Boden zur Benutzung. Anbau und Bewässerung des Landes besorgte der Staat, er leistete auch in Notfällen dem Volke Hilfe aus den in Magazinen aufgespeicherten Erträgen der Anteile von Staat und Kirche, die sonst dem Hofe und dem Heere dienten. Dafür bearbeiteten die Leute vom Volke auch diese beiden Teile; darin bestanden ihre Steuern, wie auch in der Herstellung von Kleidungsstücken für Hof und Heer und von Waffen für das letztere. Minderjährige, Greise, Soldaten, Priester und Inkas waren frei von diesen Pflichten. Geld gab es nicht; die edlen Metalle dienten nur zu Schmuck und Pracht. Alles war bevormundet, Reisen nur auf höhern Befehl, Heiraten nur in der gleichen Volksabteilung und in einem gewissen Alter für Jünglinge und Mädchen gestattet. Zehn Familien standen unter einem Obmann, fünf Obmänner unter einem höhern; weiter gab es Hundert- und Tausendschaften unter Vorstehern. Diese beaufsichtigten und beschützten zugleich die ihnen Zugeteilten, waren für sie dem Staate verantwortlich und berichteten ihm über alle statistischen Verhältnisse. Auch vollzogen sie alle zwei Jahre die Ehen in Masse. Die höheren Aemter bekleideten die Inkas, und der Monarch selbst bereiste das Land zeitweise, um sich über alles zu unterrichten.

Schattenseiten waren dabei ein Spioniersystem, die Folter und häufige Todesstrafen. Die Unmöglichkeit der Armut war durch den Mangel an aller Freiheit aufgewogen. Schulen gab es nur für die Vornehmen; das Volk mußte in Unterwürfigkeit erhalten bleiben. Nur die offizielle

Sprache, das Quechua, waren alle zu erlernen pflichtig, die nicht dem herrschenden Stamme, dessen Muttersprache es war, angehörten. Wenn es das Staatsinteresse erforderte, mußten Volksteile ihre Wohnsitze wechseln und sich auf Befehl anderswo niederlassen, namentlich wenn man ihrer Ergebenheit nicht traute. Ja, es wurden unzuverlässige Stämme geradezu ausgerottet! Durchaus loyale Leute erhielten dagegen Gnadenbezeugungen.

Das Heer wurde aus den Landleuten ausgehoben und öfter ersetzt; für die Angehörigen der Soldaten sorgte der Staat. Die Oberanführer wurden aus den Inkas genommen. So sanft im Frieden, so grausam waren die Peruaner im Kriege. Es gab eine Menge Festungen, um die Unterworfenen, die selbst daran bauen mußten, im Zaume zu halten. Dazu dienten auch die großartigen, das ganze Reich durchziehenden Heerstraßen der Inkas, denen die Spanier nichts an die Seite zu stellen hatten. Ueber die Flüsse wurden teils hängende, teils schwimmende Brücken angelegt. Schnellläufer des Hofes besorgten ein geordnetes Postwesen.

Im Inkareiche war die Religion Staatsanstalt. An der Spitze der Götterschaft stand der Weltschöpfer, dessen verschiedene Namen: Illa Tece, Pachakamak und Virakocha, wahrscheinlich ursprünglich verschiedenen Stämmen angehörten. Die hauptsächlichste Verehrung aber genoß sein Sohn, der Sonnengott Inti, dessen Tempel mit Gold bekleidet waren, und dessen Schwester und Gattin, Quilla oder Koya, die Mondgöttin, das weibliche Geschlecht beschützte. Außerdem verehrte man die Sterne (ihre Kinder), die Erde, das Meer, die Vulkane, Quellen und Flüsse, Blitz und Donner und besonders die Ahnen.

Im Gegensatze zu Mejiko kamen Menschenopfer sehr selten vor. Zur Religion der Peruaner gehörte auch der Glaube an ein besseres Jenseits für die Guten und ein böseres für die Schlechten. Daß sie, wie die spanischen Schriftsteller behaupten, Fasten, Beichte und Mönche kannten, ist man versucht als spanische Wünsche zu betrachten. Besser beglaubigt ist das Institut der den Vestalen und Nonnen ähnlichen Sonnenjungfrauen, schöner Mädchen, die den Tempeldienst besorgten und des Inka Kleider woben, aus denen dieser aber welche für sein Harem wählen konnte. Oeffentliche religiöse Feste mit Tänzen entschädigten das Volk für das freilich sorgenlose Joch, das auf ihm lastete.

Was die Fertigkeiten der Peruaner betrifft, so ist es erstaunlich und beinahe unbegreiflich, wie sie ohne Maschinen ungeheure Steine zu Festungen und Straßenbauten auf einander türmen und genau anpassen konnten. Sie waren auch sehr gewandt in wundervollen Gold- und Silberarbeiten, in Urnen, die Menschenköpfe darstellen, in Weberei aus Lamawolle mit Figuren von Menschen, Tieren und Pflanzen und

prächtigen Mustern, in Herstellung bezaubernder Gärten, in Fertigung von Reliefkarten, Zählbrettern u. s. w. Um so merkwürdiger ist es, daß sie keine Schrift besaßen, die vielleicht die Inkas einst aus politischen Gründen aufgegeben hatten, sondern sich im Ausdrücken von Wort und Zahl mit den Quipus, d. h. mannigfach verknüpften Knotenschnüren von verschiedenen Farben behalfen, aus denen die Archive bestanden. Eigene Beamte widmeten sich der Kenntnis dieses Mittels der Gedankenvermittelung, so daß damit sogar Gesetze, Geschichten und Gedichte verfaßt wurden*). An Aerzten mit besonderen Methoden der Heilung und Operation fehlte es nicht, ebensowenig an Astronomen. Die Zeitrechnung der Inkas kannte das Sonnenjahr mit 365 Tagen und zwölf Monaten und einen tausendjährigen Zeitkreis.

Das Bedeutendste aber, was die alten Peruaner und überhaupt die ungeschichtlichen Völker leisteten, ist das Drama. Ihre Gelehrten, die Amautas, verfaßten Schau- und Trauerspiele, die bei Festen aufgeführt wurden und in der Geschichte der Inkas spielten, und Lustspiele aus dem gewöhnlichen Leben. Aus ihrer Zeit stammt das, wenn auch wohl in spanischer Zeit überarbeitete und daher an das spanische Theater erinnernde, wenn auch ganz im vorchristlichen Geiste gehaltene Drama Ollanta, das den Aufstand eines Feldherrn dieses Namens darstellt, dessen Liebe zu einer Inkatochter vom Herrscher abgewiesen, dem aber nach dessen Tod von seinem Sohne Verzeihung und hohe Ehre zu teil wurde**). Solche Werke sind natürlich mündlich aus dem Gedächtnis fortgepflanzt worden; dazu reichten die Quipus nicht aus.

Neben manch anderm erinnert auch die Mumisierung der Toten in Peru an Aegypten.

Die Kultur der Urbevölkerung Amerikas endete mit dessen Unterwerfung durch europäische Eroberer. Diese Thatsache sowohl, als die weitere Geschichte der Neuen Welt ist offenbar nicht die Fortsetzung ihrer Urzeit, sondern diejenige der Geschichte Europas vor der Entdeckung des westlichen Festlandes, deren logische Voraussetzung doch gewiß die Vorgeschichte der Eroberer ist.

*) Wuttke a. a. O. S. 179 ff.

**) Ollanta. Peruanisches Originaldrama aus der Inkazeit in drei Aufzügen. Nach J. J. v. Tschudis wörtlicher Verdeutschung metrisch bearbeitet von Albr. Graf Wickenburg. Leipzig.

Zweites Buch.

Die morgenländische Kultur.

Ueberblick.

Ex Oriente lux! Aus dem Osten kommt das Licht! Dies bewahrheitet sich, wenn wir die Thatsache ins Auge fassen, daß nur im Osten, d. h. östlich und südöstlich von Europa, selbständige, weder auf den geringen Schatz der aller Menschheit gemeinsamen Gesittung beschränkte, noch auf irgend einer Entlehnung aus anderen Gebieten beruhende Kulturen sich entwickelt haben. Wir wissen nicht, woher sie geschöpft sind, sondern nur, daß diese Kulturen in vier Mittelpunkten, drei asiatischen und einem afrikanischen, und zwar sämtlich in Gebieten großer Ströme und ohne wesentlichen Einfluß des Meeres, aber in der der Kultur günstigen nördlichen gemäßigten Zone und weder in hohen Gebirgen, noch großen Ebenen, entstanden sind. Alle übrigen höheren Kulturen der Erde, mit Ausnahme der hinter ihnen zurückgebliebenen, isolierten und ungeschichtlichen der Neuen Welt (oben S. 74 ff.), haben von jenen vier morgenländischen Centren gelernt, sind aber, mit Hilfe des Meeres, das statt der Ströme sie darin unterstützte, weit über sie hinausgeschritten. Genannt haben wir diese vier Centren wiederholt (oben S. 6 u. 10) und werden sie nun genauer betrachten.

In der Art und Weise, wie sie auf Europa eingewirkt haben, und zwar mit der geringsten Einwirkung angefangen und mit der größten schließend, ist die Reihenfolge jener vier Kulturvölker diese: 1) das Stromgebiet des Hoang-ho und Yang-tse-kjang oder Tsina, 2) das des Ganges und Indos oder Indien, 3) das des Tigris und Euphrat oder Mesopotamien mit Persien und 4) das des Nil oder Aegypten. Diese Kulturländer folgen sich von Osten nach Westen derart, daß das östlichste dasjenige ist, dem wir am wenigsten, das westlichste aber das, dem wir am meisten verdanken. Zwischen ihnen liegen zwei, deren Bevölkerung uns zum Teile weniger stamm-

als sprachverwandt, seit langem aber in Sitten, Anschauungen, Glauben und Verfassung entfremdet ist. Die westliche Wasserscheide des Indos bildet, wie zwischen Ost- und Westasien, so auch die Grenze zwischen den Völkern der Inder und Eranier, die unter sich, als Arier im engern Sinne, auf das nächste verwandt, aber in manchen Beziehungen einander ebenfalls fremd geworden sind. Die Inder bestehen aus einem drawidischen Grundstock von unbekannter Herkunft und Verbindung, über den sich eine dünne arische Schicht gelegt und dabei ihren Zusammenhang mit den Sprachverwandten verloren hat. Die Eranier, unrichtig auch Perser genannt, die nur einen Teil von ihnen bilden, sind kein selbständiges Kulturvolk, sondern ein Schülervolk der mesopotamischen Kultur, deren alte Heimat, das Zweistromland, sie aber nach dem Untergange der einheimischen Reiche als Sieger beherrschten.

Die vier Kulturvölker des Morgenlandes sind keineswegs ungeschichtlich wie jene der Neuen Welt; sie mußten von den Europäern nicht erst entdeckt werden, sondern haben eine lange Geschichte, die uns in ihrem Verlaufe zwar nicht vollständig, aber doch genügend bekannt ist und immer noch bekannter wird. Indessen ist es merkwürdig, daß die Europäer sich von Osten her nach Tsina und Indien begeben wollten, als sie die im Wege liegende „Neue Welt" auffanden.

Von Europa und den kulturgeschichtlich zu diesem unserm Erdteile gehörenden Küstenländern des Mittelmeeres unterscheiden sich die asiatisch-afrikanischen Kulturvölker scharf durch ihre ältere Geschichte und durch die vollständige Originalität ihrer Kultur, sowie dadurch, daß sie, obschon zum Teil unsere Lehrer, von uns in riesenhaftem Maße überflügelt sind. Sie bilden indessen auch unter sich zwei scharf sich von einander abhebende Gruppen, eine östliche des Stillstandes und eine westliche des Unterganges.

Jene, zu der Tsina und Indien gehören, schritt wacker vor und leistete Bedeutendes, bis ihr der Mangel an Erziehung und Triebkraft durch das Meer Halt gebot. Um weiter zu schreiten, bedurften diese Länder Anleitung von Seite der Europäer. Im übrigen lebt der Charakter ihrer Kultur noch fort.

Ein weiterer Berührungspunkt zwischen Tsina und Indien liegt darin, daß mit der Zeit sowohl sie selbst, als die Kolonien, in welche ihre Kulturen Eingang fanden, auf beiden Seiten den von Indien ausgegangenen Buddhismus angenommen haben, wodurch sich zwischen ihnen eine Art von Einheit bildete, die an Ausdehnung nur durch diejenige des Christentums übertroffen wurde. Doch behielten die beiderseitigen Kulturreiche eine wesentliche Eigenart, indem der Buddhismus, der in seinem Vaterlande Indien unterging, in dessen Kulturkolonien Ceylon, Birma, Siam, den ostindischen Inseln und Tibet, die vor ihm keine eigene Religion besaßen, eine verhältnismäßige (nicht

völlige) Reinheit bewahrte, in Tsina und dessen Kulturkolonien aber, in Annam, Korea und Japan sich mit den dort früher herrschenden Religionen bis zur Unkenntlichkeit vermischte und daher mit Unrecht für die an Anhängern zahlreichste Religion gehalten wird.

Die beiden westlichen Kulturen des Morgenlandes, die mesopotamische und die ägyptische, sind im Gegensatze zu den zwei östlichen, untergegangen, und zwar beide durch europäische Eroberung (Alexanders des Großen); aber ihre Bevölkerung hat sich mit der Zeit einer andern Kultur teils angeschlossen, wie die Perser, teils unterworfen, wie die Mesopotamier und Aegypter, nämlich der semitischen Arabiens, die, wenn auch der Lage nach morgenländisch, doch durch ihre hauptsächliche Stützung auf das Mittelmeer ein Glied der Kultur des letztern geworden ist, wenn auch ein vor der Macht und dem Geiste Europas langsam zurückweichendes.

Aber noch weitere Unterschiede bieten die vier morgenländischen Kulturreiche dar. Während Tsina allein einen patriarchalischen Charakter trägt und eine Familie im Großen darstellt, erscheinen die mesopotamischen Reiche (Chaldäa, Assyrien, Medien und Persien) im geraden Gegensatze dazu als zitternde Sklavenherden unter blutigen Despoten. Dort sind die Ruhe und Ordnung, hier die Gewalt und der Krieg das bestimmende Element. Wie ganz anders erscheinen uns dem gegenüber die zwei anderen Kulturreiche! So weit entlegen von einander sie auch sind, so zeigen Indien und Aegypten doch auffallende Aehnlichkeiten. Gleich weit entfernt vom milden väterlichen wie vom harten herrischen Verhältnis, bieten sie das Bild priesterlicher Völker dar, bei denen die Diener der Götter, unterstützt von einer Kriegerkaste, die höchsten Ehren genießen. Es sind beide Klassen in beiden Ländern die Glieder einer Siegervolkes, das seine Unterworfenen, gleichsam als unwürdig des Götterdienstes, in rechtlosen Banden gefesselt hält.

Damit stimmen auch die Bauwerke der vier Völker überein. Diejenigen der beiden priesterlichen Kulturreiche sind, soweit von hervorragender Bedeutung, Tempel und Denkmäler, wobei aber das Land des Nil sich überdies als ein solches der Totenverehrung darstellt, daher dort die Grabmäler überzahlreich sind, während in Indien die Toten verschwinden und die ganze Welt dichterisch belebt erscheint. Am Nil lebte ein Reich der trockenen Geschichte (der auch Tsina und Mesopotamien huldigten), die auf mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung bis in fabelhafte Zeiten hinauf reicht, am Ganges aber eine allen Daten abgeneigte Herrschaft der überschwänglichsten Poesie!

Dem gegenüber ist es bezeichnend, daß die Prachtgebäude Mesopotamiens und Persiens vorwiegend Königspaläste sind, in Tsina aber der dem Holzbau nachgeahmte Palaststil ein wohlwollendes Verhältnis der Herrschenden zum Volke versinnbildlicht.

Aehnlich sind die Gegensätze im Schrifttum. Natürlich hat sich von denjenigen der untergegangenen Völker am Nil und am Euphrat und Tigris wenig und nur Bruchstückartiges oder wirklich Fragmentarisches erhalten. Aber welchen Reichtum bieten die Litteraturen der noch lebenden östlichen Völker mit selbständiger Kultur! Und da, welcher schreiende Gegensatz, ganz wie in der Geschichte! Hier die selbst in der Dichtung prosaische, nüchterne und berechnete Sprache der Tsinesen, dort die an wunderbaren Schönheiten, aber auch an phantastischen Ungeheuerlichkeiten reiche indische Dichtung!

Und vollends in der Religion! Nur Asien hat Stifter neuer Glaubensformen aufzuweisen; in Aegypten, wie überhaupt in Afrika, selbst in Europa und natürlich in der Neuen Welt, fehlen sie. Selbst in die Mittelmeerwelt sandte die Mutter der Erdteile ihre Mosestafeln, ihr Kreuz und ihren Halbmond. Und in der hier zu behandelnden Kulturwelt hat Eran seinen Zarathustra, Indien seinen Buddha, Tsina seinen Lao-tse, drei durchaus originelle Geister, deren Lehren aber zerfahren oder entstellt und für die Zukunft unfruchtbar sind. Tsinas zweiter Reformator Khung-tse war freilich nur ein philosophischer Sammler und Ausleger alter Lehren unbekannten Ursprungs.

Und nun zur nähern, wenn schon kurzen Betrachtung der hier flüchtig entworfenen Vergleichsmomente!

Erster Abschnitt.

Das Reich der Mitte.

Charakter.

Sind auch die sogenannten Rassen höchst unzuverlässige Abteilungen der Menschheit, die von unserer neuesten Völkerkunde bereits aufgegeben zu sein scheinen, so läßt sich doch sagen, daß das Kulturland Tsina*)

*) Seine Angehörigen nennen das Land: Tschung-Kue (das Reich der Mitte), bedienen sich aber auch des Namens der regierenden Dynastie. Eines der bedeutendsten dieser Häuser waren die Thsin, im 3. Jahrhundert v. Chr., unter denen die Malaien das Land kennen lernten und es daher Tschina nannten, und so auch die Inder. Demgemäß schreiben die Engländer: China (spr. Tscheinä), und die nämliche Schreibart nahmen die Deutschen an, bei denen aber das Ch einen ganz falschen Kehllaut erhielt. Wir kehren daher zu der richtigen Schreibart: Tsina zurück (denn th vor s ist im Deutschen sinnlos, und ts ist weicher als z), eine Schreibart übrigens, in der wir nicht ganz allein stehen (Wuttke, Entstehung der Schrift, S. 241). Die deutschen Historiker des 18. Jahrhunderts schrieben und der Historiker Weiß schreibt noch: Sina und Sinesen, was bereits richtiger ist als China und Chinesen.

oder das tsinesische Reich sich durch seine Bevölkerung sehr wesentlich von allen anderen Reichen höherer Kultur unterscheidet. Die den Großen Ocean umgebenden Aboriginer (Urvölker) haben einen Typus, der von dem europäischen wie von dem der Neger scharf absticht, jedoch als „mongolische" oder „mongoloide" Rasse nur sehr ungenau bezeichnet wird. Diesem Typus gehören die Tsinesen an, jedoch keinem völlig einheitlichen. Im ganzen zwar haben sie durchweg das, was man ungenau schiefe Augen nennt, breite Gesichter, straffe schwarze Haare, runde Köpfe und mittlere Körperhöhe. Dabei aber unterscheiden sich nördliche und südliche Tsinesen nicht unwesentlich von einander. Jene sind bedeutend heller und im Gesichte rötlich angehaucht; diese aber weizengelb und durchschnittlich kleiner als jene*). Auch sind jene rauher, diese freundlicher und den hinterindischen Völkern ähnlicher als ihren nördlichen Landsleuten. Ueberdies gibt es einen „aristokratischen Typus" „mit Bogennase, schmalen Augen und dünnen Lippen". Von den eigentlichen Tsinesen unterscheiden sich übrigens die Angehörigen eines Volkes, das früher im Lande einwanderte als jene, die Miao-tse, und andere jetzt barbarische Stämme, die den Hinterindiern verwandt sind**).

Wenn wir von Tsina und Tsinesen reden, so meinen wir nicht das tsinesische Reich, das in verschiedenen Zeiten eine sehr wechselnde Ausdehnung hatte, sondern nur das eigentliche Land Tsina, das mit seinen vier bis fünf Millionen Quadratkilometern und 350 Millionen Einwohnern immerhin beinahe der Hälfte Europas gleich und der Volkszahl unseres Erdteils nahe kommt.

Dieses Gebiet, das einem ungeheuern Kreis nicht unähnlich ist und nur im Nordwesten aus politischen Gründen in einem unregelmäßigen Streifen über denselben hinausgreift, bildet ein sehr glücklich organisiertes, wie zu einem Kulturlande vorbestimmtes Stufengelände, das von zwei Riesenströmen bewässert wird, die an Länge mit dem Nil wetteifern. Doch unterscheiden sie sich wesentlich darin, daß der nördliche Hoang-ho (gelber Strom) mehr nur die Nordgrenze des eigentlichen Kulturlandes Tsina bildet, dessen Hauptverkehrsader und kulturbefördernde Wasserkraft vielmehr der südlichere, aber die Mitte des Kulturlandes durchschneidende Yang-tse-kjang (d. h. Seekindstrom) ist.

Auf das Leben und den Charakter der Tsinesen sind die Naturverhältnisse des Landes von bedeutender Einwirkung. Das im ganzen gesunde Klima befördert die Menge der Bevölkerung; die Extreme der Temperatur an vielen Orten und die furchtbaren verheerenden Thaifungs („große Winde") an der Küste mögen auf die Phantasie einen barocken Einfluß haben. Die ungemein vielfache Verwendung des Bambus be-

*) Ratzel, Völkerkunde II, S. 655.

**) Brandt, M. v., Das Reich der Mitte im Altertum, in Hellwalds Kulturgeschichte, 4. Aufl., Bd. I, S. 206 ff.

stimmt großenteils die Art der Gewerbethätigkeit, die mehr geschickt als erfinderisch ist und sich weiter besonders in Porzellan, Seide, Holz und Papier bethätigt. Das Gedeihen von Reis und Thee ist für die Richtung der Landwirtschaft entscheidend.

Sehr mannigfaltig ist in Tsina die Art des Wohnens. Während im gebirgigen Norden des Landes Millionen in Höhlen der Lößwände leben, hausen im Süden ebensoviele Menschen auf Schiffen in Flüssen und Häfen. Weit verbreiteter ist aber das Haus, das deutlich an seine Entstehung aus dem Zelte erinnert, die sich in der konkaven Form des Daches, in der Zierlichkeit der Pfeiler und in der Leichtigkeit des Baustoffes kundgibt. Diese Form hat der kaiserliche Palast wie die Hütte des Kuli*), der Tempel wie das Gartenhaus; es ist das Erbteil einer einst nomadischen Lebensart, das sich auch im seßhaften Leben durch Jahrtausende hin erhielt, und sowohl in dem einfachen Bau aus Lehm oder Bambus, als in dem weitläufigern Hofhause aus Backsteinen hervortritt. In der innern Ausstattung der Wohnräume lieben die Tsinesen das Phantastische, z. B. runde, blatt- oder vasenförmige Thüren; es herrscht Mangel an aller Harmonie und Symmetrie, Plumpheit der Möbel neben zierlicher Schnitzerei derselben.

So barock im Geschmacke, so nüchtern sind die Tsinesen in ihrer Gemütsart. Ideale und Begeisterung sind ihnen meist fremd; das Nützliche ist es, was sie bewegt und antreibt. Sie sind indessen genügsam im Essen und Trinken, wie sie auch der Reinlichkeit wenig Zeit widmen. Nur im Spiele und im Genusse des Opiums sind sie unersättlich. Allgemein hassen und verachten sie alles Ausländische. So anspruchslos die Geringen, so prachtliebend sind in der Kleidung die Vornehmen und so ceremoniös die Beamten. Das weibliche Geschlecht liebt Schmuck, Schminken und die bekannte Fußverstümmelung. Bizarr verzierte Gärten sind eine große Liebhaberei. Bezeichnend für den geringen Einfluß des Meeres ist die höchst primitive und schüchterne Schiffahrt und Schiffsbauart.

Eine schöne Seite der Tsinesen ist der sehr ausgebildete und treue Familiensinn, der sich folgerichtig vom Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bis zu dem zwischen Monarch und Volk aufbaut. Er hat jedoch auch seine böse Schattenseite, die Mißachtung der Frauen, die bis zu völliger Trennung der Geschlechter im täglichen Leben geht**), jedoch seit neuerer Zeit weniger schroff ist. Unbedingter Gehorsam ist ihre Pflicht, erst gegen den Vater, dann gegen den Gatten, endlich gegen den ältesten Sohn. Doch ist ihre Behandlung meist gut. Ehe aus Liebe gibt es nicht; der Wille der Eltern ist allein maßgebend, daneben auch die Exogamie, die sogar die Namensgleichheit scheut!

---

*) Hellwald, Fr. von, Haus und Hof, S. 56 ff., 302 ff.

**) Katscher, Leopold, Aus China. Leipzig, S. 5 ff.

Also noch viel Atavismus aus den Kreisen der Naturvölker! Ehelosigkeit Erwachsener ist beinahe unbekannt und Ehescheidung verpönt*). Die Reichen leben in Vielweiberei; doch ist die erste Frau die Herrin der anderen. Außerdem grassiert noch arge Prostitution mit Mädchenhandel. Viele Hetären erlangten durch Schönheit und Geist einen gefeierten Namen**). In allem Leben, in Familie, Geselligkeit und Staat, herrscht ein strenges Ceremoniell — auf dem Papier; in Wirklichkeit lebt man doch freier als vorgeschrieben ist. Die Höflichkeit geht dabei so weit, daß man sich selbst herabwürdigt und den Angeredeten überschwänglich lobpreist. Es gibt einen Rat der Gebräuche, Li-pu, der über diese Formen wacht und Auskunft erteilt.

Einen schroffen Gegensatz sowohl zur Familienliebe, als zur Höflichkeit und Förmlichkeit der Tsinesen bietet ihr Hang zur Grausamkeit. Diese offenbart sich besonders in der Strafrechtspflege. Noch besteht, wenn auch seltener angewandt, die Folter, deren Werkzeuge mit jenen des europäischen Mittelalters wetteifern. Ebenso raffiniert sind die Todesstrafen. Erdrosselung und Enthauptung sind noch die mildesten; Kreuzigung, verbunden mit langsamer Zerfleischung, trifft freilich nur Elternmörder. Abgehauene Köpfe werden eingesalzen und öffentlich ausgestellt. Häufig sind Prügelstrafen. In schaudervollem Zustande befinden sich die Gefängnisse. Indessen ist zu erinnern, daß die Ostasiaten überhaupt viel leichter Schmerzen ertragen, als die Europäer***).

Außer den Strafen gibt es allerdings auch Belohnungen; dahin gehören besonders die Ehrenpforten für Hundertjährige, für Beweise der Kindesliebe, Beamtentreue, Frauenreinheit, Erfindungen u. s. w.

Sehr charakteristisch ist die Neigung der Tsinesen zu geheimen Gesellschaften, die oft politische Zwecke haben, z. B. Sturz der Fremdherrschaft, aber auch gegenseitige Unterstützung und im Gegensatze dazu gegenseitigen Schutz der Verbrecher anstreben.

Es gibt im Reich der Mitte vier Gesellschaftsklassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute, wozu in späterer Zeit, unter dem Mandschu-Kaiser Kang-hi, noch eine fünfte, die der Taglöhner, gekommen ist†). Die hohe Stellung der Ackerbauer und die tiefe der Kaufleute ist bezeichnend für die Hochhaltung des eigenen Bodens und die geringe Meinung vom Verkehre mit der Außenwelt. Ebenso bezeichnend ist, daß nicht, wie in Indien und Aegypten, die Priester an erster und die Krieger an zweiter Stelle stehen. Tsina hat eben weder einen Priester-, noch einen eigentlichen Kriegerstand; es dreht sich dort

---

*) Hellwald, Fr. v., Die Familie, S. 376 ff.
**) Brandt a. a. O. S. 227.
***) Ratzel, Völkerkunde II, S. 703 f.
†) Brandt a. a. O. S. 240.

alles um das Prinzip: Staat und Friede. Daher ist für das Kriegswesen stets weniger gesorgt worden als für die Künste des Friedens. Die Chinesen wissen nichts und wollen nichts wissen von einer Freude am Kriegerstande, ja nicht einmal von kriegerischen Uebungen im Frieden. Man betrachtet den Krieg als eine Krankheit, was aber nicht verhindert, daß im (unerwünschten) Kriegsfalle jeder zum Waffendienste Berufene seine Pflicht thut und Feigheit in hohem Grade verpönt, ja mit dem Tode bestraft wird. Ebenso sind alle Excesse im Kriege streng verboten. Militärpflicht gibt es nicht; der Waffendienst ist freiwillig. Daß unter diesen Umständen die Kriegstüchtigkeit gering ist, haben Ereignisse der neuesten Zeit wiederholt gezeigt.

I. Die alte Zeit.

1. Staat und Religion.

Nirgends so deutlich wie in China (und in Peru) hat sich der Staat aus der Familie entwickelt. Was für die Gegenwart, in der alle Ideen zerfahren und sich abschwächen, freilich nicht mehr gilt, war bis in neuere Zeiten dort Thatsache, nämlich daß das Volk sich als eine große Familie fühlte und den Kaiser als Vater ehrte. Wie ein Hausvater ist er nicht unumschränkt, sondern an das Herkommen, an die Sitten und Gesetze gebunden. Aber auch als Vater ist er ein Sohn; er heißt „der Sohn des Himmels“. Wird er vertrieben, so hat er es verdient; denn der Himmel beschützte ihn nicht.

Wie die Geschichte, die man aus den Hieroglyphen und Keilschriften liest, so reicht auch die in den chinesischen Silbenzeichen abgefaßte auf mehrere Jahrtausende zurück. Als (freilich mythischer) erster Kaiser und Kulturbringer wird Fu-hi (angeblich 3468 v. Chr.) betrachtet, als Ordner des Reiches Hoang-ti (angeblich 2698 v. Chr.), als Stifter der ersten Dynastie (nach vorherigem Wahlreiche) Yü (um 2205 v. Chr.). Wirkliche Geschichte beginnt mit der Dynastie Tschau, die nicht viel weniger als tausend Jahre (1121 bis 248 v. Chr.) regierte, unter der aber der Kaiser bloß der Oberherr einer Menge von feudalen Königreichen oder Fürstentümern war.

Unter allen Umständen aber war der Staat immer der Mittelpunkt im chinesischen Kulturleben. Unter den drei ersten Dynastien war er der einzige Grundbesitzer (Brandt S. 217 f.). Auch die Erziehung hatte vor allem ihm zu dienen. Schon unter der ersten Dynastie gab es einen Beamten, Sze-thu, der das Unterrichtswesen und das gesamte Ceremoniell des chinesischen Lebens zu beaufsichtigen hatte. Es waren fünf Satzungen, die er aufrecht halten mußte, nämlich: die Liebe zwischen Vater und Sohn, das Verhältnis zwischen Fürst und Unterthan, das

zwischen Mann und Frau, die Unterordnung zwischen Alt und Jung und die Treue zwischen Freunden und Genossen*).

So war auch die Religion eine Staatsanstalt und ihr Inhalt staatliches Gebot**).

Der höchste Gott der Tsinesen ist der Himmel; er ist nicht, wie in anderen Religionen, Gottes Wohnsitz, sondern Gott selbst***). Dieser wird als „blauer weiter Himmel“ angerufen. Schang=ti (eigentlich: der erhabene Herr), der Himmelsgott, und Thian oder Thien, der Himmel selbst, sind so sehr verschmolzen, daß es zu ihrer Auffassung als Person oder Individuum nie gekommen ist. Die Person ist im „Reiche der Mitte“ stets etwas Untergeordnetes, dem allgemeinen Nachstehendes. Das hindert aber nicht, daß im Himmel ein geistiges Wesen als darin wohnend angenommen wird, dessen Hülle der sichtbare Himmel ist.

Das war eigentlich beinahe Monotheismus; denn alles, was außer dem Himmel verehrt wurde, war ihm untergeordnet; es waren keine selbständigen Wesen. Die Erde, Ti oder Thu, wird die Mutter aller Dinge genannt, wie der Himmel der Vater des Kaisers. Der Himmelsgott offenbart sich den Menschen nicht; aber er inkarniert sich bisweilen in hervorragenden Wohlthätern der (tsinesischen) Menschheit. Die gewöhnlichen Menschen bleiben ihm stets fremd und fern.

Weitere „Götter“ gibt es nicht, sondern nur Geister (Schin), und zwar in drei Klassen: himmlische, irdische und menschliche.

Himmlische Geister sind Sonne, Mond und Sterne, unter diesen voran die Planeten, alle aber physisch gedacht, nicht etwa als Götter dieser Weltkörper.

An der Spitze der irdischen Geister steht die Erde, d. h. der Inbegriff alles dessen, was unter dem Himmel ist (Thian=Hia), welcher Ausdruck die lächerliche und ganz unbegründete, den Tsinesen selbst unbekannte Benennung Tsinas als „himmlisches Reich“ veranlaßt hat. Die geringeren irdischen Geister sind die der Berge, Flüsse, Quellen, Elemente, Felder, Städte, des Hauses, der Wege u. s. w., alles ganz dunkle, undeutliche Vorstellungen.

Die menschlichen Geister sind die Ahnen (Kuei), deren jeder um so mehr verehrt wird, je höher er steht, dann auch die Vorgänger der Berufsarten, die Erfinder u. a. Schon im Leben werden die Eltern wie göttliche Personen betrachtet, was nach ihrem Tode einfach fortdauert. Daraus geht hervor, daß die Tsinesen an eine persönliche

*) Plath, Joh. Heinr., Ueber Schul=Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen, nach chinesischen Quellen. München 1868.

**) Derselbe, Die Religion und der Kultus der alten Chinesen. München 1862 u. 1863.

***) Happel, Jul., Die altchinesische Reichsreligion vom Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte. Leipzig 1882.

Unsterblichkeit glauben, ohne sich jedoch von dem künftigen Aufenthaltsorte, sowie von Lohn und Strafe ein deutliches Bild auszumalen. Tugend und Laster erhalten zwar eine Vergeltung schon im Leben, doch insofern auch nach dem Tode, als die verstorbenen Guten verehrt, die Bösen aber als Gespenster gefürchtet werden.

Die tsinesische Religion ist tief mit Aberglauben versetzt. Zeichen vom Himmel, wie Erdbeben, Pest, Dürre, Ueberschwemmungen, Finsternisse, Meteore u. s. w. sind Strafen oder verkünden Unglück. Regen oder Sonnenschein zu rechter Zeit sind Lohn für Wohlverhalten. Es wird aus den Sternen, dem Winde, Schildkrötenschalen, Pflanzen u. a. gewahrsagt; Träume werden gedeutet u. s. w.

Unter die Handlungen des Kults, die als eine Art pflichtschuldiger Etikette gegenüber dem Himmel und den Geistern betrachtet werden, gehört das Gebet, das besondere Formen für den Himmel, die Geister und die Ahnen hat, und dessen Zweck Bitte um Glück und um Abwendung von Unglück, sowie Dank für beides ist, und die Opfer, die in alter Zeit Tiere und Pflanzen, aber nicht massenhaft — nur in ältester Zeit und selten Menschen trafen. Priester gab es im alten Tsina nicht. Dem Himmel opferte der Kaiser, und nur er durfte dies, den öffentlichen Geistern er und die Beamten, den Ahnen ihre Nachkommen. — Himmel und Erde und ihre Geister wurden im Freien auf Anhöhen, die Ahnen im Ahnensaal, nur die des Kaisers, der Fürsten, Beamten und Gelehrten in Tempeln verehrt. In der ältesten Zeit stellte ein Enkel den Ahnen vor, in dessen Ermangelung ein anderer junger Mensch aus der Familie; dieses lebende Idol thronte unter einem Zelte und gab an Stelle des Ahnen den Lebenden deren Segen.

Das Opferfleisch wurde von den Opfernden feierlich verzehrt. Die Opfer der höheren Personen wurden mit Musik und Tanz begleitet. Die Instrumente, die Melodien und die Kleidung der Opferbringer und die dabei dienenden Gefäße mußten von einer besonderen Beschaffenheit sein, je nach dem Range der Teilnehmer.

Die ganze Religion und der Kult der alten Tsinesen war von einem sittlichen Geiste erfüllt und durchdrungen. Die tiefste Pietät gegen die Lebenden und die Toten zeichnete dieses nüchterne und unpoetische Volk in seinem Altertum aus. „Die Liebe zur Ordnung und Ruhe“, sagt der englische Missionär Legge im Leben des Khong-fu-tße, „und eine Bereitwilligkeit, sich den höheren Mächten zu unterwerfen, zeichnen (die Tsinesen) in hohem Grade aus.“ Und der mecklenburgische Prediger Happel fügt bei: „Man hat offenbar nicht nötig, das religiöse Leben der Chinesen zu idealisieren, man braucht nur zu sehen, was wirklich da war, um sich zu überzeugen, daß das herkömmliche Urteil von dem religionslosen Charakter der chinesischen Moral auf einem Irrtum beruht.“

2. Schrift und Litteratur.

Die älteste Schrift der Tsinesen war die Knotenschrift, ähnlich wie in Peru; die älteren Bewohner des Landes, die Miao-tße, sollen sich ihrer noch bedienen *). Dem Kaiser Fu-hi wird die Erfindung der Schreibschrift zugeschrieben. Ihre erste Form war das Pa-kwa, das im Buche I (I-King) verewigt ist. Diese Schriftart bestand aus acht Zeichen, deren jedes aus drei ganzen oder gebrochenen wagrechten Strichen besteht und einen Begriff bezeichnet, dessen nähere Erklärung von den späteren einheimischen und fremden Gelehrten auf verschiedene Art gegeben wurde. Durch Zusammensetzung von je zwei Zeichen erhielt man eine Reihe von 64 solchen. Je unklarer ihre Bedeutung erschien, desto höher stand ihr mystisches Ansehen und ließ den verwegensten Hypothesen freien Lauf **). Von gleichem Alter soll die Tafel Lo-schu sein, bestehend in neun Figuren, welche die Zahlen 1 bis 9 in so viel Punkten darstellen und ein „magisches Quadrat" bilden, das in jeder Richtung die Summe 15 ergibt.

Die erste Form der eigentlichen tsinesischen Schrift soll Tsang-kie, Minister eines Kaisers um 2650 v. Chr. erfunden haben; man nennt sie die Kaulquappen- oder Vogelspurenschrift. Andere Schriftformen folgten. Eines der ältesten Schriftdenkmale ist die auf einer Felswand eingegrabene Inschrift des Kaisers Yü zum Andenken an die Vollendung eines Abzugskanals, der Ueberschwemmungen verhindern sollte, und in der That viel Land entwässerte, das unter das Volk verteilt wurde.

Die tsinesische Schrift war ursprünglich eine Bilderschrift, die um so eher in jedem Zeichen einen bestimmten Gegenstand darstellen konnte, als die Sprache einsilbig ist und jede Silbe auch eine Bedeutung für sich hat. Dieser Charakter ist ihr bis heute geblieben, und jede dieser Wortsilben hat ihr Zeichen; nur ist der Bildcharakter dieser Zeichen mit der Zeit verloren gegangen und nur noch ihre Bedeutung geblieben. Zugleich aber haben sich die Zeichen so stark vermehrt, daß man gegenwärtig gegen hunderttausend zählt, wovon die Hälfte allgemein üblich ist. Ihre Anordnung ist für den Sinn der Rede entscheidend, und ein Zeichen verdeutlicht durch Nebeneinanderstellung das andere. Man schreibt sie in senkrechten Säulen von oben nach unten und reiht diese von rechts nach links; aber in Uebersetzungen zwischen den Zeilen aus fremden Sprachen oder in solche richtet man sich nach der Schreibart derselben.

In ältester Zeit schrieben die Tsinesen auf Schilf und Geweben, Stein, Palmblättern, Rinde, Holz und Metall mit eisernen Nadeln oder Griffeln, — später auf Bambustafeln mit Grabsticheln oder Holz-

---

*) Wuttke a. a. O. S. 242 ff.
**) Faulmann a. a. O. S. 280 f.

griffeln, und diese Tafeln wurden zu Büchern geordnet, wozu auch Holzbretter dienten. Auch auf Seide schrieb man. Schon 1120 v. Chr. soll Tusche oder schwarze Tinte aus Fichtenruß und Leim oder Oel im Gebrauche gewesen sein.

Wann sich ein tsinesisches Schrifttum zu bilden begann, ist unbekannt, wahrscheinlich schon in sehr alten Zeiten. Sein erster Inhalt waren moralische Lehren und Auslegungen der rätselhaften Figuren des I-King. Schon 1078 v. Chr. soll ein Prinzenlehrer Pao ein Wörterbuch verfaßt haben. Kaiser Mu-wang ließ um 950 v. Chr. die Strafgesetze aufschreiben und verkünden. Ein Werk über die Schrift verfaßte um 800 v. Chr. der Reichsgeschichtschreiber Tschéu. Die Geschichtschreibung entwickelte sich besonders in der Zeit der Zersplitterung unter dem Hause Tschau.

Schon in das 14. Jahrhundert v. Chr. fallen die ältesten Dichtungen des Liederbuches Schi-king.

Es war im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als, mit der Zerrissenheit des Reiches unter den Tschéu Hand in Hand gehend, eine Entartung des alt-tsinesischen Lebens sich fühlbar machte, ja sogar ein Rückfall in barbarische Zustände einzutreten drohte. Anarchie und Bürgerkriege zwischen den Teilreichen wechselten ab; die Verbrechen nahmen zu. Aberglaube und schamanische Zauberei herrschten und wurden von den Monarchen begünstigt; Menschenopfer wurden gebracht, unter anderem auch durch Lebendigbegraben*). Kurz, es schien die tsinesische Kultur im Untergehen begriffen zu sein, als ihr Rettung nahte und sie auf höhere Stufen hob, die ihr bis dahin fremd gewesen waren.

II. Die Zeit der Reformen.

1. Die tsinesischen Philosophen.

In der eben kurz geschilderten trostlosen Zeit lebte ein Denker, Li-pe-jang, der Nachwelt besser unter seinem Zunamen Lao-tße (der alte Herr) bekannt (geboren um 604, † vielleicht mit 80 Jahren), Bibliothekar am Kaiserhofe der Tschau**). In seinem unsterblichen Werke „Tao-te-king“ (Buch vom Tao und der Tugend) lehrte er ein höchstes unpersönliches und unsinnliches Wesen, das er Tao (den Weg) nannte und als Schöpfer des Himmels und der Erde bezeichnete***). Nur wer ganz von Leidenschaften frei, lehrte er, könne dieses Wesen

*) Brandt a. a. O. S. 230.

**) Schott, Wilh., Beschreibung der chinesischen Litteratur. Abhandl. d. Berliner Akad. 1853, histor.-philolog. Klasse, S. 315 ff.

***) Lao-tse Tao-te-king, übersetzt und erklärt von Reinh. von Plänckner. Leipzig 1870. Eine neuere Uebersetzung lieferte Viktor von Strauß.

erkennen: wer nicht, nehme nur das endliche Wesen, die Schöpfung wahr, die aber nur ein Sichtbarwerden des Tao sei. Lao-tße strebte nach wahrer Veredelung des Menschen, nach Befreiung von allen lästigen Formen und Autoritäten, nach dem Aufschwunge des Menschen durch eigene Kraft zu dem Ideal seines Wesens. Er verwarf den Krieg, die Despotie, den Prunk und Glanz der Höfe und die Ausbeutung des Volkes. Aber wie erging es ihm? Er wurde falsch und bald gar nicht mehr verstanden. Außer wenigen Schülern schlugen seine Anhänger einen ganz andern Weg ein als der Lehrer. Die Tao-tße, wie sie sich nennen, sind heute eine abergläubige Sekte, deren Glieder Geister beschwören und Zauberei treiben, aus dem Werke des Meisters allen möglichen Unsinn herausdeuten und einen angeblich unsterblichen Vorsteher haben, der die Gottheiten der Sekte ein- und absetzt. Ihr Kult ist ein pompöser.

In seinem hohen Alter erhielt Lao-tße den Besuch eines über fünfzig Jahre jüngern Lehrers, der, von ihm zurückkehrend, zu seinen Schülern sagte: Gedanken so hoch wie der Vogel in der Luft erreiche Lao-tße gleich dem Pfeile, solche so schnell wie der Hirsch, hole er ein gleich dem Jagdhunde, solche so tief wie der Fisch im Meere bringe er gleich der Angel ans Licht.

Dieser einer völlig andern Richtung angehörende jüngere Lehrer war der große Khung-fu-tße, auch Khong-tße (lat. Confucius, geb. 551, † 476 v. Chr.), Sohn einer angesehenen Familie, dessen Geburt die Tsinesen mit Wundern umgeben haben, aus der Provinz Schan-tung (damals Königreich Lu). Als Lehrer und Beamter emporsteigend, that er ungemein viel für das Wohl des Volkes. Im Gegensatze zu Laotße, der die Welt verachtete und die Menschen mied, bewegte er sich stets im bunten Staats- und Volksleben, zog lehrend durch das ganze Reich, begleitet von zahlreichen Schülern, sagte schlimmen Fürsten ungeschminkt die Wahrheit ins Gesicht, hielt aber, gegenüber dem von Lao-tße gepredigten Fortschritte, an den Ueberlieferungen des Tsinesentums fest und hielt sich stets an das Bestehende, das zu reinigen, nicht zu zerstören, er bestrebt war. Mit Eifer beteiligte er sich an allen Fragen und Zuständen des öffentlichen Lebens. Als Bürgermeister der Residenz des Königs von Lu entfaltete er unerbittliche Strenge gegen schlechte Beamte und lasterhafte Menschen. Aber sein Freimut zog ihm auch manche Verfolgungen und sogar Gefangenschaft zu; nach seinem Tode jedoch wurden ihm hohe Ehren erwiesen und ein prachtvolles Denkmal gesetzt. Später wurde er sogar wiederholt von Herrschern heilig gesprochen, ja jede tsinesische Stadt errichtete ihm einen Tempel, und seine noch fortlebende Familie bildet den einzigen Geburtsadel im Reiche der Mitte und genießt ebensolche Vorrechte wie das kaiserliche Haus. Seine Lehre, obschon keine Religion, sondern nur eine Sittenlehre, ist die eigentliche Staatsreligion, neben der keine andere zu solchem

Ansehen gelangen konnte. Sie entspricht durchaus dem Kern aller Moral, der auch derjenige des Buddhismus, der griechischen und römischen Philosophen und des Christentums ist; er besteht in der reinsten uneigennützigsten Menschenliebe (s. oben S. 72).

Khung-fu-tse war aber nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer, sondern auch der größte Schriftsteller seines Vaterlandes. Seine hervorragendste That in dieser Richtung ist die Zusammenstellung des altchinesischen Liederbuches Schi-king, das er indessen auf ein Zehntel (311 Lieder) verkürzte. Die Sprache dieser Gedichte ist zwar im ganzen nüchtern und schmucklos; aber es fehlt ihnen nicht an reizenden Schilderungen aus der Natur und dem Volksleben, an anmutiger Feier der Liebe, an tiefen Gedanken über die Gottheit und an patriotischem Stolze auf heroische Thaten der Geschichte des Landes, wie auch an Witz und Humor. Die chinesischen Lieder sind in Strophen und diese in Zeilen geteilt, deren jede eine bestimmte Anzahl von Wortsilben (drei bis sechs, meist aber vier) enthält.

Das zweite bedeutende Werk des Philosophen ist eine Sammlung weiser Reden der alten Fürsten und Staatsmänner, Schu-king genannt; er fügte diesem Buche eine Chronik von Lu bis auf seine Zeit bei. Zweifelhaft, ob von ihm oder nicht, ist das Buch Ta-hjo, d. h. das große Studium, das von der Erziehung und von der Selbstvervollkommung, besonders mit Bezug auf das Wirken in Familie und Staat handelt. Seine Schreibart bildete fortan das Muster für alle chinesische Schriftstellerei. Seine nachher vielfach durch Bemerkungen vergrößerten Werke werden mit dem J-king, Schi-king und Schu-king als die vier „King", die „Bücher" schlechtweg verehrt und bilden den Grundstock der chinesischen Litteratur.

Unter seinen Schülern, deren Zahl in drei Kreisen 12, 72 und 3000 betragen haben soll, befand sich auch sein Enkel Khung-ki, genannt Tse-se (509 bis 453 v. Chr.), der des Ahnen Lehre in dem Werke Tschung-jung (etwa: die goldene Mittelstraße) darstellte. Andere bewahrten in dem Buche Lün-jü seine moralischen Unterredungen auf.

Khung-fu-tses eigentlicher Nachfolger aber war Meng-tse (lat. Mencius, geb. 402, † 316 v. Chr.), ein Schüler seines Enkels. Er eiferte seinem Vorbilde in jeder Richtung nach, reiste und lehrte gleich ihm, ja wirkte mit noch größerer Kraft, Offenheit und Schlagfertigkeit, auch gegenüber Fürsten. Seine Methode hatte viele Aehnlichkeit mit der des Sokrates. Noch dreizehn Jahrhunderte nach seinem Tode wurde ihm ein Tempel errichtet. Das Werk, das seinen Namen trägt und seine Aussprüche enthält, bildet mit den zwei zuletzt genannten und dem Ta-hjo die Reihe der im Range nach den King kommenden klassischen Bücher (Sze-tschu); er verbreitete sich darin über alle Tugenden, über die Pflichten aller Berufsarten, über die Gesetze des Himmels und der Erde u. s. w., vielfach in satirischer Weise.

Noch viele Weise und Gelehrte traten im letzten halben Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in Tsina auf; aber die Berühmtheit der Genannten erwarb keiner mehr. Es fehlte auch nicht an polemischen Schriften von Laotßeanern und Kongfutßeanern gegeneinander, sowie an paradoxen Behauptungen; so suchte Sün-king (um 300 v. Chr.) nachzuweisen, daß der Mensch von Natur böse und seine Tugend nur gleißender Schein sei (ein tsinesischer Nietzsche)!

2. Die Einigung des Reiches.

Nach dem Tode Khung-fu-tßes wurden die Gelehrten, und damit auch die von ihnen verfochtene geläuterte Moral eine Macht in Tsina, die nicht anders konnte, als auf die unter dem Hause der Tschau eingerissene Sittenlosigkeit in bessernden Sinne einwirken. Aber auch der damaligen politischen Zerrissenheit nahte, drei Jahrhunderte nach der Zeit des großen Weisen, das Ende. Nur gerieten unglücklicher Weise die beiden Reformen, die ethische und die politische, in einen schlimmen Konflikt.

Es war in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, als an die Stelle der fast tausendjährigen Dynastie Tschau das neue Herrscherhaus Thsin (oben S. 89 Note) trat. Sein Gründer, Schi-hoang-ti (regierte 248 bis 210 v. Chr.), unterwarf und vernichtete den Rest der noch bestehenden kleinen Feudalstaaten und stellte ein einheitliches Kaiserreich wieder her (220 v. Chr.), das nach dem ursprünglichen und eigenen Gebiete des Kaisers, welches etwa in der Mitte des Reiches lag, den Namen „Reich der Mitte“ (Tschung-kue) erhielt und noch heute im Munde der Eingeborenen trägt, in dem der Fremden aber den Namen des siegreichen Hauses. So wurde Tsina durch jenen geistvollen, aber willkürlichen und grausamen Herrscher ein strammes Militärreich.

Der neue Kaiser nahm zur Kultur seines Reiches eine eigentümliche Stellung ein. Während er die materielle Entwickelung beförderte, treffliche Straßen und prachtvolle Gebäude errichtete, auch zum (freilich in der Folge vergeblichen) Schutze des weiten Landes gegen Einfälle barbarischer Völker die berühmte Große Mauer errichtete oder vollendete, zeichnete er sich in übelm Sinne gegenüber der geistigen Kultur aus. Er bemerkte in seinem Centralisationseifer mit Verdruß, daß in seinem Reiche angeblich siebenzig verschiedene Schreibweisen üblich waren. Wie ein Kaiser, so sollte auch nur ein Schriftsystem herrschen. Sein Minister Li-ße sollte ein solches schaffen und that es auch. Da aber die Gelehrten von Khung-fu-tßes Schule an ihren alten Schriftzeichen hingen, Schi-hoang-ti dagegen ein Anhänger Lao-tßes war, so ließ er sich von jenem ränkevollen und auf seine Arbeit eiteln Höfling bestimmen, die Vernichtung aller Werke zu befehlen, die nicht von

praktischen Dingen, wie Ackerbau, Heilkunde u. s. w., sowie von Aberglauben handelten (dem er ergeben war); ausgenommen war nur die Geschichte seines Hauses, das I-king und das Tao-te-king (welche beiden doch niemand verstand). Wer von den verpönten Büchern sprach, wurde hingerichtet (460 Khungfutseaner lebendig begraben!), — wer sie nicht zur Verbrennung ablieferte, sollte gebrandmarkt werden und an der Großen Mauer Zwangsarbeit leisten. So wurden 213 v. Chr. zahllose Werke, namentlich aus der Schule Khung-fu-tses verbrannt und die Anhänger dieser Schule verfolgt und mißhandelt*).

Trotzdem führte der Kaiser nicht das Schriftsystem seines Ratgebers, sondern ein anderes ein, weil es lauter gerade Linien zeigte, die leichter einzuritzen waren. Ueberdies erwies es sich für den Gebrauch des unter ihm von seinem Feldherrn Mung-tian erfundenen, aber erst später (unter Kaiser Wen-ti 179 bis 156 v. Chr.) allgemein angenommenen Schreibpinsels als bequemer. Dem Pinsel folgte die allgemeine Anwendung des ebenfalls von Mung-tian erfundenen Papiers als Schreibstoff unter der Dynastie Han (176 oder 95 v. Chr.) nach; verfertigt wurde es aus Bast oder Rinde des Maulbeerbaums, später auch aus Leinwand oder Baumwolle,

Das Haus Thsin erlosch schon bald nach dem Tode seines Stifters; es war das kurzlebigste des Reiches. Die Gelehrten erholten sich bald von ihrer Verfolgung, und Khung-fu-tses Schule erhob sich zu neuer Blüte. Der Verbrennungsbefehl wurde unter dem neuen Hause Han 191 v. Chr. aufgehoben, und Kaiser Wu-ti (139 bis 87 v. Chr.) beschützte die Wissenschaften in hohem Grade und begünstigte die Schule des Weisen von Lu. Es gelang, einen großen Teil der dem Feuer gewidmeten Werke zu retten oder aus dem Gedächtnis wiederherzustellen. Damals trat auch Tsinas größter Geschichtschreiber, Sze-ma-tsjan, auf und schrieb die Geschichte des Landes von der Urzeit bis auf die seinige (121 v. Chr.), welche Arbeit von späteren Historikern bis zur Herrschaft der Mandschus fortgesetzt wurde. Diese aber verbieten ihre Weiterführung! Unter dem Hause Han entstand auch das berühmte Buch Li-ki, eine Sammlung der in Tsina vorgeschriebenen, aber nicht genau befolgten öffentlichen und häuslichen Gebräuche, der die Ehre zu teil wurde, als fünftes Buch den King beigezählt zu werden.

Es sind noch verschiedene Ereignisse und Veränderungen aus der Zeit der Häuser Thsin und Han zu erwähnen. Schi-hoang-ti hob die Sitte der Vorstellung verehrter Ahnen durch einen jungen Abkömmling (oben S. 95) auf und ersetzte diesen durch Tafeln aus Holz, Stein oder Seide mit den Namen der Ahnen. — Ungefähr zu derselben Zeit wie Pinsel und Papier (zwischen 185 vor und 87 nach Chr.) wurde in der Provinz Ho-nan das Porzellan erfunden.

---

*) Wuttke a. a. O. S. 287 ff.

Verschiedene Wandelungen machte das tsinesische Geld durch. Schi-hoang-ti hatte 230 v. Chr. statt der seit dem 11. Jahrhundert üblichen Goldwürfel Goldmünzen eingeführt; aber der Han-Kaiser Kao-tsu zog 204 v. Chr. die alten Goldwürfel wieder hervor. Auch andere abgeschaffte Wertmesser kamen neuerdings zum Vorschein; ja Kaiser Wu-ti gab sogar Stücke von Hirschhaut aus seinem Park als Geld aus.

Die Han zeichneten sich vielfach durch Humanität aus. Kaiser Wen-ti (179 bis 156 v. Chr.) verbot die vorher neben der Todesstrafe häufig geübte Verstümmelung der Schuldigen und ersetzte sie durch Auspeitschung und Zwangsarbeiten. Kaiser Wu-ti entzog den Herren das „Recht", ihre Sklaven beliebig zu töten, und Ngai-ti (6 bis 1 v. Chr.) beschränkte ihre Zahl durch Freilassung der Kinder und Alten. Ihre Brandmarkung wurde 35 n. Chr. verboten.

III. Die Zeit fremder Einflüsse.

Der erste auswärtige Einfluß machte sich im Reiche der Mitte durch die Einführung des Buddhismus geltend. Da dessen Vaterland Indien ist, können wir von ihm erst sprechen, nachdem die indische Kultur bis zu ihm gelangt ist — obschon, wie wir noch zeigen werden, Tsina das am wenigsten buddhistische Land unter allen, in denen die Lehre Buddhas Eingang fand, geworden ist, vielmehr seine beiden alten Religionen mit dieser neuen bis zur Unkenntlichkeit vermengt hat. Als eigenartige und einflußreiche Erscheinung hat sich der Buddhismus in Tsina nicht entwickelt, und ebensowenig ist es ihm gelungen, dem Taoismus oder gar der alten, durch Khung-fu-tße reformierten Religion Eintrag zu thun. Immerhin aber ist sein Eindringen insofern von Bedeutung, als seitdem die Tsinesen von Indien und anderen buddhistischen Ländern näheres hörten, ja teilweise sie selbst, sowie ihre Sprachen, Schriften und Litteraturen kennen lernten und ihre eigene alte Kultur den Nachbarländern Annam, Korea und Japan mitteilten, wodurch sie ihren geistigen Gesichtskreis erweiterten. Auf die tsinesische Ornamentik hat der Buddhismus durch Verwendung bisher unbekannter Tier- und Pflanzenformen einen mit der Religion nicht zusammenhängenden Einfluß ausgeübt*).

Auf das Haus Han, das mit Unterbrechungen bis 221 n. Chr. regierte, worauf das Reich in drei Teile zerfiel, folgten um 265 die Tsin, die das Reich wieder vereinigten und ihren Sitz nach Nanking verlegten, dann weitere unbedeutende und schwache Häuser, bis die Thang (von 618 bis 905), deren Bibliothek 80 bis 90 000 Werke

*) Brandt a. a. O. S. 218.

zählte, dem Lande eine neue Blütezeit verliehen, eine kleinere seit 960, die Sung. Unter diesen begann die Fremdherrschaft mongolischer Stämme, seit 1115 die der Goldenen (Kin) im Norden, seit 1260 aber die der Yuan, d. h. der Nachkommen Dschingischans, im ganzen Reiche. Zwar gelang es den Tsinesen 1368 unter den Ming, ihre Selbständigkeit wieder zu erringen; aber sie erlagen 1616 bis 1644 den heute noch herrschenden Mandschus, die sich in Peking festsetzten und dem Volke den ihm bis dahin fremden Zopf aufdrängten. Diesen abzuschneiden, haben 1861 patriotische Tsinesen, die Tai-ping, durch das Mittel der in Tsina zahlreichen geheimen Gesellschaften, jedoch vergebens versucht, ob auf die Dauer? Indessen haben sich die Mandschus aber vollständig der tsinesischen Kultur angeschlossen.

Hat auch das Reich der Mitte seit dem Beginne fremder Einflüsse nicht mehr so große Charaktere wie die genannten großen Gelehrten und den dämonischen Schi-hoang-ti aufzuweisen, so ist es trotzdem nicht das fortschrittlose, stillstehende und streng abgeschlossene Land, für das es gewöhnlich gehalten wird. Auch in dieser Zeit, und zwar offenbar durch seine Verbindungen mit fremden Völkern, hat es seinen Boden nacheinander dem Anbau des Thees, des Zuckerrohrs, der Baumwolle, die aus Indien, des Tabaks und des Mais, die aus Amerika kamen, und seinen Gewerbefleiß der Bearbeitung eines Teiles dieser Gewächse geöffnet.

Den im vorigen Kapitel genannten Fortschritten der Industrie folgte in unserm dritten oder vierten Jahrhundert die Erfindung der Tusche, im fünften das Glasschmelzen, im siebenten die Vervollkommnung des Porzellans. Vielleicht durch Araber lernten die Tsinesen im fünften bis sechsten Jahrhundert das Schießpulver kennen und wandten es seit dem 12. im Kriege und seit dem 15. als treibende Kraft an*). Im siebenten Jahrhundert kam fremdes Geld in das Land, im achten fand das Papiergeld in Form von Gutscheinen für an den Staat abzulieferndes Metallgeld, erst im 14. oder 15. aber als Verkehrsmittel Eingang, seit welcher Zeit es nur noch durchlöcherte Bronzemünzen gab. Schon seit alter Zeit kannten die Tsinesen die Magnetnadel; zur Schiffahrt verwendeten sie sie aber nicht und wagten daher nur Küstenfahrten, jedoch seit dem 15. Jahrhundert bis in den persischen und arabischen Meerbusen.

Auch die Buchdruckerkunst erfanden die Leute des Reiches der Mitte selbständig, aber vorerst nur den Druck mit in Steinplatten eingegrabenen, später aber dauernd mit in Holztafeln ausgeschnitzten Zeichen; dies geschah zwischen dem sechsten und achten Jahrhundert. In der Mitte des elften erfand der Schmied Pi-sching den Druck mit beweglichen Typen aus Thon, der aber noch nicht in praktischen Gebrauch

*) Brandt a. a. O. S. 214f.

genommen wurde, da er sich für die große Menge der Silbenzeichen wenig eignet*). Erst in neuerer Zeit führte der Mandschu-Kaiser Kang-hi (Anfangs des 18. Jahrhunderts) die beweglichen Typen wieder ins Leben und ließ eine Viertelmillion solcher in Kupfer herstellen, die sein Enkel Khian-lung (Ende des 18. Jahrhunderts) erneuerte**).

Die tsinesische Litteratur seit Einführung des Buddhismus brachte zuerst dieser Religion anhängende moralische und theologische Werke ohne besonderen Wert und mit vielfacher Entstellung durch Aberglauben hervor. Aber auch das Schrifttum alt-tsinesischer Richtung erreichte, ungeachtet einer kolossalen Menge von Autoren, nicht von ferne die Stufe, auf der Lao, Khung und dessen Schule gestanden hatten. Am meisten blühte es noch unter dem Hause Thang im siebenten und achten Jahrhundert. Im letztern dichteten der von Liebe und Wein begeisterte Li-tai-pe und sein freimütiger Freund Tu-fu. Damals begann auch die dramatische Dichtung des Reiches ihr Dasein, schuf aber wirkliche Schauspiele erst nach dem 10. Jahrhundert.

Diese Erzeugnisse werden in sehr primitiven Gebäuden (Bretterbuden oder Pfahlhütten) aufgeführt, welche der Dekorationen gänzlich entbehren und wobei nicht einmal, wie im mittelalterlichen europäischen Theater mit angehefteten Zetteln angezeigt wird, wo die Handlung spiele. Der Schauspieler sucht Veränderungen der Lage und Scene pantomimisch auszudrücken, z. B. die Hände so zu bewegen, als ob er eine Thüre öffnete, die Füße so, als ob er zu Pferde stiege. Bei ihrem ersten Auftreten im Stücke oder auch nur nach längerer Unterbrechung ihres Spieles stellen sich die Schauspieler dem Publikum mit Namen, Titel u. s. w. vor. Dieselben sind grotesk aufgeputzt und schrecklich bemalt. Es kommt ihnen weniger auf Kunst als auf Effekt, namentlich auf Lärm und Getöse an. Musikbegleitung von schrecklichster Art ist dabei gewöhnlich, und Gesang wechselt mit der Rede ab. Man kann die tsinesischen Stücke in zwei Arten teilen, in größere aus der Sage und Geschichte, die reich an Teufelsspuk und allerlei Gräueln sind, und in kürzere aus dem gewöhnlichen Leben. Beide Arten sind arm an Erfindung und Handlung. Soviel wir von den geschickter angelegten und lebhafter inscenierten tsinesischen Intriguenstücken kennen, stehen sie auf dem Niveau August von Kotzebues. Es wurde unter der Dynastie der Yuan, d. h. der Mongolenkaiser von Dschingischans Familie, also zwischen der Mitte des 14. und der des 15. Jahrhunderts von 190 „Dichtern" eine Reihe von 550 Schauspielen verfaßt, aus welcher „Hoei-lan-ki (die Geschichte des Kalkkreises) bemerkenswert ist, ein Stück, das eine wahrhaft vernichtende Kritik über den Zustand der Rechtspflege und des Familienlebens in Tsina zur Zeit des Niedergangs unseres Mittelalters ausübt. Es fehlte auch nicht an Tendenzstücken im Geiste der einzelnen Religionen und an Spottstücken über diese.

Seit dem 14. Jahrhundert entstand aus älteren, vielfach ausgeschmückten Geschichten, zum Teile durch die auch im Drama thätigen Schriftsteller, der tsinesische Roman, und zwar in wahren Ungeheuern von Werken, die teils ernst, teils komisch gehalten sind, teils in Zauber- und Wundergeschichten schwelgen.

---

*) Wuttke a. a. O. S. 339 ff.

**) Ebendas. S. 380. 384.

Auf wissenschaftlichem Gebiete erschien am Ende des 10. Jahrhunderts eine Beschreibung Tsinas und seiner Nachbarländer (Hoan-yu-ki), im 11. eine Sammlung von Zügen aus dem Leben berühmter Männer und Frauen (Tße-fu-juan-kuei), im 12. von Tschu-hi Auslegungen der King, sowie philosophische, geschichtliche und kosmologische Werke. Juan-ki-tschung begründete damals die nicht chronistische Geschichtschreibung. Matuanlin (13. und 14. Jahrhundert) verfaßte eine Encyklopädie in 348 Büchern. Ein anderes Werk dieser Art ist die Encyklopädie für die Jugend (San-tße-king, d. h. Drei-Wörter-Buch), das aus lauter Sätzen von drei Wörtern besteht und von den Knaben auswendig gelernt werden muß.

Unter der Herrschaft der Ming begründete der erste Kaiser dieses Hauses die Tagespresse. Zugleich wurde die Errichtung von Bibliotheken befördert, deren es im 16. Jahrhundert bereits 272 öffentliche gab. Es entstanden auch neue Gesetzbücher, Staatskalender und Erklärungen der klassischen Werke. Im Anfange des 15. Jahrhunderts ließ der Hof eine Sammlung der besten Bücher in 22870 Heften drucken. Unter den Mandschu-Kaisern that Kang-hi (oben S. 104) mehr für die tsinesische Litteratur als irgend ein europäischer Monarch für die seines Landes, worin ihm sein Enkel Khian-lung in löblicher Weise nacheiferte; er ließ über zehntausend geschätzte Werke in mehreren hunderttausend Heften neu drucken. Es ist aber bezeichnend, daß in diesen neueren Zeiten stets nur von neuen Ausgaben und nicht von neuen Schöpfungen die Rede ist.

Ueberhaupt haben es die Tsinesen niemals zu irgend einer eigenen Forschung und Kritik gebracht. Alles, was sie leisten, besteht nur aus Einzelheiten ohne wissenschaftlichen Zusammenhang. Es ist denn auch bloß mechanischer, nicht organischer Stoff, der bei den von den Han eingeführten und 1370 verbindlich gemachten Staatsprüfungen der Anwärter auf Beamtungen verlangt wird. Diese zerfallen in drei Grade, bei denen von unten nach oben die Zahl der Geprüften immer kleiner wird; sie werden in der Distrikts-, Provinz- und Hauptstadt erteilt. Denselben Charakter hat natürlich auch die 740 gegründete tsinesische Reichsakademie, Han-Lin (der „Pinselwald") genannt, welche die Oberaufsicht über alle litterarische Thätigkeit führt und deren Mitglieder schwere Prüfungen bestehen müssen. Von den Prüfungen und damit vom Staatsdienste, d. h. Beamtenstande ausgeschlossen sind Bettler, Barbiere, Schauspieler und Gerichtsdiener *).

Merkwürdig ist übrigens die geringe Zahl der Beamten im Reiche der Mitte, die nicht größer ist als diejenige eines nur den zehnten Teil der dortigen Bevölkerung besitzenden europäischen Reiches. Dies rührt vorzugsweise daher, daß in den Gemeindeangelegenheiten

---

*) Brandt a. a. O. S. 240.

dieses angeblich geknechteten Volkes dieses sich selbst, ohne Einmischung des Staates, regiert. Die Gemeinde ist dort eine erweiterte Familie und bildet das Mittelglied zwischen Familie und Staat.

Die Sklaverei umfaßte zur Zeit des zersplitterten Reiches die schweren Verbrecher und die Kriegsgefangenen, die dem Staate gehörten. Unter den Han betrugen sie ein halbes Prozent der Bevölkerung, und dazu kamen noch Privatsklaven, indem Kaiser Kao-ti infolge des Kriegselendes erlaubte, die Kinder zu verkaufen. Seit der Herrschaft der Thang aber wurden die Leute deportiert, und die noch in der Sklaverei Befindlichen konnten sich nach und nach loskaufen und Bürgerrechte erlangen. Zwar besteht die Sklaverei noch jetzt, aber in sehr milder Form, und Sklavenkinder werden oft von Freien adoptiert, ja Sklavinnen von den Herren geheiratet.

Was schließlich die neuere Entwickelung der Religion betrifft, so bequemt sich der Tsinese je nach Umständen bald dieser, bald jener Religion, hängt sich aber ebensowenig an eine einzige ausschließlich, als er danach gefragt wird. Zu bestimmten Bekenntnissen gehören allein die Priester derselben. Das Reich der Mitte ist auch ein Reich des religiösen Indifferentismus.

Zweiter Abschnitt.

Die indische Kultur.

Charakter.

Indien, worunter in kulturgeschichtlicher Beziehung lediglich das Land zu verstehen ist, das wir „Vorderindien" nennen, erhielt seinen europäischen Namen durch die Griechen nach dem Flusse Indos (indisch Sind, persisch Hind, daher das Land Hindustan). Die Inder selbst nennen ihr Land: Aryavarta (Reich der ehrwürdigen Männer), Dschambudwipa (Land des Baumes Dschambu) oder Bharata (nach einem Heldenstamm). Dieses Land bildet beinahe genau zwei auf einer Linie, dem Vindhia-Gebirge, zusammenstoßende Dreiecke, deren andere Seiten im Norden das höchste Gebirge der Erde, der Himalaya, und des Indos rechte Wasserscheide, im Süden die Küsten des Indischen Oceans, Malabar im Westen und Koromandel im Osten bilden. Nur das größtenteils in der gemäßigten Zone liegende, meist ebene Dreieck, auf das wir Europäer den Namen Hindustan beschränken, ist das eigentliche Kulturland Indien; das südliche, mehr gebirgige, in die heiße Zone gehörende und eine Halbinsel bildende Dekhan ist nur

das erste Verbreitungsgebiet der indischen Kultur und das Mittel zu ihrer weitern Verbreitung über das Meer. Diese beiden Hälften des eigentlichen Indien haben zusammen nahezu dieselbe Ausdehnung wie das eigentliche Tsina, also etwa die der Hälfte Europas. Während Dekhan, ähnlich dem eigentlichen Tsina, in seinen Bodenformen ziemlich gleichmäßig erscheint, klaffen in Hindustan die denkbar äußersten Gegensätze auseinander: das riesige Eis- und Schneegebirge des Himalaya und die flachen Ebenen des Indos und Ganges. Indien ist wie kaum ein anderes Land der Erde durch jenes Gebirge im Norden abgeschlossen und entwickelte sich daher in einer von derjenigen Mittelasiens so äußerst verschiedenen Art und Weise. Darauf waren die beiden großen Ströme Hindustans von dem bedeutendsten Einflusse. Beide im Himalaya entspringend, richten sie ihren Lauf nach diametral verschiedenen Richtungen, und ihre Mündungen bezeichnen die Endpunkte der Linie, in der sich die beiden Dreiecke Hindustan und Dekhan berühren. Darum ist auch die Zeit ihrer Einwirkung auf das Land eine verschiedene. Der Indos mit seinen fünf Nebenflüssen, das Pendschab (Fünfstromland), nährte die ältere emporstrebende Periode der indischen Kultur, der Ganges mit seinem größten Nebenflusse Jamuna, das Duab (Zweistromland), die Periode der höchsten Blüte und des Verfalls jener Kultur. Ohne Einfluß auf diese ist der in der Nähe des Indos, in Tibet entspringende, mit ihm den Himalaya umkreisende und mit dem Ganges vereint mündende Brahmaputra. In die Bewässerung des Landes teilen sich mit diesen Strömen die ungemein ergiebigen Regenzeiten, auf welche die beiden Monsun-Perioden der Luftströmung aus Südwesten (in unserm Sommer) und aus Nordosten (in unserm Winter) von entscheidendem Einfluß sind. Merkwürdigerweise hat gerade der an Kulturleistungen ärmere Teil Indiens, die Halbinsel Dekhan, das mildere, gesündere und gleichmäßigere Klima, worin ihm die benachbarte Insel Zeilon gleichkommt, während das an Kulturschätzen reichere Hindustan an den beiden Extremen der eisigen Kälte des Himalaya und der erschlaffenden Hitze des Indos- und Gangesthales leidet. Doch hat das ganze Land mit Ausnahme der höchsten Gebirge außerordentlichen Ueberfluß an Nährpflanzen. Der Reis ist hier zu Hause, Feigen, Bananen und Datteln, die Kokospalme, deren Verwendungen ebenso zahlreich sind, wie die des Bambus in Tsina, und viele andere Früchte ersetzen den Bewohnern das wegen der Hitze nicht frisch zu erhaltende Fleisch. Baumwolle wird bis zur Höhe von 1300 m ü. d. M. gebaut. Auch die Tierwelt ist höchst mannigfaltig. Affen und Papageien bevölkern die Wälder. Der Tiger verdrängt den Löwen. Das Rind und die Gazelle werden heilig gehalten. Den Elefanten zu zähmen, haben die Inder das Mittel gefunden, denen er früher im Kriege diente und jetzt noch im Frieden wert ist.

Die Bevölkerung Indiens ist eine ungemein starke und kommt unter allen Ländern der Erde derjenigen Tsinas am nächsten. Sie beträgt heute nahe an 300 Millionen; in den älteren Zeiten, die wir hier in Betracht ziehen, war sie natürlich weit geringer. Von der einheitlichen Rasse der Tsinesen unterscheiden sich die Inder sehr wesentlich durch ihre Mischung aus einer den heutigen Naturvölkern nahestehenden, einst unterworfenen, dunkelfarbigen und noch heute in der Kultur weit zurückgebliebenen und einer hochcivilisierten, einst siegreichen Rasse. Jene, über ganz Indien verbreitet, wird als die der Dravida-Völker, von den Indern selbst Dasiu oder Nischada genannt, bezeichnet, diese als die arische, die im Norden des Landes in stärkerer, je weiter gegen Süden aber in desto geringerer Zahl mit der andern verwachsen ist, womit die gegen Süden immer dunkler werdende Farbe der Bevölkerung Hand in Hand geht. Ihre Sprache gehört dem indoeuropäischen Stamme an; inwiefern sie der Abkunft nach mit den übrigen, diesem angehörenden Völkern verwandt ist, ließ sich bisher nicht erforschen. Sicher ist nur, daß die Arier von Nordwesten her in Indien eindrangen, und zwar in einer im Verhältnis zur Urbevölkerung so schwachen Anzahl, daß sie unter dieser nicht mehr herauszufinden sind, obschon ihre Sprache und Kultur die herrschenden im Lande wurden. Doch sind sie von den Dravidas und vom heißen Klima in solchem Maße beeinflußt worden, daß ihre Entwickelung in sozialer, religiöser und litterarischer Beziehung eine von den übrigen arisch sprechenden Völkern ganz verschiedene und durchaus eigenartige geworden ist.

Die Sprachen der Dravida-Völker, die noch im südöstlichen Dekhan vorwiegen, sind agglutinierende, aber mit keinem anderen Zungen dieser Klasse verwandt. Die älteste Form der arisch-indischen Sprachen, die Hindustan und den Nordwesten von Dekhan beherrschen, ist das als Verkehrssprache erloschene, aber noch als heilige Schriftsprache geübte Sanskrit (d. h. das vollkommen geschaffene), dem in älterer Zeit als Volkssprache das Prakrit (d. h. das natürlich gemachte) gegenüberstand und sich im Laufe der Jahrhunderte in mehrere, unter sich ähnlich wie die germanischen, slawischen oder romanischen Sprachen verwandte Mundarten (das Bengalische, Hindustanische, Mahrattische u. s. w.) verzweigte. Aus der Landschaft Magadha ging das im Vergleiche zum Sanskrit weichere Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, hervor. Die Schrift des Sanskrit, Devanagari und ihre Abarten wurden in älterer Zeit auf Palmblätter geschrieben.

Der Charakter der Inder ist so verschieden, wie es die geographische Lage und das Klima des Landes sind. In heißen Gegenden sind sie weichlich, träge und furchtsam, in kühleren thätig, fleißig und unternehmend. Vorwiegend dravidisches Blut macht sie abergläubisch und höherem Wissen unzugänglich; je mehr die arische Mischung sich geltend

macht, desto begieriger sind sie nach Belehrung und religiöser Aufklärung. Im ganzen aber sind sie trotz der arischen Mischung, infolge des erschlaffenden Klimas ein durchaus unhistorisches Volk geworden, das dagegen für Naturschönheit und Dichtung sehr empfänglich ist, ja so sehr, daß selbst sehr aufgeklärte Leute alle Sagen und Dichtungen ihrer Heimat für volle Wahrheit halten und ihnen die Stelle der Geschichte einräumen.

Während das Klima den Armen gestattet, beinahe oder halb nackt zu gehen, lieben die Wohlhabenden kostbare Kleidung aus leichtern Stoffen: Seide oder gold- und silbergestickte Gaze. Merkwürdig ist, daß sich die Leute gegen die erdrückenden Sonnenstrahlen nicht durch Hüte schützen, sondern den Kopf in eine Art von Turban hüllen. Die Inder, die es können, lieben Ueberladung mit Schmuck, Anwendung wohlriechender Stoffe, Färbung von Haar, Händen und Füßen. Die Wohnungen des Volkes sind einfach, ja ärmlich, die der Reichen oft sehr luxuriös. In dem noch zu erwähnenden Schauspiel „Vasantasena" wird das Haus der Hetäre dieses Namens als ein Komplex von acht Höfen geschildert. Es gab schon im Altertum prachtvolle Königsstädte mit herrlichen Palästen, Gärten und Bädern, kostbarem Hausrat und Sammlungen seltener Tiere. Die Inder sind mäßig und reinlich, lieben glänzende Auf- und Umzüge mit rauschender Musik, reich geschmückten Wagen, bunten Fahnen und zahmen Elefanten. Sie lieben aber auch das Spiel; das Schach ist ihre Erfindung, und sogar das Würfeln wird mit Methode betrieben.

Sind die Frauen auch geachtet und dichterisch gefeiert, so stehen sie doch an Rechten den Männern weit nach. Witwen, selbst wenn sie noch Kinder sind (denn Kinderheiraten sind leider sehr häufig), müssen nicht nur Witwen bleiben, sondern werden verachtet und mißhandelt, ja mußten sich früher mit dem Gatten verbrennen lassen; wohl war es nicht Gesetz, aber zwingende Uebung, wenn auch in ältester Zeit noch unbekannt. Die Einschränkung der Frauen auf das Haus begünstigte oft ein ausgelassenes Hetärenwesen, wie denn auch die Dichtungen zum Teile von maßloser sinnlicher Ueppigkeit wimmeln und „Lehrbücher" der geschlechtlichen „Liebe" vorhanden sind.

I. Die Zeit der Veda-Lieder.

1. Die Arier im Pendschab.

Wenigstens zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung saßen die Arier, deren Urheimat (s. oben S. 20) zu suchen vergebliche Mühe ist, im Nordwesten Indiens, im Pendschab*). Ihre nächsten Verwandten,

*) Lefmann in Hellwalds Kulturgeschichte, 4. Aufl., 1. Bd., S. 256 a. 258.

die Eranier, deren Sprache von der ihrigen nur mundartlich verschieden ist, und deren Religion mit der ihrigen gemeinsame Züge und Namen hat*), müssen sich schon vor, wenn auch vielleicht nicht lange vor jenem Zeitpunkte von ihnen getrennt haben und gingen fortan ihre eigenen Wege, denen wir weiterhin begegnen werden. Es sind eigentlich sieben Flüsse (Sapta-Sindhu), an denen die indischen Arier als solche zuerst wohnten; sie zogen aber später vor, ihr Land nach der Fünfzahl (Pantschanada, persisch Pendschab) zu benennen. Von hier aus sind sie nicht plötzlich, sondern nach und nach in das östlichere Gebiet der Gangâ (des Ganges) vorgerückt. Das Pendschab ist (s. oben S. 17) eines der fruchtbarsten Länder, aber von sehr mannigfaltiger Bodenbeschaffenheit. Hierdurch in verschiedene Stämme getrennt, bewahrten die Eroberer des Pendschab doch das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Abstammung, den Stolz auf den Namen Arya (edle Männer, Gebieter), und es verband sie der gemeinsame Haß gegen die dunkelfarbigen, häßlichen, für dämonisch gehaltenen Urbewohner, die Dâsa oder Dasyu, die vor ihnen in Wälder und Schluchten fliehen mußten. Waren auch den Arya die späteren indischen Kasten noch unbekannt, so ehrten sie doch sowohl die Führer im Streite gegen die Feinde, als die Weisen, die Sänger der heiligen Lieder (Rischis), die jedoch oft mit jenen zusammenfielen, und unterschieden sie von den einfachen Ansiedlern, den Vaiçya, die aber hoch über den Dasyu standen. Die Gesänge der Rischis bildeten den Schatz der Weisheit (Veda) für die Arya und bestanden aus verschiedenen Sammlungen (Samhita), denen sich die zu den Opfern gehörenden Verse und Sprüche (Brâhmana) anschlossen, die dann wieder in kurze Regeln (Sûtra) zusammengefaßt wurden. Den ältesten und wichtigsten Teil dieser Sammlungen bildet der Rig-Veda (Liederweisheit), ja er ist (nach Max Müller) der einzige wahre Veda, während die drei jüngeren Veda (Sâman, Yajus und Atharvan), als bloße Formeln enthaltend, für uns ohne Bedeutung sind**). Die Lieder des Rig-Veda (ungefähr 1020 Mantra, d. h. Hymnen, in zehn Mandala, d. h. Büchern, umfassend) bieten eine vollständige Kenntnis der arisch-indischen Kultur in jener Zeit vor der Entstehung des Kastenwesens dar, so daß sie zugleich einen hochpoetischen, religiösen und kulturellen Wert haben, dem die auf bloßer Formel- und Sammelsucht beruhenden jüngeren Veda nicht an die Seite gestellt werden können. Sie sind das älteste und ehrwürdigste Werk in arischen Sprachen; ihre Wortbildung ist altertümlicher als das eigentliche Sanskrit und hat mit uns Europäern noch vieles gemein (z. B. agham, lat. ego, ich, pâtar, später pitar, Vater, mâtar, Mutter, bhrâtar, Bruder, svatar, Schwester, duhitar, Tochter, — go, Kuh).

---

*) Lefmann, Geschichte des alten Indiens. Berlin 1890, S. 30f.
**) Müller, Max, Phys. Religion. Leipzig 1892, S. 53ff.

Hatten die indischen Arier einen Sieg erfochten, so verteilten sie das eroberte Land unter die Familienväter, die dann während eines Opfers Flammen auf dem ihnen zugefallenen Boden aufsteigen ließen, auf deren Stelle sie dann ihre Häuser bauten*). Diese (damas, wie lat. domus) waren runde Holzbaue mit spitz zulaufendem Dache. Auch im Hause, wie vor dessen Errichtung, hatte das heilige Feuer, Altar und Herd zugleich, seinen Ehrenplatz. Aus Holz waren auch die Geräte, zum Teile geschnitzt; doch war auch Töpferei nicht unbekannt. Alles arbeitete der Vater selbst. Er ackerte den Boden mit dem Pfluge — das war sein Hauptgeschäft. Dabei lief auch Jagd auf eßbare und schädliche Tiere mit Begleitung des Hundes, in gefährlichen Fällen rottenweise, es lief die Bewachung des Viehs gegen jede Art Schaden mit. In diesen unsicheren Zeiten war die Thätigkeit der Frau auf das Haus beschränkt, worin sie aber Herrin, Zierde und Pflegerin war. Das hauptsächlichste Nahrungsmittel bildete die Kuhmilch, darauf kamen Getreide und Früchte, nur bei festlichen Anlässen Fleisch der Rinder. Aus der Milch wurde Butter bereitet, und sie kam als Zusatz zu verschiedenen Speisen und Getränken, besonders zu Kuchen aus Mehl. Die Frau sorgte auch für Kleidung und Schmuck; jene war aus Fellen oder Wolle, dieser aus Gold, Perlen und Edelsteinen in Form von Reifen und Spangen.

Die Begründung der Familie war die Liebe, ohne daß sie stets zur Ehe führte und ohne daß stets gute Sitte herrschte. Große scheuten die Vielweiberei nicht; die überwiegende Mehrheit aber lebte in treuer einfacher Ehe. Der mit der Werbung durch Freunde beginnende Bund endete mit festlicher Hochzeit bei Vermählung vor dem Herdfeuer. Der junge Ehemann führte die Braut im Korbwagen mit zwei weißen Zugstieren heim, alles unter ergreifenden Ermahnungen und Glückwünschen, und feierlich überschritten die Beiden die Schwelle der neuen Heimat, wo sie das heimische Feuer umzogen. Segen an „Kindern und Rindern" bildeten die beiden Pole des Wohlstandes im Familienleben; Mangel an beiden galt als tiefste Armut. Liebe zu den Kindern, freilich mehr zu den Söhnen als zu den Töchtern, und Ehrfurcht vor den Eltern waren allgemein als Regel anerkannt. Gegen Krankheiten wandte man heilkräftige Pflanzen, Wasser und Gebete an. Die Toten wurden unter dem Geleite der Freunde und Verwandten, feierlichem Gesange des Aeltesten der Familie, Gebet und Opfermahl begraben — noch nicht verbrannt — und gingen nach dem herrschenden Glauben in das jenseitige Reich des Todesgottes Yama ein, das man sich als ein Paradies dachte. Ueber dem sarglosen Grabe wurde ein Dolmen (oben S. 30) errichtet. Witwen (Witwer natürlich) durften sich damals noch wieder verheiraten.

---

*) Lefmann, Geschichte des alten Indiens, S. 85ff. Zimmer, Altindisches Leben. Berlin 1879.

So läßt uns der kostbare und unvergleichliche Rig-Veda in ein vorwiegend reines und glückliches Volks- und Familienleben blicken, das von manchen abstoßenden Zügen des Fanatismus, Aberglaubens und Kastenzwangs späterer Zeiten in rührender Weise absticht. Man kann daher nicht umhin, in diesen späteren unerfreulichen Auswüchsen eine Einwirkung der unedleren Dravidas auf die freieren und stolzeren Arier zu beklagen, die, obschon Sieger, ihre anfängliche edlere Eigenart in einem Wuste unfruchtbaren Formelkrams untergehen sehen mußten, freilich nicht, ohne auch später mit ihrer Anlage zu erhabenen Gefühlen zeitweise durchdringen zu können.

2. Die vedische Religion.

Die in den Vedas enthaltene ursprüngliche Form der indischen Religion ist ein Zweig der in ihren sämtlichen primitiven Ausstrahlungen stark übereinstimmenden arischen Urreligion. Diese ist Henotheismus; sie wendet sich nach freier Auswahl an diese und jene hervorragenden Naturorgane, denen sie übermenschliche Macht zuschreibt, die sie vergöttlicht. Es sind viele solche Götter, von denen jeder so angefleht wird, als wäre er der einzige und allmächtige und die daher auch oft miteinander verschmolzen werden*).

Die arischen Götter sind nirgends Fetische, nirgends unbedeutende oder gar gemachte Gegenstände, sondern durchweg imponierende, glänzende Erscheinungen. Das Wurzelwort, das in den meisten arischen Sprachen die Gottheit bezeichnet, heißt ursprünglich: div, d. h. leuchtend, glänzend, davon das indische devas Götter, und Djaus der Himmelsgott, das griechische theos und der Gott Zeus, das lateinische divus, deus und der Gott Dis-Pater, Jupiter, das germanische tivar, Götter, und der Gott Tivr, Tyr, Tiu, Zio, das litauische dievas, das irische dia u. s. w.

Da die henotheistische Religion ihrer Natur nach wandelbar ist und ihre Gunst oft wechselt, so trifft man in ihrem Reiche oft in Ruhestand versetzte Götter, deren frühere Verehrung so gut wie vergessen ist. Dies Schicksal widerfuhr in Indien gerade dem Gotte, der vorzugsweise der glänzende heißt, dem alten Himmelsgotte oder Himmelsvater (Djaûs-pitar), dessen Name einer ist mit dem griechischen Zeuspater und dem italischen Jupiter**). Statt seiner erhielt den ersten Rang, wenn auch nicht die häufigste Anrufung, die Göttermutter Aditi

*) Asmus, Die indogermanische Religion. Halle 1875. Lefmann, Geschichte des alten Indiens, S. 44 ff. Wurm, Paul, Geschichte der indischen Religion. Basel 1874, S. 21 ff. Bergaigne, La réligion védique. Paris 1878, I. Müller, Max, Phys. Religion, S. 129 ff. Siebenzig Lieder des Rig-Veda, übers. von Geldner und Kägi. Tübingen 1875. Oldenberg, Herm., Die Religion des Veda. Berlin 1896.

**) Müller, Max, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874, S. 153 ff.

(Weltall, Unendlichkeit, Ewigkeit). Von ihren 6 bis 12 Söhnen, den Adityas (Lichtgottheiten und zugleich Tugendbeschützer), ragen drei hervor: Mitra, der Gott des Tages, Varuna (ein Name mit dem griechischen Himmelsgott Uranos), der Gott der Nacht, und Arjaman (Ariergott?), der Schützer des Familienlebens; die beiden ersten werden meist zusammen angerufen, und die Sonne wird ihr Auge genannt.

Aber auch diese erhabenen Götter mußten zurücktreten vor der den Ackerbauern und Hirten besonders verehrungswürdigen Sonne. Sie wurde als der die Nacht besiegende Held besungen und mit einer ihren herrlichen Aufgang begleitenden Familie umgeben, die das Vorbild der menschlichen abgab. Der Sonnengott hieß Sûrja (Sonnenlicht), ein Sohn des Himmels und der Erde. Seine Tochter, Surjâ, hieß Braut oder Gattin der beiden Dämmerungsgötter, Açvin (Rosselenker), der indischen Dioskuren, die den Zug des Tagesgestirns eröffneten. Ihnen folgt ihre ältere Schwester Uschâs (die Morgenröte, Homers rosenfingrige Eos), bald Mutter, bald Gattin des Sonnengottes, dem sie am Himmel voransteigt.

Wie als strahlendes Gestirn Sûrja, heißt die Sonne als belebende Kraft Savitar, als ernährende Puschan, als eilende (seltener) Vischnu. Nahe berührt sich mit ihr Agni (das lat. ignis), der Gott des Feuers (auch selbst Sonnen- und Strahlengott genannt), besonders aber des Opferfeuers und Vermittler zwischen Himmel und Erde, auch Vater des Menschengeschlechts. Sein Zwillingsbruder und unzertrennlicher Gefährte ist Soma (d. h. Saft), der Gott des Opfertrankes, den die indischen Arier aus einer geheiligten Pflanze bereiteten, mit Wasser, Mehl und Milch mischten und darbrachten, so daß er Götter und Menschen labte und berauschte. Beide sind durch den Regen, die „Milch der Himmelskühe“ (der Wolken), vom Himmel herabgekommen *).

Eine erhabene Dreiheit bildet mit Agni und Soma der gewaltige Gott Indra, der jüngste, aber mächtigste und menschenähnlichste der vedischen Zeit, ein Sohn des alten Himmelsgottes Djaus. Er ist am Himmel der Gott des Blitzes und Donners, auf der Erde der des Krieges und des Sieges über die Dasyu und daher der eigentliche arisch-indische Nationalgott. Er erscheint in goldenem Panzer, auf goldenem Wagen, gezogen von goldmähnigen Rossen, mit dem von Tvaschtar (griech. Hephästos), dem himmlischen Schmiedekünstler, gefertigten Donnerkeil und kämpft gegen Ahi oder Vritra, den feindseligen Wolkengeist, und gegen den Höhlendämon Vala, um die von ihnen gefangenen Himmelskühe zu befreien. Im Rig-Veda rühmt

*) Adalb. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes. Berlin 1859.

sich Indra, vom Soma trunken zu sein, der ihn aber so stärkt, daß er zum Weltschöpfer und zum höchsten Gotte wird. Infolge seiner Allmacht hat aber Indra auch eine friedliche Bedeutung. Er liebt die Menschen, hilft ihnen, verleiht ihnen alles Gute und wendet alles Schlimme von ihnen ab.

Indra hat Bundesgenossen, die zum Gewittergotte passen: Waju, den Wind, Rudra, den Sturm, mit seinen Söhnen, den Maruts, die er, wie der griechische Aeolos, heulend aus Bergschluchten hervorbrechen läßt. Diese Götter vermehrten sich stets; Rig-Veda zählt im ganzen 33, ohne sie einzeln zu nennen, besingt sie aber gemeinsam.

Den indischen Ariern waren unter den Namen „Ritam“ (Recht) und „Satjam“ (Wahrheit) Religion und Moral verbunden, Lüge, Unglaube und Aberglaube verhaßt. Die Verehrung der Götter nannten sie Brahman (Andacht), was noch weder einen Gott, noch eine philosophische Idee bezeichnete, und Brahmanen hießen, ohne noch eine Kaste zu bilden, die frommen Beter und Opferer.

Der Kult bestand in Gebet und Opfer; die Familie übte ihn am Herde, das Volk im Freien. Geopfert wurden, außer dem Somatrank, von den Fürsten Pferde (Açvamêdha), später Rinder — Menschen wahrscheinlich nie. Man glaubte durch das Opfer die Götter zu ehren, zu speisen und zu tränken. Zum Danke brachte man sie nicht; denn den Menschen zu helfen war Pflicht der Götter, die aus einem Vertrage hervorging.

3. Die indischen Arier als Volk.

Hatten auch die Arier im Pendschab keine einheitliche Organisation, so fühlten sie sich doch, nicht zum wenigsten durch den gemeinsamen Götterglauben, als ein Volk und anerkannten den sagenhaften Manus als ihrer aller Stammvater, der als erster Agni entzündet, d. h. „Haus und Heimat und Niederlassung der Menschen begründet“ habe*). Ihre Familien bildeten zusammen Stämme und diese Völkerschaften. Mehrere Familien wohnten in Dörfern zusammen, die durch Gehege geschützt waren. Es gab auch mit Steinen befestigte Plätze für den Kriegsfall (Städte hatten diese einfachen Menschen nicht), — die bewohnt waren — zum Teil in Höhlen, die den Feinden abgenommen worden und dann erweitert wurden. Denn es fehlte nie an Fehden, von denen die Rig-Veda-Lieder voll sind. Die benachbarten Hausväter bildeten ein „streitbares Gau“, das sich zur Verteidigung des heimischen Herdes vereinigte, sich mit anderen solchen zum gemeinsamen Kampfe verband und mit diesen zu einem Volke wurde, als dessen Haupt Indra galt; ja, die Gesänge erwähnen fünf Völker, über denen dieser

*) Lefmann, Gesch. d. a. J. S. 119 ff. — Zimmer, Altind. Leben.

Lieblingsgott stand. Jede dieser Einheiten hatte ihren Führer oder „Ältesten", dem stets ein Gott als Vorbild galt, und über mehreren Gauen waltete ein König (Radscha), dessen Titel auch den Göttern beigelegt wurde. Er hieß auch Hirte, Hüter (gopa) und ging aus der Wahl der Stammesgenossen hervor; doch traf die Wahl meist den Sohn des vorigen Herrschers, besonders wenn er sich im Kampfe auszeichnete und sich damit würdig erwies, als Indra begrüßt zu werden, nicht zum wenigsten durch reiche Beute!

Die Könige erhielten Huldigungsgaben, freiwillige von ihren Unterthanen, schuldige von den Besiegten. Sie wohnten in schönen Häusern, wenn auch nicht in so glänzenden, wie sie in kühner Dichtung („tausendthorige") den Göttern zugeschrieben wurden, und ein reiches Gefolge, darunter der Hauspriester (Purohita), zugleich Sänger und Festordner, oft auch ein Held, diente ihnen gegen Geschenke; Könige und Sängerhelden suchten ihr Amt in ihrer Famlie zu erhalten; das begründete damals noch keinen Adel, wohl aber hohes Ansehen.

Gemeinsame Angelegenheiten eines Stammes beriet dieser in Volksversammlungen (Sabhâ), die in Höfen oder Hallen gleichen Namens stattfanden; so hieß auch die Hofhaltung der Könige, und das Eigenschaftswort davon (sabhya) bedeutete wie in europäischer Ritterzeit („höfisch") ein wackeres und höfliches Benehmen. Hier wurde auch Gericht gehalten. Selbsthilfe war gestattet; aber auch die Herrscher schritten gegen Uebelthäter ein, Häscher verfolgten und fesselten sie; aber in zweifelhaften Fällen wurden Gottesurteile (Ordale) angewandt. An die Verhandlungen schlossen sich Vergnügungen, Spiele und Gelage. Größere Versammlungen eines ganzen Volkes (Samiti), zu deren Befugnissen auch die Königswahl gehörte, fanden bewaffnet statt und arteten wohl auch in Streit und Thätlichkeiten aus. Die Heeresmacht war nach Familien, Stämmen und Gauen eingeteilt, die ihre Häupter zu führen hatten. Die große Menge war Fußvolk; nur hervorragende Kämpfer fuhren in Streitwagen; geritten wurde wie bei allen alten Völkern noch nicht. Die Sturmgötter, Maruts, waren Vorbild der Streiter. Vornehmste Waffe war der Bogen, den auch Indra führte; vergiftete Pfeile scheute man nicht; ferner waren Speere und Wurfspieße, Keulen und Streitäxte gebräuchlich.

So trefflich die Mannszucht war, weil sie zu hohen Ehren führte, so bedauerlich erscheint es, daß schon in diesem engen Kreise Arya gegen Arya kämpften. Gegenseitige Eifersucht waffnete einzelne Stämme und Völker und Könige gegen einander: in solchen Bürgerkriegen spielt auch die Feindschaft der beiden Sängerhelden, von denen die schönsten der Rig-Veda-Gesänge herrühren, des Vasischtha, Hauspriesters des Königs Sudâs vom Stamme Tritsu und Volke Bharata, und des nichtpriesterlichen tapferen Sängers Visvamitra, auch vom Volke Bharata, aber vom Stamme Kuçika, der anfangs auch dem

Sudâs diente, aber mit seinem Stamme von ihm abfiel. Es glimmt da bereits ein Funke des späteren Kampfes um den Vorrang zwischen priesterlicher Ueberhebung und weltlichem Heldentum. Wir hören von einem furchtbaren Kriege zwischen den „fünf Völkern“ und König Sudâs am Strome Paruschni; er heißt die Zehnkönigsschlacht. Der von dem großsprecherischen Vasischtha überschwänglich verherrlichte Sudâs siegte; er hielt seine Gegner ab, den Grenzstein des Pendschab zu überschreiten; er wollte dies allein thun, allein zur Yamuna und damit zum Gangâ-Gebiete streben und dieses gewinnen. Darum handelte es sich! Die unter den fünf Völkern voranstrebenden Puru mußten ins Pendschab zurück, wo ihr Nachkomme (griech. Poros) tausend Jahre später dem großen Alexander entgegen trat; die Bharata, ihnen von da an entfremdet, zogen nach der Ganga und wurden der Kern der späteren, brahmanischen und nicht mehr rein arischen Inder.

II. Die Zeit des Brahmanismus.

1. Die Entstehung des Kastenwesens.

Nachdem der siegreiche Teil, also wahrscheinlich die Mehrzahl der indischen Arya aus dem Pendschab über das Grenzflüßchen Sarasvati in das Duab oder das Gebiet der Yamuna und Gangâ gedrungen waren, befanden sie sich in einer völlig anderen Stellung als in ihrer früheren Heimat. Sie konnten hier nicht mehr die dravidischen Stämme in die Wälder und Schluchten jagen; dazu waren sie ihnen an Zahl zu weit überlegen, und die Arya lebten zudem mitten unter den andersfarbigen Unterworfenen. Es mußten also andere Maßregeln getroffen werden, sich von der Berührung oder gar Vermischung mit diesen Unreinen rein zu erhalten, was freilich niemals vollständig gelang. Von wem diese neuen Maßregeln ausgingen, konnte nicht zweifelhaft sein, da ja diejenige Richtung gesiegt hatte, die, wie wir sahen, unter dem Einflusse der priesterlichen Sänger stand. Lieder zu dichten hatten diese Männer aufgehört; ihre weiteren Schöpfungen, die jüngeren Vedas (oben S. 110) enthielten nur noch religiöse Formeln und Cerimonialvorschriften; sie waren nicht mehr Sänger, sondern lediglich Priester, nicht mehr Schöpfer, sondern nur Sammler. Ihre nach innen gewandte religiöse Dichtung bedurfte eines anderen Gegenstandes der Verehrung, als die im Rig-Veda angerufenen und gefeierten Naturgötter waren. Der personifizierte Begriff der Andacht, Brihaspati oder Brahmanaspati, wurde der Purohita unter den Göttern und damit die verehrteste Gottheit der nunmehr den Namen der Brahmanen tragenden indischen Priester; denn bráhman hieß Gebet oder Opfer, brahmán der Beter oder Opferer und danach brâhmana

(brahmanisch) „alles was von Brahman ausgeht, ihm eignet oder zukommt", namentlich die Spruchsammlungen der Brahmana. Die Brahmanen unterschieden sich immer schärfer von den übrigen Volksgenossen*). Begünstigt wurde dieses Streben durch das heißere Klima, das die Kraft der Arya schwächte und erschlaffen ließ, daher sie auch geneigt machte, sich den Priestern unterzuordnen, deren Monopol alle Weisheit wurde. Die Priester waren früher im Dienste der Fürsten gestanden; seitdem aber diese in furchtbaren Familienkämpfen, die der epische Teil des Riesengedichtes Mahabhârata schildert, sich aufgerieben hatten, stiegen sowohl Anzahl als Einfluß der Brahmanen. An die Stelle der kräftigen Götter Agni und Indra traten wieder mehr die dunkeln und unpersönlichen Mitra und Varuna, und die hochmütige Selbstüberhebnng der Brahmanen stieg fortwährend. Aus Dienern und Lobsängern der Fürsten wurden sie deren Minister und Ratgeber. Es gingen Legenden von ihnen aus, in denen die Heldensänger Vasischtha und Visvâmitra als Heilige dargestellt wurden, indem der zweite, dieser Sage nach König, um vom ersten, dem frommen Einsiedler, die heilige Kuh Çabalâ zu erlangen, sich durch mehrtausendjährige Bußübungen zum Brahmanen emporkasteite. An die Stelle des Kampfes war die Askese getreten. So wurden die Brahmanen die oberste Kaste, im Indischen varna, d. h. Farbe.

Durch die langen Kriege im Pendschab und Duab hatte sich, abweichend von der allgemeinen Wehrpflicht der Rig-Veda-Zeit, ein eigener Kriegerstand gebildet, an dessen Spitze die Radschas standen. Durch jene ihre Kämpfe geschwächt, konnten sie, den emporgestiegenen Brahmanen gegenüber, nur noch die zweite Kaste bilden, die der Kschatriya oder Râdschanya.

Denjenigen Arya nun, die weder zu den Priestern, noch zu den Kriegern gehörten, blieb eine dritte Kaste übrig, die der Vaiçya, der Ackerbauer und Kaufleute. Soweit handelt es sich um die Arya; sie bilden also einen Lehr-, einen Wehr- und einen Nährstand; sie heißen auch: Dvidscha, zweimal Geborene. Jede der drei oberen Kasten hat als Abzeichen eine Schnur von besonderem Stoff, die dem Jüngling bei dessen Weihe, je höher die Kaste desto früher, feierlich angelegt wird.

Eine vierte Kaste umfaßte dann die Unterworfenen, d. h. diejenigen Dravidas, die zwar vom brahmanischen Kult ausgeschlossen waren, aber die Religion und Sprache der Arya annahmen; man nannte sie nach einem dravidischen Volksstamm am unteren Indos Çudra und wies ihnen die Aufgabe zu, den drei oberen Kasten zu dienen. So gab es eine religiöse, eine politische, eine gewerbliche und eine dienende (volksfremde) Kaste. Im Mahabharata werden sie als

*) Lefmann, Gesch. d. a. Indiens. S. 401 ff. — Ders. in Hellwalds Kultur-Gesch. 4. Aufl. I, S. 262a ff. — Wurm a. a. O. S. 68 ff. — Max Müller, Essays II, S. 321 ff.

die weiße, rote, gelbe und schwarze Farbe bezeichnet. In zwei brahmanischen Legenden werden nach der einen aus dem Munde Brahmas die Brahmanen, aus seinen Armen die Kschatriya, aus seinen Schenkeln die Vaiçya und aus seinen Füßen die Çudra geschaffen; die andere läßt sie aus denselben Teilen des Urmenschen (Puruscha) entstehen.

Außerhalb der vier Kasten standen die sich dem arischen Wesen nicht unterordnenden Dravidas, die Nischadas, sowie eine Anzahl von Gruppen mit besonderen Dienstleistungen. Mit der Zeit entstanden jedoch eine Menge neuer Kasten durch Teilung oder Vermischung der alten; sie belaufen sich jetzt auf einige Tausende, und von den vier alten bestehen nur noch die Brahmanen.

So wie die Brahmanen in ihrem Eigendünkel die Entstehung der Kasten darstellen, ist diese sicher ungeschichtlich. Das sog. Gesetzbuch Manus, das erst im 5. Jahrhundert v. Chr. entstand, trägt alle Kennzeichen einer Phantasie, wie sich die Brahmanen das Kastenwesen gern vorgestellt hätten. In Wahrheit gab es wohl von jeher mehr als vier und zwar vorzugsweise gewerbliche Kasten, die sich zwar nicht vermischen sollten, aber doch thatsächlich vermischten, und manche heutige Kasten sind wahrscheinlich ursprünglich dravidische Volksstämme. Manche derselben werden allgemein als unrein verachtet, keine von diesen Parias aber stehen so tief in der Meinung der Inder, wie die Tschandalas, angeblich (nach Manu) Abkömmlinge von Çudras und Brahmanentöchtern (während der Geograph Ptolemäos ein indisches Volk der Kandaloi kannte), die weder Feuer noch Wasser erhalten, sich nicht waschen, nur mit Lumpen von Toten kleiden, nur zerbrochenes Geschirr brauchen dürfen und als Schinder und Henker verwendet werden, was aber schwerlich genau befolgt wurde oder gar noch jetzt beobachtet wird.

Auch der Umstand berechtigt zum Mißtrauen gegen die Kastenlegende der Brahmanen, daß mehrere dravidische Völker der vorderindischen Völker und sogar malaiische der Sunda-Inseln das Kastenwesen angenommen haben und daher Brahmanen besitzen, die also nicht einmal Arier, sondern zum Teil selbst Schwarze sind.

Doch hat sich das Kastenvorurteil soweit eingefressen, daß noch heute jede Kaste sich durch Umgang oder Verkehr mit einer anderen oder durch Ausübung des Gewerbes einer solchen für verunreinigt hielte. Das Kastenwesen ist ein barbarisches Überbleibsel, das die daran Hängenden an jedem Fortschritte in der Kultur verhindert.

2. Die brahmanische Religion, Kultur und Weisheit.

Das höchste Streben der Brahmanen, seitdem sie an der Spitze ihres Volkes standen, ging darauf hinaus, durch asketische Übungen, wie Fasten, Selbstpeinigung u. dergl. ekstatische Zustände (Mittel und

Zweck hießen tapas) herbeizuführen, die sie zur Opferdarbringung geeignet machen und damit auch ihr Ansehen befestigen sollten. Durch diese Bußübungen wurden sie nach der Meinung ihrer Gläubigen geradezu Nebenbuhler der Götter. Schon in früherer Zeit, wahrscheinlich schon in derjenigen der Veda-Lieder, hatten sich fromme Sänger aus dem Getriebe der Welt in Einsiedeleien zurückgezogen, besonders in das Gebirge, in Wälder und an einsame Gewässer*). In den Zeiten der vom Epos besungenen Kriege thaten dies auch andere Fromme und fanden dort Zuflucht gegenüber dem Waffengetümmel. Hier sahen sie verführerische Dämonen oder glaubten sie zu sehen, die auch wohl von den eifersüchtigen Göttern gesandt wurden, um die Buße zu vereiteln. Es waren dies die indischen Wald- und Flußnymphen, Elfen und Nixen, die lieblichen Apsaras, ewig jung und schön, reich geschmückt und mit Glöckchenspiel tanzend, die Verführten aber ins Verderben stürzend, wenn auch ihnen Nachkommen hinterlassend, nachdem sie entschwunden. Sie sind zugleich Walküren, die die Gefallenen in Indras, ihres Herrn, Himmel geleiten. Sie haben aber dämonische Liebhaber und Gatten, die Gandharvas, Genien des Wasserdampfes und Blütenduftes, die umgekehrt oder vielmehr entsprechend den Frauen und Töchtern der Menschen nachstellen und sie wieder treulos verlassen. (Gandharva-Ehen nannte man daher leichtfertige und dauerlose Verbindungen.) Bei Mondschein singen und musizieren sie mit den Apsaras. Nicht so liebenswürdig, aber in dieselbe Kategorie gehörend, sind die Nagas, schlangenartige Dämonen beiderlei Geschlechts, Feinde der Götter und Menschen, aber von diesen aus Furcht verehrt. Ganze feindliche Volksstämme galten als Nagas. Beide Arten sollten reiche Schätze und geraubte Frauen hüten, wie die Schlangen und Drachen unserer Volkssagen.

Wie hoch das Einsiedlerwesen im Ansehen stand, zeigt das typische Leben des Brahmanen. Wie die Inder (theoretisch) vier Kasten, so zählte deren oberste vier Lebensabschnitte. Der erste war der des Jünglings oder Schülers, der zweite der des Hausherrn oder Familienvaters. War er Großvater geworden, so begann er als Einsiedler sein Waldleben, übertraf sich aber noch in einem vierten Zustande, dem des Asketen oder Bettlers (Bhikschu), der halb oder fast ganz nackt nach Almosen umherzieht, den Veda hersagt und über die Weltseele nachdenkt. Den Kriegern sollten nur die drei, den Vaiçya gar nur die zwei ersten Stadien offen stehen. In Wirklichkeit stand das Einsiedler- und Bettlerleben jedem frei, nahm aber bis zur Zeit Buddhas stark ab.

Den Höhepunkt der Wirksamkeit des Brahmanen bildete indessen

*) Lefmann, Gesch. S. 356 ff. — Sanatsudschatiya (Sacred books of the East, herausg. v. Max Müller, Vol. VIII, p. 178).

das Opfer*). In brahmanischer Zeit unblutig, bestand es aus Milch, Butter, Korn, daraus bereiteten Speisen, sowie aus Ziegen und Schafen, die nicht geschlachtet, sondern erstickt oder erwürgt wurden. Blut und Abgang warf man den Dämonen hin. Ueber allen anderen Opfergaben aber stand noch immer der Soma=Trank, und die Hauptrolle spielte das Feuer. Größere Opfer als die einfachen des Hauses erforderten drei Feuer, und zwar auf einer erhöhten Opferstätte, wobei eine große Anzahl sehr formenreicher Gebräuche beobachtet und eine Menge geheiligter Geräte verwendet wurden. An dem Segen des Opfers hatten nur die drei oberen, arischen Kasten Anteil. Die dabei thätigen Priester waren: der Purohita als Leiter und die sieben Ritvijas oder eigentlichen Opferer, wozu der Hotar, der die Gesänge vortrug und sechs andere gehörten. Gebracht wurden Opfer morgens und abends, größere bei Voll= und Neumond, größte bei Eintritt des Sommers, der Regenzeit und des Winters, das zweite ein Sühn=, das dritte ein Totenopfer, sowie noch fernere, die uns zu weit führen würden.

Feierlich waren auch die Gebräuche bei der Heirat, vor und bei der Geburt eines Kindes, bei dessen Eintritt in das Knaben= und in das Jünglingsalter. Die Brahmanen begünstigten die Vielweiberei, wenn die erste Ehe kinderlos war, und gestatteten im Notfall eine zweite aus anderer Kaste; wie überall, blieb aber die einfache Ehe, da das weibliche Geschlecht nicht zahlreicher als das männliche ist, die Regel. Für sich hatten die Brahmanen die Gesetzgebung in Anspruch genommen; dem König aus der Kriegerkaste überließen sie die Rechtsprechung und die Steuern, die besonders auf der Ackerbauerkaste lasteten.

Unter der Herrschaft des Brahmanentums zerfiel Indien in eine Menge kleiner Königreiche, die von beständiger Eifersucht und nur zu oft auch Feindschaft gegen einander erfüllt waren. Um sich gegen innere und äußere Feinde und deren Ränke zu sichern, bedienten sich die Könige eines ausgebildeten Spioniersystems. Ihre Regierung sollte patriarchalisch sein, war aber mehr despotisch. Sie führten häufig Kriege gegen einander. Dies alles begünstigte die geistige Herrschaft der Brahmanen, die die thatsächlichen Träger der höheren Kultur waren. Unter ihrem Regiment wurde die Feuerbestattung zur allgemeinen Regel, für die sie ebensolche weitläufige Ceremonien einführten, wie für die Phasen des menschlichen Lebens; die Witwenverbrennung haben nicht sie eingeführt, sondern ihre Gläubigen. Den Verstorbenen brachten die Brahmanen Totenopfer, die als deren Speisung auch den Ahnen galten. Sie lehrten einen Himmel für die Guten und eine Hölle für die Bösen. Allgemein war der Glaube an das Wiedererscheinen der Toten als Gespenster.

*) Lefmann, Gesch. S. 429 ff. — Oldenberg, Religion des Veda, S. 459 ff.

Die Brahmanen begnügten sich jedoch nicht damit, dem Volke Opferfeste zu geben, in dessen Augen diese geheimnisvollen Vorgänge den Charakter der Zauberei erhielten, sondern waren auch darauf bedacht, ihre höheren Kenntnisse in ein System zu bringen und sich hierdurch noch mehr als durch ihren Stand über ihre Landsleute zu erheben*). Sie sammelten Schüler um sich, zu denen auch ihre Söhne gehörten (die früher jeder Vater selbst unterrichtet hatte). Die Aufnahme des Brahmatschârin (Brahmanenschülers) war feierlich, ebenso auch die nach beendigter Lernzeit mit einem Bade verbundene Entlassung, nach welcher aber der „Gebadete" (snâtaka) dem Lehrer zeitlebens dankbar und ergeben blieb. Milde Behandlung des Schülers, Gehorsam und Enthaltsamkeit desselben bildeten die Grundlage des Unterrichts, der bis auf 12 Jahre dauerte und sogar noch oft verlängert wurde und die Kenntnis der vier Veda zum Hauptinhalte hatte, alles mündlich und mittels des Gedächtnisses. Aus diesem Lernen entstanden Lehrbücher der Grammatik und Phonetik (Lautlehre) und Systeme der Philosophie.

Die indische Philosophie hat mit der europäisch-mittelalterlichen oder scholastischen, und im Gegensatze zur griechischen und neueren, die vollständige Unterordnung unter die Religion gemein. An ihrer Spitze steht die Frage nach der Schöpfung. Schon aus dem Rig-Veda stammt die Idee eines Baumeisters des Weltalls, Viçvakarman oder Pradschâpati genannt. Ueber ihn stellten aber die Brahmanen den Begriff des Brahman, des ewigen Seins (eigentlich Gebet). Mit ihm verbunden ist derjenige des Atman (eigentlich Lebenshauch), das Ich oder Selbst. Beide vereinigen sich zu dem Absoluten, Bedingungslosen. Damit beschäftigen sich die an die Brahmana der Veda (oben S. 110) sich anschließenden Werke, die Upanischad, d. h. Sitzungen. Das Rätsel, wie sich das Atman, das ewige Selbst, zu den stets wechselnden Erscheinungen der Innen- und Außenwelt verhalte, führte sowohl zu bestimmten Ansichten, Dogmen, als zu abweichenden Systemen. Zu jenen gehört der Glaube an die Seelenwanderung, womit die Frage nach Ursprung und Ausgang der Seele gelöst werden sollte. Die Seele konnte, wie man meinte, nach dem Tode in eine Pflanze, in ein Tier, in einen neuen Menschen, in einen Dämon oder Gott übergehen, und zwar je nach Verdienen in ein höheres oder niedrigeres Wesen. Dieser Kreislauf, Samsara, hatte keinen Anfang uud kein Ende und war überall von Leid erfüllt (Pessimismus). Doch konnte fortgesetzte Reinheit zu höherem Dasein führen, in dem die sonst nicht vorhandene Erinnerung an früheres Leben erwachte.

Was in diesen verschiedenen Daseinsstufen sich forterhielt, war

*) Lefmann, Geschichte, S. 483 ff. — Derselbe in Hellwalds Kulturgeschichte, 4. Aufl., I, S. 274 ff.

das Karman, d. h. das Erzeugnis der Handlungen des Einzelwesens, das wieder entweder Verdienst (dharma) oder Schuld (adharma) sein konnte. Das Karman bestimmte das Schicksal der Seele, also deren neuen Leib. Jeder gestaltet sich daher sein Schicksal selbst. Darüber wacht nun ein oberster Lenker, der neue Gott der Brahmanen, Brahma, der aber nicht ewig ist, sondern nach ungeheuren Zeiträumen einem neuen Brahma weicht. Eine solche Periode, Yuga, umfaßt zwölftausend göttliche Jahre und jedes solche 360 menschliche. Nach einer jeden geht die Welt unter und wird wieder erneuert. Jedes große Yuga zerfällt in vier kleinere, die an Dauer und Güte abnehmen; die Gegenwart steht im schlechtesten (Kali-Yuga), dessen Beginn um 3101 v. Chr. angesetzt wurde*). Andere Angaben sind noch weit ungeheuerlicher und verdienen hier keine Erwähnung.

Die indische Philosophie setzt sich zum Ziele die Erlösung der Seele aus ihren Wanderungen (Mokscha, Befreiung oder Nirvana, Erlöschen). Mittel dazu ist die Erkenntnis des Atman in seinem Unterschiede von der Welt der Erscheinungen. Sechs Systeme bemühten sich, dieses Ziel zu finden. Das erste, Purva Mimamsa, begnügte sich mit der Erklärung der Veda; das zweite, Uttara Mimamsa oder Vedânta, anerkannte (monistisch) nur ein absolutes Wesen, das Atman oder Brahman, die Weltseele, die eigentlich weder ist, noch nicht ist, sondern nur ein Schein, der eine Täuschung (Mâyâ) hervorruft, in der alle Wesen befangen sind; denn sie sind nur Spaltungen des Schöpfers dieser Welt der Täuschungen, des Içvara, d. h. Brahmas, dem allein Sein zukommt und mit dem alle Wesen identisch sind. Eine spätere Abzweigung des Vedanta hielt die Einzelwesen nicht für Täuschung, sondern für den Leib Brahmas**). Beide Richtungen sind pantheistisch.

Das dritte System, Sânkhya, und das vierte, Yoga, sind dualistisch; sie nehmen eine unendliche Zahl von Seelen oder Monaden an, die von einander unabhängig sein und ewig bestehen sollen, unterscheiden sich aber darin, daß Sânkhya die Monaden aus einem Urstoff oder Chaos, prakriti, ableitet, aus dem die Denksubstanz, buddhi hervorgeht, „die das Denkorgan der einzelnen Wesen bildet", während Yoga über den Einzelseelen eine höhere Seele, den Içvara oder Gott anerkennt, dem die prakriti gehorcht, wodurch er Schöpfer wird. Ueberdies lehrt Yoga, wenn man die Denksubstanz in seine Gewalt bekomme, d. h. richtig denken lerne, so bekomme man Gewalt über alle Dinge. Das Mittel dazu soll die Meditation sein, „das ausschließliche Richten der Gedanken auf einen Gegenstand". Wer sie übt, wird ein Yogin, d. h. Asket oder Zauberer.

---

*) Lefmann, Geschichte, S. 175 f.

**) Deussen, Paul, Das System des Vedânta. Leipzig 1883.

Das fünfte System, Nyâya, und das sechste, Vaiçeschika, haben mehr praktischen Charakter. Ihr Ziel ist, durch die Philosophie positive Kenntnisse zu erlangen. Nyâya beschäftigt sich mit Logik und Dialektik, Vaiçeschika mit den Naturwissenschaften, freilich in der primitiven Art, die in älterer Zeit allein möglich war und tiefere Kenntnis der Natur noch nicht besaß.

Immerhin ist es anerkennenswert, daß in so früher Zeit die Brahmanen sich so tiefen Forschungen hingaben und Fragen zu ergründen suchten, die selbst wir mit unseren vorgeschrittenen Naturkenntnissen noch nicht gelöst haben, ja vielleicht nie lösen werden.

3. Die indischen Heldengedichte.

Wie die alten Rischis die Götterhymnen des Rig-Veda und damit bereits einzelne epische Schilderungen, so schufen ihre Nachkommen, die Brahmanen, ohne Zweifel nach vorhandenen kürzeren volkstümlichen Epen die zwei riesigen Heldengedichte, denen kein Volk an Umfang etwas Aehnliches an die Seite stellen kann. Die Sprache des Râmâyana und des Mahâbhârata steht in der Entwickelung der edeln Sanskrit-Zunge zwischen der Sprache des Rig-Veda und derjenigen der indischen Litteraturblüte zur Zeit des Dichterkönigs Kalidasa.

Nachdem früher schwankende Meinungen sich geltend gemacht, wiegt heute die Ansicht vor, daß das Râmâyana das ältere der beiden Riesengedichte ist. Die Zeit seiner Abfassung fällt wahrscheinlich in die ältere Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Es ist auch das kürzere, obschon es 24 000 Slokas oder Doppelverse von je 8 Silben umfaßt, d. h. etwa doppelt so stark ist als Ilias oder Odyssee und fast zehnmal wie das Nibelungenlied. Als sein Verfasser gilt der Rischi Vâlmîki, nach der Sage Hofdichter des Königs von Ayodhyâ (jetzt Audh). Es ist zwar mehrfach überarbeitet worden; aber sein einheitlicher Charakter hat nicht wesentlich darunter gelitten.

Der Held des Werkes, Râma, ältester Sohn des Königs Daçaratha von Ayodhya, hatte Sitâ, die Tochter des Königs von Videha, zur Gemahlin erhalten durch die Spannung eines Bogens des Gottes Çiva. Vom Vater zum Thronfolger bestimmt, wird er durch die Ränke seiner Stiefmutter, die ihrem Sohne Bharata die Erbfolge erlistet, verdrängt und geht in die Verbannung; Sitâ und der ihm ergebene andere Stiefbruder Lakschmana schließen sich ihm an. Der Vater trennt sich von der falschen Königin und stirbt vor Schmerz. Bharata, edler denkend als seine Mutter, lehnt die Krone ab und will Râma zurückführen. Er findet ihn und seine Begleiter als Einsiedler jenseits des Ganges und bittet Râma, den Thron einzunehmen, jedoch umsonst, worauf er sich entschließt, die Regierung für Râma zu

führen. Um keine neuen Anfechtungen zu erfahren, wandern Râma und seine Genossen weiter, und er beschließt, den zehnköpfigen Riesenkönig Râvana auf der Insel Lanka (Zeilon) zu stürzen. Dessen Schwester Çurpanakhâ sucht Râma uud Lakschmana zu verführen und will, abgewiesen, aus Zorn die arme Sitâ verschlingen, wird aber von Râma verstümmelt. Rachedürstend ruft sie ein Riesenheer gegen Râma auf, der es aber mit Vischnus Bogen vernichtet. Nun bewegt die Riesin Râvana, Sitâ zu entführen. Durch einen Dämon in der Gestalt einer Gazelle wird Râma in den Urwald gelockt. Zwar erlegt er das Tier, das aber mit seiner Stimme auch Lakschmana lockt, so daß Sitâ allein ist und nun von Râvana entführt wird, der sie gefangen hält, aber vergeblich umwirbt. Râma und Lakschmana machen sich auf, sie zu suchen und finden einen Genossen an Hanuman, dem Diener eines Fürsten der Affenmenschen, die ihnen Hilfe zusagen, wogegen Râma jenem Fürsten zur Herrschaft über alle Affenmenschen verhilft. Hanuman sucht und findet Sitâ und bringt Râma Kenntnis von ihrem Aufenthalt; die Affenmenschen rüsten sich zum Kriege gegen die Riesen, dem sich auch der Bruder Râvanas anschließt, der diesen umsonst gebeten, Sitâ freizulassen. Aus Felsen und Bergen, aus allen Teilen Indiens, bauen die Affen eine Brücke nach dem im Gedichte als ungeheuer weit entlegen geschilderten Lanka, gelangen über selbe nach der Insel, und der Kampf beginnt; Râma siegt und tötet Râvana, zweifelt aber an Sitâs Treue, bis eine Feuerprobe sie reinspricht. Auf einem Luftwagen kehren sie nach Hause, wo Bharata dem Bruder den Thron übergiebt. Eine jüngere Fortsetzung von zweifelhaftem Werte wiederholt überflüssigerweise den falschen Verdacht gegen Sitâ, die sogar von dem schwach gewordenen Râma verstoßen, zwar durch ihre inzwischen herangewachsenen zwei Söhne gerechtfertigt, aber von der Mutter Erde in ihren Schoß aufgenommen wird.

Das Gedicht ist reich an wunderbaren Schönheiten, aber auch an phantastischen Ungeheuerlichkeiten. Noch jetzt ist es in einer bengalischen Bearbeitung des 16. Jahrhunderts ein Lieblingsbuch der Hindus, eine Hindi-Neudichtung des Mystikers Tulsi-Dâs († 1680) aber wird geradezu als ein göttlich geoffenbartes Werk betrachtet*).

Das Mahâbhârata ist mehr als doppelt so groß wie das Râmâyana; es umfaßt über hunderttausend Slokas. Das Epos selbst ist kaum länger als das andere; aber die eigentliche Erzählung verschwindet beinahe unter eingestreuten Episoden, Reden und selbst philosophischen Abhandlungen, die gegen zwei Drittel des Werkes umfassen. Mehrere Episoden sind als selbständige reizende Erzählungen bekannter als die Fabel des Heldengedichtes, so die Geschichten von Nala und Damayanti, von Sakuntala, von Sâvitri u. a. Unter den Abhand-

*) Baumgartner, Gesch. der Weltlitteratur, I. Bd., S. 264 ff.

lungen ist die berühmte Bhagavadgîtâ von großem Rufe*). Als Verfasser wird Vyâsa genannt, jedenfalls keine historische Person, die selbst im Gedichte auftritt. Die Inder nennen das Werk den fünften Veda; ebenso könnte man es die Bibel der Hindus nennen, auf deren Kultur es großen Einfluß ausübte. Wahrscheinlich wurde es im 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. vollendet, und zwar im obern Gangesgebiete.

Die Fabel des Mahâbhârata ist in Kürze folgende: Es handelt sich in der Hauptsache um einen heftigen Kampf zwischen zwei kleinen Königreichen, deren Dynastien in weitläufiger Genealogie die Einleitung ausfüllen. Der blinde König Dhritarâstra vom Hause der Kuru, die den Bharata (oben S. 115 f.) nachgefolgt waren, regierte in Hastinapura an der Ganga, abwechselnd mit seinem Bruder Pandu, der jedoch früh starb. Beide sind Söhne des angeblichen Dichters Vyâsa. Dhritarastra hat hundert Söhne, deren ältester Duryodhana der eine der beiden Hauptbelden, aber das schlimme Element des Gedichtes ist. Sein Bruder Pandu hinterließ fünf Söhne, die aber in Wirklichkeit von Göttern gezeugt waren: Yudhisthira, das wackere Element im Werke, den starken Bhima, den tapfern Ardschuna und zwei jüngere. Die Vettern werden gemeinsam am Hofe des blinden Königs erzogen, an dessen Stelle der böse Duryodhana den größten Einfluß ausübt, der auch die Pandusöhne fortwährend verletzt. Sie werden schließlich, weil gefürchtete Nebenbuhler, verbannt und entgehen einem Mordversuche durch die Flucht. Unter anderen Abenteuern gelangen sie zu einem Wettkampfe bei Drupada, König der Pantschâla, um dessen schöne Tochter Draupadi. Ardschuna gewinnt sie; die Panduinge werden von den Gegnern angegriffen, schlagen sie und nehmen Draupadi sonderbarerweise (denn die Arya verpönten die dravidische Polyandrie) zur gemeinsamen Gattin. Ihre Freunde am Hofe der Kuru bewirken, auf die Nachricht von diesem Erfolge, die Rückberufung der Panduinge, denen die Hälfte des Reiches, die Gegend an der Yamuna, abgetreten wird. Hier gründen sie die Stadt Khândaraprastha (auch Indraprastha, jetzt Delhi) und herrschen dort. Mit den Vettern volle Versöhnung wünschend, laden sie diese zu sich ein, wo Duryodhana sich über ihre Macht ärgert, worauf er sie heuchlerisch zu sich einladet und Yudhisthira zum Spiele verlockt, in welchem dieser durch falsche Würfel Reich, Brüder, sich selbst und schließlich auch Draupadi verliert. Sie wird furchtbar beschimpft, erbittet aber schließlich die Freiheit ihrer Gatten, die nun in die zweite Verbannung ziehen und eine Unmasse Abenteuer erleben. Draupadi fällt in ähnliche Gefahren wie Sitâ, wird aber gerettet. Während sie bei Virata,

*) The Bhagavadgîtâ etc., transl. by Kashinath Trimbak Telang. Sacred books of the East Vol. VIII.

König der Matsya, weilen und ihn eben von Feinden befreit haben, bricht Duryodhana in dessen Land ein, findet aber an den von ihm Verbannten, deren Zeit nun um ist, tapfere Gegner.

Sie werden durch mächtige Freunde und Bundesgenossen verstärkt, auch der Gott Krischna, eine Fleischwerdung Vischnus, hilft ihnen. Der furchtbarste Krieg bricht aus und das Duab wird ein blutiges Schlachtfeld, dessen Vorgänge ein Fünftel des Gedichtes füllen. Leider mehr durch die List Krischnas als durch Tapferkeit siegen endlich die Pandusöhne; Duryodhana fällt durch Bhima. Während sie aber das Lager der Kuruinge besetzt halten, überfallen drei Helden der letzteren ihr Lager und metzeln ihre Krieger im Schlafe nieder. Die übrig bleibenden Pandusöhne versöhnen sich mit Dhritarâstra, und Yudhisthira erhält beide Reiche. Ueberflüssigerweise, aber echt indisch wird am Schlusse noch die Ankunft aller Helden nach ihrem Tode im Himmel Indras geschildert.

Aus dem Mahâbhârata spricht deutlich die Tendenz, an die Stelle roherer Glaubensformen eine Religion der Liebe zu setzen. Auch verlieren mehrere herrliche Stellen des Werkes nicht wenig durch den Wust von Mythologie und Formendienst, mit denen es überladen ist*).

Die beiden Heldengedichte sind namentlich auch darin merkwürdig, daß sie wesentliche Winke für die Ausbreitung der Arya in Indien enthalten, die um so wertvoller sind, als den Indern eine Geschichtschreibung fehlt (nur das Thal Kaschmir und die Insel Zeilon besitzen eine solche). Im Mahâbhârata wird die Eroberung einer Menge Länder durch die verbannten Pandusöhne berichtet, woraus wohl die Erinnerung an deren Gewinnung durch die Arya spricht. Die dort erzählten verschiedenen Parteiungen, Bundesgenossenschaften und Kriege scheinen ausgeschmückte Berichte auf geschichtlicher Grundlage zu sein**). Das indische Tief- und Mittelland, um das Duab, Madhyadeça ist der Schauplatz dieser Kämpfe; bis zum Himalaya reichend, stößt es ostwärts an das Ostland, Praçya, das sich bis zu den Mündungen des Ganges und Brahmaputra und bis zum Meere ausdehnt. Zusammen bilden sie Aryavârta, das Ariergebiet nördlich vom Vindhyagebirge. Der Hauptstrom dieser Lande, die Gangâ, ist der heilige Strom der Inder geworden, weit heiliger als einst die Sindhu (der Indos) war. Hier spielte die Glanzzeit der Brahmanen, die mit ihren Schülern und sogar mit Brahmanenfrauen an den Höfen der Könige disputierten, hier aber auch der Schauplatz ihres Büßer- und Einsiedlerlebens unter dem Schutze der Radschas und Kschatriya. Nicht Kriegsheere waren es aber, sondern Vedaschulen und Einsiedeleien der

*) Ausführliche Inhaltsangabe bei Lefmann, Geschichte, S. 181—319. Proben aus beiden Heldengedichten in Jolowicz' Polyglotte der orientalischen Poesie. Leipzig 1856, S. 55 ff. u. 97 ff.

**) Lefmann, Geschichte, S. 320 ff.

Brahmanen, welche die weitere Ausbreitung des Ariertums und seiner Kultur und Religion über den Süden Indiens, über die Halbinsel Dekhan bis an die Spitze Komorin bewirkten. Diese That ist besonders an den Namen des im Mahâbhârata handelnd auftretenden Sängers Agastya geknüpft, desselben, der auch im Ramâyana dessen Helden die Bahn nach dem Süden weist. Vorerst übte diese friedliche Eroberung noch wenig Einfluß auf die Urbewohner, die Dravidas, aus; aber ihre Erfolge im Norden verzweigten sich nach und nach auch südwärts. Nicht aber, daß sich mit der brahmanischen Religion auch ihre Philosophie so weit verbreitet hätte. Das ungebildete Volk begriff weder den Atman noch den Brahma; es mußte greifbare Götter haben, und es fand sie in den zuerst im Mahâbhârata auftauchenden zwei nachmaligen indischen Hauptgöttern, in dem vedischen Sonnengotte Vischnu und in seinem Gegensatze, dem aus dem vedischen Sturmgotte Rudra, dem Feuergotte Agni und einem dravidischen Gotte zusammengefaßten Çiva. Es war jedoch erst eine spätere Zeit, welche die Blüte des Kultes dieser beiden Volksgötter aufkeimen sah**).

III. Der Buddhismus in Indien.

1. Der Stifter (Buddha).

Wie die brahmanische Religion eine Weiterentwickelung der rigvedischen, so war die Lehre Buddhas eine solche der brahmanischen, nicht eine neue Religion. Der Buddhismus hat durchaus seine Wurzeln im Brahmanismus, sowohl in dogmatischer, als in ritueller Beziehung. Er ist der Versuch einer Reformation desselben; daß er dabei die nationalen Schranken durchbrach und die erste Weltreligion wurde, haben seine Stifter, die nur Indien im Auge hatten, nicht geahnt. Das ganz Spezielle aber, was die Wurzel des Buddhismus im Brahmanismus bildete, war das Einsiedlerwesen***). Diese Einrichtung, obschon von den Brahmanen begünstigt, war ihnen äußerst gefährlich; denn alle Arier oder Zweimalgeborenen (Dvidschas), d. h. die Glieder der drei obersten Kasten, hatten das Recht, im höhern Alter sich als Eremiten in die Wildnis zu begeben und dort ein beschauliches Leben zu führen. Ja sogar das, worin der Buddhismus

*) Lefmann, Geschichte, S. 533 ff.

**) Wurm a. a. O. S. 121 ff.

***) Lefmann, a. a. O. S. 555 ff. — Wurm a. a. O. S. 132 ff. — Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Berlin 1881. — Kern, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, übersetzt von Jacobi. 2 Bde. Leipzig 1882 und 1884. — Silbernagl, Isidor, Der Buddhismus nach Entstehung, Fortbildung und Verbreitung. München 1891. — Hardy, Edm., Indische Religionsgeschichte. Leipzig 1898.

vom Brahmanismus abweicht, war schon vor der Entstehung des erstern vorhanden, nämlich: die Erweiterung des Einsiedlerwesens zum Mönchs- und Klosterwesen und die Emanzipation von den Vedas. Die Heimat des Buddhismus war ja der Osten von Hindustan, und dahin war die brahmanische Lehre und Gebrauchsweise nicht in ihrem vollen Umfange, in manche Gegenden vielleicht gar nicht gedrungen, so daß die Brahmanen dort keine große Rolle spielten. Dagegen fühlte man um so tiefer die Leiden des Lebens und sehnte sich nach einer Erlösung von diesen, suchte sie auch wohl schon im Verzicht auf das Weltleben. So bildeten sich Sekten, Mönchs- und Nonnengesellschaften, Çramanas (im Pali Samanas) genannt, die zu einer Gegenpartei der Brahmanen heranwuchsen und sich mit diesen in Disputationen maßen. Wohl mehr als einer von diesen „Bhikschus“ (Bettelmönchen) hieß „Buddha“ (der Erleuchtete) oder „Dschina“ (der Ueberwinder), schon ehe die Sekten der Buddhisten und Dschainas entstanden waren. Viele von ihren Anhängern thaten sich freilich mehr durch Schmutz, Selbstpeinigungen und andere heilige Narrheiten hervor, als durch Kenntnisse und wohltätiges Wirken. Die beiden Sekten hatten wohl ursprünglich wenig Verschiedenes; aber die größer gewordene verlor ihr Vaterland, während die kleiner gebliebene noch heute darin fortlebt.

Die Dschainas (auch Nirgrantha, in Pali Nigganṭha, die von Fesseln Befreiten), etwa in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. durch Vardhamâna (genannt Mataputta oder Mahavira, der große Mann) gestiftet, breiteten sich von West-Hindustan mit der Zeit über ganz Indien aus, wurden aber wenig zahlreich. Sie ersetzten die Vedas durch eigene heilige Bücher, erdachten eine Menge von Göttern, anerkennen aber weder Schöpfung noch Zerstörung der Welt, die ohne Anfang und Ende besteht, auch keine Kaste, und üben, im Gegensatze zu den thatlosen Buddhisten, eifrige Werkheiligkeit. Ihre Priester zerfallen in Nackte und Weißgekleidete*).

Eine weit bedeutendere Religionspartei wurden die Buddhisten. Das Leben ihres Stifters ist gleich demjenigen aller Religionsgründer mit Sagen und Wundern umgeben, so daß es schwierig ist, das Historische daraus herauszuschälen, ja um so schwieriger, als seine Gläubigen der Ansicht sind, es trete immer nach gewissen Zwischenräumen von Jahrhunderten wieder ein neuer Buddha auf, um die Menschheit auf den rechten Weg zu weisen, und alle diese Messiasse seien Fleischwerdungen eines ewigen, göttlichen Buddha. So war denn nach der Legende auch der einzige wirkliche Buddha aus dem Himmel auf die Erde niedergestiegen, um als Sohn des Königs Çuddhodana

---

*) A. Weber, Ueber die heiligen Schriften der Jaina. Indische Studien XVI, S. 211 ff.

zu Kapilavastu in Nordindien und seiner Gattin Mâyâ geboren zu werden. Die Fortsetzung des Romans dieses Wunderkindes gestattet uns der Raum nicht*).

Geschichtlich ist nach den ältesten, auf Zeilon erhaltenen Aufzeichnungen über das Leben Buddhas folgendes:

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. wurde in dem Lande und aus dem Stamme der Sakya („der Gewaltigen") zwischen dem mittleren Ganges und dem Himalaya einem Edelmanne ein Sohn, Namens Siddhartha, geboren, dessen Mutter bald nachher starb. Was ihn bewog, Mönch zu werden, ist unbekannt; doch muß es ein starker Grund gewesen sein, da er verheiratet war und einen Sohn, Rahula, hatte, der später seinem Orden beitrat. Die Weltflucht war eben eine Krankheit seiner Zeit und seines Landes. Alles verlassend, zog der junge Lebenssatte in die Ferne und hieß als Mönch Gautama oder Sakyamuni (der Sakya-Mönch). Aus mehrjähriger Einsamkeit, während welcher er, wie er erzählte, durch eine wunderbare Erleuchtung zum „Erwachten", Buddha, geworden, taucht er wieder in Benares auf, wo er seine erste Predigt hielt und zwar vor fünf Asketen, deren fruchtlose Bußübungen er einst geteilt, aber verlassen hatte, und die ihn deshalb verachten wollten, aber bei seinem Anblick ihm unwillkürlich Ehrfurcht erwiesen. Er predigte zugleich gegen Weltlust und Selbstpeinigung und pries den Weg der Mitte, den er, der Vollendete (Tathâgatha), erkannt habe in der vierfachen Wahrheit vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und vom Wege zur Aufhebung des Leidens.

Rasch wuchs die Zahl seiner Jünger, die er stets wieder aussandte, das Land zu durchziehen. Bald waren ihrer tausend; selbst Brahmanen ordneten sich ihm unter, und der König Bimbisara von Magadha, dem Lande seiner hauptsächlichen Wirksamkeit, neigte sich vor Buddha. Das Volk aber schrie gegen ihn, weil er die Ehelosigkeit beförderte. Die indische Regenzeit wurde von den Gläubigen in stiller Zurückgezogenheit und mit beständigem Unterrichte zugebracht, und nach ihrem Ende nahmen sie die Wanderung stets wieder auf. Könige und reiche Leute wetteiferten, die Apostel gastfrei aufzunehmen, und der König schenkte ihnen einen Lustwald, dem bald weitere Grundstücke folgten. So lehrte er mit großem Erfolge weiter, bekehrte Lasterhafte, stiftete Frieden, tröstete Kranke und Sterbende.

Buddha schrieb nichts; er lehrte nur mündlich, und zwar in der Pali-Sprache. Seine Reden sind oft unklar und schwülstig, oft erhaben

*) Wir verweisen außer den eben genannten Werken auf folgende Vergleichungen zwischen Buddha und Jesus Christus, zwischen Buddhismus und Christentum: von Rudolf Seydel, Leipzig 1882; von L. v. Schröder, Reval 1893, und vom Verfasser dieses Buches in dessen Kulturgeschichtlichen Skizzen. Berlin 1889, S. 263 ff.

und ergreifend, aber oft auch nüchtern und farblos. Er liebte Wiederholungen und besonders Gleichnisse, auch Fabeln und Märchen, und in den Unterhaltungen mit Schülern und Fremden lehrte er häufig durch Fragen nach sokratischer Methode. Nach 44 Jahren reger, aber einfacher Thätigkeit starb er, noch bis zum letzten Augenblicke lehrend und bettelnd, angeblich 80 Jahre alt, wahrscheinlich um 480 v. Chr. unter einem Baume bei Kusinâra, unweit seiner Heimat, und wurde dort mit den Ehrenbezeugungen der Kriegerkaste verbrannt. Buddha hatte dieser Kaste von Geburt angehört, anerkannte aber in seinem Kreise keine Kasten, ohne diese überhaupt abschaffen zu wollen. Das geistliche Gewand allein machte alle, Herren und Knechte, Brahmanen und Çudras gleich*).

Was den Bestrebungen Buddhas Widerstand leistete, ist in der Legende unter dem Namen des Versuchers **Mârâ**, eines nur im Buddhismus vorkommenden bösen Dämons, personifiziert, der aber mit dem brahmanischen Todesgotte Mrityu (vedisch Yama) eins ist. Mârâ versucht Buddha vollständig durch dieselben Lockmittel wie Ahriman den Zarathustra (s. weiter hinten) und Satan den Heiland. Da die Lockmittel nichts fruchten, fordert Mârâ den Heiligen auf, in das **Nirvana** einzugehen, d. h. diese Welt zu verlassen. Aber auch dessen weigert sich Buddha, ehe er Mönche und Nonnen zu Jüngern und Jüngerinnen gewonnen habe**). Was das Nirvana bedeutet, wird der folgende Paragraph zeigen.

2. Die Lehre (Dharma).

Die Grundlage, die Quintessenz der reinen Lehre Buddhas besteht in folgenden Sätzen: Leiden ist Geburt, Alter, Krankheit, Tod, Vereinigung mit Unliebem, Trennung von Liebem; es entsteht durch den Durst nach Sein und Werden, nach Lüsten und Macht; es wird aufgehoben durch Vernichtung des Begehrens, und der Weg dazu ist der achtfache: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. Darauf beruhte **Dharma** (Pali: Dhamma), das „Rad des Gesetzes“, der Thron seiner Herrschaft. „Dharma ist nicht ohne Buddha und Buddha nicht ohne Dharma; aber beide sind nicht ohne ein drittes; dieses ist die Gemeinschaft der Heiligen (Sangha)“ ***).

Die Begierde, die älteste Tochter Mârâs, des Bösen, ist die Quelle aller Leiden. Ihre Ursache hinwieder ist Wahrnehmung und Empfindung, und diese entsteht durch die Sinne (deren Buddha sechs

*) **Oldenberg**, Buddha, S. 154 f.

**) Ebenda S. 55 ff. 86 ff. 117 ff. 316 ff.

***) **Lefmann**, Geschichte, S. 563. 627 ff. — **Oldenberg**, Buddha, S. 129 f. 213 ff.

annimmt, das Gemüt beifügend), diese aber durch Namen und Gestalt (nâma-rûpa), die mit dem Bewußtsein in Wechselwirkung stehen. Die Ursache des letztern sind die Einbildungen (samskâra), und diese entstehen aus der Unwissenheit (avidyâ); diese ist die letzte Ursache alles Leidens.

Das Gegenteil der Entstehung des Leidens, dessen Aufhebung, wird durch die Aufhebung der Begierde bewirkt, und damit wird auch ihre Grundursache, die Unwissenheit, aufgehoben. Aufhebung der Begierde ist Aufhebung der Selbstsucht und damit auch des eiteln Seins und falschen Scheins. Nach all diesen Aufhebungen ist das wahre Heil: Nirvâna (Pali: Nibbana). Dieser Begriff ist vielfach zu erklären versucht worden, und seine Erklärungen gehen vom höchsten Gut durch zahllose Zwischenstufen bis zum — Nichts herab. In den buddhistischen Schriften gibt es wohl nahe an hundert verschiedene Definitionen des Nirvana. Die verständlichsten derselben sind: die höchste Tugend und die Unsterblichkeit, die Seligkeit. Daß Nirvana nicht das Nichts sein kann, geht schon daraus hervor, daß die buddhistischen Werke überall, wo das Wort vorkommt, den rauhen Weg der Tugend als den zum Nirvana führenden bezeichnen, der aber, um das Nichts zu erreichen, gewiß überflüssig wäre. Nirvana, wörtlich „Auslöschen“, ist das Aufgeben aller das ideale Wesen des Menschen verblendenden Begierden, Gelüste und Irrtümer*).

Die gesamte Lehre Buddhas beruht auf der Liebe, namentlich der Menschenliebe, aber auch der Tierliebe; nicht das geringste Lebewesen darf getötet werden. „Was der Buddha verkündet, das hat er aus Mitleiden verkündet und weil es der Welt und den Menschen zum Heil und Frommen gereicht“ **).

Der Buddhismus soll, wie behauptet wird, niemals Religionskriege, niemals Ketzerverfolgungen gekannt haben. Davon gab es aber wiederholt recht drastische Ausnahmen in Hinterindien und Tibet (darüber weiter hinten).

Nun kommt aber die Schattenseite; denn „die Wahrheit vom Dasein und Leiden vollkommen verstehen, begreifen und bethätigen, heißt nichts anderes, als der Welt entsagen und aus ihrem Scheinwesen und Getriebe in die Klause oder Waldeinsamkeit, in die Habe- und Bedürfnislosigkeit des Mönchslebens flüchten“. Der Buddhismus besteht nur für Bettelmönche; weltliche Buddhisten giebt es nur dem Namen nach; sie werden in dieser Lehre rein ignoriert, dürfen aber der Mönchschaft Geschenke machen. „Der Weise (d. h. der Buddhist) begehrt weder Söhne, noch Habe, noch Herrschaft.“ Es giebt nur

*) Müller, Max, Essays, 2. A., I, 211 ff. 228 ff. 254 ff. 285 ff. — Oldenberg, Buddha, S. 269 ff. — Lefmann, Geschichte, S. 663 f. — Chattopâdhyâya, Nisikânta, Indische Essays. Zürich 1883, S. 122 ff.

**) Lefmann, Geschichte, S. 642 ff.

zwei Wege nach Buddha: den zu Hab und Gut und den zum Nirvana!

Der Buddhismus hat auch seine „zehn Gebote“, die aber in manchen Fassungen auf fünf beschränkt sind und verschieden lauten; sie sind teils allgemein menschlich (d. h. nicht speziell buddhistisch), teils nur für Mönche berechnet. Der ganze Geist dieser Gebote ist asketisch; der Buddhismus ist eine Lehre der Passivität, der Thatlosigkeit, des Stillstandes. Buddhisten haben niemals Fortschritte in der Kultur bewirkt, außer wo sie es eben bloß dem Namen nach waren. So erhaben die Lehre Buddhas in moralischer Beziehung ist, so unausführbar ist sie im praktischen Leben, weil sie immer und überall auf das Mönchtum als ihr Ideal zurückkommt. Dies gilt auch von dem vorzüglichsten Werke dieser Schule, von dem unzweifelhaft auf eigene Worte des Meisters zurückzuführenden Dhammapadam (Pfad des Gesetzes), das Oldenberg „den getreuesten Spiegel des buddhistischen Denkens und Fühlens“ nennt. Auch hier ist der Weisheit letzter Schluß — der Bettelmönch!*)

Ob der Buddhismus atheistisch sei, wie noch immer behauptet wird? — So wenig als dies eine christliche Mönchsregel wäre, in welcher der Name Gottes als selbstverständlich fehlte. Der Buddhismus ist ein Ausfluß, eine Reformation des pantheistischen Brahmanismus; überhaupt wäre eine atheistische Religion undenkbar. Atheist ist nur, wer die Gottheit ausdrücklich leugnet. Buddha hat dies nie gethan! Zum Ueberflusse aber spielen in allen buddhistischen Legenden die indischen Götter, besonders Brahma und Indra, eine Rolle, und Buddha selbst war ja nach diesen Legenden ein menschgewordener Gott, der wiederholt zur Erde stieg und wieder steigen wird.

3. Die Gemeinde (Sangha).

Wie schon angedeutet, bildeten der Buddha, sein Gesetz und die Gemeinde seiner Jünger eine heilige Dreiheit; auf diese wurden die Verpflichtungen beim Eintritt in den buddhistischen Mönchsorden abgelegt. Die Aufnahme in diese Gemeinschaft der Bhikschus (Pali: Bhikku) geschah in zwei Graden, zwischen die eine Probezeit fiel. Die Regeln des Ordens enthielt das Buch Prâtimokscha (Pali: Pâtimokkha), d. h. Freimachung, wahrscheinlich das älteste buddhistische Werk**). Den Aufgenommenen war eine Beichte mittels Fragen und Antworten vorgeschrieben, uud zwar bei jedem Voll- und Neumond. Die Mönche

*) Worte der Wahrheit — Dhammapadam — e. z. buddh. Kanon gehör. Spruchsammlung, deutsch v. Leop. v. Schröder. Leipz. 1892.

**) Oldenberg, Buddha, S. 338 ff. — Kern, Buddhism. II, S. 12 ff., 87 ff. — Lefmann, Gesch., S. 666 ff.

trugen ein geflicktes, aber reinliches gelbes Kleid und Sandalen, schoren Haar und Bart, führten einen Almosentopf, Stab, Rosenkranz u. a. mit sich, enthielten sich des Fleisches und wohnten in Höhlen oder Waldhütten. Ewig war ihr Gelübde nicht, sie konnten austreten, aber solange sie im Orden waren, durften sie nichts besitzen und mußten ihren Unterhalt erbetteln. Sie arbeiteten nicht, sondern brachten ihre Zeit mit Andachtsübungen hin. Mit der Zeit jedoch wurde ihr Leben weniger streng. Es drangen Bequemlichkeiten ein, und an die Stelle der ärmlichen Wohnungen traten prächtige Klöster mit Hallen und Bädern. Upâdhyâya (Lehrer) heißt der Vorsteher eines Buddhistenklosters.

Nur mit Widerstreben gestattete Buddha dem weiblichen Geschlechte den Eintritt in den Orden. Die Nonnen (Bhikschuni) wurden aber in der Folge größere Vorbilder der Heiligkeit als die Mönche (obschon sie unter deren Aufsicht standen). Als dritte Gruppe wurden dem Orden weltliche „Verehrer“ (Upasaka) beider Geschlechter angegliedert, die freiwillig gewisse Verpflichtungen eingingen und zur Ausbreitung des Ordens sehr viel beitrugen. Gemeinden aber gibt es im Buddhismus so wenig wie Weltgeistliche, und außer jener dritten Gruppe steht kein Laie in einer bestimmten Beziehung zum Orden. Die Laien haben nichts zu bedeuten; der Buddhismus kennt keine Vervollkommnung des Menschen, sondern nur des Mönchs. Dieser aber kann durch Frömmigkeit vier Stufen ersteigen, deren höchste, die des Arhat, nur in reiner Passivität, im Verzichten auf jedes Interesse an der Welt Befriedigung findet. Höher als der Arhat stehen nur die Buddhas, die von Zeit zu Zeit die Welt besuchen und die eigentlichen Götter des Buddhismus sind.

Die Geschichte des Buddhismus in der ersten Zeit nach Buddhas Tode besteht aus Legenden und Wundern von teilweise lächerlicher Art, aus Berichten über Verteilung und Verehrung von Reliquien des Heiligen und Errichtung von Wallfahrtsorten, aus abgeschmackten Streitigkeiten unter den Jüngern, die bis zur Sektenbildung gingen, aus unverbürgten Verhandlungen von Konzilien und fabelhaften Bekehrungsgeschichten, sogar von Dämonen (Nagas)*). Auf geschichtlichen Boden treten wir erst unter der Regierung des Königs Açoka von Magadha, der 263—226 v. Chr. über den größten Teil von Hindustan und Dekhan mit großer Macht und Pracht herrschte. Er verließ den Brahmanismus, war seit 256 der erste monarchische Begünstiger des Buddhismus und ließ dem Orden seinen Bruder, seinen Sohn

*) Für dies und das Folgende: Lassen, Ind. Altertumskunde, Leipzig 1874, II. Band. — Kern a. a. O. II. Band. — Wassiljew, Der Buddhismus, Petersburg 1860. — Köppen, Die Religion des Buddha, Berlin 1857, 2 Bde. — Lefmann, Gesch., S. 725 ff.

Mahendra und seine Tochter mit ihrem Gatten beitreten. Seine Verdienste um die neue Lehre sind sagenhaft ausgeschmückt worden; Bestimmtes wissen wir nicht über ihn, als was er auf Felsen und Denksteinen in Inschriften hinterließ und was sich meist auf seine Bekehrung, auf ihr entsprechende Gesetze und auf Wohlthaten gegen die Mönche bezieht, aber merkwürdiger dadurch ist, daß es uns die älteste bekannte indische Schrift überliefert hat. Indessen war er zwar duldsam gegen andere Religionen, sonst aber ein Wüterich, wurde im Alter selbst Mönch und Fanatiker und vermachte sein Reich dem Orden, der es sich wieder abkaufen ließ.

Açokas Sohn, der Mönch Mahendra, wurde ein großer Apostel des Buddhismus; er bekehrte um 240 v. Chr. die Insel Zeilon, mit König, Hof und dem größten Teile des Volkes, und die neue Kirche erhielt den königlichen Garten, in dem später das „große Kloster“ (Maha-Vihâra) entstand. Seit diesem Ereignis, das die Herrscher der Insel zwar fromm machte, aber nicht von Lastern und Gräueln aller Art abhielt, blieb Zeilon bis heute dem Buddhismus treu. Dort wurden auch die heiligen Bücher dieser Religion zum ersten Male aufgeschrieben. Sie enthalten in drei Teilen (daher „Tripitaka“, Dreikorb) die Zeremonien, die Glaubenslehre und die Philosophie Buddhas und sind fünf- bis sechsmal so umfangreich als die ganze Bibel, bestehen auch wie diese sowohl aus Erzählungen als Belehrungen.

In der nächsten Zeit erfuhr der Buddhismus allerlei Wechselfälle. Spätere indische Könige verfolgten ihn. Auch machte er in Indien wenig Fortschritte, während er sich dagegen nach Kaschmir, Kabul und Baktrien verbreitete und an dortigen griechischen und skythischen Königen Begünstiger fand. Ein halbes Jahrtausend nach Buddhas Tod, also zur Zeit der Entstehung des Christentums, war er in achtzehn Sekten zerschlagen, die sich sogar fremden Religionen näherten. Das letzte Konzil, 100 n. Chr., beging den Mißgriff, alle jene Sekten als orthodox zu erklären, so daß sich jede auch dafür hielt. Doch gruppierten sie sich schließlich in zwei Hauptabteilungen, die unter sich jeden Zusammenhang verloren, nämlich in das südliche Hinayana, das dem ursprünglichen Buddhismus treuer blieb, und das nördliche Mahayana, das um 100 n. Chr. durch den gewesenen Brahmanen Nagardschuna in Berar entstand und eine Menge fremder und mystischer Bestandteile aufnahm. Seinem Charakter nach ist das Hinayana, zu dem in Indien bloß Zeilon hielt, realistisch, d. h. es anerkennt die Dinge, die wir wahrnehmen, als wirklich, das Mahayana aber idealistisch, indem es alles Aeußere als Schein und nur die Seele als wirklich erklärt. Auch verwarf letzteres die Pali-Ueberlieferung und legte einen neuen Kanon heiliger Schriften in Sanskrit an, der an Stärke das Tripitaka weit übertraf und in Tibet zu 325 Folianten

anwuchs, wie es sich auch dem Brahmanismus näherte und den Buddha zum obersten Gott erhob. Beide Parteien maßen sich an Königshöfen und vor Volksversammlungen in Disputationen, nach denen die Besiegten entweder Selbstmord begehen, oder ihr Vermögen den Siegern abtreten, oder — sich bekehren mußten.

Wir haben nur noch das Ende des Buddhismus auf dem Festlande, d. h. im eigentlichen Indien, zu berichten. Er verirrte sich im Gebiete des Mahayana zum Glauben an Zauberei, dem eigene Lehrbücher (Tantras) huldigten, verfiel immer mehr in Aberglauben, verquickte sich mit dem Brahmanismus und erlag endlich sowohl den eigenen Schwächen, als dem Eindringen des Islam, dem nur der fester organisierte Brahmanismus widerstand. Schon im 7. Jahrhundert verschwand er vor dem Halbmonde in Turan, im 8. im Pendschab, am Ende des 12. in seiner Heimat Magadha, im 14. in Kaschmir, im 15. in Bengalen und im 16. in Orissa. Nur bei nichtarischen Völkern, am Fuße des Himalaya, in Nepal und Bhutan, erhielt er sich bis heute, erfuhr aber, wie auf Zeilon, einen starken Rückgang des Klosterwesens. Bei den indischen Arya teilten sich Brahma und Mohammed in die Erbschaft Sakyamunis. — Wie der Buddhismus für diese Verluste in seinem Vaterlande auswärts entschädigt wurde, wird der dritte Abschnitt zeigen. Vorher haben wir noch die Schicksale der ihn in Indien ersetzenden und ablösenden Richtung zu betrachten. Es ist dies der **Hinduismus**, eine Erneuerung und zum Teil eine Abänderung, beziehungsweise Verschlechterung des alten Brahmanismus, nämlich in religiöser Beziehung. Auf den Gebieten der Dichtung, Kunst und Wissenschaft dagegen hat er, wenn auch nicht ganz ohne buddhistischen Einfluß, Großes geleistet, Größeres als der Buddhismus selbst.

IV. Der Hinduismus.

1. Die Blütezeit indischer Dichtung.

Die ältere indische Dichtkunst hatte einen durchaus religiösen Charakter. Die Lieder des Rig-Veda verherrlichten die vedischen Götter, die beiden großen Heldengedichte den Gesichtskreis und die Religion der Brahmanen. Eine neue Gestaltung der indischen Poesie rief dagegen das Auftreten des Buddhismus hervor, wenn auch nicht mit Absicht und nicht in seinem Interesse und zu seinen Gunsten. Aber eine freiere, weitherzigere Weltanschauung machte sich unter den indischen Dichtern geltend. Die seitdem erwachende dichterische Blütezeit begünstigte keine Glaubensform, wenigstens nicht als solche, wenn auch deren Gestalten vielfach darin Verwendung fanden. Unter den

Formen der Dichtung war es die **dramatische**, die in dieser Blütezeit mit ihren Erzeugnissen den Anfang machte*).

Nach indischer Sage wird die Erfindung des Schauspiels einem Heiligen, Namens Bharata zugeschrieben, welcher zuerst in Indras Himmel Tänze vor den Göttern aufgeführt habe. Das indische Theater war somit wohl ursprünglich religiöses Ballett. Die Tänze wurden in der Folge von Gesängen begleitet und endlich an die Stelle der letzteren Reden gesetzt. Den Stoff nahm das älteste indische Schauspiel aus der Göttergeschichte. Bezeichnend für das indische Drama ist der Gebrauch verschiedener Sprachen. Die Götter nämlich und die Männer der obersten zwei Kasten sprechen Sanskrit; die Frauen dagegen, sogar die Göttinnen, die Kinder und alle Glieder der niederen Kasten bedienen sich des Prakrit. Auch kommen oft in einem und demselben Stücke, je nach dem Charakter des Sprechenden, mehrere Prakritdialekte zur Anwendung.

Das indische Drama hat verschiedene Gattungen; seine Hauptart ist Nâtaka, das höhere Schauspiel, dessen Held ein Gott, Halbgott oder König ist, ungefähr entsprechend der antiken Tragödie, wobei indessen zu bemerken ist, daß die Inder die eigentliche Tragödie, d. h. das Drama mit traurigem Schluß nicht kennen, sondern alle ihre Stücke befriedigend enden lassen. Ist der Held ein Minister, Brahmane oder angesehener Vaiçya, so wird das Stück Prakaraua genannt; es handelt meist von Liebe. Natakas und Prakaranas wechseln zwischen fünf und zehn Akten, von denen jeder einen oder auch mehrere Tage umfassen darf, was sich aber auch oft auf Jahre ausdehnt. Eine eigentliche Einheit von Zeit und Ort kennt das indische Drama nicht. Auch eigentliche **Theater** gab es in Indien nicht, sondern es wurde in Zimmern oder Höfen gespielt, ohne Dekorationen und Maschinerie. Es wurde weder häufig noch regelmäßig gespielt, sondern nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, auch ein Stück an demselben Orte nie wiederholt. Bei dem indischen Kastenwesen ist es merkwürdig, daß die Schauspieler nicht verachtet wurden; Schauspieldichter aber waren sogar oft die Freunde der Könige und Brahmanen.

Eines der ältesten, wenn nicht das älteste der vorhandenen indischen Dramen und „das einzige, in welchem das altindische Volksleben uns unmittelbar vor die Augen geführt wird“, ist **Mritschhakat** (— kati, — katika), d. h. das Kinderwägelchen (aus mrit Thon und sakati Wägelchen) in nicht weniger als zehn Akten. In seiner Einleitung wird es einem König zugeschrieben; dies geschah jedoch wahrscheinlich aus Schmeichelei von seite des unbekannten Verfassers, dessen Lebenszeit Lassen in das zweite Jahrhundert n. Chr. setzt,

---

*) **Lassen**, Indische Altertumskunde, II, S. 1171 ff. — **Baumgartner**, Alex., Die Litteraturen Indiens und Ostasiens. Freib. im B. 1897, S. 133 ff.

wofür namentlich spricht, daß zur Zeit der Entstehung des Dramas der Buddhismus in seiner Blüte bestanden haben muß, was zu der erwähnten Zeit der Fall war. Ein buddhistischer Bettelmönch spielt nämlich eine der Hauptrollen des Stückes, das in deutscher Bearbeitung den Namen der Heldin zum Titel hat, der Hetäre Vasantasena, die die Liebe des Brahmanen Tscharudatta gewinnt*).

Der in „Vasantasena" vorherrschende Realismus der Darstellung wich in der Folge einer idealistischen Auffassung; diese vertrat, sowohl im Drama als in anderen Dichtungsformen die größte Zierde Indiens, der unsterbliche Kalidasa. Er lebte und wirkte mit anderen bedeutenden Dichtern und Künstlern am Hofe des großen Königs Vikramâditya, der um 510—560 in Udschayint regierte**).

Kalidasas Sakuntala, mit Recht als die Perle des indischen Theaters gepriesen, hat sieben Akte und beginnt mit einer Jagd des Königs Duschjanta, auf welcher sich dieser in einen heiligen Wald verirrt und von den dort hausenden Einsiedlern an der Fortsetzung seines Vergnügens verhindert wird. Auf ihre Einladung hin besucht er jedoch die Einsiedelei und sieht hier Sakuntala (Tochter des großen Büßers Visvamitra und der Nymphe Menaka, die ihm zur Versuchung gesandt war). Durch Zauberspuk vergißt er sie, und nach wunderschönen Scenen, in denen sie ihn aufsucht, wird durch Eintreten der Götter der Bann gebrochen und die Liebenden finden sich wieder***).

Das zweite Stück Kalidasas, Urvaçi (fünf Akte), ist dem ersten im Hergange ähnlich. Auch hier (der Stoff ist aus den heiligen Büchern der Puranas geschöpft) ist der Held, Pururuvas, ein König, und die Heldin, Urvaçi, eine Nymphe, die das bereits gut versehene Harem des ersteren zum Ueberflusse bereichert. Die Einmischung der Götter ist noch eindringlicher, was die entzückende Lieblichkeit der Sakuntala vermissen läßt.

Der einzige namhafte Dramatiker des älteren Indiens nach Kalidasa war der am Anfange des 8. Jahrhunderts lebende Bhavabhuti, Verfasser der „Geschichte des Malati und der Madhava" (Student und Ministerstochter); ihm wird auch ein Stück zugeschrieben, das den Heros Rama zum Helden hat. Bhavabhuti hat mehr Leidenschaft als Kalidasa, aber weniger Phantasie.

Auch eine populäre Bühne hat Indien aufzuweisen in den namentlich Bengalen angehörenden Festspielen, Yatras, die, schon in älterer

---

*) Vasantasênâ oder das irdene Wägelchen (Mricchakatikâ). Ein ind. Schauspiel in 10 Aufzügen von König Çudraka. Deutsch von Herm. Camillo Kellner, Leipzig o. J..

**) Lefmann, Gesch., S. 837 ff.

***) Kalidasas Sakuntala. Ein ind. Schauspiel. Metr. übers. von Ernst Meier. Hildburghausen 1867.

Zeit üblich, ihre Stoffe besonders den beiden großen Epopöen entnehmen*).

Kalidasa schuf auch ein episches Gedicht „Raghuvança“ (Geschichte Ramas in 19 Gesängen) — Nalodaya, eine Neudichtung der Episode von Nalas und Damayanti, — die herrliche Naturdichtung „Ritusanhara“, eine Feier der sechs indischen Jahreszeiten und ihrer Einwirkung auf die Liebe**), und in ähnlicher Weise die ergreifende Elegie „Meghaduta“ (der Wolkenbote). Denselben Stoff (die Wolke als Liebesbote) besingt die von einem unbekannten Dichter herrührende Elegie „Ghatakarpara“ (der zerbrochene Krug).

In weiteren Epen zehrten Bharavi und Magha nur von Brocken der beiden großen Heldengedichte. Weitere Lyriker versanken in die gröbste Sinnlichkeit. Ueber beide Gruppen erhebt sich die Idylle „Gita-Govinda“ von dem im 12. Jahrhundert lebenden Dschayadeva, in welcher der Gott Krischna als Hirtenjüngling auftritt. Wie das hebräische Hohe Lied ist auch diese Dichtung mystischen Grübeleien verfallen.

Großen Wert hat die angeblich 100 v. Chr. entstandene Spruchsammlung des Bhartrihari (fingierte Persönlichkeit), die von der Liebe, den Pflichten und der Buße handelt, — noch größeren die bedeutende Fabelsammlung „Pantschatantra“ (d. h. 5 Teile) des Vischnu-Sarma, die wohl schon im 1. oder 2. Jahrhundert existierte, eingekleidet in die Geschichte eines Königs, dessen Minister jenes Namens die Fabeln erzählt, um die Prinzen zu belehren. Ein Auszug davon ist Hitopadeça, um 600 n. Chr. Andere Auszüge und Bearbeitungen sind in Persisch, Arabisch, Türkisch und den meisten europäischen Sprachen erschienen.

2. Die indische Kunst und Wissenschaft.

Das indische Klima mit der Wunderwelt seiner üppigen Natur lieferte die Vorbedingungen für eine phantastische, zügel- und maßlose Kunstübung. Diese trat auch wirklich in die Welt, aber nach neuester Forschung sehr spät, wahrscheinlich nicht vor der Entstehung des Buddhismus***). Indessen teilen sich dieser und der neuere Brahmanismus in ihre Urheberschaft.

*) Chattopâdhyâya, Nisikanta, the Yatras or the popular Dramas of Bengal. London 1882 (vom Verf. d. W. übersetzt in „Indische Essays“. Zürich 1883).

**) Ritusanhâra, id est Tempestatum cyclus, ed. P. a. Bohlen. Lipsiae 1840 (Sanskrit, Latein u. Deutsch).

***) Lübke, Wilh., Grundriß der Kunstgeschichte. 2. Aufl. Stuttg. 1864, S. 9 ff. — Fäh, Adolf, Grundriß der Gesch. der bildenden Künste. Freib. im Br. 1897, S. 59 ff.

Alles was die bildende Kunst des alten Indiens leistete, bezieht sich auf die Religion und besteht wesentlich in der Architektur, welcher die Plastik und Malerei nur in untergeordneter Weise zur Seite traten.

Den ältesten Charakter in der indischen Baukunst tragen die Grottentempel, die eigentlich eher einer Haukunst den Ursprung verdanken. Sie entwickelten sich ohne Zweifel aus Höhlen, in die sich buddhistische Mönche zurückgezogen hatten, indem sie nach und nach teils zu Viharas oder klosterartigen Räumen, teils zu Tschaityas oder Tempeln erweitert wurden. In den Felsen wurden lange Doppelreihen von Säulen und an deren Ende ein Rundbau mit dem Buddhabilde ausgehauen. Solche wunderbare Hauwerke befinden sich zu Karli und auf der Insel Salsette. Bald ahmte sie der Brahmanismus nach, und wo er den Buddhismus verdrängte, nahm er sie in Besitz. Die Insel Elefanta bei Bombay zeigt ein großartiges Werk dieser Art, das aber von demjenigen zu Ellora, das zwei Geschosse hat, übertroffen wird. Die dortige Kailasa-Grotte umfaßt einen ausgehauenen Hof mit in der Mitte stehen gelassenem Heiligtum, worin der Trimurti die Stelle Buddhas einnimmt. Alles wimmelt von grotesken Ornamenten, Tier- und Menschengestalten; die Pfeiler sind plump und schwerfällig.

Eine zweite Gruppe heiliger indischer Bauwerke bilden die im Freien errichteten Denkmäler. Den einfacheren pyramidenförmigen Dagops, Stupas oder Topen, deren Zweck die Aufbewahrung buddhistischer Reliquien war, folgten die sowohl buddhistischen als brahmanischen Pagoden, weitläufige, sich hoch erhebende Tempel mit Höfen, Thoren und Türmen, als deren berühmteste die am Ende unseres 12. Jahrhunderts gebaute, dem Vischnu geweihte zu Dschaggernaut gelten darf.

Die indische Plastik dient lediglich zur Ausschmückung der ausgehauenen und im Freien gebauten Tempel. Sie stellt Bilder Buddhas und der Hindugötter, heiliger Tiere, Scenen von Kämpfen und religiösen Handlungen dar. Die menschliche Gestalt wahr nachzubilden, waren die Inder nicht im stande, sie lieferten unwillkürlich Karikaturen, selbst in einfachen menschlichen Körpern, wie vielmehr in den vielköpfigen und mehrarmigen Götterbildern!

Einen ähnlichen Charakter trägt die Malerei in Grotten und Pagoden, von der sich aber wenig erhalten hat.

Phantastisch mußte auch die indische Tonkunst sich gestalten. Man leitete sie von den Göttern ab und stellte sie unter einen besonderen Gott, Naveda*). Die Lieder des Rig-Veda wurden gesungen,

---

*) Naumann, Emil, Illustr. Musikgeschichte. I. Bd. Berl. u. Stuttg. (1885) S. 19 ff.

und im Götterdienst und in den heiligen Legenden spielte die Musik eine große Rolle. Die musizierenden Apsaras und Gandharvas sind bereits erwähnt. Die Inder bedienten sich (wie die Tsinesen) einer Tonleiter von fünf Stufen, wozu später noch zwei kamen (sie hießen sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni); noch später erhielten sie halbe bis Vierteltöne zwischen den ganzen. Die Legende von Krischna fabelt von 16 000 Tonarten, die man später bis auf 36 verminderte. Es fehlte nicht an Werken über Musik in Sanskrit. Die noch geübte religiöse Tonkunst hat einen sehr sanften Charakter. Indische Tonwerkzeuge sind die Vina, das eigentliche Nationalinstrument, von sieben Saiten auf einem zwei Kürbisse verbindenden Rohre. Einer Guitarre ähnlich ist die Magudi; dazu kommen noch verschiedene Blas- und Schlaginstrumente (Gong, King) und natürlich der Gesang. Mit diesem, wie mit Musik und Tanz, begleiten die bekannten Bayaderen als Devadasi den Kult, während ihre geringere Klasse dem profanen Vergnügen dient. Auch auf dem indischen Theater sind musikalische Einlagen sehr beliebt.

Der traumhafte, poetische und grübelnde Charakter der Inder ließ eine kritisch und nüchtern forschende Wissenschaft nicht aufkommen. Ihre bereits erwähnte Philosophie diente meist nur der Religion in dieser oder jener Form. Und so war es auch mit den übrigen Zweigen des Wissens. Ein solcher Charakterzug hatte auch eine sehr späte Entwickelung der Schrift zur Folge, vor deren Einführung alle Geisteswerke mündlich fortgepflanzt wurden. Erst zur Zeit der Entstehung des Buddhismus finden wir, als Folge des Schriftgebrauches, der durchweg in allen indischen Sprachen ein alphabetischer ist, Sprachlehren und Wörterbücher. Einen großen Ruf erwarb der Grammatiker Panini aus Pataliputra (etwa um 300 v. Chr.), dessen Werk als vom Gotte Çiva eingegeben betrachtet wurde. Die Stärke der indischen Grammatiker liegt in der Abteilung der Wörter aus ihren Wurzeln; eine eigentliche Satzlehre fehlt ihnen*).

Außer der Sprachlehre kommen in Indien nur noch Mathematik und Astronomie in Betracht, die jedoch fast nur aus Astrologie (Sterndeutung) und Astrognosie (Kenntnis der Sternbilder) bestehen. Ihre Mondmonate hatten 30 Tage und zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahre wurden in fünf Jahren zwei Monate eingeschaltet. Der Tag zählte 30 Stunden. Ihre bedeutendsten Astronomen (die beiden Aryabhata) sollen (allerdings durch Verkehr mit Griechen) die Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne gekannt haben. Naturwissenschaft und Geschichte (siehe oben S. 109) wurden in Indien nicht gepflegt!

---

*) Lassen a. a. O. II, S. 483.

3. Die Religion des Hinduismus.

Die neue Entwickelungsperiode, in die der Brahmanismus seit den Erfolgen des Buddhismus trat, besteht gewissermaßen in einer Popularisierung des ersteren, die bereits mit dem Emporkommen der beiden Volksgötter Vischnu und Çiva begonnen hatte (siehe oben S. 127). Die große Mehrheit der indischen Völker huldigte dieser Glaubensform; dem Buddhismus hing stets nur eine Minderheit an. Seinen Mittelpunkt hatte der Hinduismus, wie er als Glaubensform der großen Menge und in Ermangelung eines Grundes, ihn ferner Brahmanismus zu nennen (weil Brahma keinen Kult hat), heißt, in der Verehrung der drei Götter Brahma, Vischnu und Çiva*), die soviel bedeutete, als ein Herabsteigen von der brahmanischen Weisheit zum volkstümlichen Aberglauben oder auch vom Pan- zum Polytheismus. Die philosophischen Schulen traten zurück, das Volk mit lärmenden Festen und Bußübungen nahm den Vordergrund ein. Die Vedas gerieten (außer bei den Brahmanen) in Vergessenheit, und ihre Stelle nahmen die Puranas ein, die in 18 Abteilungen die Weltschöpfung, den Weltuntergang und andere Legenden behandeln. Sie begannen ihr Dasein in nicht näher bekannter Zeit nach Buddha, nahmen Jahrhunderte zur Ausbildung in Anspruch und erhielten dann noch eine Fortsetzung in den Upapuranas (späteren Puranas).

Die Hindus sowohl als die Puranas und Upapuranas teilten sich in Anhänger und Schriften zu Gunsten Vischnus und solche zu Gunsten Çivas, die also keineswegs gemeinsame Götter der Nation waren. Dagegen wuchs die Zahl der Götter, die das Volk annahm, angeblich bis zu 330 Millionen!

Gegenüber dieser Zersplitterung des Glaubens versuchten die Brahmanen ihm eine feste gemeinsame Spitze zu geben, indem sie die drei großen Götter (seit dem 15. Jahrhundert) zu einer Art unklarer Dreieinigkeit (Trimurti) verbanden, in einem dreiköpfigen Bilde darstellten und als drei Gestalten eines Gottes Dschanardana (des von den Menschen Verehrten) ausgaben. Alles dies fand bei den Völkern keinen Anklang; Brahma blieb der Gedankengott der Gelehrten; Vischnu und Çivas wurden die obersten Götter ihrer Parteien.

Die Schöpfungslehre der Puranas gab die vedantische Ansicht, daß die Welt nur Schein sei, auf, lehrte deren Realität und gab ihr eine phantastische Kosmologie. Danach hat die auf dem Urmeere schwimmende Erde zum Mittelpunkte den Berg Meru, den sieben Meere und sieben Erdteile umgeben, den der Himmel in sieben Stock-

---

*) Lassen a. a. O. II, S. 464 ff. IV, S. 181 ff. — Wurm a. a. O. S. 204 ff. — Hardy a. a. O. S. 86 ff., 99 ff.

werken überragt und unter dem die Hölle in ebensovielen gähnt. Die vier Yugas (oben S. 122) bilden ein Manvantara, d. h. die Herrschaft eines Manu oder Weltherrschers, 14 Manvantaras ein Kalpa oder Weltalter, nach dessen Ablauf eine Zerstörung und spätere Wiedergeburt der Welt erfolgt u. s. w.

Sowohl die Vischnuiten als die Çivaiten (die besondere Abzeichen haben) zerfallen in eine Menge Sekten. Jede Partei hält ihren Hauptgott für den Schöpfer und Weltrichter. Die Hauptsache für die Vischnuiten bilden die Verwandlungen (Avataras) ihres Gottes, deren mindestens zehn angenommen werden, aber auch unzählige, da alle Brahmanen für solche gehalten werden (bei einer Sekte auch Buddha). Die bedeutendste Verwandlung ist ohne Zweifel diejenige in den Heros Krischna (s. oben S. 126), den sogar manche für den höchsten Gott erklärten, so namentlich der Schwärmer Tschaitanya in Bengalen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, der ihn in sich verkörpert glaubte und ganz Indien als sein Apostel durchzog*). Seine Sekte dauerte noch lange und hatte auf die bengalische Litteratur wesentlichen Einfluß.

Die Çivaiten haben mehr Anhang unter den dravidischen Indern als die Vischnuiten, die mehr arischen Anhangs sich erfreuen. Der Dienst ihres Gottes ist ein dämonischer, der sich gräßlich in Wollust und Grausamkeit verirrt. Er ist nach ihrer Ansicht zu erhaben, um sich zu verwandeln, gestattet dies aber seinem heiligen Stier, auf dem er reitet. Sein eifrigster Apostel war der Brahmane Çankaratscharya, ein gefürchteter Gegner des Buddhismus im 8. Jahrhundert, der auch für seine Verkörperung gehalten wird. Çiva hat 5 Gesichter, 10 Arme, 15 Augen, führt einen Dreizack und schmückt sich mit Schlangen und Tigerfell. Man verehrt ihn jedoch mit Vorliebe unter der Form des Linga (Phallos) aus schwarzem Stein, den seine Anbeter in einem Büchschen um den Leib tragen und der seine eigenen Legenden hat! Ihm dienen besondere Mönche des Südens, die Dschangamas, die in Wüsten wohnen und Çiva als einzigen Gott verehren, ferner im Norden die Yogin, von den Mohammedanern Fakire genannt, die sich in lächerlichen Bußübungen, wie als Bettler, Gaukler, Wahrsager und Schlangenbeschwörer hervorthun und sich selbst peinigen.

Im Hinduismus spielen die Frauen (Çaktis) der Götter eine große Rolle; ja, sie bilden auch eine Trimurti. Brahmas Gattin Sarasvati und Vischnus Gattin Lakschmi treten indessen weniger hervor als Çivas furchtbare Genossin Parvati, die unter mehreren Gestalten erscheint. Als Kali (nach ihr ist Kalikotta, Kalkutta benannt)

---

*) Ar Ci Dae, History of Bengal Litterature. Calcutta 1877 (s. Z. vom Verf. d. W. übersetzt, aber ungedruckt nach Indien gewandert).

ist sie die Cholera-Göttin Bengalens und verlangt blutige Opfer. Früher wurden ihr auch Menschenopfer gebracht, und die Mördersekte der Thugs vollzog ihr zu Ehren Meuchelmorde. Unter dem auf sie besonders angewandten Namen Çakti hat sie einen mit dem Fetischismus der Dravidas vermengten unzüchtigen Dienst, mit nächtlichen Orgien verbunden, sogar auf Leichen- und Richtplätzen.

Andere Götter des Hinduismus sind: der elefantenköpfige Ganeça, Gott der Klugheit, der sechsköpfie Kriegsgott Kartikeya, beide Söhne Çivas, die Flußgöttin Ganga, der auf einem Papagei reitende Liebesgott Kama, Sohn Krischnas u. a.

Der Kult des Hinduismus ist ebenso im Verfalle begriffen wie seine Götterlehre. Die angesehensten Priester sind die in Klöstern lebenden, auch herumwandernden Swamis und Gurus; weniger hoch stehen die den alten Namen „Purohita“ (s. oben S. 115) tragenden Hauspriester der höheren Kasten, deren Würde erblich und verkäuflich ist. Bei den niederen Kasten nehmen die Astrologen ihre Stelle ein. Religiöse Gemeinden gibt es nicht; jedermann holt sich Rat wo er will; aber zu großen Festen strömt alles zusammen und feiert sie mit großem Pomp tage- und wochenlang, wobei alle Laster getrieben werden. Die Tempel oder Pagoden (s. oben S. 139) sind weitläufige Gebäude, deren Betreten von der Kaste abhängt. Gebetet wird mit Verwendung von Rosenkränzen, geopfert meist mit Blumen und Früchten. Aber auch in den Häusern werden religiöse Gebräuche beobachtet, so bei der Geburt, Namengebung, Entwöhnung, Ohrendurchbohrung (für Ringe), dem ersten Haarschneiden, der Trauung, der Feuerbestattung u. s. w.

Mit Bedauern sehen wir das mit großen geistigen Anlagen ausgestattete indische Volk in seiner ungeheuren Mehrheit fort und fort alten Wahngebilden und Vorurteilen anhängen, während nur eine kleine Anzahl seiner begabtesten Glieder sich aufgeklärten Anschauungen zuwendet.

Dritter Abschnitt.

Die buddhistischen Völker.

I. Der reine Buddhismus außerhalb Indiens.

1. Hinterindien und die Inseln.

Merkwürdigerweise verbreitete sich der Buddhismus nach fremden Ländern erst zu der Zeit, als er in seinem Vaterlande in Verfall geraten war. Unter diesen fremden Ländern waren Hinterindien (mit

Ausnahme des der tsinesischen Kultur angehörenden Annam) und die ostindischen Inseln Jahrhunderte vor dem Eindringen des Buddhismus bereits Kolonien der brahmanischen Kultur geworden. Nach **Barma** oder **Birma** (urspr. Mrammâ, spr. Bamâ) war der Brahmanismus schon zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. gekommen. Ihm folgte der Buddhismus erst zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.; sein Apostel war der bekehrte Brahmane **Buddhaghoscha** aus dem Kloster Maha-Vihara auf Zeilon, Uebersetzer des Tripitaka aus dem Singhalesischen in Pali. Nach einer durch einen Usurpator versuchten Einführung des Dienstes der Nagas (s. oben S. 119), 924, wurde zu Anfang des nächsten Jahrhunderts der Buddhismus wieder hergestellt*). Der König, der dies that, führte Krieg mit Pegu, das ihm eine Abschrift des Tripitaka verweigerte, und brachte die heiligen Bücher, sowie buddhistische Reliquien und weltliche Schätze nach Zerstörung der feindlichen Hauptstadt in sein Reich. Aus Zeilon verlangte und erhielt er einen angeblichen Auswuchs des dort aufbewahrten sog. Zahnes Buddhas. Reliquienjagd und Pagodenbauten scheinen die Hauptäußerungen des Buddhismus in Barma und dessen bald mit ihm vereinigten, bald von ihm getrennten Nebenländern Pegu und Arakan gewesen zu sein. Im 16. Jahrhundert wurde mit Siam ein Krieg um den Besitz eines sogenannten weißen Elefanten geführt und drei dieser heiligen Tiere erbeutet. Am Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in Barma eine reformatorische und theistische Sekte, der der König selbst angehört hatte, nach seinem Abfalle von ihr unterdrückt und ihre Häupter wurden hingerichtet. Die buddhistischen Mönche, in Barma Punghis genannt, sind streng hierarchisch nach fünf Abstufungen organisiert. An ihrer Spitze steht ein Ordensgeneral (Tha-thana-paing); ihre Personen sind heilig; ihr Benehmen ist würdig und ihre Lebensart derjenigen der alten Bhikschus (s. oben S. 132 f.) entsprechend, doch verschmähen sie Fleisch nicht. Ihre Klöster (Kiaongs) sind zahlreich und werden reich unterstützt; die Frauenklöster dagegen sind im Verfalle begriffen. Die zum Teil ganz vergoldeten Pagoden sind reich an Reliquien.

In **Siam** hatten indische Vischnuiten ein Reich gegründet und dessen Hauptstadt nach dem vorderindischen Ayodhya (Audh) benannt. Um 630—638 n. Chr. aber wurde der Buddhismus von Zeilon aus über Kambodscha in Siam eingeführt, doch nicht, ohne daß der Brahmanismus noch lange Einfluß behielt. Hier spielten stets die politischen Herrscher eine größere Rolle als die Mönche (Talapatrin, verderbt Talapoinen), die stets nur ihre Werkzeuge und daher dem Volke verhaßt waren. Reich sind die Vorrechte ihrer Klöster (Wats),

---

*) **Silbernagl** a. a. O. S. 82 ff. — **Lassen** II u. IV und **Kern** a. a. O. II.

die eigene Gerichtsbarkeit besitzen, Inhaber der Schulen sind und Tempelsklaven unter sich haben. Die Pagoden (zugleich Tierasyle) sind prachtvoll. Vergoldete Buddhabilder mit Reliquien dienen als Wallfahrtsorte.

In Kambodscha (früher Khmer) besteht die Geschichte des Buddhismus ebenfalls vorzugsweise in Kämpfen um Reliquien und „weiße" Elefanten mit den Nachbarreichen. Die Verhältnisse sind ähnlich wie in Siam. Die von den Europäern „Bonzen" genannten Mönche dürfen verheiratet sein, müssen aber von ihren Frauen getrennt im Wat leben. Ausgetreten spielen sie am Hofe eine große Rolle und sind oft verheiratet. Sie treiben Astrologie und haben viele Sitten und Ansichten des Brahmanismus beibehalten, ja verehren Vischnu und Çiva und deren Frauen neben Buddha. Das Merkwürdigste im Lande ist aber die auf den Trümmern der im 15. Jahrhundert zerstörten Hauptstadt Angkor stehende prachtvolle Pagode Angkor-Wat, die nach dem französischen Reisenden Henri Mouhot „an imposanter Erscheinung alles (?) übertrifft, was jemals die Architektur der Griechen und Römer geleistet hat" *). Jedenfalls scheint dieses Ländchen die älteste Kulturstätte in Hinterindien zu sein, was aber noch sehr im Dunkeln liegt.

Unter den ostindischen Inseln bildete Java stets den Mittelpunkt der Kultur. Schon bald nach Beginn unserer Zeitrechnung waren dort indische Ansiedler mit Brahmanen an der Spitze erschienen, deren einer, Daçabahu, dort König wurde. Die vorher auf dem Standpunkte der Naturvölker stehenden Malaien erhielten indische Kultur, Religion, Baukunst und Schrift. Aus ihrer Sprache und dem Sanskrit bildete sich die heilige Kawi-Sprache, in der das Mahabharata und Ramayana übertragen oder bearbeitet wurden. Ein eigenes Gesetzbuch Manus enstand dort, und die Verehrung Vischnus herrschte vor, vermengte sich aber im 5. Jahrhundert mit dem nach einer Zwischenzeit einheimischen Götzendienstes eindringenden Buddhismus, und zwar dem Mahayana, neben dem aber auch Çivas Kult bestand. Der Riesentempel Boro Budur wurde eine der prächtigsten Pagoden.

Von den indischen Kasten ist auf Java nichts geblieben, wohl aber bestehen auf der nahen kleinen Insel Bali noch die vier alten indischen Kasten, deren drei obere, ohne Arier zu sein, die Çudras schlecht behandeln, wie auch die Leute mit ansteckenden Krankheiten als Tschandalas verachtet werden. Die herrschende Sekte ist die des Çiva, und im Balinesischen besitzt man Stücke der Vedas und der zwei Epopöen. Buddhisten gibt es nur wenig.

Die indische Kultur fand in Java um 600 durch einen Prinzen Bhruvidschaya-Savelatschala aus Kalinga, der mit 106 Schiffen ankam,

---

*) Hellwalds Kulturgesch., 4. Aufl., Bd. III, S. 404.

zum zweiten Male Eingang, und der Prinz gründete im Süden der Insel das Reich Mendang Kamulan, das aber später zerfiel.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts bestand ein den Westen Javas und den größten Teil Sumatras umfassendes Reich, Menang-Karbo, unter dem Inder Adityadharma, der Buddhist war, aber den Brahmanismus duldete.

Auch nach den Inseln Borneo, Celebes, Ternate u. a. drang der Buddhismus; es ist aber nichts Näheres davon bekannt. Denn er ist dort und auch auf allen Inseln, wo die Buddhisten herrschten, im 13. bis 15. Jahrhnndert durch den Islam verdrängt worden, dem nur das kleine Bali widerstand. Auf Java siegte der Halbmond erst 1481 und zerstörte das mächtige Reich Madschapahit, dessen letzter indischer König gleich dem ersten Bhruvidschaya hieß.

Barma, Siam, Kambodscha und Java haben mit dem Buddhismus indische Alphabete (Barma das des Pali) erhalten und damit eigene Litteraturen geschaffen, die aber vorzugsweise aus Werken buddhistischen Charakters bestehen; in Siam entstanden aber auch wissenschaftliche und dichterische Arbeiten auf indischer Grundlage, doch mit phantastischen Auswüchsen. Mit dem Islam nahm (nur auf Java nicht) die arabische Schrift und mit ihr die theologische Litteratur des Islam überhand. In malayischer Sprache bildete sich eine seltsame Vermengung indischer und arabischer Stoffe zu Dichtungen aus*).

2. Nepal, Tibet und die Mongolei.

Es sind ganz ungeheure Kontraste in Lage und Temperatur, in denen wir die Ausbreitung des Buddhismus suchen müssen. Dort glühend heiße Niederungen und Inseln, senkrecht unter der sengenden Sonne des Aequators, hier das höchste, weiteste und kälteste Hochland der Erde, Tibet, vom Nordfuße des Himalaya, der höchsten Erderhebung, bis zum Südfuße seines Gegenüber, des wohl nicht viel weniger hohen Küenlüen sich ausdehnend. Mit ihm ist in Bezug auf die Kulturentwickelung zusammenzustellen einerseits sein kleinerer Vorhof am Südabsturze des Himalaya, Nepal, und anderseits sein größerer Vorhof, von der Nordabdachung des Küenlüen bis zum Altai reichend, die Mongolei im weitern Sinne.

Nepal, etwa doppelt so groß wie Baiern, lang gestreckt zwischen der höchsten und den nächsten südlichen Ketten des Himalaya, erhielt den Buddhismus schon sehr früh, doch ist nicht bekannt wann. Eine herrschende Stellung errang er indessen gegenüber dem bis dahin vorwiegenden Brahmanismus erst im 12. Jahrhundert; seit dem 14. aber ist die vorwiegende Strömung hinduistisch. Es stritten sich um

*) Baumgartner a. a. O. S. 395 ff. 589 ff.

die Herrschaft vier buddhistische Sekten oder Schulen mit verschiedenen religionsphilosophischen Ansichten theosophischer Richtung. Die buddhistischen Mönche teilen sich in Bhikschus (Bettelmönche) und Badschra-Atscharyas (mächtige Lehrer). Die Klöster (Bihars) sind um einen Tschaitya (Heiligtum) gebaut. Beide aber, Mönche und Klöster, vermindern und verweltlichen sich fortwährend, und der Buddhismus scheint in Nepal seinem Untergange entgegenzueilen*).

Um so hartnäckiger behauptet er sich in Tibet; ja nirgends ist er so stark und in so alleinherrschender Stellung wie hier. Tibet, im Lande selbst Bod, mehr als doppelt so groß wie das Deutsche Reich, aber schwach bevölkert (nur $1^1/_2$ Millionen Einwohner), weil größtenteils unwirtlich und öde, huldigte in älteren Zeiten einem Geister- und Zauberglauben**). Diesem machte der Buddhismus ein Ende, der im Jahre 632 von dem König Sron-tsan-gam-po auf Antrieb seiner zwei Frauen, einer Nepalesin und einer Tsinesin, eingeführt wurde, und dessen Minister Thon-mi, der die neue Lehre aus Indien brachte, auch das tibetische Alphabet, eine Abart der indischen Schriften, erfand. Der König und seine beiden Frauen wurden nach ihrem Tode göttlich verehrt. Zur weitern Ausdehnung der anfangs noch schwachen Buddhalehre trug der König Thi-srong-de-tsan im 8. Jahrhundert viel bei, indem er Missionare aus Tsina und Indien kommen ließ. Unter ihm und seinen Nachfolgern wurde das Tripitaka in das Tibetische übersetzt und wuchs unter dem Namen Kandschur zu 108 Folianten an, denen sich später noch eine Sammlung von Erläuterungen und Ritualvorschriften (eine Art Talmud) anschloß, die unter dem Namen Tandschur 225 Folianten stark ist, und auch eine Menge weltlicher Werke umfaßt. Des zuletzt genannten Herrschers Enkel Thi-de-srong-tsan im 9. Jahrhundert führte die hierarchische Verfassung Tibets ein, nach welcher das Land ein Klosterstaat ist, in dem die Kirche eigene Gerichtsbarkeit, Steuerfreiheit und ausgedehnte Vorrechte besitzt, die Lamas oder Mönche alles sind, das Volk aber nichts zu bedeuten hat, jene sich bereichern und dieses verarmt. Die Armut ist auch wohl die Hauptursache der in Tibet allgemein herrschenden Vielmännerei. Wer über dieses Regiment murrte, dem ließ jener Pfaffenkönig die Augen ausstechen oder Finger abhacken. Er fiel daher einem Aufstande zum Opfer, der seinen von ihm verdrängten Bruder Langhdarma auf den Thron brachte, einen Freidenker, der die meisten Mönche vertrieb oder hinrichten ließ, aber von einem Einsiedler ermordet wurde. Nachdem einige Zeit Anarchie gewütet, erhob sich der Buddhismus

*) Silbernagl a. a. O. S. 113 ff.

**) Ebenda a. a. O. S. 154 ff. — Köppen a. a. O. II, S. 39 ff. — Lassen a. a. O. IV, S. 713 ff. — Ganzenmüller, Tibet. Stuttgart 1878. — Schlagintweit, Emil, Der Buddhismus in Tibet. Annales du Musée Guimet III, p. 21 ff.

von neuem zur Herrschaft und behielt sie bis heute. Klöster entstanden in Menge; doch fehlte es nicht an Parteikämpfen zwischen den Lamas. Dagegen stellte der Mongolenherrscher Chubilai, Dschingischans milderer Enkel, der Tibet erobert hatte, die Einigkeit her und ernannte um 1260 den Abt des Klosters Sakya zum Haupte der lamaischen Kirche und zinspflichtigen Herrn von Tibet unter dem Titel Paspa (der Hochwürdige). Die Mongolenchane hoben den Lamaismus weiter, bis ihnen die tsinesische Dynastie Ming folgte und die tibetische Hierarchie in mehrere oberste Lamaschaften zerschlug. Dieser Zustand kränkte den in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebenden, von Wundersagen umgebenen Lehrer Tsongkapa, der nun der bis dahin herrschenden Partei, den Rotmützen, die angeblich reiner buddhistischen Gelbmützen entgegenstellte und mit ihnen siegte. Es kam damit eine strengere Regel zur Herrschaft; die Priesterehe wurde verboten und mancher Aberglaube abgeschafft; der geistliche Hochmut aber blieb. Tsongkapa († 1419) galt als Verkörperung der vom Mahayana aufgestellten göttlichen Kräfte Amitabha und Avalokiteçvara, d. h. als ein Bodhisatwa oder wiedergeborener Buddha. Seitdem giebt es (ohne daß man weiß, wie es kam) in Tibet zwei oberste geistliche Würdenträger, den Gedun-Tschamtso, mongolisch Dalai-Lama (d. h. Priester so groß wie der Ozean) im Kloster Potala bei Lhassa, und den Pantschen-Rinpotsche (d. h. hochwürdiges großes Lehrer-Juwel), in Taschi-Lhunpo, in deren jedem einer der beiden genannten Buddha-Götter derart fortlebt, daß die höheren Lamas, die Chutuktus (eine Art Kardinäle) ein Kind auswählen, in welchem der verstorbene Lama-Papst wiedergeboren sein soll. Jeder der beiden vertritt den andern in der Zwischenzeit, bis sein Nachfolger aufgefunden ist. Der Dalai-Lama hat die größere Macht und ist Herrscher unter tsinesischer Oberhoheit; der andere genießt das höhere Ansehen, aber ohne politische Rechte.

Die weitere Geschichte der beiden obersten Lamas ist ein Gewirre von Ränken und Parteikämpfen und Einmischungen der tsinesischen Regierung, die im Lande ein Chan und dessen Minister vertraten und mitunter — betrogen, was sogar zu Kriegen mit den auf Tibet eifersüchtigen Mongolen führte.

Dabei verlor Tibet seinen westlichen Teil an Kaschmir, und der Buddhismus ist dort am Aussterben.

Den beiden obersten Lamas folgen im Range die 7 Chutuktus, die als wiedergeborene Heilige gelten, dann die Chubilghane, Vorsteher der größeren Lamaklöster. Weitere Rangstufen bekleiden die Vorsteher der kleineren Klöster, die Aufseher der Mönche u. s. w.; dann kommen die einfachen Brüder (Gelongs), die Novizen und die Schüler, die mit 7 oder 9 Jahren Novizen und mit 20 Gelongs werden. Die Rotmützen sind den Gelbmützen in allen Beziehungen nachgesetzt und

mißachtet. Es soll in Tibet 3000 Klöster und über 84 000 Lamas geben. Die Frauenklöster sind nicht zahlreich, wohl aber die Einsiedler.

Nebenländer von Tibet, anders als das von diesem unabhängige Nepal, sind die gleich letzterem am Südfuße des Himalaya liegenden Ländchen Sikkim und Bhutan. In allen drei Ländern ist der Baustil der Klöster der chinesische. In allen auch sind Bequemlichkeiten des Betens durch Gebetscylinder, die man umdreht, und andächtige Betrachtung dazu aufgestellter Mauern üblich. Sehr wirksam soll auch das sinnlose Gebet: „Om mani padme hum“ sein. Der daneben von den Lamas betriebene Zauberschwindel läßt keine hohe Meinung vom Werte des Buddhismus dies- und jenseits des höchsten Gebirges der Erde aufkommen. Dazu gehört auch, daß die Volksschauspiele Tibets den abstoßenden Charakter wilder, obschon aus dem Schamanentum stammender, doch von den Lamas in ihrem Sinne als religiöse Feste ausgebeuteter „Teufelstänze“, tragen, an denen sie selbst teilnehmen, und die, mit scheußlichen Masken ausgeführt, Dämonen von schädlicher Einwirkung abzuhalten den Zweck haben*).

Bereits im 8. und 9. Jahrhundert wurden mongolische Horden mit dem Buddhismus bekannt, der im 10. schon 550 Tempel in der Mongolei zählte und den Schamanismus verschwinden machte. Der Eroberer Temudschin oder Dschingischan war, wenn auch selbst indifferent, ein Begünstiger des Buddhismus; seine der Schrift noch entbehrenden Mongolen ließ er die Schrift der Uiguren, eines sehr kultivierten türkischen Volkes im westlichen Innerasien lehren, die aber bei den Mongolen nicht, wie bei den Uiguren, von rechts nach links, sondern auf chinesische Art von oben nach unten geschrieben wurde und später die mongolische Schrift hieß. Sein Enkel Chan Chubilai setzte 1269 ein tibetisches Wunderkind, den oben genannten Paspa, der ihn selbst bekehrt hatte, als „König der Lehre“ ein und verbesserte auch die mongolische Schrift mit Hilfe desselben, nach tibetischem (also indischem) Muster, aber mit Benutzung der chinesischen Schrift; so wurde sie eine Silbenschrift**). In der Folge wurden zahlreiche buddhistische Schriften ins Mongolische übersetzt.

Nach einem Rückfalle in den Schamanismus führte 1578 der mongolische Großchan Altan den Buddhismus tibetischer Art wieder ein, wobei der damalige Dalai-Lama, Bogdo, behilflich war. Die Mongolen stehen seitdem unter der geistlichen Leitung eines Chutuktu (Statthalters des Dalai-Lama), der, früher mit ihnen nomadisierend, jetzt in Urga residiert und den höchsten Rang nach den zwei Oberlamas einnimmt, und dessen Hauptstadt größtenteils von Lamas bewohnt wird.

---

*) Baumgartner a. a. O. S. 428 ff.
**) Wuttke, Entstehung der Schrift. S. 472 ff.

Auch die Kalmüken wurden von Tibet aus bekehrt, und selbst jene, die an die untere Wolga verschlagen wurden, blieben dem Dalai-Lama treu, so weite Länder sie auch von ihm trennen. Die Buräten am Baikalsee wurden erst im 18. Jahrhundert Buddhisten und sind es noch jetzt. Diese mongolischen Stämme halten es für eine Pflicht jedes Vaters, wenigstens einen Sohn Lama werden zu lassen, so daß deren Zahl eine ungemein große ist. Zu ihrer Ausbildung giebt es besondere Schulen. Ihr Leben ist sehr streng. Aus dem Buddhismus ist aber bei ihnen ein vielköpfiger Götzendienst geworden.

II. Der mit fremden Religionen vermengte Buddhismus.

1. Tsina und Annam.

Am frühesten unter den außerindischen Ländern gelangte der Buddhismus nach Tsina. Der Kaiser Ming-ti aus dem Hause Han sandte im J. 60—65 n. Chr., angeblich infolge eines Traumes, Gesandte nach Indien, die dort den Buddhismus kennen lernten und heilige Schriften desselben nebst einem Buddhabilde und zwei Mönchen nach Tsina brachten, worauf der Kaiser sich zu der Lehre des Fo, wie Buddha tsinesisch heißt, bekannt haben soll*). Dies kränkte die Anhänger Lao-tßes (oben S. 97 f.) so sehr, daß sie den Kaiser baten, mit den Buddhisten einen Wettkampf eingehen zu dürfen. Dieser wurde im J. 71 veranstaltet und zwar in der Weise, daß beide Parteien ihre heiligen Bücher, Opfergaben, Bilder und Reliquien auf Altäre legten und diese anzündeten. Merkwürdigerweise verbrannten aber nur die Sachen der Tao-tße, und die Buddhisten hatten gesiegt. Vergebens versuchten die Unterlegenen allerlei Zauberkünste, um ihren Glauben zu retten, während Wunder den Sieg der Buddhisten bekräftigt haben sollen.

Trotzdem wurde die Lehre Buddhas nicht die herrschende im Reiche der Mitte, und es ist nichts falscher, als die Tsinesen durchweg zu den Buddhisten zu zählen. Selbst die, welche es sind, können nicht als reine Buddhisten gelten, und der Buddhismus „zeigt dort wesentliche Verschiedenheiten von dem in Tibet und der Mongolei waltenden System einer wohlgegliederten Hierarchie, für welche im Reiche der Mitte kein Boden gewesen ist“ **). Der Buddhismus ist

*) Schott, Wilh., Zur Litteratur des chinesischen Buddhismus. Abhandlung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1873, S. 46 ff. — Silbernagl a. a. O. S. 119 ff.

**) Schott a. a. O. S. 37.

darum auch keineswegs die zahlreichste Religion der Erde, sondern das Christentum. —

Es kamen in der Folge wiederholt buddhistische Missionare aus Indien nach Tsina und hatten Erfolg, so sehr die Anhänger sowohl des Khung-fu-tße als des Lao-tße ihnen entgegen arbeiteten. Umgekehrt pilgerten tsinesische Buddhisten nach Indien, um Schriften, Bilder und Reliquien des „Tathagata" zu erlangen, und scheuten zu diesem Zwecke keine Beschwerden der Reise durch unwegsame Gebirge. Unter ihnen ragten am Ende des 4. Jahrhunderts Fa-hjan, in Mitte des 7. Hjuan-tsung und im 10. Tai-juen hervor und hinterließen wertvolle Berichte über ihre Reisen*). Auch wurden zahlreiche buddhistische Schriften ins Tsinesische übersetzt, so schwierig die Ursprachen für die Einsilbigen waren. Mehrere Kaiser errichteten Buddhatempel, ja einige wurden Bhikschus. Das Jahr 714 sah eine Verfolgung dieser, die aber vorüberging, 845 eine neue, wobei über 40 000 Heiligtümer zerstört wurden, und so wechselten wiederholt Gunst und Ungunst der fremden Lehre, bis die Mongolenherrschaft sie befestigte und bevorzugte. Dies nahm unter den Ming ab, und unter den Mandschus traten Beschränkungen des Buddhismus, wenn auch keine Verfolgungen mehr ein. Die Lehre Khung-fu-tßes ist als Staatsreligion festgegründet.

In Tsina zerfallen die Buddhisten in zwei Parteien: Foisten oder indische und Lamaiten oder tibetische. Erstere sind in der Mehrzahl, aber bloß geduldet und ohne Organisation; letztere dagegen bilden eine vom Staate beschützte und erhaltene Kirche unter drei in Peking sitzenden Chutuktus**). Dagegen werden die tibetischen Oberlamas vom Reiche der Mitte nicht als solche anerkannt, ja das Volk weiß nichts von ihnen. Die höheren Klassen verachten überhaupt den Buddhismus als eine Religion der Faulheit, und fortwährend bekämpfen die Richtungen des Khung, Lao und Fo einander heftig, obschon die meisten Tsinesen allen dreien huldigen***) und obschon sie gegenseitig Gebräuche von einander entlehnt haben. Die Laotßeaner nahmen von den Buddhisten Mönchtum und Bilderdienst an; konfuzianische Dichter besangen die buddhistische Beschaulichkeit; Philosophen gleicher Richtung grübelten über das Nirvana, und man findet die Götter aller drei Richtungen in denselben Tempeln vereinigt, so daß überhaupt ganz ungewiß ist, welche Tsinesen Buddhisten sind und welche nicht. Die alte tsinesische Religion und die Taolehre sind buddhisiert und der Buddhismus ist tsinisiert worden.

---

*) Müller, Max, Buddhisten-Pilger. Essays. 2. A. I, S. 215 ff. — Lassen II und IV.

**) Edkins, Die Religion in China. Annales du Musée Guimet IV, p. 114. 122 ff.

***) Plath, Ueber die lange Dauer und die Entwickelung des chinesischen Reiches. München 1861.

Bei den tsinesischen Buddhisten werden die zu Mönchen und Nonnen bestimmten Personen schon vom 7. Jahre an vorbereitet und leben teils in strengeren, teils in freieren „Zufluchtstätten“, teils zu Hause. Jede solcher Stätten hat einen Obern, Che-schan, als Lehrer und Führer und verschiedene Beamte. Die strengen indischen Vorschriften werden auf heuchlerische Weise umgangen, und viele Klöster besitzen reiche Ländereien. Zu Bettelmönchen geben sich nur Leute der niedrigsten Volksklassen her; sie sind unwissend und leben zum Teil sogar unsittlich. Ja eine Sekte verwirft die Tempel und Ceremonien und empfiehlt die Betrachtung der Natur als Buddhas Bild.

Annam (Nyannam), früher bestehend aus Tonking, Kotschintsina (richtiger Tschen-tsching) und Tsiampa, ist in jeder Beziehung eine Kulturkolonie Tsinas, zu dem sie auch unter den Thsin und später politisch gehörte. Die Gebildeten verehren Khung-fu-tse, die Niedrigen Buddha (dessen Lehre erst um das Jahr 1000 eindrang) — alles ganz wie im Reiche der Mitte. Die tsinesische Schrift, Litteratur und übrige Kultur ist durchaus die herrschende*). In ihrem Schrifttum ist nichts Eigenartiges von irgend welchem Belang.

2. Korea.

Die Halbinsel Korea, ein Uebergangsland zwischen Tsina und Japan, beinahe so groß wie Italien ohne seine Inseln, ist durch ihre Lage dem Verkehre günstig, den aber zahlreiche, die Küste umgebende Felseninseln und Klippen erschweren, wie auch hohe Gebirge auf der Landseite und im Innern. Das Land hat seinen gangbaren Namen von einem frühern Teilstaate Korio (tsinesisch Kaoli, japanisch Koorai), heißt aber bei den Bewohnern Tsiö-siön (Land der Morgenröte, tsinesisch Tschao-sjan). Die Koreaner, etwa $10\frac{1}{2}$ Millionen zählend, bilden einen eigenen Volksstamm, dessen Verwandtschaft mit anderen Völkern unbekannt ist; sie übertreffen an Größe und Stattlichkeit Tsinesen und Japaner, und auch ihre Sprache ist mit keiner andern verwandt. Ihre Geschichte ist unbedeutend; bis 933 in mehrere Staaten geteilt, war Korea bis vor kurzer Zeit ein Spielball zwischen den benachbarten größeren Reichen Tsina und Japan, die ihm abwechselnd ihre Oberhoheit aufzwangen**). Die Verfassung war stets ein von Günstlingen geleiteter Despotismus; alle Beamten sind der Willkür des Herrschers preisgegeben und beuten das Volk aus. Sie zerfallen in 9 Rangklassen und jede in 2 Stufen. So ist auch die Bevölkerung in Kasten geteilt, die sich derart bildeten, daß im 14. Jahr-

*) Wuttke a. a. O. S. 468 ff. — Baumgartner a. a. O. S. 537 ff.

**) Oppert, Ernst, Ein verschlossenes Land. Reisen nach Korea. Leipzig 1880. — Pogio, M. A., Korea. Aus dem Russischen übersetzt von Ursyn-Pruszynski. Wien und Leipzig 1895.

hundert (der vorherige Zustand ist nicht bekannt) der Gründer des jetzigen Herrscherhauses aus den ihm zur Thronbesteigung behilflichen Leuten einen Adel bildete und das ganze übrige Volk zu Leibeigenen oder Sklaven gemacht wurde. Unter dem Adel, der erblich ist, aber auch durch königliche Gnade erworben wird, haben die Civilpersonen den Vorrang und die Militärs einen untergeordneten. Aus dem Leibeigenstande aber hoben sich nach und nach eine Reihe von Berufsklassen zur persönlichen Freiheit: Kaufleute, Handwerker, Bauern, Hirten, Jäger, Fischer u. s. w.

Da verarmte Adelige aus Hochmut keine dieser Beschäftigungen ergreifen, kommt ihr Elend dem der Leibeigenen gleich, unter denen aber die dem Staate gehörenden sich besser befinden als die bei reichen Familien in Knechtschaft befindlichen. — Alle Verwandten, so viele ihrer sind, bilden eine Familie, die sich gegenseitig unterstützt und beschützt, aber auch unwürdige Glieder körperlich züchtigt. Die Stellung der **Frauen** ist keine günstige; sie sind nur die Dienerinnen ihrer Männer, die sich ihrer schämen, und haben abgesonderte Räume zur Wohnung; aber auch die minderjährigen Kinder werden wie Sklaven behandelt, obschon die Eltern sie sehr lieben. Die Frauen, die nicht einmal eigene Namen haben, sondern als Tochter oder Gattin des X bezeichnet werden, dürfen des Tags nicht ausgehen, sondern nur zu bestimmten Nachtstunden, während welcher dagegen die Männer sich nicht auf der Straße blicken lassen dürfen. Vielweiberei ist nicht erlaubt wie sonst in ganz Asien; aber Nebenweiber kann halten, wem es seine Mittel gestatten. In Korea besteht überdies Verpflichtung zur Ehe in der Weise, daß die Ledigen verachtet werden und den Verheirateten gehorchen müssen, ja so zu sagen rechtlos sind. Heiraten vermitteln sogenannte Zauberer, die überhaupt einen gewaltigen Einfluß ausüben.

Die **Religion** der Koreaner war ursprünglich ein Natur- und Geisterdienst. Als das Land von Tsina abhängig wurde (wahrscheinlich schon 108 v. Chr.), erlangte die Lehre des Khung-fu-tße Eingang. Ebenfalls von Tsina aus wurde 372 der Buddhismus eingeführt und 528 allgemeines Bekenntnis und Staatsreligion. Aber zu Ende des 14. Jahrhunderts erlosch sein Glanz in Korea. Ohnehin zum bloßen Götzendienst entartet, geriet er immer mehr in Verfall und wich durch tsinesischen Einfluß vor dem Konfuzianismus, der jetzt Staatsreligion wurde, immer weiter zurück. Seit jener Zeit unterstützte ihn die Regierung nicht mehr; er ist kaum geduldet; seine Priester sind ungebildet, verachtet und meist so arm, daß sie als Handwerker oder Bauern ihren Lebensunterhalt suchen müssen! Im übrigen sind sie entweder Novizen oder Bettelmönche oder mönchische Soldaten, die ihre befestigten Tempel und Klöster zu verteidigen die Aufgabe haben, seit häufige Kriege diese Maßregel notwendig machten. Es gibt auch

Nonnenklöster, die sich mit Frauen von schlechtem Ruf, Geschiedenen, verkrüppelten und sitzen gebliebenen Mädchen bevölkern. Eine Geburt wird bei ihnen mit dem Tode bestraft, was aber nicht Ausschweifungen verhindert und Abortusfälle hervorruft.

In neuester Zeit ist es indessen wieder vorgekommen, daß die Regierung, um die Buddhisten für sich zu gewinnen, Tempel baute und Klöster unterstützte. Im Grunde aber gilt offiziell nur die konfuzianische Lehre mit einem Kultus, der den großen tsinesischen Weisen und andere berühmte Männer feiert und eigene Tempel hat, für die der Staat sorgt. In den Familien verehrt man die Ahnen. Im übrigen glauben alle Koreaner an ein höchstes Wesen; ganz besonders aber huldigen sie einem alle Lebensverhältnisse beherrschenden Aberglauben, in dem die (tsinesischen) Drachen und allerlei Dämonen eine große Rolle spielen.

Im 3. oder 4. Jahrhundert wurde die tsinesische Schrift in Korea eingeführt, daneben aber entstand im 7. Jahrhundert ein eigenes Alphabet, Onmun genannt, das keinem anderen ähnlich ist und 27 Buchstaben zählt, deren Zeichen in Strichen, Winkeln und Kreisen bestehen und zu 174 Silbenzeichen zusammengesetzt werden.*) Geschrieben wird wie in Tsina mit Pinsel und Tusche. Auch die höhere Bildung ist ganz tsinesisch. Amtlich, kirchlich und litterarisch wird nur, wenn auch nicht rein, tsinesisch geschrieben. Auch der Kalender ist der tsinesche und wird durch eine Abordnung in Peking geholt. Alles Schulwesen beruht auf der Erlernung der Sprache des Reichs der Mitte. Es bestehen Schulen für Dragomane, Astronomen, Aerzte und Aerztinnen, Richter, Zeichner u. s. w. Die Prüfungen finden nach tsinesischem Muster statt. Die Astronomie ist aber mit Magie und die Medizin mit Aberglauben verquickt.

3. Japan.

Das Inselreich Japan (im Lande selbst Nipon, wie wir die Hauptinsel nennen), gleich Korea in der Breite des Mittelmeeres gelegen und ein Drittel größer als sein europäisches Gegenbild Großbritannien, hat die günstigste Lage unter allen Ländern Asiens und ein gemäßigtes, glückliches Klima mit herrlichen Berg- und Hügelscenerien, die in dem heiligen Berge Fusi-Jama (12360 Fuß hoch) gipfeln. Die Japaner, beinahe 42 Millionen zählend, sind, wie die Koreaner, ein eigener Volksstamm ohne nachgewiesene Verwandtschaft; auch ihre agglutinierende Sprache steht vollständig isoliert da. Sie wanderten vom asiatischen Festlande ein und drängten die Urbewohner, die bärtigen, gutmütigen, aber schmutzigen Ainos nach der nördlichsten

*) Wuttke a. a. O. S. 421 ff.

Insel Jeso zurück, doch nicht ohne daß Vermischungen stattfanden; denn die helleren Vornehmen und das dunklere Volk stechen scharf von einander ab. Die Japaner unterscheiden sich von den Chinesen durch Empfänglichkeit für Fortschritte und Reinlichkeit, sind ihnen aber in Thätigkeit, Kunstfertigkeit und Höflichkeit ähnlich. Die Wohnungen sind leicht gebaut und ohne Mobiliar; alles wird am Boden verrichtet; phantastische Gärten sind sehr beliebt. Reis und Thee sind die beliebtesten Lebensmittel; Baumwolle und Papier beschäftigen die Industrie am meisten.

Die früher bei den Reichen übliche Vielweiberei ist in Abnahme begriffen; die Stellung der Frauen ist geachtet, das Familienleben musterhaft; an abgesonderten Orten aber herrscht eine zügellose Prostitution. Man heiratet sehr früh und hält die geschlechtlichen Sachen selbst vor Kindern nicht geheim.

Das japanische Reich war stets (bis auf die neueste Zeit) eine absolute Monarchie, deren älteste Geschichte sich in Mythen verliert.*) Das kaiserliche Haus, das noch heute herrscht, will von Göttern abstammen. Der älteste bekannte Zustand ist der einer Militär-Hierarchie, deren Offiziere zugleich Beamte waren. Später wurden Verwaltung und Krieg getrennt und eine aristokratische Ordnung eingeführt. Eine mächtige Familie, Fujiwara, bemächtigte sich in der Mitte unseres 7. Jahrhunderts der Herrschaft und ließ dem Kaiser nur den Titel. Die Offiziersstellen übertrug sie Adeligen anderer Familien, die als Daimios einen Feudaladel bildeten. Aus diesem aber erhob sich ein General, Schogun, zur höchsten befehlenden Stellung, die sich so befestigte, daß Kijomori, Träger dieser Würde, 1167 die Fujiwara völlig zurückgedrängt hatte. Sein Nachfolger Joritomo (seit 1182) stellte in dem von Parteikämpfen zerrütteten Lande die Ordnung her. Später verfielen die Schogune in Weichlichkeit, bis Nobunaga († 1582) ihre Macht stärkte, die sogar 1603 erblich wurde. Seitdem war der Kaiser (Mikado) bis 1868 nur geistliches Oberhaupt. In den Provinzen aber herrschten die Daimios als Lehensfürsten fast unabhängig. Doch entgingen sie nicht der Ungnade des Schogun, der sie nach geheiligtem Gebrauche zum Aufschlitzen des Leibes zwang (Harakiri). Sonst zerfiel die Bevölkerung in acht Kasten nach den Würden und Berufsarten.

Die japanische Religion war ursprünglich schamanistisch; aber schon früh, in unbekannter Zeit, bildete sich eine eigene nationale Religion aus — eine der in ihrer Phantasie ausschweifendsten Glaubenslehren der Erde. Sie beruht wie viele andere Religionen auf dem Dualismus von Himmel und Erde, zwischen denen das erste einer

---

*) Adams, Francis Ottiwell, Geschichte von Japan. Uebers. von Emil Lehmann. I. Band (bis 1864). Gotha 1876.

Reihe von göttlichen Wesen, Kami, entstand, deren jedes 100 000 Millionen Jahre herrschte, die späteren paarweise. Der weiter auftauchende männliche und weibliche Geist (Izanagi und Izanami) schufen die Welt, d. h. Japan, erzeugten die als Personen gedachten Sonne, Mond, Meer u. s. w. So ging es weiter, und die Götter vermehrten sich bis auf 800 000; neben ihnen spielt der Drache, der wie in Tsina überall abgebildet ist, eine große Rolle; von ihm stammen die wichtigsten Tiere.

Unter den Gebildeten reinigte sich diese barocke Glaubenslehre und hieß nun Kami-no-madsu, d. h. Weg der Geister (tsines. Schintao); sie verehrt die Naturkräfte und die verdienstvollen Toten als Kami mit einem höchsten Wesen an der Spitze und ist reicher an moralischen als an dogmatischen Lehren. Die Tempel dieser Religion (Kami-Höfe) sind sehr einfach und enthalten als Sinnbild der Gottheit das aus Papierstreifen gefertigte Gohei und auf dem Altar einen Metallspiegel als Symbol der Sonne. Das Schin-tao hat zahlreiche Priester, die in Brüderschaften leben, und empfiehlt den Gläubigen Wallfahrten zu Tempeln und heiligen Bergen.

Mit der Zeit gesellten sich der Kamilehre zwei andere Religionen bei. Das Eindringen tsinesischer Kultur, zu deren Kolonien Japan gehört, brachte auch die Lehre Khung-fu-tszes in das Land, der sich die Gebildeten zuwandten. Für das Volk war jedoch der Buddhismus geeigneter, der in Mitte des 6. Jahrhunderts über Korea Eingang fand und sich stark verbreitete*).

Der Mikado blieb indessen Haupt des Schin-tao und auch der Hof diesem ergeben. Doch zogen sich mehrere Kaiser und Schogune in die stark zunehmenden Lamaklöster zurück. Überhaupt vermengten sich die drei Religionen stark, und alleinherrschend war der Buddhismus in Japan nie. Er zerfiel vielmehr in zwölf Sekten; ja es gab sogar blutige Kämpfe zwischen den Parteien und eine schwere Verfolgung des Buddhismus unter Nobunaga. Heute ist er völlig im Verfalle begriffen.

Die Zeit teilten die Japaner, zur Ausgleichung von Sonnen- und Mondlauf in abwechselnde Jahre von 12 und 13 Monaten, Tag und Nacht in je sechs Stunden.

Ihre Schrift stammt aus der tsinesischen, wie auch diese Sprache in Japan die der Gelehrten wurde, aber nicht blieb. Auch vereinfachten sie die Schrift, worin sich drei Systeme: Magana, Firakana und Katakana ausbildeten. Geschrieben wird wie im Reiche der Mitte.**) Es entwickelte sich aber mit der Zeit eine eigene japanische Litteratur in Dichtkunst und wissenschaftlichen Fächern. Es gab hier, was Tsina

---

*) Silbernagl a. a. O. S. 136 ff.
**) Wuttke a. a. O. S. 421 ff.

nicht erreichte, Heldengedichte und Heldenromane. Geschichtliche Annalen, mit Mythen vermengt, machten seit dem 8. Jahrhundert den Anfang, es folgten Gedichtsammlungen, deren Lieder weder Reim noch Versmaß kennen, Singspiele, mythologische Erzählungen, Liebesgeschichten, Abenteuer von Ronins (Verbannten), mit dem Harakiri endend (bis auf 15 Bände stark), endlich, seit dem 17. Jahrhundert, dramatische Werke, die auf Theatern mit ausgebildeter Scenerie aufgeführt werden, doch mit weniger Geschick im Trauer- als im Lustspiel, das Witz und Humor besitzt.*)

Wir werden Japan in seinen neuesten Wandelungen am Ende dieses Werkes wieder begegnen.

III. Gemeinsame Züge des internationalen Buddhismus.

1. Glaubensansichten.

Es kann kaum einen schärferen Gegensatz geben als den zwischen der ursprünglichen einfachen Sittenlehre Buddhas und den nach seinem Tode allmählich unter seinen Jüngern platzgreifenden phantastischen und ungeheuerlichen Glaubenssystemen. Diese können eine weitgehende Entlehnung und weitere Ausschmückung der Lehren des als Hinduismus entarteten Brahmanismus nicht verleugnen, ja fallen in wesentlichen Punkten mit diesen beinahe zusammen.

Wie der Hinduismus, so nimmt auch der entartete Buddhismus den Berg Meru, zu dem wohl der Himalaya die Idee gab, als Mittelpunkt der Welt an, umgibt ihn aber kreisförmig mit sieben Meeren und sieben Gebirgen, die nach außen niedriger werden. Ringsherum liegen vier Erdteile, von denen Indien einer ist, und vier Meere, die ein Eisenwall umgibt. All dies bildet eine Tschakravala, deren es unendlich viele gibt, alle mit eigenen Sonnen, Monden und Sternen. Dazwischen liegen Höllen (Lokantarikas), in welchen die Ungläubigen und Lasterhaften die fürchterlichst ausgemalten Qualen erdulden müssen, und zwar viele auf ewig!**) Dante muß vor diesen Scheußlichkeiten zurücktreten.

Ueber dem Meru türmen sich die Himmel empor und zwar in drei Stockwerken, dem der Sinnlichkeit, der Beschaulichkeit und des Unsichtbaren, jedes mit mehreren Himmeln, die meisten im zweiten, wo sie in Stufen (Dhyanas) der Beschauung verteilt sind. Diese

*) Baumgartner a. a. O. S. 552 ff.

**) Für dies und das folgende sind die Quellen: Köppen und Kern a. a. O. und die von Max Müller herausgegeben Sacred books of the East, zu deren Aufzählung unser Raum nicht hinreicht, sowie die Annales du Musée Guimet.

Himmel sind von Göttern bewohnt, zu denen die Seelen durch vier Stufen (Dämonen, Tiere, Gespenster und Menschen) emporsteigen können, wenn sie dessen würdig sind; sonst machen sie den umgekehrten Weg! Ueber den eigentlichen Göttern, d. h. den Naturkräften, stehen die Buddhas, d. h. die Geistesmächte. Den untersten Platz nehmen die altindischen Götter ein; über ihnen waltet Brahma mit seinen Engeln, höher die Tugendhaften und zu oberst, im Nirvana, die Buddhas, die vier Grade zählen wie die Bhikschus der Erde (s. oben S. 133); den obersten nehmen auch hier die Arhats ein, die allwissend, allsehend und allmächtig sind; aber im Himmel gibt es noch zwei höhere Grade, den der sich selbst erlösenden und den der vollkommenen Buddhas. Bevor diese Stufen erreicht werden, wirken die Buddhas als Bodhisattvas, bis sie alle vollkommenen Eigenschaften erlangen. Es gibt ihrer zwar unzählige, aber alle sind nur Erscheinungsformen des Einen, Vollendeten, Avataras (s. oben S. 142), des Adi-Buddha, der als höchstes Wesen (içvara), Schöpfer und nahezu monotheistischer Gott ist. Er ist derselbe, der in Tibet und Tsina als Amitabha (unendliches Licht) verehrt wird und einen erhabenen Sohn in Avalokiteçvara (der Herr, den man anschaut) hat, die beide zuweilen in ausgezeichneten Menschen „Fleisch werden". In Tibet steht über beiden noch Vadschrasattva (Diamantseele) als oberster Buddha. In Japan heißt dieser Amida. Denn war auch Buddha, waren und sind auch alle früheren und späteren Buddhas zeitweise Menschen, so sind sie vorher höchste Götter gewesen und werden es nachher wieder sein! Buddha war ja als solcher kein Mensch; sondern Siddharta wurde Buddha (der Erleuchtete oder Leuchtende, d. h. Gott) genannt, weil man eine Ausstrahlung göttlichen Wesens in ihm wahrzunehmen überzeugt war. Eine hoch erhabene Gottesvorstellung des angeblich „atheistischen" (!) Buddhismus, zu deren Vollendung und vollem Verständnis es nur an Kraft und Einigkeit im Reiche des Buddhismus und an höheren Geistesgaben seiner Anhänger gefehlt hat.

Diese edeln Ideen wurden aber mit der Zeit durch allerlei abenteuerliche Vorstellungen, die uns zu weit führen würden, entstellt. So teilten die tsinesischen Buddhisten den Pusa (d. h. Bodhisattva) in ein männliches und weibliches Wesen, welches letztere Kwan-yin, die Göttin des Mitleids heißt und oft mit einem Kinde auf dem Schoß, auffallend ähnlich der christlichen Madonna, abgebildet wird. Und so geschah es auch mit der einfachen, von der Wissenschaft bestätigten Idee einer Mehrheit der Welten, sowie ihrer fortwährenden Neuschaffung und ihres Unterganges. Wie die Hindus (s. oben S. 142), so nahmen auch die Buddhisten eine ungeheure Weltperiode unter dem Namen Kalpa an. Ein solches besteht aus Morgen (Chaos), Mittag (Schöpfung), Abend (Fortdauer) und Nacht (Untergang), je von 20,

zusammen 80 „Zwischenkalpas" (die Zahl von Buddhas Lebensjahren). Des ganzen Kalpas Dauer beträgt über 134 Millionen Jahre. Während jedes Zwischenkalpas vermindert sich der Menschen Lebensalter von 80 000 bis auf 10 Jahre und steigt wieder, ebenso ihre Tugend und Körpergröße. Die Weltuntergänge am Ende eines jeden großen Kalpa geschehen 56 mal durch Feuer, siebenmal durch Wasser und einmal durch Sturm. Was darauf folgen soll, wird nicht gesagt. Die Moral davon heißt: „Alles ist eitel". Verdammenswert sind daher sind die fünf Erbsünden: Unwissenheit, Einbildung, Begehrlichkeit, Haß und Wissensdünkel, die aber auch auf zehn erweitert und verschieden benannt werden, worunter auch die meisten der christlichen sieben Todsünden figurieren. Retten kann daraus nur die Dhyana, d. h. Meditation, die zum Nirvana (chines. Nibban, japan. Nehan) führt. Es gibt dazu bizarre, zum Teil blödmechanische Anleitungen. Die Belohnung findet (für Tibet) in dem wundervoll und märchenhaft geschilderten Paradies der Frommen (Sukhavati d. h. glückliches Land) statt; es ist aber nur für die Lamas zu erreichen.*)

2. Gottesdienstliche Gebräuche.

Auch im Kult, wie im Glauben des späteren Buddhismus spricht die Entartung aus mehreren Erscheinungen. Den Bettelmönchen war die Askese genügend, um selig zu werden; eines äußeren Gottesdienstes bedurften sie nur für die Laien, um sie für sich zu gewinnen und an sich zu fesseln. Der buddhistische Gottesdienst hatte zum Hauptgegenstand die Dreiheit: Buddha, Dharma und Sangha (s. oben S. 130). Dem Buddha wird vorab durch Hochhaltung seiner Reliquien gehuldigt, von denen zahllose Legenden berichten. Des Heiligen abgeschnittenes Haar sollen die Götter aufgefangen und aufbewahrt haben. Man zeigte an vielen Orten seine Haare und Nägel, seinen Bettelstab und Almosentopf, Lappen seiner Kleider; am meisten aber ehrte man Zähne von ihm, die in Wirklichkeit von Elefanten stammen und zeigen, daß man sich ihn riesengroß dachte. Von einem angeblichen Buddhaschädel im Pendschab wurden Wunder erzählt, Fußtapfen von ihm fehlten nicht, ja sogar seinen Schatten zeigte man in einer Höhle. Eine zweite heilige Gruppe enthält die Buddhabilder, oft aus Gold oder wenigstens gelb, aber aus allen möglichen Stoffen, mit Vorliebe riesengroß und mit einer Strahlensonne. Auch von diesen Bildern wurden Wunder berichtet und Orakel erteilt. Auch gemalte Bilder sind nicht selten. Buddhastatuen sind der hauptsächliche Schmuck der Tempel, die wie gesagt (s. oben S. 139) Grotten oder freistehende

*) Sukhavati-vjuha-sutra, Sanskritwerk, chines. (O-mi-to-king) u. tibetisch übersetzt. Ann. du Mus. Guimet II, p. 17 ff.

Heiligtümer sind. Den Reliquien besonders sind die Tschaityas gewidmet; es schmücken sie Fahnen und namentlich ein auf der Spitze angebrachter Sonnenschirm, der den Himmel vorstellt, oder eine Wasserblase, die an das Weltei erinnert. Weitere Heiligtümer sind die *Bodhibäume*, die, Bilder des Weltalls, an die in den Buddhalegenden eine Rolle spielenden Bäume erinnern, unter denen der Heilige lehrte oder starb. Auch sie sind wie die Tschaityas geschmückt, oder mit Buddhabildern umgeben. Alle diese Orte sind auch Ziele von Wallfahrten oder sind es gewesen. Ein verehrtes Sinnbild ist das *Rad*, d. h. ein Sonnenbild, das uns, wie viele andere Umstände, zeigt, daß Buddha, ehe man einen höchsten Gott in ihm sah, ein Sonnengott war, wie er ja auch als eine der Verwandlungen des Sonnengottes Vischnu gilt. Ein Sonnenbild ist auch das im Buddhismus, wie schon im Brahmanismus, heilige Haken- oder Winkelkreuz (*Svastika*), das verschiedene Formen hat:

Es dient auch als Schlußpunkt von Handschriften.

Sehr viele Gebräuche hat der Buddhismus mit der orientalisch-christlichen und der römischen Kirche gemein, so den Rosenkranz, das Mönchtum, Konzilien, Fasten, Beichte, Prozessionen, Wallfahrten, Reliquien, Heiligenbilder, die alle schon zu Buddhas Zeit oder bald nachher nachgewiesen sind, sowie Weihrauch, Weihwasser, Fahnen, Glocken u. a., deren Alter nicht sicher vorchristlich ist. Auch ein der Messe ähnliches Opfer wird gefeiert, wobei Lebensmittel dargebracht werden. Blutige Opfer sind streng ausgeschlossen.

Feste des Buddhismus sind: Ruhetage nach jeder der vier Mondphasen, am Anfange der Jahreszeiten, am Anfang und Schlusse des Jahres (das Lampenfest, Dipali), das Fest der Ueberwindung Maras (s. oben S. 130), Buddhas Todestag u. s. w. Die Predigt ist nur im südlichen Buddhismus gebräuchlich; andere Festäußerungen sind Feuerwerk, Musik, Schießen, Aufzüge, Jahrmärkte, Theateraufführungen u. s. w.

Welches auch die Schwächen des Buddhismus sind, zwei große Verdienste hat er aufzuweisen: die Unabhängigkeit der Sittlichkeit vom Glauben und die Vermeidung gewaltsamer Bekehrungen zu seiner Richtung. Beides muß mit ihm versöhnen, so wenig man ihm auch weitere Verbreitung wünschen kann.

Vierter Abschnitt.

Die Kultur im Bereiche des Euphrat und Tigris.

Charakter.

Wie für Ostasien das Stromgebiet des Hoang-ho und Yang-tse-kiang, wie für Südasien das des Ganges und Indos, so ist für Westasien das des Euphrat und Tigris der Herd und die Quelle wenn nicht aller, doch jeder höheren Kultur. Es tritt jedoch hier der wichtige Unterschied in Betracht, daß dieses Zweistromland von den beiden genannten durch weite Wüstenländer getrennt ist, so daß zwischen ihm und jenen beiden die Berührungspunkte nur gering sind, während es dagegen mit Europa durch (wenigstens in älterer Zeit) stark bevölkerte Länder und viel befahrene Meere zusammenhängt. Dieser Umstand hatte zur Folge, daß das Gebiet des Euphrat und Tigris, anders als Tsina und Indien, eine der Quellen für die Anfänge europäischer Kultur geworden ist. Die andere wurde das Gebiet des Nil, Ägypten, dessen Zusammenhang mit Europa ein ähnlicher und dessen Abgelegenheit von Süd- und Ostasien noch größer ist. Wir haben es hier mit zwei Ländergebieten zu thun, die von der morgenländischen Kultur, der sie ihrem Charakter nach angehören, weg- und nach der mittelländischen hinweisen, der sie jedoch nicht zuzuzählen sind, weil das Mittelmeer nicht zur Bethätigung ihrer eigenen Kultur, sondern nur zu deren Verknüpfung mit den Küstenländern jenes Meeres diente.

Das Zweistromland, das uns hier beschäftigt, hat keinen gemeinsamen Namen, wenn auch eine gemeinsame Kulturgeschichte, deren Verlauf sich aber über das Wassersystem seiner beiden Ströme hinaus erstreckt. Es ist, wie das Land des Nil ein Geschenk seines einen Stromes, ebenso ein solches seiner beiden Wasseradern, deren Einwirkung sich auch auf die angrenzenden Gebirgsländer geltend macht, die übrigens mit dem Quellgebiete beider Ströme eng zusammenhängen. Diese rinnen, bald sich voneinander entfernend, bald sich einander wieder nähernd, aus dem armenischen Hochlande südwärts durch eine ungeheure Tiefebene, die im Südwesten von der syrisch-arabischen Wüste, im Nordosten aber vom eranischen Hochlande begrenzt wird, das zu ihrem Kulturgebiete gehört. Im Altertum hatten sie getrennte Mündungen in den Persischen Meerbusen. Das Land zwischen beiden Flüssen heißt bezeichnend Mesopotamien und zerfällt in das obere und das untere. Meistens erhält nur das erstere jenen Namen, während das letztere nach seiner einstigen Hauptstadt Babylonien heißt. Vom

oberen Mesopotamien unterscheidet sich die Landschaft an beiden Ufern des Tigris unter dem Namen Assyrien (im Lande selbst Assur), vom unteren aber die Gegend am rechten Euphratufer als Chaldäa, welchen Namen später auch ganz Babylonien trug. Das Land östlich vom unteren Tigris hieß Elam oder nach der Hauptstadt (Susa) Susiana*).

Nordöstlich an diese Ländergebiete, die zusammen kaum größer sind als Deutschland, schließt sich, wie gesagt, das Hochland von Eran, dessen Gewässer teils dem Tigris zufließen, teils im Hochlande selbst versiegen und daher so unbedeutend sind, daß ihre Gebiete nur als Anhängsel des großen Zweistromlandes betrachtet werden können, mit dem sie in allen Beziehungen eng verknüpft sind. Zwar ist das Hochland von Eran ein ungeheures Gebiet, das, bis zur westlichen Wasserscheide des Indos reichend, fast dem halben Europa gleichkommt; aber für die Kultur kommt davon bloß der südwestliche, an Assyrien und Elam grenzende Teil in Betracht, der aus den Landschaften Medien und Persien besteht, die zusammen an Flächeninhalt etwa Frankreich entsprechen; das übrige Land ist meist Wüste.

Während das Hochland von Eran, wenigstens 1000 Meter über dem Meere liegend, an scharfen Kontrasten des Klimas leidet, die es jedoch, mit Ausnahme der den größten Teil ausmachenden Wüste, nicht unfruchtbar machen, ist das Land am Euphrat und Tigris, die es periodisch überschwemmen (doch in geringerem Grade als der Nil sein Land), sehr heiß und fruchtbar (dies jedoch in Assyrien weniger).

Wir haben es hier, anders als in Tsina und Indien, aber gleich wie in dem nachher zu betrachtenden Ägypten, mit einer vergangenen Kultur zu thun, deren Träger bis auf heruntergekommene Epigonen ebenso verschwunden, wie ihr Anbau und ihre Fruchtbarkeit durch die rohe Hand des Türken niedergetreten sind. Die Bewohner waren in der Zeit, da diese Länder noch eine höhere Kultur besaßen, anders als die einem Stamme angehörenden Ägypter und Tsinesen, aber ähnlich wie die Inder, von verschiedener Abkunft, deren Angehörige einander in der Herrschaft über diese Gebiete ablösten. Sie bieten in dieser Hinsicht ein kleines Abbild des gesamten Asiens dar. In ältester Zeit finden wir sie teilweise im Besitze von Stammverwandten der Tsinesen und Mittelasiaten, der turanischen Akkadier und Sumerier, später völlig in dem der Westasien bevölkernden Semiten, endlich in dem der mit den arischen Indern zunächst verwandten Eranier oder der Meder und Perser.

---

*) Hommel, Fr., Geschichte Babyloniens und Assyriens. Berlin 1885. S. 180 ff. — George Rawlinson, The five great monarchies of the ancient eastern world etc. 2. Ed. 3 Vol. London 1871.

I. Sumerische Zeit.

1. Die ältesten Staaten Chaldäas.

Erst in neuester Zeit ist die Entdeckung gemacht worden, daß die älteste Ansiedelung und Kultur des unteren Euphrat- und Tigrisgebietes und die dessen geistige Schöpfungen verewigende Keilschrift einem Volke (oder vielleicht zwei Völkern) zu verdanken sind, dessen Sprache und persönliche Erscheinung mit der ural-altaischen Sprachfamilie und ihren Trägern in naher Verwandtschaft steht. Die vorhandenen Bildwerke stellen seine Angehörigen bartlos, mit vorstehenden Backenknochen und gedrungener Statur und in einfache lange Gewänder mit Fransen gekleidet dar*). Allerdings war, während dieses Volk in Südbabylonien herrschte, der Norden dieses Landes schon zu Anfang des 4. Jahrtausends v. Chr. von Semiten bewohnt, die jedoch Kultur und Schrift von den Sumeriern oder (wie sie auch heißen) Akkadiern bezogen, auch sich mit ihnen vermischten. Diese Leute kamen, vor Anfang des 5. Jahrtausends v. Chr., zunächst aus den Bergländern im Nordosten Mesopotamiens, ursprünglich aber aus Mittelasien her. Ihre Sprache, die Hommel die älteste bekannte Kultursprache der Erde nennt, gehört zu den agglutinierenden, d. h. die Endungen der Wortwurzeln nur lose anfügenden (oben S. 55), und bietet überraschende Aehnlichkeiten mit den sogenannten Turksprachen dar. Sie erscheint in einer älteren und einer neueren Form, die speziell die akkadische genannt wird, den Turksprachen näher steht als jene und sich durch Umwandlung gewisser Konsonanten gebildet hat. Die geographischen Kenntnisse der Sumerier waren nicht ganz unbedeutend. Martu, das „Westland“, nannten sie die ganze Gegend zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeere**). Numma oder Ilumma hieß bei ihnen das Land im Osten, im Alten Testament Elam, dem sie ihre Kultur mitteilten, und dessen Bewohner schon um 3000 v. Chr. in festen Städten wohnten, ja mit der Zeit „gefürchtete Nebenbuhler“ der Babylonier wurden. Die Sprache der Elamiten war weder der sumerischen, noch der semitischen verwandt, sondern bildet eine eigene Familie (die alarodische genannt) mit derjenigen des syrischen Kulturvolkes der Hethiter, mit der des Bergvolkes der Kossäer im Grenzgebiete zwischen Elam und Medien, die irrigerweise mit den biblischen Kuschiten vermengt worden sind, die es aber in Babylonien nicht gab***), und mit jener der heutigen Georgier, sowie anderer

*) Hommel a. a. O. S. 237 ff.

**) Ebenda S. 269 ff.

***) Einer der Verfasser der Genesis (1. Mos. 10, 8) hörte von den Kossäern, nannte sie hebräisch Kusch und gab eine Person dieses Namens dem Nimrod zum Vater. Hommel S. 276 ff.

Völker des Kaukasos. Endlich war auch die Kultur Assyriens von den Sumeriern ausgegangen, welche um 3100 v. Chr. Ninive gründeten, dem aber A-uschar, später Assur, voranging, das dem Lande und seinem Volksgotte den Namen gab.

Unter den in Süd-Babylonien von den Sumeriern gegründeten kleinen Königreichen war Sirgulla das älteste. Es lag unweit nördlich vom Euphrat, westlich von dessen jetziger Vereinigung mit dem Tigris, und erscheint bereits in der Mitte des 5. vorchristlichen Jahrtausends (unter König Ur-ghanna) als mit beachtenswerter Kultur begabt, von welcher Reliefs mit Tier- (Adler- und Löwen-) Gestalten und Inschriften zeugen, die von Stadt- und Tempelbauten berichten. Aus der Zeit seines Sohnes Ghasch-kur-galla stammt die sogenannte Geierstele, ein Denkstein, auf dem menschenfressende Geier dargestellt und Gebete an Götter beigefügt sind. Schon vor diesen Königen aber und wieder nach ihnen hausten in Sirgulla, wie altbabylonische Siegel-Cylinder bezeugen, statt der Könige Oberpriester, die den Titel „Patisi" führten, den sich auch die ersten assyrischen und wieder die späteren neubabylonischen Könige beilegten. Es scheint, daß die Könige von Sirgulla später (um 4000 v. Chr.) anderen, denen von Agadi und Erech, unterliegen mußten und bloß den geistlichen Charakter behielten, während jene Babylonien beherrschten. Diese Könige waren bereits Semiten, aber Schüler der sumerischen Kultur. Die ihnen also wahrscheinlich unterworfenen Patisi von Sirgulla hegten indessen mit Erfolg die Blüte dieser Kultur. Von ihrem bedeutendsten, Ur Ba'u (Diener der Göttin Ba'u), haben wir eine (leider kopflose) Statue, die den Standpunkt der sumerischen Kunst um 3300 v. Chr. zeigt und mit Inschriften bedeckt ist, die von Göttern und Tempeln handeln und rein friedlichen Charakters sind. Eine unabhängige Stellung gegenüber Nordbabylonien nahm dagegen, wenn auch ohne Königstitel, wahrscheinlich als Usurpator, einer seiner Nachfolger, Gudîa (um 3100 v. Chr.) ein, von dem verschiedene Siegelcylinder und Statuen berichten, daß er bedeutende Macht besaß, ja sogar Kriege führte, Anschan besiegte, Handelsverbindungen pflog und Tempel baute. Aber auch seine Macht schwand unter seinen Nachfolgern, und ein Fürst aus dem Geschlechte seiner Vorgänger, Ur Ba'u, gewann die Herrschaft (um 3000), verlegte aber ihren Sitz nach dem weiter südwestlich, jenseits des Euphrat, neu gegründeten Ur und nahm den Titel eines Königs von Sumir und Akkad, d. h. von ganz Babylonien an, während Gudîas Nachkommen das geistliche Fürstentum von Sirgulla fortführten. Neben Ur, der Mondstadt, gründete er nördlicher Larsa, die Sonnenstadt, und baute Tempel in Erech und Nibur. Sein Sohn und Nachfolger Dungi vollendete seine Werke und machte der Würde eines Patisi von Sirgulla ein Ende. Einige Jahrhunderte nach ihm ging aber die Herrschaft von Sumir und Akkad an die Semiten über.

2. Die sumerische Religion, Schrift und Kunst.

Die älteste Form der sumerischen Religion war, wie in der ursprünglichen Heimat dieses Volkes noch jetzt, „ein roher Schamanismus mit zwei Hauptgeistern, dem der Erde und dem des Himmels, an der Spitze"; der Kult bestand in „Zauber- und Beschwörungsformeln*) gegen die vielen bösen Geister" im Gefolge des Himmelsgeistes. In der Folge wurde der Erdgeist zum Meer- und Wassergeiste und sammelte weitere Götter des nassen Elementes um sich. Die beschworenen Geister erscheinen gewöhnlich in der Zahl von sieben und werden als aus der Wüste kommend betrachtet, auch aus dem Erdinnern, dem Meere und der Luft. Man schrieb ihnen die Urheberschaft der Krankheiten, der Ueberschwemmungen, der Erdbeben, des Mißwachses u. a. zu.

In späterer Zeit wurde der Himmelsgeist Inlilla (Dämonenherr) genannt und von ihm der Himmelsgott Anu unterschieden. Der Erd- und Wassergeist erhielt den Namen Inkia, später J'a und eine Mutter Ba'u, das Urwasser, eine Gattin, Schwester, Tochter, einen Sohn u. s. w. Die Beschwörungsformeln ergehen sich häufig in Gesprächen zwischen diesen Gottheiten. Zu ihnen trat noch eine hochgefeierte Göttin Ninna oder Ninni, die Tochter des Himmels, deren Bruder Nin-barra, der Sonnengott wurde. In der Zeit des Niederganges der sumerischen und des Aufkommens der auf sie gestützten, aber sie nachher überflügelnden semitischen Kultur verschoben sich die Gottheiten beider Volksstämme ineinander, ähnlich wie die der Griechen ünd Römer, wie wir noch sehen werden.

Die Sumerier sind es gewesen, die jene Strich- oder ursprünglich Bilderschrift erfanden, aus der sich später die Keilschrift entwickelte. Die ältesten Zeichen dieser Schrift haben teils den Wert von Begriffen, teils den von Silben; aber sowohl in den sumerischen, als in den späteren semitischen Inschriften geht ihre Bedeutung allein „auf die sumerische Aussprache des zu Grunde liegenden Bildes zurück"**). Die sumerischen Zeichen bestehen aus mannigfach verbundenen Strichen und erinnern vielfach an die chinesischen Wortzeichen; sie wurden in ältester Zeit auch wie diese in Säulen von oben nach unten, später aber in Zeilen von links nach rechts geschrieben. Ihre älteste Form verrät deutlich ihre Entstehung aus Bildern der damit ausgedrückten Gegenstände; schon früh aber „bekamen die runden Formen der Bilder eine eckige Gestalt". In der Zeit des Gudia begannen dann die Striche sich in Keile zu verwandeln, welche Form sich besonders für das Eingraben in Ton empfahl, der den Schreibstoff in der hier be-

---

*) Hommel a. a. O. S. 245. 253 ff. 322 ff.
**) Ebenda S. 34 ff.

handelten Kulturwelt abgab. Jedes Zeichen besteht aus verschieden gruppierten senkrechten und wagrechten Keilen, wozu als Worttrennungen schräge kamen. Völlig ausgebildet wurde die Keilschrift durch die Semiten und erhielt im Laufe der Zeit noch manche Modifikationen.

Denn auf die Dauer konnten die Bildzeichen nicht genügen, weil ihnen das Satzgefüge fehlte. Man erfand also Silbenzeichen, die nur grammatische Bedeutung hatten, kein Bild darstellten und mit der Zeit auch auf die abbildbaren Begriffe Anwendung fanden, ohne daß deshalb die Bildzeichen ganz aufgegeben wurden; vielmehr behielten viele sumerische Bildzeichen (Ideogramme) ihre Bedeutung auch in semitischen Texten. Da es nun mehrere Silbenzeichen giebt, die verschiedene Werte haben, so mußte der Zusammenhang über den Sinn entscheiden, oder es wurden Ideogramme zur Verdeutlichung beigesetzt. Die sumerische Keilschrift zählte über 500 Zeichen; die semitische aber begnügte sich mit etwa 300, von denen 250 zu ihrer Kenntnis durchaus nötig sind.

Ueber vier Jahrtausende war die Keilschrift auf die Länder am Euphrat und Tigris beschränkt; ihre spätere Verbreitung wird weiterhin, die Geschichte ihrer Entzifferung aber erst in Behandlung der neuesten Zeit zu skizzieren sein.

Aber nicht nur die Schrift, sondern auch das Schrifttum des Zweistromlandes hat seine ursprünglichen Schöpfer in den Sumeriern. Tafeln mit Verträgen wurden in Babylonien gefunden, die uns „Handel und Wandel, Sitten und Gesetze in einer Blüte zeigen, die wir als den Höhepunkt der babylonischen Kultur bezeichnen dürfen", und aus denen uns „Wohlstand und geregelte Verhältnisse entgegentreten" *). Die Stellung und die Rechte der Frauen waren hoch zu nennen; das Familienleben war ein geordnetes. Man kaufte und tauschte in regelrechter Weise Häuser, Felder, Gärten und Sklaven, führte Rechtsstreite, über welche die Priester als Richter entschieden. Zeugen unterzeichneten die Urkunden und drückten ihre Siegel darauf. Es werden darin Gesetze angeführt, deren sumerisches Original semitisch übersetzt ist, und die Strafbestimmungen (von Geldbußen bis zum Tode) über Verbrechen gegen die Familienrechte enthalten, und zwar in älterer Zeit schärfere, in späterer mildere.

Das sumerische und ihm nach das semitisch-babylonische Schrifttum enthält ferner Sprichwörter, Lieder, Zauber- und Beschwörungsformeln, das neusumerische aber besonders jene merkwürdigen, ergreifenden, an die Götter gerichteten, übrigens bereits von semitischem Geist erfüllten Bußpsalmen und Hymnen, die Franç. Lenormant ein „chaldäisches Rigveda" genannt hat**).

*) Hommel a. a. O. S. 379 ff.

**) Die Anfänge der Kultur. Jena 1875, S. 107 ff. — Desselben Werk: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena 1878.

Die bildende Kunst der Sumerier macht einen eigentümlichen Eindruck. Die Figuren auf ihren Siegelcylindern, Menschen, Tiere und Bäume, sind phantastisch, barock und wie aus rohem Holz geschnitzt, die Glieder von unheimlicher Magerkeit; oft sind sie in ihrer Bedeutung beinahe nicht zu erkennen. Es erscheinen unmögliche Ungeheuer, Menschen mit Tierköpfen oder Tierleibern, mit fabelhaften Tieren ringend, in diesem Falle nackt; mehrfach tragen die Menschen (wohl Priester?) lange Gewänder mit Volants und Hüte. Die Götter sind durch Stierhörner gekennzeichnet und daran erkennbar, daß ihnen geopfert wird. Es ist eine zugleich kinderhafte und abenteuerliche Kunstübung.

II. Semitische Zeit.

1. Die semitischen Babylonier.

Die Herrschaft der Semiten im Zweistromlande folgt weder unmittelbar auf die der Sumerier, noch ist sie scharf von ihr zu trennen. Erst wohnen beide Volksstämme neben einander, mit getrennten Gebieten, dann bekämpfen und vermischen sie sich, und endlich sind die Semiten die Herrscher und die Sumerier die Unterworfenen, die schließlich spurlos in jenen aufgehen. Daß der nach und nach siegende Stamm semitisch ist, kann weder seine Sprache, noch sein Charakter und Gesichtstypus verleugnen*). Sein Haarwuchs ist schwarz und üppig, die Bärte sind lang und wohl gepflegt.

Das semitische Gebiet dehnt sich von Nord- durch Mittelbabylonien immer mehr gegen Südbabylonien aus und gewinnt schließlich auch Assyrien. In Nordbabylonien finden wir die Semiten schon um 4000 v. Chr., von 2500 an sind sie die herrschende Rasse; kurz vor 2000 gründen sie das assyrische Reich. Die Assyrer sind demzufolge reinere Semiten als die je weiter südlichen, desto mehr mit Sumeriern vermischten Babylonier.

Die semitische Sprache Babyloniens ist der älteste Zweig dieses Sprachstammes; aber die Verwandtschaft mit dem Hebräischen ist meist leicht zu erkennen (z. B. ra' âmu lieben, hebräisch racham). Früher als andere Semiten haben die Babylonier und Assyrer das Nomadentum aufgegeben und sich ansässigem Leben und höherer Kultur zugewandt. Wenn auch im Kriege noch so grausam, verstanden sie sich im Frieden auf die Entwickelung zu höheren Leistungen; wie alle Semiten zeichnete sie ein tief religiöser Zug und Ergebenheit gegen die Gottheit aus; in allen Lagen des Lebens sahen sie sich unter

*) Hommel a. a. O. S. 259 ff.

göttlichem Schutz und lechzten nach Versöhnung mit der durch Unthaten beleidigten Gottheit. Dies zur allgemeinen Charakterisierung.

Handelnd auftreten sehen wir die babylonischen Semiten schon bald nach Beginn des 4. Jahrtausends v. Chr., indem, wie oben angedeutet, die nord- und mittelbabylonischen Könige von Agadi (Akkad) und Uruk (Erech), Semiten mit sumerischer Bildung, damals dem sumerischen Königtum von Sirgulla ein Ende machten*). Der erste namhafte dieser Herrscher, Sargon (Schargani) von Agadi, erzählt auf einem Cylinder in Strichschrift, daß ihn seine Mutter, eine Fürstin, heimlich geboren und in einem Korbe von Schilfrohr in den Euphrat habe gleiten lassen, worauf ein Wasserschöpfer ihn aufgefangen, erzogen und zu seinem Gärtner gemacht habe. Wie er König wurde, ist nicht näher gesagt; er berichtet dann nur noch über seine Thaten, worin ihm sein Sohn Naram-Sin nachfolgte. Diese waren jedoch, wie auch die der späteren Könige von Erech, so wenig bedeutend, daß die semitische Macht wieder zurückging. Sie erhob sich aber von neuem und machte der sumerischen ein Ende um 2700 v. Chr. unter den Königen von Nisin in Mittelbabylonien, deren Inschriften und gleichzeitige Hymnen aber noch neusumerisch (akkadisch) sind. Auf sie folgten um 2450 v. Chr. neue Könige von Ur, die auch in Nibur herrschten, und weiter solche von Larsa. Seit den letzten Zeiten des 3. Jahrtausends v. Chr. erscheinen nun auch in Babylon (Tintir) selbst statt der sumerischen semitische Herrscher, die aber gleich den vorher genannten so ohnmächtig waren, daß die Elamiten in Babylonien einfallen und sich der Oberherrschaft über die Chaldäer bemächtigen konnten. Iri-Aku, Sohn des Königs Kudur-Mabug von Elam, herrschte (1960—1920) als König über Ur und Larsa (oder Sumir und Akkad). Die Bibel (Gen. 14. Kap.) nennt ihn Ariok und erzählt seinen und des Königs von Elam Kedor-Laghomer (ein echt elamitischer Name), sowie ihrer babylonischen Vasallen Kriegszug nach Sodom und Gomorra, wo sie siegten und Lot gefangen nahmen, den aber sein Oheim Abraham durch einen kühnen Handstreich bei Damask befreite. Iri-Aku oder Ariok unterwarf sich übrigens ganz Babylonien und gebot dauernd bis nach Syrien und Palästina.

Nun tritt aber ein bedeutender Wendepunkt in der babylonischen Geschichte ein. Es war Babylon selbst, wo sich der große König Chammuragas oder Chammu-rabi (1923—1868) erhob, die Herrschaft über ganz Babylonien gewann und die Elamiten vertrieb**). Aber er sorgte auch für die Wohlfahrt des Landes und brachte es in allen Beziehungen zu hoher Blüte. Seine Nachkommen, im ganzen seiner würdig, wichen 1731 einem neuen Herrscherhause, wahrschein-

*) Hommel a. a. O. S. 300 ff.
**) Ebenda S. 407 ff.

lich durch Gewalt; denn die Nachfolger waren Kossäer, die über Babel (das jetzt Karduniasch heißt) regierten, nachdem sie vorher einen räuberischen Einfall der Hethiter (Cheta) zurückgeworfen hatten. Babel scheint bereits durch seinen Reichtum die Habsucht der Nachbarvölker gereizt zu haben. Unter diesen Kossäern ragt Agu-kak-rimi hervor, ein Zeitgenosse des Pharao Dechutmes (Thutmosis) III. (um 1650—1600), mit dem er beinahe zusammengrenzte. Das Land stand in Blüte unter diesem seine Kultur pflegenden und sich semitisierenden Fremdling. In diesem Sinne fuhren auch seine Nachfolger fort; aber seit 1500 trat ein Rückschlag ein; denn Assyrien begann damals Babylon zu überflügeln; es lebte zwar noch mit dem ältern Reiche im Frieden, dem aber seit 1390 Kriege um den Vorrang folgten, worin die Babylonier unterlagen, die Assyrer aber an Macht zunahmen und Babylonien bedrückten, freilich mit Unterbrechungen, da nicht alle Kossäerkönige schwach, alle aber nun völlig semitisiert waren und das Land zu ihnen stand, so daß das Kriegsglück wechselte. Mit 1154 begann eine neue und zwar alteinheimische Dynastie, die als bedeutenden Herrscher Nebukadnezar I. aufweist, unter dem Babylonien noch einen letzten Aufschwung nahm und seine Macht bis nach Syrien ausdehnte, die Kossäer aber unterworfen wurden. Doch — das Unglück schritt schnell. Unter Marduk-nadin-âchi erlag, nach langjährigem tapferen Widerstande, Babylon dem Assyrer Tiglatpilesar 1107 v. Chr. vollständig. Was folgte, war nur noch der freilich langsame Untergang.

2. Die babylonische Religion, Kunst und Wissenschaft.

Wie alle Semiten, so verehrten auch die semitischen Babylonier einen obersten Gott, den sie den „Herrn" (Ba'al) oder „Gott" schlechtweg (El) nannten*). Als seine Wohnung galt das Licht, als sein Sinnbild die Sonne, als sein Abglanz die Gestirne, die mit der Zeit auch besondere, untergeordnete Gottheiten wurden. Mit diesem reineren Glauben, der sich bei den Hebräern zum Monotheismus entwickelte, vermengte sich der rohere Glaube der Sumerier. Der „Geisterherr", Inlilla, wurde mit dem „Herrn", Bel, verbunden, die Himmelsgöttin Ninna unter dem Namen Istar ihm als Gattin und Göttin des Abendsterns beigesellt. Unter den weiteren Planetengöttern hieß der Jupiter Marduk (ursprünglich Sonnengott der Stadt Babylon), der Saturn Nindar, der Mars Nirgal, der Merkur Nabu. Eine Dreiheit bildeten der Sonnengott Samas, der Mondgott Sin und der Gewittergott Rammân. Den Erdgeist Ea und den Himmelsgeist Anu erhielt Bel zu Begleitern. Die Babylonier liebten es, einen

*) Hommel a. a. O. S. 265 ff.

der obigen Götter mit einem Beisatz (z. B. Naram Sin, Geliebter des Mondgottes; Samsi-Rammân, meine Sonne ist Rammân; Bel-nirâri, Bel ist meine Hilfe u. s. w.) als Namen zu wählen.

Die semitische Kunst in Babylonien und Assyrien zeigt einen himmelweiten Unterschied von der sumerischen, besonders in der Darstellung der Menschengestalt. Statt der Krüppelfiguren mit übertriebener Magerkeit begegnen uns in Reliefs aus Marmor mit Jagd-, Kriegs- und häuslichen Scenen naturgetreue Gestalten, aber mit ebenso übertriebener Fettigkeit und Muskelstärke. Auf die Pflege von Haar und Bart, auf die Tracht, besonders die reich geschmückten Kopfbedeckungen (Spitzmützen) und langen Gewänder der Könige und Hofbeamten wird liebevolle Sorgfalt verwendet. Wie in Aegypten sind die Könige oft neben Unterthanen in riesenhafter Größe abgebildet. Tiere von allerlei Art sind, wenn auch nicht naturgetreu, doch leicht erkennbar und oft mit Kühnheit dargestellt. Beide, Tiere und Menschen, sind häufig mit Keilinschriften überdeckt.

Wie die Ägypter, so errichteten die Semiten im Zweistromlande Pyramiden und Obelisken, aber bedeutend weniger hohe und von gedrungenerer Gestalt. Wie am Nil ursprünglich, so waren auch die Pyramiden am Euphrat stufenförmig; sie blieben dies aber und waren nicht Grabmäler, sondern trugen Tempel.

Unter den Semiten wurde die alte sumerische Strichschrift erst vollständig zur Keilschrift und verbreitete sich über das Zweistromland hinaus nach Osten, Norden und Westen, zu Elamiten, Persern, Armeniern, Kappadociern, Syrern, wo man sie in Felsinschriften findet und an einigen Orten auch auf Tontafeln, freilich in verschiedenen abweichenden Formen. Namentlich wurde sie in Persien zur Buchstabenschrift vereinfacht und ermöglichte hierdurch ihre Entzifferung.

Die semitische Litteratur in Babylonien entwickelte sich aus sumerischen Vorbildern und Quellen. Ihre Stärke aber liegt im mythologischen Epos, das sich bei ihnen selbständig entwickelt hat*). Ein solches, von dem zahlreiche (12) Bruchstücke auf Tontafeln vorliegen, hat zum Helden einen Halbgott Gischdubarra (Izdubar) oder Namraßit, in dem man den biblischen Nimrod vermutet, und stammt wohl aus des ersten Sargon (s. oben S. 168) Zeit.

Der Held besiegt gefürchtete Tiere und Tyrannen und verschmäht die Liebe der Göttin Istar, die im Himmel und Hölle Hilfe sucht. Ihre „Höllenfahrt“ ist in einem besonderen kleineren epischen Gedichte ergreifend geschildert. Der Held seinerseits sucht Heilung von der ihm durch sie zugesandten Krankheit bei seinem Vorfahren Samas-Napischtim („Sonne des Lebens“), der ihm die Geschichte der Sintflut erzählt

*) George Smiths chaldäische Genesis. Uebersetzt von Herm. Delitzsch. Mit Erläuterungen von Dr. Friedr. Delitzsch. Leipzig 1876.

und ihn heilt. Er ist der chaldäische Noah, dessen Erlebnisse mit denen des hebräischen auffallend übereinstimmen*). Ebenso ähnlich ist die auf einer anderen Tafelreihe enthaltene Darstellung der Weltschöpfung, dem hebräischen Berichte zu Anfang der Genesis. Gewisse Abbildungen auf Cylindern geben der Annahme Raum, daß auch die Erzählungen vom Sündenfall im Paradiese und vom Turmbau zu Babel aus babylonischen Quellen oder vielleicht aus gemeinsam semitischer Urzeit stammen dürften. Das zusammenhängendste Gedicht aber ist ohne Frage „Istars Höllenfahrt". Die Babylonier nahmen als Wohnort der verschiedenen Seelen eine Unterwelt (Schualu, hebr. Scheol) an, die sieben Thore hatte, bei deren jedem dem Ankömmlinge ein Kleidungs- oder Schmuckstück abgenommen, der entlassenen Istar aber zurückgegeben wurde. In ihr thronte als Fürstin Bilit, ein Gegenbild Istars. Manche Züge im Gedichte erinnern an die Hölle Dantes, der doch nichts davon wissen konnte**).

Auch Tierfabeln enthält die Litteratur, die hier besprochen wird.

Sie besitzt ferner mathematische und astrologische Werke und entspricht damit dem Gestirndienste der Religion ihres Volkes. Die Babylonier haben die Woche mit sieben nach den Planeten benannten Tagen erfunden, die von ihnen auf die Römer und auf ganz Europa überging. Sie schoben, um Sonnen- und Mondlauf auszugleichen, alle zwei bis drei Jahre einen dreizehnten Monat ein.

Endlich gab es noch philologische Arbeiten, d. h. unbeholfene Zusammenstellungen von Wörtern und grammatischen Formen, in älterer Zeit sumerisch und semitisch, in späterer bloß in letzterer Sprache, aber mit Erläuterungen.

3. Die Assyrer und Neubabylonier.

In Assyrien, dem Lande am oberen Tigris, finden wir, im Gegensatze zu dem mehrsprachigen Babylonien, nur eine Nationalität und Sprache, die semitische. Der Zersplitterung und dem Mangel an Zusammenhang und Vollständigkeit der Quellen über die Geschichte jenes, des älteren Landes gegenüber, begegnet uns in diesem, dem jüngeren, ein Reichtum und ein Zusammenhang der Berichte, wie er kaum günstiger gewünscht werden kann.

Assyrien lag hauptsächlich am linken, östlichen Ufer des Tigris und nur zum kleinen Teile am gegenüberliegenden, wo sich indessen sein Gebiet mit der Zeit erweiterte und vom 9. Jahrhundert v. Chr.

*) Schrader, Eberh., Die Höllenfahrt der Istar. Gießen 1874. — Hommel a. a. O. S. 399 ff. — Vom Verf. d. B. metrisch bearbeitet in den Büchern „Die deutsche Volkssage", 2. Aufl. Wien 1879, und „Das Jenseits", Leipzig 1880.

**) Lenormant, Anfänge der Kultur. II, S. 3 ff.

an fast ganz Mesopotamien umfaßte. Das kühlere Klima des Landes gab dem Volke und damit auch dem Staate einen rauheren Charakter, als wir ihn in dem wärmeren Babylonien mit seiner weicheren Bevölkerung finden. Im übrigen ist die assyrische Kultur der semitisch-babylonischen im wesentlichen gleich, namentlich da sie hauptsächlich aus dem südlicheren Lande eingeführt wurde. Assyrien hatte es also leichter; es mußte seine Kultur nicht erst mühsam schaffen, hat sie aber auch, bei seinem rauhen und wenig bildsamen Charakter, nicht weiter entwickelt, sondern nur Nachahmungen geliefert. Dies ist namentlich bezüglich der Keilschrift, der Kunstübung und der Religion der Fall. Die Götter Assyriens waren meist dieselben wie im semitischen Babylonien. Der wenig bedeutende Gott Anu erhielt die Würde des Nationalgottes Assur, unter dessen Schutz Herrscher und Land sich stellten. Bel hieß hier oft Dagon und wurde als Herr der Gewässer mit einer Fischhaut über Kopf und Rücken abgebildet. Erst spät (um 800 v. Chr.) fand der Gott Nebo (Nabu) aus Babel in Assur Eingang. Welchen Gott kolossale Stiere und Löwen mit Adlerflügeln und Menschenkopf darstellten, die, in Stein, die Paläste bewachten, ist ungewiß. Sie trugen die geschmückte Kronmütze und den in Abteilungen kunstvoll geflochtenen Bart der Herrscher.

Ganz frei von sumerischer Einwirkung ist auch Assyrien nicht geblieben. Seine ältesten Städte A-uschar (Assur) und Ghanna-ki (später Ninive) sind Gründungen des babylonischen Urvolkes, wurden jedoch schon früh durch Ansiedelung aus Chaldäa rein semitisch. Zuerst, nach 2000 v. Chr., regierten in Assur Priesterkönige (Patisi), deren Würde Erblichkeit erlangte.

Seit bald nach 1600 v. Chr. finden wir aber wirkliche Könige in Assur, die sich von Babylon losgerissen und selbständig gemacht hatten, jedoch mit dem Mutterlande im Frieden lebten, aber nicht blieben, sondern bald Eroberungen zu machen begannen, deren Höhepunkt unter Ramman-Nirâri I. (um 1350) eintrat und durch seinen Sohn Salmanassar I. den übermütigen assyrischen Charakter erhielt. Von da an nannten sich die assyrischen Herrscher „Könige der Welt"! Nach einer ruhigeren Zwischenzeit begründeten Aschur-risch-ischi und sein Sohn Tiglat-Pilesar I. (um 1140 bis 1100) die entschiedene Obmacht Assyriens gegenüber Babylonien, den Größenwahn der Despoten dieses Reiches, die Pracht seiner Paläste, Tempel und Getreidehäuser und den Glauben, daß die Götter mit ihnen seien. Das Reich dehnte sich bereits bis zum Mittelmeere aus*).

Allerdings trat nach dieser Zeit ein Rückgang in der assyrischen Macht ein; aber ein neuer Aufschwung erfolgte unter Assur-

---

*) Hommel a. a. O. S. 527 f.

naßirpal (884—860). Er und seine Nachfolger, Salmanassar II. und Samsi-Ramman IV., eroberten Armenien, das östliche Kleinasien, Medien, Syrien und machten Israel tributpflichtig und Babylonien abhängig, fanden jedoch in dem kleinen Elam eine unerwarteten Widerstand. Aber auch in eroberten Landen kamen infolge unerträglichen Druckes häufige Aufstände vor, die mit Grausamkeit gezüchtigt wurden. Ja wir hören sogar von einer Empörung des Kronprinzen Assurdanin-pal gegen seinen Vater Salmanassar II., unterstützt von 27 Städten, darunter Ninive (825—822), die aber niedergeschlagen wurde. Das Reich wurde durch diese Erfolge befestigt und vorher nur vorübergehend erworbene Gebiete auf die Dauer unterworfen. Zu diesem Zwecke wurden beinahe jährlich Feldzüge unter dem König (Sarru) und seinem Oberfeldherrn (Turtan) unternommen. Die obersten Würdenträger fuhren auf Streitwagen, im Kriege wie auf der Jagd, die oft damit verbunden wurde; denn unter der Beute nehmen Tiere, zahme wie Pferde, Esel, Rinder, und wilde, wie Hirsche, wilde Stiere, Antilopen, Steinböcke, Kamele mit zwei Höckern, Löwen, Elefanten, Affen, Strauße, Flußpferde, Krokodile u. s. w. einen wichtigen Platz ein. Diese Tiere, soweit sie nicht erlegt wurden, sammelten die Könige in ihren Tiergärten, in welche auch erbeutete Bäume verpflanzt wurden. Den geschlagenen Feinden und Aufrührern wurde Hab und Gut weggenommen und in die Hauptstadt (erst Assur, dann Ninive, später Kalach) gebracht, ebenso ihre Götterbilder, damit sie deren Schutz verlieren, und die Opfergefäße der Tempel. Im besten Falle büßten die Unterliegenden, auch wenn sie des Siegers Füße umfaßten, durch schwere Abgaben, besonders an Vieh, Gold und anderen Metallen, auch an Wein, in schlimmeren durch grausame Behandlung. Ihre Orte wurden verbrannt, Mengen von ihnen niedergemetzelt und ihre Leichen in Schluchten geworfen; man zog den „Fehlbaren“ die Haut ab, nagelte sie an Mauern oder Pfähle, hieb ihnen Glieder ab, den Gefallenen die Köpfe, die Gefangenen pfählte man. Den Ueberlebenden auferlegte man die Sprache des Siegers. Häufig wurden Bevölkerungen nach Assyrien geführt und durch Kolonisten von da ersetzt. All dies erzählen Könige selbst in ihren Inschriften, die voll Selbstbeweihräucherung und Großsprecherei sind, und rühmen sich dessen. Auf dem Felde des Sieges wurde die Statue des Herrschers aufgestellt, zum Ruhme seiner Macht und Tapferkeit(?). An ihren Erfolgen ließen die Könige auch ihre Günstlinge teilnehmen. Jedes Jahr erhielt den Namen entweder des Monarchen oder eines hohen Hofbeamten in bestimmter Reihenfolge.

Indessen schufen die assyrischen Herrscher, die zugleich Oberpriester waren, auch Werke des Friedens. Sie bauten weite Städte und prachtvolle Paläste, deren Trümmer noch vorhanden sind, rissen Tempel nieder, um sie prächtiger neu aufzurichten, ließen Götter-

statuen und Bronzereliefs fertigen, auf denen ihre Thaten verherrlicht wurden.

Von der Stellung der Frauen bei den Assyrern wissen wir wenig; es herrschte Haremsleben mit oft einflußreichen Eunuchen. Eine Königin war indessen die bevorzugte Gattin; auf einem Marmorrelief aus Ninive sitzt und trinkt zwar die Königin mit dem König in einer Weinlaube, aber auf einem niedrigeren Sessel. Doch hat wenigstens eine Frau sich in der assyrischen Geschichte einen Namen gemacht. Eine viel bewunderte Gestalt der Sage erhält nämlich ihre historische Erklärung in des Königs Ramman-Nirari III. (811—783) Gattin, eher aber, da sie die Regentschaft führte, Mutter oder Stiefmutter Sammuramat, in welcher man die mythische Semiramis erkennt, wohl die Tochter eines babylonischen Fürsten, eine sehr energische Frau, die Kriege führte, Schlösser, Wasserleitungen und Straßen baute. Obschon unter dem genannten König Babylonien nur noch wie ein Vasallenland Assyriens erscheint, trat doch für die nächste Zeit ein neuer Rückgang der Macht Assurs ein, mit welcher eine Erhebung des Nachbarlandes Armenien zu selbständiger Macht Hand in Hand ging. So konnte es kommen, daß auch Babylon sich wieder erhob und im Jahre 745 ein dortiger Edler, Pulu (der biblische Phul), unter dem Namen Tiglatpileser III. König von Assyrien wurde und mit dem Könige Nabunaßir von Babylon im Bunde die rebellischen Beduinen unterwarf, dann Armenien wieder besiegte und einverleibte, ebenso Syrien, Israel durch Wegführungen schwächte, bis nach Arabien drang, wo Königinnen regierten, und Tribut empfing, endlich auch Babylons Krone mit der seinigen vereinigte. Sein Bruder oder Neffe Salmanassar IV. (726—722) trat zum ersten Male Aegypten gegenüber nnd vernichtete auf dem Wege dahin das Reich Israel (724). Dies vollendete aber erst sein Nachfolger Sargon, mit dem eine neue Dynastie auftrat, unter der Assyrien seine höchste Blüte, aber auch seinen furchtbaren Fall erlebte. Denn die Grausamkeiten der Assyrer hatten soviel Empörung gesäet, daß der Wurm in der scheinbar köstlichen Frucht fraß. Einen riesigen Palast mit zahllosen Verzweigungen, wohl 30 000 Quadratmeter umfassend, errichtete Sargon bei Ninive (jetzt Khorsabad), eigentlich eine Stadt von zusammenhängenden Gebäuden (diese hatten in Assyrien keine Fenster, sondern nur Oberlicht). Dieser zur Ausnahme gerechte und milde König wurde unbegreiflicherweise ermordet. Sein vielleicht mitschuldiger Sohn Senacherib (704—681) baute zwei neue Paläste (jetzt Kujundschik und Nebi Junus), sowie einen Kanal zur Versorgung Ninives mit Trinkwasser. Er fiel ebenfalls durch Vatermord, und der Thäter wurde als Aufrührer von seinem Bruder Asarhaddon, der nun folgte, niedergeworfen. Asarhaddon machte Juda und die Insel Kypros abhängig; sein erstaunlichster Erfolg aber ist der Feldzug nach Aegypten und

die (freilich vorübergehende) Eroberung des Nillandes. Zwei neue Paläste (jetzt Nimrud und Scherif-Chan) zeugten von seiner Prachtliebe. Ihm folgte nach seinem Willen sein Sohn Assurpanibal (668—626), den die Griechen Sardanapal und die Juden Asenappar nannten; er war ein Freund der bis dahin nur von den Priestern gepflegten Wissenschaften, in die er sich einweihen ließ, und seine Bibliothek aus Ziegelsteinen hat der heutigen Forschung reiche Ausbeute geliefert. Dies verhinderte ihn nicht nur nicht an eifriger Jagdliebe, sondern selbst nicht an üppiger Haremsbevölkerung durch Töchter besiegter Könige und an Grausamkeit im Kriege, namentlich in einem Feldzuge gegen die Araber, denen schon Asarhaddon acht Scheiche tötete und Assurpanibal einen weiteren Wati'u entmannen und blenden ließ.

Schon zu Anfang der Regierung Sargons hatte sich in Babylon ein Kleinfürst, Marduk-pal-idina (Merodach-Baladan), zum König aufgeworfen und sich mit Elam gegen Assur verbündet, war aber geschlagen worden*), und Sargon herrschte in Babel. Eine neue Erhebung Merodachs und Elams warf Senacherib ebenso nieder. So wechselten die Erfolge oft; Babels Zerstörung und Ausmordung durch Senacherib und sein Wiederaufbau durch Asarhaddon fallen in die nächsten Jahre dieses langwierigen Krieges. Assurpanibal endlich rächte die Teilnahme der Elamiten am Aufstande Merodachs und am tapferen Widerstande seiner Söhne und Enkel durch ihre Unterwerfung. Dies mißfiel seinem Bruder Samas-schum-ukin (Saosduchin), der in Babel regierte, als Eingriff in seine Rechte; aber sein Aufstand im Bunde mit Elam wurde von Assur gebrochen und Saosduchin stürzte sich in die Flammen des Palastes (was die Griechen von Sardanapal berichteten). Elam wurde nun (um 640) völlig assyrisch. Seine und Babyloniens Einwohner wurden in Masse nach Syrien versetzt. Aber bereits erhob das Geschick Assyriens drohend sein Haupt; denn zu jener Zeit begann das unabhängig gewordene medische Reich aufzublühen, und die Perser machten bereits von sich reden. Das Reich Assur war faul durch und durch und zum Zusammenbruche reif. Die Nachfolger Assurpanibals waren nur noch Figuren und folgten sich rasch. Babylonien fiel (625) unter dem assyrischen Feldherrn Nabopalassar, der dort König wurde, zum letzten Male ab, und das neubabylonische Reich begann sein Dasein. Gleichzeitig fielen die Meder in Assyrien ein und die Skythen verwüsteten Vorderasien 28 Jahre lang. Assur war der Ohnmacht nahe; Syrien und Palästina fielen in der Aegypter Hände, und endlich nahm Nabopalassar im Verein mit den Medern Ninive (606) ein und zerstörte es mit all seinen Palästen bis auf den Grund. Von Mesopotamien ergriffen

*) Lenormant, Anfänge der Kultur. II, S. 149 ff.

die Neubabylonier Besitz, den Medern die Trümmer Ninives überlassend.

Dem neuen Reiche Babylon war aber trotz zeitweise hoher Blüte keine lange Dauer vergönnt. Nabopalassar starb schon im Jahre nach der Zerstörung Ninives, und der Ruhm seines Reiches beruht ausschließlich auf seinem Sohne Nebukadnezar II., der damit begann, Syrien den Aegyptern wieder abzunehmen, die er tief demütigte, und Juda zum Vasallenlande zu machen, dem er aber schon 587 ein völliges Ende bereitete und die Hauptstadt zerstörte. Er vergrößerte und verschönerte Babel, baute die beiden Tempel von Babel und Borsippa neu auf, errichtete den siebenstöckigen Tempel des Sonnengottes Bel (jetzt Birs-Nimrud) und weitere Gotteshäuser und umgab das Ganze mit großartigen Befestigungen, sodaß die Riesenstadt nun drei Mauerumfassungen zählte und 400 Quadratkilometer umfaßte. Auf des großen Herrschers Tod (562) folgten nur noch Puppen, deren Herrschaft von den einfallenden Medern arg beschränkt wurde, bis ihrem letzten, Nabu-na'id, der zwar wacker baute, der Gründer des persischen Reiches, das bereits Babylon auf allen Seiten umgab, Kurasch oder Kyros, im Jahre 539 v. Chr. ohne Kampf Reich und Hauptstadt wegnahm, begrüßt von den mit dem schwachen Nabu-na'id und seinem schwelgerischen Sohne Belsazar unzufriedenen Babyloniern! Wie die Semiten die Sumerier, so lösten nun die Arier die Semiten in der Herrschaft über das Zweistromland ab, die im übrigen dieselbe blieb und nur Teil eines größeren Reiches wurde*).

III. Eranische Zeit.

1. Die Vorgeschichte Erans.

Die Wohnsitze der Eranier erstrecken sich noch heute, wie im Altertum, von den Gebirgen im Westen des Indos bis zu denjenigen im Osten Kleinasiens. Den östlichen Flügel dieser nächsten Verwandten der arischen Inder bilden die Afghanen und Beludschen, den westlichen die Armenier und Kurden; zwischen ihnen wohnen die Perser, die indessen mit ihren Vorgängern in der Herrschaft über Eran, den Medern, die einzige Bevölkerung des weiten Landes bilden, welches in der Kulturgeschichte, wie in der Geschichte überhaupt, beschieden war eine Rolle zu spielen. Freilich hat diese schon seit dem Eindringen des arabischen Islam im Zweistromlande ausgespielt; doch ist den Eraniern ein Fortleben beschieden worden, das ihren Vorgängern in der Herrschaft, den Babyloniern und Assyrern versagt war, freilich nur noch ein ruhmloses.

*) Hommel a. a. O. S. 786 ff.

Das Land, das die Eranier bewohnen, hat sie zum schroffen Gegensatze ihrer nächsten Verwandten, der Inder, gestempelt. Ihr hochgelegenes kühles Land mußte andere Charakterzüge züchten als das tiefgelegene heiße Hindustan, kräftige, energische statt schlaffer, träumerischer. Stimmen auch ihre Sprache und älteste Religion noch genau mit derjenigen ihrer Brüder vom Indos und Ganges überein, so sind sie diesen einerseits durch die religiöse Reform Zarathustras und anderseits durch die Nachahmung der Babylonier und Assyrer in der Politik, Schrift und Kunst entfremdet worden. Auf den Charakter der Eranier wirkten vorzüglich die scharfen Kontraste im Klima ihres Landes ein, das einen beständigen Kampf des Menschen mit der Natur verlangte, daher in seinen Bewohnern Arbeitslust, Nüchternheit und praktischen Sinn erweckte und sie hierdurch zu stolzen Weltbeherrschern erzog, bis sie durch den in seinen Wirkungen der indischen Tiefebene ähnlichen Einfluß des Tigris- und Euphratlandes, wie vor ihnen die Babylonier und Assyrer, deren Land ihr Hauptsitz geworden war, erschlafften.

Bevor dieses böse Ende eintrat, zwang die Eranier ihres Landes stiefmütterliche Natur ebenso zum Optimismus, zur Sehnsucht nach dem Besseren wie die Inder des ihrigen Ueppigkeit zum Pessimismus, zur Uebersättigung am Leben führte. Die Eranier ergaben sich dem Schicksal nicht willenlos wie die Inder, sondern nahmen den Kampf mit den Mächten des Bösen auf. Sie nannten sich gleich den Indern Arier, in ihrer Mundart Airja; die Stammfremden waren für sie Anairja. Ihre Götter hießen Daêvas, wie die indischen Devas; der Name wurde jedoch später zu dem der bösen Geister. Bevor dies der Fall war, standen in ihrer Verehrung die Lichtgottheiten obenan, der Sonnengott **Mithra** und ein Sterngott **Tistrja**, der zugleich Regengott war, weil in dem dürren Lande der Regen als eine Gabe der glückbringenden Sterne galt*). Er bändigt den Dämon Apaoscha, dessen Stimme der Donner ist, und spendet den Baum- und Kräuterwuchs. Sein Geschenk ist das Wasser, wie das **Feuer** das Abbild des Sonnengottes. Diesem gebührt die höchste Verehrung, weil es die in Eran kalten Nächte erwärmt und erleuchtet; es ist der Bote zwischen Göttern und Menschen. Ihm sind an bestimmten Orten Tempel geweiht, in denen das heilige Feuer brennt, das, wenn das häusliche Feuer (durch totes) verunreinigt wird, dieses wieder reinigen muß. Es brennt in dunkeln Räumen, damit die Sonne es nicht überstrahle. Die drei ältesten heiligen Feuer sind Beschützer der drei eranischen Stände: Priester, Krieger und Ackerbauer (den drei arischen Kasten Indiens entsprechend).

*) **Spiegel**, Eranische Altertumskunde. Leipzig 1871. — **Avesta**, übers. von Spiegel. — **Darmesteter**, Einleitung zu Avesta (Sacred Books IV). — **Windischmann**, Mithra. Leipzig 1857. Dessen Zoroaster. Studien. — **Justi**, Ferd., Geschichte des alten Persiens. Berlin 1879. S. 70 ff.

Weniger, aber ebenfalls sehr verehrt ist das Wasser; auch dieses bedarf der Reinigung durch Quell- oder Regenwasser. Den bösen Geistern dagegen gehört das den Eraniern, die das Meer nicht befuhren, antipathische Salzwasser. Der Luftgott Baju (wie in Indien) ist der auf leuchtendem Wagen fahrende Begleiter Mithras; dem Winde steht Vata vor. Die Göttin der Erde heißt Armaiti. Der Gott des Opfertrankes Haoma (in Indien Soma) ist ein Lichtgott und vom irdischen Haoma (der Pflanze dieses Namens) unterschieden. Wie man sieht, ist von der ältesten eranischen Religion nur wenig bekannt; denn sie wurde durch die weiterhin zu betrachtende Reform Zarathustras völlig überwuchert und in den Hintergrund gedrängt, so daß von den Aehnlichkeiten mit Indien wenig übrig blieb.

Mehr von diesen hat sich in den religiösen Gebräuchen erhalten. Wie die Glieder der drei oberen indischen Kasten, wurden auch die jungen Männer (doch oft auch die Jungfrauen) der eranischen Stände durch Anlegen einer Schnur in die Volksgemeinschaft aufgenommen. Wie den Indern war auch den Eraniern das Rindergeschlecht heilig und zwar in dem Grade, daß dessen Harn (Nirang) neben dem Wasser als Reinigungsmittel der Menschen galt und die Seele des Stiers (Gosch) unter die guten Geister gezählt wurde.

Weit reicher als Götterlehre und Kult der Eranier vor Zarathustra ist die Heldensage dieses Volkes, ein Erzeugnis seines steten Kampfes mit der feindlichen Natur des Landes. An ihrer Spitze stehen drei Kulturheroen, deren bedeutendster Jima (in Indien Yama), auch Dschem oder Dschemschid, der Sonnensohn und Schöpfer aller menschlichen Ordnungen, tausend Jahre lang Glück und Frieden unter den Menschen befördert. Die höchste Gottheit verkündet ihm einen verderblichen langen Winter (den eranischen Ersatz für die Flut) und veranlaßt ihn, sich mit Menschen, Tieren jeder Art und dem heiligen Feuer in einen Garten zurückzuziehen (der also zugleich das Paradies und die Arche vertritt). In diesem glücklichen Erdenwinkel, glaubte man, lebe Dschem immer noch. Eine jüngere Sage läßt dagegen Dschem entarten (der Sündenfall) und (ihn, den Sonnenhelden) durch einen grausamen Drachenmenschen oder Schlangenkönig (die Nacht), Dahak, umkommen. Da aber die Sonne stets wieder aufgeht, rächt ihn sein Enkel Fredun oder Thraetaona, überwindet den Dahak mit Hilfe des Schmiedes Kawe, dessen Schurzfell die Fahne der Arier geworden sei (ein Zeugnis für die Hochhaltung der Schmiede, siehe oben S. 26) und kettet ihn im Berge Demawend an. Freduns drei Söhne Selm, Tur und Eraj teilen die Erde unter sich (wie Noahs drei Söhne); Erajs Mord durch Tur, womit der lange Kampf zwischen Eran und Turan beginnt, rächt sein Nachkomme Manoschtschihr (an den indischen Manu erinnernd); er ist der eigentliche Begründer

des eranischen Volkes und Staates nach dieser Sage, die aber mit der uns bekannten Geschichte desselben leider unvereinbar ist*).

3. Die Reiche der Meder und Perser.

So wenig von der Urgeschichte der Eranier in der uns durch die Griechen vermittelten und durch babylonisch-assyrische Inschriften bestätigten Geschichte der Meder und Perser zu finden ist, so gibt es doch einzelne Züge der Hinüberleitung von der einen zur anderen dieser Ueberlieferungen. So verlegt das Avesta der Zoroastrier den Sitz des frevelhaften Schlangenkönigs Dahak, die Mythologie historisierend, nach Bawri, d. h. Babylon und zeigt damit, daß die Eranier, wenigstens die westlichen, unter der Herrschaft der auch Babylon beherrschenden Assyrer arg bedrückt wurden**). Die in der Geschichte zuerst auftretenden Eranier, die Meder, hatten die in ihrem Lande sitzenden turanischen Skythen unterworfen, erhielten dann aber in ihnen tüchtige Mitkämpfer gegen die assyrischen Eroberer und Unterdrücker, die eine Militärstraße durch Medien zogen***), die zum Teil noch vorhanden ist, und dabei Siegessäulen mit Keilschrift errichteten. Die Meder waren in mehrere Fürstentümer zerteilt und gliederten sich in sechs Stände, Autochthonen, Nomaden, Hirten, Herrschende, Grundbesitzer und Priester (Mager). Die Fürsten waren durch eine Aristokratie beschränkt, wie ursprünglich bei allen Eraniern, die aus den Familienvätern bestand und in Versammlungen über die Landesangelegenheiten beriet. Im 8. Jahrhundert v. Chr. erlangte Dejokes die Oberherrschaft über alle Meder und ahmte in seiner Hauptstadt Ekbatana Hofstaat, Hofgebräuche und Heerwesen der assyrischen Herrscher nach, von denen er sich unabängig machte. Seine Hofburg umgab er mit sieben einander einschließenden ringförmigen Mauern von verschiedenen Farben, die die Planeten bedeuteten (wie am Turme zu Babylon, s. oben S. 176). Sein Sohn Fraortes unterwarf auch Persien, wo unter medischer Oberhoheit der Stamm der Pasargaden und in diesem das Geschlecht der Achämeniden die Herrschaft über die neun übrigen Stämme führte. Ja, er dehnte sein Reich über ganz Eran bis nach Baktriana und Sogdiana aus und griff Armenien an, dessen arische Herren (Haik genannt) eine alarodische Urbevölkerung beherrschten. Er fiel jedoch (635) im Kampfe, und erst sein Sohn Kyaxares unterwarf Armenien, wie auch die Parther. Nachdem er dann die in Medien eingefallenen Skythen durch List beseitigt, zerstörte er im Bunde mit Nabopalassar (s. oben S. 175) Ninive und

*) Justi a. a. O. S. 30 ff.
**) Ebenda S. 31.
***) Ebenda S. 2 ff.

rächte damit sein Land an den Assyrern, die seine Untergebenen wurden. Da die flüchtigen Skythen in Lydien Aufnahme fanden, das seit der Unterwerfung der Phryger die westliche Hälfte Kleinasiens besaß, suchte Kyaxares auch jenes Land zu gewinnen; er mußte dies aber († 595) seinem Sohn Astyages überlassen, der jedoch mit Lydien Frieden schloß, und seine Herrschaft verweichlichte so sehr, daß der Perserfürst Kurus (griechisch Kyros) mit Hilfe der Armenier und mit Beteiligung der persischen Frauen die von ihrem Feldherrn verratenen Meder schlagen und an Stelle ihres Reiches das persische setzen konnte (659 v. Chr.).

Die Perser waren damals ein schönes, kräftiges, stolzes und redliches Volk mit freier Verfassung. Ihre Sitten waren rauh und einfach, sie kleideten sich vollständig in Leder, waren geschickt im Bogenschießen, und das auf seine Rechte eifersüchtige Volk entschied über Krieg und Frieden. Erst später verweichlichten und entarteten sie, aber ihre guten Eigenschaften besitzen ihre Nachkommen in Indien, die Parsen, noch heute.

Kyros gründete zum Andenken an den Sieg die Stadt Pasargada und erweiterte dann sein bereits riesiges Reich 547 durch die Eroberung Lydiens, dessen schwacher König Krösos durch seinen Reichtum weit berühmt war, worauf der Rest Kleinasiens ihm leicht in die Hände fiel, und durch den bereits (S. 176) erwähnten Gewinn Babylons.

Das persische Reich war nun vollständig an die Stelle des assyrischen, babylonischen und medischen getreten, und Kyros, obschon für sich einfach und edeldenkend, war, den damals herrschenden Ansichten sich fügend, genötigt, den Glanz und die Pracht, sowie die abgöttische Verehrung des Herrschers, die in jenen Reichen üblich waren, auch in dem seinigen einzuführen. Er umgab sich mit einem Gefolge auf Kriegswagen, mit Leibgarden zu Fuß und zu Pferde (eine Reiterei erscheint zuerst bei den Persern) und kleidete sich in Purpur und Scharlach und mit einer Tiara. Teppiche wurden unter seine Füße gebreitet. Großartiges Gepränge begleitete jede Ausfahrt, besonders zu gottesdienstlichen Handlungen. Zahllos waren die Hofbeamten, die den Großkönig und seine Familie umgaben. Eine besondere Gruppe derselben bildeten die „Augen und Ohren des Königs", d. h. Spione, die ihm alles hinterbrachten, was im Reiche geschah. Die Paläste und ihr Hausrat strotzten von Gold, Silber und Elfenbein. Und all das nahm unter seinen Nachfolgern fortwährend zu und erreichte unter ihrem letzten den Gipfel eines märchenhaften Aufwandes*). Von schlimmen Folgen war die fortwährend geübte Ehe der Herrscher mit ihren Schwestern.

---

*) Justi a. a. O. S. 40 ff.

Kyros fand sein Lebensende im Kriege gegen die Massageten in Turan; sein Grabmal steht noch in Murghab bei Persepolis und zeigt die dreifache (persische, elamitische(?) und babylonisch-semitische) Keilinschrift: „Ich, Kurus, der König, der Achämenide“. Kostbare Waffen und andere Geräte umgaben einst den übergoldeten Sarg. Ihm folgte 528 sein unwürdiger Sohn Kambyses (Kambuzija), der seinen Bruder Smerdis (Bardija) töten ließ und Aegypten eroberte, wo er den heiligen Apis umbrachte, seine schwesterliche Gattin und damit seine Nachkommenschaft mordete und sich selbst das Leben nahm, als er hörte, daß ein Mager Gaumata, der sich für Smerdis ausgab, den Thron bestiegen hatte (522), womit eine Herstellung der medischen Herrschaft drohte. Von sieben Verschworenen wurde der Usurpator aber getötet und ihr Führer Dareios (Darajavus) setzte sich die Krone seines Vetters Kyros auf. Er mußte, wie er in seiner dreifachen Keilinschrift am Felsen Behistan (Bisutun) abbildet und erzählt, das Reich, das zu zerfallen drohte, durch Niederwerfung der Aufrührer neu gründen, und that es in glänzender Weise, so daß er außer dem Stammlande Persis an 30 Völker durch Satrapen regieren ließ, ohne ihre Sprache, Sitten und Religion anzutasten; dagegen bezog er von ihnen starke Abgaben an Pferden, Vieh, Waren u. a., die nach heutigem Gelde etwa 660 Millionen Mark an Wert betrugen. Freiwillig sich unterwerfende Völker behielten ihre Fürsten als Vasallen, doch stets mit einem Satrapen zur Seite. Persische Truppen waren, um den Gehorsam zu erhalten, in alle Provinzen vom Nil bis zum Jaxartes und vom Mittelmeer bis zum Indos verteilt, deren Offiziere die Satrapen beaufsichtigten; über beide aber berichtete ein Schreiber an den Hof. Ein geordneter Postdienst durch reitende Boten hielt diese ausgedehnte Militär-Büreaukratie zusammen. Eine königliche Straße führte von Susa bis Sardes. Unter Dareios war die Rechtsprechung, an deren Spitze er selbst stand, noch unbestechlich und wohlthätig; gegen Verbrecher aber wurde die assyrische Grausamkeit fortgesetzt und war erfinderisch in barbarischen Todesstrafen, Körperzüchtigungen und Foltern. Dareios ist es auch, der die ersten Gold- und Silbermünzen (Dareiken zu 21 Mark, Silberstücke zu 2 Mark) prägen ließ. Er war es endlich, der seine Blicke zuerst unter Asiaten nach Europa warf und auf seinem Feldzuge gegen die Skythen in Südrußland zwar nicht diese bezwang, aber Thrakien eroberte. Wie dagegen sein Angriff auf Hellas scheiterte, den er nicht lange überlebte, noch tragischer aber der seines Sohnes Xerxes (Chsajarsa, 485—465), ist hier nicht der Ort zu erzählen; wohl aber sind die besonderen Momente persischer Kultur jener Zeit zu erwähnen. Für diese waren des Xerxes zwei Brücken über den Hellespont ein Wunderwerk der Baukunst. Sein Heer, das sie überschritt, betrug etwa eine Million Mann aus allen Teilen des Reiches.

Sechs Generale, lauter Achämeniden, befehligten es. Die Anlage der Lager war äußerst sinnreich, höchst mannigfach und je nach der Nationalität einheitlich die Ausrüstung und Bewaffnung der Truppen, von den Indern und Skythen bis zu den Aegyptern und Libyern (Herodot beschreibt sie ausführlich VII, 61 ff.). Die völlig gepanzerte Reiterei (darunter die 10000 sog. Unsterblichen) verdrängte immer mehr die Wagenkämpfer, sonst die vornehmste Truppe. Araber ritten auf Kamelen. Die Flotte von 3000 Schiffen war von Phönikern, Kyprern und Kleinasiaten bemannt, aber von Achämeniden befehligt.

Aber dieses Prachtheer erlag zu Land und zur See dem Freiheitsmute eines kleinen Volkes! Und zugleich begann die Entartung und der Zerfall des persischen Reiches! Hofränke, Sittenlosigkeit und Grausamkeit, worin sich entmenschte Weiber besonders auszeichneten, befleckten die Nachkommen eines Kyros und Dareios; Xerxes ergiebt sich eitelm Aufwand und verbrecherischen Lüsten und verfällt dem Morde. Haremswirtschaft, Schlemmerei und Mord erfüllen den Horizont der weiteren Schahe. Des Xerxes Sohn Artaxerxes (Artachsatra) beginnt seine Herrschaft mit Brudermord. Unruhen blitzen überall im Reiche auf. Aegypten und Kypros gehen verloren. Hellas wird nur durch persisches Gold im Schach gehalten. Es fehlt nicht viel, daß der jüngere Kyros seinen Bruder Artaxerxes II. mit griechischer Hilfe stürzt. Es half nichts, daß Aegypten am Vorabende des Unterganges noch einmal gewonnen wurde, der letzte Achämenide Dareios Kodomannos (336—330) ein besserer Mann war und griechische Söldner den morschen Thron stützten. Reich und Thron waren morsch und fielen vor Alexander, dem Erben der hellenischen Bildung. Damit endete in Asien die morgenländische Kultur und siegte die mittelländische; obschon sie dort einen morgenländischen Anstrich erhielt, war und blieb sie eine neue Erscheinung, die ohne die Arbeit der Völker des Mittelmeeres nicht denkbar war.

Ebenso hoch, wie die semitische Kunst in Babylonien und Assyrien über die sumerische, erhob sich die eranische über die semitische. Davon zeugen die Ruinen von Persepolis oder Istachr*). Der Bau dieser prachtvollen Residenz begann unter Dareios I. Sein Palast, aus einer großen Mittelhalle mit 8 Seitensälen mit Fenstern und Nischen, Vorhalle und Hintergebäude, erhob sich auf drei aufsteigenden Flächen und war von kyklopischen Marmormauern umschlossen. Inschriften in den bekannten drei Keilarten zeugen von des großen Herrschers Absichten und von seiner Macht. Die Treppen von einer Terrasse zur andern sind 22 Fuß breit und so flach, daß hinaufgeritten werden kann, und glänzen noch jetzt spiegelhell. Eine andere Halle des Dareios zählte 100 Säulen. Die von Xerxes errichtete Vorhalle ist von assyrischen

---

*) Justi a. a. O. S. 101 ff.

Stierbildern und Sphinxen flankiert. Alle Wände sind mit Skulpturen bedeckt, die außer den Schahen selbst Palastwachen, festliche Umzüge, Tiere und Bäume darstellen. Den menschlichen Gestalten fehlt die assyrische Uebertreibung der Muskeln; schönes Ebenmaß ziert sie; Gesichtsbildung und Faltenwurf sind höchst naturwahr. Die Halle des Xerxes zählt 36 Marmorsäulen von 67 Fuß Höhe, von Kapitellen aus Kelchen und Blättern gekrönt. Weitere Teile des enormen Gebäudekomplexes sind von Artaxerxes II. errichtet. Hinter der Stadt liegen, in Felsen gehauen, die Königsgrüfte von wunderbarer Arbeit, deren sich auch an anderen Orten Persiens finden. Weniger erhalten ist von den Palästen in Susa und Ekbatana.

3. Die Religion Zarathustras.

Alle Inschriften der Achämeniden enthalten die folgende oder eine ähnliche Formel: „Der große Auramazda, welcher der größte der Götter ist, hat den Darajawus zum Könige gemacht u. s. w." Dies zeigt, daß die Perserschahe, wenigstens von Dareios an, der Religion ergeben waren, welche ihren Ursprung von Zarathustra (griechisch Zoroastros, neupersisch Zardust) herleitet. Geschichtliches wissen wir über diesen Glaubensstifter nichts. Sein Leben ist durchaus von Wundergeschichten überwuchert und giebt weder über den Ort, wo, noch über die Zeit, wann er lebte, Aufschluß*). Vielleicht ist er bloß ein vermenschlichter Gott oder Halbgott; wenn nicht, so ist das Wahrscheinlichste, daß er vor der Zeit des Herrschaftsanfangs der Achämeniden (die ihn übrigens nie nennen) in der Landschaft Atropatene im Südwesten des Kaspisees lebte; denn aus der Inschrift am Berge Bisutun geht hervor, daß der falsche Smerdis die Tempel Auramazdas zerstörte und Dareios sie wiederherstellte, daß also wahrscheinlich die Meder dem Magismus der Sumerier huldigten und mit den Persern eine reinere Lehre ins Leben trat, die bei ihnen die arische Naturreligion (oben S. 177 f.) verbesserte und vertiefte.

Nach dieser Lehre ist Ahurô Mazdâo („der weise Herr") der oberste und im Grund einzige wahre Gott (Ahura, Herr, ist dasselbe Wort wie im Sanskrit Asura, lebendig). Abgebildet wird er in den Inschriften wie der assyrische Assur, als bärtiger Mann im geflügelten Sonnenkreise, stammt also von einem Sonnengotte. Mit höherer Kultur wurde das Helle stets zum Guten und das Dunkle zum Bösen, und so stellte sich dem Gotte des Lichtes ein gleich ihm anfangsloser böser Geist gegenüber, dessen Vernichtung aber erhofft wurde, mit Namen Angrô Mainjus („der zerstörende Geist", ver-

*) Justi a. a. O. S. 67 ff. Vgl. Spiegel, Windischmann, Darmesteter a. a. O.

derbt Ahriman). Beide leben in stetem Kampfe gegeneinander. Durch die Geburt Zarathustras wurde dem Bösen der erste Schlag versetzt, so daß er sich in die Hölle verkroch. Da übrigens Ahriman weder allwissend, noch allmächtig, noch ewig ist, so erscheint es als Irrtum, die persische Religion als dualistisch zu bezeichnen; sie ist es so wenig wie Judentum, Christentum und Islam mit ihrem Satan. Trotzdem hat jeder der beiden seine Welt von Geistern seiner Art; zwischen beide sind nach ihrem Charakter Menschen, Tiere und Pflanzen verteilt.

Die guten Geister haben an ihrer Spitze die sechs Amescha-Çpentas (unsterblichen Heiligen), die Ahura nahe stehen und den Frieden, die Frommen, das heilige Feuer, Wahrheit und Gerechtigkeit beschützen. Nach ihnen kommen die Jazatas, die göttlichen Naturwesen der alteranischen Religion (oben S. 177 f.), aber vergeistigt, wozu als meist verehrter Verethragna, der Genius des Sieges, kam. Zu ihnen kam eine weibliche Wassergottheit, Ardviçura oder Anahita, wohl nicht ohne Einwirkung der babylonischen Istar (oben S. 169): sie verleiht Fruchtbarkeit, und in entarteter Zeit wurde ihr ein unzüchtiger Dienst gewidmet. Der Lichtgott Mithra wurde zum Schützer der Verträge, Richter über die Lebenden und Toten, Herrn der Länder und Vorbild der Fürsten; ja er stand Ahura sehr nahe. Der ihm ähnliche Çraoscha stand den Opfern, Gebeten und heiligen Gesängen vor und bekämpfte die bösen Geister. Und so noch mehrere Unbedeutende. Fravaschis hießen die Lebenskräfte der Götter und Menschen und wurden als Ahnen verehrt; die Sterne waren ihre Erscheinungen, alles Wachstum wurde ihnen zugeschrieben.

Der oberste böse Geist war zunächst von den sechs Daevas, den Gegenbildern der Amescha-Çpentas umgeben, die alles Schlimme und Verbrecherische hervorriefen. Unter ihnen standen voran die Drudschas, weibliche Unholde wie die germanischen Druden; dann kamen die dämonisch schönen Pairikas, die Männer verführen, Mißwachs und Krankheiten bewirken sollten (sie entsprechen den indischen Apsaras, Gandharvas und Nagas, siehe oben S. 119).

Die Körperwelt der Erde ist von Ahuro Mazdao geschaffen; aber sein Feind hat die schädlichen Tiere und Pflanzen in sie hinein geschmuggelt. Die Schöpfung dauerte ein Jahr lang und zerfiel in sechs Abteilungen, die den Tagen der hebräischen Sage ähnlich sind. Diese Schöpfung brachte den Urmenschen, Gajomard, hervor, den aber Ahriman um das Leben brachte, worauf aus seinem Grabe eine Pflanze wuchs, aus der das erste Menschenpaar Maschiô und Maschjanî hervorging. Sie verfielen aber durch Ahrimans Verführung mittels des Fleischessens der Sünde und pflanzten diese auf ihre Nachkommen fort.

Nach der Lehre Zarathustras waren die Menschen schon vor ihrer Erzeugung als Fravaschis im Himmel, und kehren, wenn sie gut

gelebt, dahin zurück, während die Bösen in die Hölle kommen. Beide erwarten an diesen Orten das letzte Gericht, das aus drei Göttern, Mithra, Çraoscha und Raschnu besteht und das Schicksal der Seelen auf einer Wage abwägt. Um die Menschen zu bessern, erschien Zarathustra, dem zu demselben Zwecke nach ein, zwei und drei Jahrtausenden weitere Messiase aus seinem Geschlechte, jeder von einer Jungfrau geboren, folgen sollen; ihre Rechtmäßigkeit bezeugt die Sonne durch zehn-, dann zwanzig-, endlich dreißigtägigen Stillstand. Der erste Messias vernichtet die schädlichen Tiere, der zweite die übrigen Schöpfungen Ahrimans und alle Ketzereien, der dritte, Soschios, überhaupt alles Uebel. Dann werden die Menschen kein Fleisch mehr essen und immer geistiger werden, und es wird weder Krankheit noch Tod mehr geben. Die Toten werden auferstehen, die Bösen nach nur dreitägiger, aber furchtbarer Höllenqual bekehrt werden, die Erde wird größer und schöner, Soschios bringt ein großes Opfer, und es herrscht ewiges Glück. Zuletzt wird Ahura den Ahriman und jeder gute Geist den ihm entsprechenden bösen vernichten. Der Zoroastrismus ist daher beinahe reiner Monotheismus; dem Buddhismus gegenüber ist er der ausgesprochenste Optimismus und ebenso aktiv als der indische Glaube passiv. Die arischen Brudervölker haben sich damit auf das schärfste von einander getrennt.

Wir müssen hier der Zeit etwas weiter vorausgreifen, als uns sonst gestattet wäre, um die Weiterentwickelung der Lehre Zarathustras zu betrachten. Denn diese Lehre erlebte ihre höchste materielle Blüte erst sehr spät, unter den Sasaniden im 3. bis 7. christlichen Jahrhundert. In dieser Zeit wurde über die beiden sog. Prinzipien des Guten und Bösen eine abstrakte Macht, die unendliche Zeit (Zorvan akarana) gesetzt und neben sie der grenzenlose Raum (Thvâsha). Ein zweites Doppelwesen bildeten das unendliche Licht (anaghra raotshâo) und die unendliche Finsternis (anaghra temâo), die Ursprünge der Reiche Ahuras und Ahrimans. Diese unfruchtbare Spekulation, die noch weiter ausgebildet wurde, hatte aber die Entstehung von Sekten und damit den Verfall des Zoroastrismus im Gefolge. Unter diesen Sekten hat nur eine für uns Bedeutung, die von Mani (214 n. Chr.) gestiftete der Manichäer, die den Zoroastrismus mit Buddhismus und Christentum zu verbinden suchte. Aber der von Größenwahn besessene Mani wurde 273 unter dem Sasanidenkönig Bahram I. als Ketzer lebendig geschunden. Christen und Mohammedaner unterdrückten die Sekte vollständig. Letztere machten aber auch der Lehre Zarathustras selbst in Persien seit 641 ein Ende, und nur schwache Reste erhielten sich noch, Parsen oder Guebern genannt, während die nach Indien geflohenen Zoroastrier sich dort trotz ihrer geringen Zahl hohes Ansehen erwarben; sie haben den Glauben an Ahriman abgeschafft und sind völlige Monotheisten geworden.

Die Priester der Mazdajaçnas, wie sich die Anhänger Zarathustras nennen, bildeten eine Art von Kaste, heirateten nur unter sich und besaßen allein in Persien höhere Bildung. Der König wurde unter sie, die âthravan, aufgenommen. Ihr Oberster führte den Titel Zarathustrotema und saß in der heiligen Stadt Ragha (jetzt Rai), in der bloß Priester zu befehlen hatten. Ihre hauptsächliche Beschäftigung war das Recitieren von Gebeten, die Bedienung des heiligen Feuers in einfachen Häusern (Tempel gab es nicht), die Zubereitung des Haoma und das Opfer, wozu außer diesem Getränke Milch, Früchte und Blumen dienten. Außerdem waren sie Aerzte, Richter, Schreiber, Stern- und Traumdeuter.

Eine große Rolle spielten in dieser Religion die Vorschriften der Reinheit, wesentlich dieselben wie in der alten Glaubensform (oben S. 178). Die Leichen waren noch unter Kyros verbrannt, später begraben worden. Zarathustras Lehre aber verpönte die Verunreinigung von Feuer, Erde (und Wasser) durch Totes und brachte die Aussetzung der Leichen auf Türmen (Dachmas) zum Fraße der Vögel in Aufnahme. Die dem Ahriman zugehörenden schädlichen und ekelhaften Tiere zu töten, war heilige Pflicht. Vergehen gegen die sehr verwickelten Vorschriften der Reinheit wurden mit Peitschenhieben bedroht (bis zu zehntausend, also schwerlich immer auch wirklich bestraft), die schwersten mit dem Tode.

Die Zeitrechnung der Eranier teilte das Jahr (jara) in 12 Monate (maha) zu 30 Tagen und fügte 5 Ergänzungstage bei. Jeder Tag trug den Namen eines der guten Geister.

Die heiligen Schriften der Zoroastrier sind in einer derjenigen der Königsinschriften nahestehenden Sprache, aber nicht mit Keilen, sondern mit einem semitischen Alphabet von der Rechten zur Linken geschrieben, wahrscheinlich in der späteren Zeit der Achämeniden. Ihr Gesamtname ist Avesta, d. h. der Text; die späteren Erklärungen dazu heißen Zend, und so wurde auch ihre Sprache genannt. Das Avesta soll ursprünglich 21 Teile gehabt haben, von denen nur noch einer vorhanden ist und Vendidad (vidaêva-dâta, das gegen die Daevas gesetzte) heißt. Er besteht aus Fragen und Antworten zwischen Ahura und Zarathustra und enthält ohne Zusammenhang sehr Verschiedenes, besonders aber Reinheitsgesetze. Die Sprache ist dunkel und der Inhalt meist unbedeutend. Dazu kommen noch das Gebetbuch Vispered und das Buch Yaçna mit seinen Gesängen (Gathas) und Hymnen (Yescht). Erst unter den Sasaniden entstanden, in der jüngern persischen Sprache, dem Pehlvi, eine Uebersetzung des Vendidad in diese, das kindische Mythenbuch Bundehesch, einige mystische Schriften, polemische Bücher gegen Juden- und Christentum u. s. w.

Das waren die letzten Erscheinungen echt morgenländischen, d. h.

durch nichts Mittel- und Abendländisches beeinflußten Geistes in Asien. Wir haben nun das echt Morgenländische noch in Afrika aufzusuchen.

Fünfter Abschnitt.

Das Land des Nil.

Charakter.

Viel enger als mit dem übrigen Afrika, zu dem es gehört, hängt Aegypten mit Asien zusammen, zu dem es auch griechische Schriftsteller teilweise (mit dem Nil als Grenze) oder sogar ganz rechneten. Durch ungeheure Wüsten von allen anderen kulturfähigen Teilen desselben Erdteils getrennt, hängt es mit Asiens Kulturländern durch die kurze Landenge von Suez zusammen und bietet mit ihnen, namentlich aber mit dem Kulturgebiete des Euphrat und Tigris, auffallende Aehnlichkeiten, deren in ganz Afrika keine vorhanden sind. Es gehört seiner ganzen Natur und Kultur nach in die Gruppe der sonst nur in Asien vorkommenden Länder, die ihre Entwickelung großen Strömen verdanken, mit dem Meere aber wenig (oder keine) Beziehung darbieten, und die ihre Kultur ohne Entlehnung aus anderen Ländern, ganz aus sich heraus geschaffen haben. Mit dem Gebiete des Euphrat und Tigris hat aber dasjenige des Nil noch die besondere Eigenschaft gemein, daß es wie jenes aus dem Morgenlande nach Westen, beziehungsweise Norden, nicht nach dem Osten und Süden hin graviert und mit ihm die beiden Urquellen der europäischen Kultur bildet, worin aber Aegypten das mesopotamische Gebiet weit übertrifft; denn wie sein Strom, der Nil, in der Richtung nach Europa hin fließt, so steht kein außereuropäisches Land der Alten Welt in so nahen Beziehungen zu Europa, wie Aegypten.

Das Land des Nil hat seinen griechischen Namen (Aigyptos), den Homer auch dem Strome gab, nach Ebers vom einheimischen Ausdrucke Au-Kabt, d. h. gebogenes Uferland; bei den heutigen Kopten heißt es Gobzo; im Altertum nannten es die Eingeborenen Kem, d. h. das schwarze (fruchtbare) Land, die Semiten Misr (hebr. Dualform Mizraim). Der Nil hieß im Lande selbst Hapi, bei den Hebräern Jeor; das griechische Neilos soll nach einem König Nileus gebildet sein.

Diesem Strome verdankt Aegypten alles; ja es besteht als Kulturland nur aus dem Nilthale; alles übrige ist wüst und öde. Während

das ganze Land von den letzten Katarakten bis zu den Mündungen des Nil (im Altertum 7, jetzt nur noch 2) und vom Roten Meere bis zur eigentlichen Wüste etwa so groß ist wie Frankreich und Belgien, besitzt das kulturfähige Land trotz seiner Länge von 900 Kilometer nur den Umfang dieses kleineren Staates. Selbst dies aber bewirken nur die Ueberschwemmungen des Nil, die jährlich mit dem Monat Juni beginnen, zu Anfang des Oktober den Höhepunkt erreichen und erst dann völliger Trockenheit weichen, wenn die Ueberflutung wieder von neuem beginnt. So dauert Zu- und Abnahme derselben das ganze Jahr hindurch, was geradezu notwendig ist, da es dem Lande an Regen und Quellen fehlt, und damit ist es nicht einmal gethan; denn ohne fleißigen Kanalbau und Schöpfapparate würde die Thätigkeit des Stromes nicht zur Befruchtung des Landes ausreichen*).

Die Aegypter des Altertums stammten, wenn sie sich auch als Autochthonen (Urbewohner des Landes) betrachteten, wahrscheinlich aus einer mit der Zeit zunehmenden Vermischung zwischen einem aus Asien eingewanderten hellfarbigen Volke und im Nillande vorgefundenen dunkeln, negerartigen Stämmen (ägyptischer und nubischer Typus)**). In dieser Vermischung leben sie noch heute als Fellachen fort, freilich mit Verlust ihrer alten Kultur und unter der Herrschaft der arabisch-islamischen Sprache und Religion. Sie nannten sich Romet, d. h. Menschen; die Farbe der Männer war, nach den Denkmälern, dunkelbraun, die der Frauen hellgelb. Sie hatten „derbe, knochige Züge von klugem, witzigem Ausdruck“. Sie waren verständig, praktisch energisch, ohne Phantasie und Dichtergeist***). Ihre Sprache war mit den sog. semitischen Sprachen verwandt; sie und andere afrikanische Stämme aber als hamitische zu bezeichnen, führt zu keinem vernünftigen Ziele.

Die Tracht der alten Aegypter nahm mit der Zeit an Umfang zu. Im alten Reiche trugen sie nur einen Schurz, im mittleren zwei und im neuen noch ein Gewand um die Brust dazu. Außerdem unterschieden sich die Stände durch reichere oder ärmlichere Beschaffenheit der Kleidung. Der nächstniedrigere Stand ahmte die Mode des höheren nach, und dieser mußte dann wieder mehr Schmuck entfalten und die Kleidung verlängern oder erweitern. Aeltere Personen trugen sich hüllenreicher als jüngere u. s. w.†). Immer aber blieb der Schurz die Grundlage aller Kleidungsstücke, die sich ihm anschlossen. Die Frauen trugen schon in alter Zeit lange enganliegende und faltenlose Kleider, meist bis beinahe auf die Knöchel, und fügten im neuen

---

*) Erman, Adolf, Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1885, S. 25 ff.

**) Meyer, Eduard, Geschichte des alten Aegyptens. Berlin 1887, S. 18 ff.

***) Erman a. a. O. S. 51 ff.

†) Ebenda S. 281 ff.

Reiche dem halb durchsichtigen Kleide noch einen offenen Mantel hinzu. Merkwürdigerweise aber legten die Männer, besonders die Beamten, mehr Schmuck an als die Frauen. Sie vertilgten den Bart durchaus — aus Reinlichkeit und hefteten einen künstlichen an, um würdig zu erscheinen. Beide Geschlechter trugen häufig Perücken und statt der Schuhe Sandalen. Die Kinder gingen nackt.

Im Gegensatze zu den steinernen Tempeln und Denkmälern wurden die Häuser der hohen wie der niederen Aegypter nur aus Holz und Nilschlamm gebaut und sind infolgedessen verschwunden. Sie waren daher mannigfachen Veränderungen unterworfen, und so verfielen die Städte oft und wurden durch neue ersetzt. Noch vorhandene Abbildungen und Modelle geben den ägyptischen Häusern das Aussehen eines plumpen, wenn auch bunt bemalten und mit Teppichen behängten Kastens *). Dies verhinderte indessen nicht reiche Ausschmückung im Innern; in späterer Zeit ist auch das Aeußere gefälliger, ja prächtiger geworden, und dies erforderte eine sehr zahlreiche Dienerschaft. Die Aegypter liebten eine feine Küche, wohlriechende Blumen und schattenspendende Bäume in wohlgepflegten Gärten.

Die Stellung der rechtmäßigen Frau war im Nillande eine hohe, geachtete und mit vieler Freiheit der Bewegung verbundene, was aber nicht das Dasein von Nebenfrauen und Sklavinnen ausschloß. Die Könige hatten oft zwei oder mehr gleichberechtigte Frauen, sie und vornehme Leute besondere Frauenhäuser. Die Ehe zwischen Bruder und Schwester war nicht selten, und unter dem Volke stand die geschlechtliche Sittlichkeit auf einer tiefen Stufe, was aber nicht hinderte, daß im Familienleben große Zärtlichkeit herrschte und daß die Erziehung der Kinder das größte Gewicht auf moralische Lehren und Anstandsregeln legte **).

Zu den Vergnügungen der Aegypter gehörten Jagd und Fischfang; Jagdtiere waren Vögel aller Art, das Flußpferd, der Steinbock, die Antilope, Hasen und Füchse, und selbst größere Raubtiere der Wüste wie Hyänen und Löwen. Als Jagdgehilfe und Wächter war der Hund beliebt, ja verehrt. Dann Stiergefechte, Ringkämpfe, Tanz (nur von Dienerinnen ausgeführt), Musik, Ballspiel, Gastmähler nicht ohne Unmäßigkeit, selbst bei Frauen, Würfel- und Brettspiel u. s. w.

Ernstere Beschäftigungen waren Acker- und Weinbau, Geflügel- und Viehzucht, Handwerke aller Art in Geweben, Leder, Holz, Metallen, Töpferei, Bergbau u. s. w.; alle diese Beschäftigungen waren auf das niedere Volk beschränkt und galten den Vornehmen als gemein und verächtlich.

Der Verkehr im Lande war ein lebhafter. Flöße aus Papyros,

*) Erman a. a. O. S. 239 ff.
**) Ebenda S. 216 ff.

wie größere Segel- und Ruderschiffe aus Holz befuhren den Nil, seltener letztere das Rote Meer, noch weniger das Mittelmeer. Auf Straßen ließ man sich von Eseln in Sänften tragen; erst später fuhr man in Wagen mit Pferden (höchst selten wurde geritten).

Aegypten war zwar weit davon entfernt, lebensunlustig zu sein; dessenungeachtet aber beschäftigte es sich ganz besonders angelegentlich mit dem Tode und den Toten. Da die Sonne im Westen untergeht, so wurde auch der Ruheplatz der Verstorbenen in der Grenzgegend, die das Nilthal im Westen gegen die Wüste abschließt, gewählt. Die Beschaffenheit des Bodens entschied über die Art und Weise der Bestattung. Wo dieser eben war, wie bei Memphis, erhoben sich steinerne Grabhügel (Mastabas) über den Schachten, die in die ungeheuren Grabkammern hinabführten, oder es wurden Pyramiden darüber erbaut. Wo dagegen Bergwände das Nilthal begrenzten, grub man die Totenkammern in die Felsen hinein. Es waren Zimmer für die Totenfeier; sie erhielten eine Vertiefung für den Sarg, eine Nische für die Statue des Bestatteten und an den Wänden Denktafeln (Stelen), Abbildungen und Inschriften. Im Laufe der Zeit verminderte sich die Sorgfalt für die Gräber, dehnte sich aber von den früher allein so geehrten Vornehmen auf weitere Volkskreise aus; dagegen wuchs die auf den Sarg gewendete Arbeit und bedeckte diesen mit schriftlichen Formeln und mit Bildern. Der Sarkophag aus Stein, mit dem Bilde des Toten in Lebensgröße, umschloß einen hölzernen, und dieser, bunt bemalt, die Mumie, d. h. den einbalsamierten und in Binden gewickelten Leichnam. Die Dienerschaft vorstellende Puppen und künstlich nachgeahmte Lebensmittel sollten des Toten Leben im Jenseits verschönern und wurden ihm daher mitgegeben. Abergläubische Amulette sollten sein Glück nnd seine Ruhe befördern. Großer Pomp, den zahlreiche Abbildungen darstellen, begleitete das Begräbnis, das in so bedeutendem Umfange samt dem kostbaren Grabe ein Vorrecht der Wohlhabenden bilden mußte.

I. Das Reich von Memphis.

1. Die Anfänge des ägyptischen Staates.

Wie in Babylonien (s. oben S. 164), so bestanden auch in Aegypten zu Anfang seiner politischen Entwickelung viele kleine Gemeinwesen, die sich nach und nach zu einem Staate verbanden und in diesem als Gaue oder Bezirke (griech. nomoi) fortlebten, wenn auch nicht ohne Veränderung ihrer Zahl und Abgrenzung*). Sie hatten gewisse

*) Meyer a. a. O. S. 29 ff.

Abzeichen, meist von Göttern, Tieren oder Pflanzen, deren Namen sie trugen.*) Ehe indessen der eine, gemeinsame Staat entstand, bildeten sich deren zwei, der obere, der das Thal und der untere, der das Delta oder Mündungsgebiet des Nil umfaßte. Der König Oberägyptens, der eine helmartige Kopfbedeckung von weißer Farbe trug, wohnte in Nechebt, tief im Süden — derjenige des Unterlandes, den eine rote Krone auszeichnete, in Pe oder Dep, weit im Norden. Ihre Abzeichen waren der Lotos dort, der Papyros hier**). Auch diese beiden Teilreiche lebten im späteren Gesamtstaate fort und galten nur als durch Personalunion verbunden. Sie waren die Welt des Aegypters, für den es ein Ausland noch nicht gab. Das obere Land war früher besiedelt und bebaut als das untere, in dem lange die Sumpfnatur vorwaltete; der Süden behielt daher stets den Vorrang vor dem Norden, und in seinem Gebiet, in Thinis am Nil, erstand der erste gemeinsame Herrscher, Mena (griech. Menes, der „die weiße und rote Krone auf seinem Haupte vereinigte“. Die Berechnung seiner Zeit schwankt zwischen dem 6. und 4. Jahrhundert v. Chr. (wir nehmen an um 3600 spätestens)***). Obschon an seiner Geschichtlichkeit nicht zu zweifeln ist, verliert sich die Geschichte seiner nächsten Nachfolger in zum Teile vielfältige Sagen. Geschichtlich teilt man sie bis zum Untergange des Reiches in 30 Dynastien, die jedoch nicht gleichbedeutend mit Familien oder Geschlechtern sind. Unter den sechs ersten derselben wurde die ägyptische Herrschaft über die wüsten Länder im Osten und Westen des Nil und bis nach Nubien hinein ausgedehnt; dort und auf der ebenfalls gewonnenen Sinai-Halbinsel wurden Steinbrüche angelegt, hier Kolonien gegründet. Schon früh wurde der Sitz des Königs nach der Grenze zwischen beiden Teilreichen, nach Memphis (Mennowr), dem Heiligtum des Gottes Ptah, verlegt; er wechselte jedoch in dessen Umgegend fast mit jeder Dynastie, die stets bei den Pyramiden hauste, die ihr Grab werden sollten.

Der König wurde im „Alten Reich“ als Fleischwerdung eines Gottes angesehen und nach seinem Tode als Gott verehrt. Er herrschte unumschränkt und an seinem Glanze nahm auch die Königin teil.

---

*) Vollständig beschrieben sind sie in Dümichen, Joh., Geographie des alten Aegyptens u. s. w. (Einleitung zu Meyers Werk).

**) Meyer a. a. O. S. 43 ff. — Erman S. 32 f., 88 f.

***) Wir richten unsere Zeitangaben bezüglich Aegyptens danach, daß Hommel (Gesch. Bab. u. Ass. S. 418 ff.) den Thutmosis (Dechutmes) III., nach der babylonischen Chronologie, die weit sicherer ist als die ägyptische, um 1650 bis 1600 v. Chr. setzt, und fügen demzufolge zu den „Minimaldaten“ Ed. Meyers (Gesch. Aeg. S. 13) jeweilen 170 Jahre, vor den Hyksos aber weitere 250 hinzu (immerhin mit Fragezeichen), weil Meyers Herabsetzung der Hyksoszeit von 500 auf 250 Jahre uns nicht überzeugend scheint, und fahren mit dieser allerdings nur hypothetischen Berechnung fort, bis wir zu den besser beglaubigten Jahrzahlen gelangen.

Man warf sich vor ihm nieder und küßte seine Füße. Sein Name, der mit dem eines Gottes verbunden war, durfte nicht genannt werden; man bezeichnete ihn nur als „das große Haus“, Par'a (hebr. Farao), worunter auch sein (hölzerner) Palast verstanden wurde. Er hatte ein Heer von Hofbeamten, die von seiner Gnade Titel erhielten, denen aber seine Familienglieder vorangingen. Der Staatsverwaltung stand eine reiche Menge öffentlicher Beamten vor, für die lediglich der Wille des Herrschers Gesetz war*). Den ersten Rang nahmen die Schatzbeamten ein, denen die Siber-, Proviant- und Kornhäuser untergeben waren, und an deren Spitze der Oberschatzmeister stand. Der zweite Schatzmeister beaufsichtigte die Nilflotte, das Zeughaus und die öffentlichen Arbeiten. Eine weitere Beamtenklasse bildeten die Richter. Ueber ihnen stand der Wesir oder Oberrichter, der auch die Hauptstadt verwaltete nnd oft ein Prinz war. Eine Unmenge von Beamten vertraten den Herrscher in den einzelnen Bezirken und ihren Hauptorten. Ihre obersten hießen seit der sechsten Dynastie Statthalter (griech. Nomarchen). Kurz, es war eine wohlgegliederte Büreaukratie, die in so alter Zeit Erstaunen hervorrufen muß. Um die Reichen und Vornehmen, die kein Amt bekleideten, an den Hof zu fesseln, wurden ihnen Ehrentitel verliehen, oft auch Grundstücke, die, wenn auch über das ganze Land verstreut, von ihnen im kleinen so regiert wurden, wie der Staat vom Pharao im großen. Aegypten hatte keine freien Bauern. Wie die heutigen, waren die damaligen Fellachen Leibeigene teils der Gutsherren, teils des Königs, für die der Ortsschulze dem Gutsherrn oder Beamten bei Prügelstrafe verantwortlich war. Zur „Abrechnung“ schleppte man diese Leute gewaltsam herbei**).

Nach dem Reichsgründer Mena treffen wir einen Farao von bedeutendem Namen erst in Snofru, dem Stifter der vierten Dynastie (um 3250 v. Chr.). Er bändigte die Beduinen am Sinai, wo er Bergwerke anlegte, und ist der erste bekannte Pyramidenerbauer. Bedeutender darin sind aber seine nächsten Nachfolger. Sein Sohn Chufu (Cheops) baute die größte vorhandene Pyramide von Gizeh, das riesigste Denkmal der Erde, zu dem aber auch „die Arbeitskraft des ganzen Landes“ in Anspruch genommen werden mußte, so daß dieses Werk später nicht mehr erreicht wurde***). Von seinem zweiten Nachfolger Chafre (Chefren) rührt die zweite der großen Pyramiden her, mit weniger Sicherheit aber der große aus dem Felsen gehauene Sphinx (20 Meter hoch), der wahrscheinlich weit jünger ist. Die dritte und kleinste der großen Pyramiden errichtete Chafres Nachfolger Menkaure (Mykerinos), durch seine Frömmigkeit berühmt. Mit

*) Erman a. a. O. S. 86 ff., 120 ff.
**) Abbild. bei Meyer a. a. O. S. 67.
***) Meyer S. 110.

seinem zweiten Nachfolger begann die fünfte Dynastie, die wahrscheinlich durch Gewalt emporkam, und unter welcher der Pyramidenbau in Verfall geriet. Näheres ist von ihr nicht bekannt; doch scheint ihre Zeit eine solche des Rückgangs und mancher Unruhen gewesen zu sein und nur der Gräberkult in Blüte gestanden zu haben. Unter der sechsten Dynastie lockerte sich die bisherige Centralisation des Reiches und wich einer Lokalregierung der Vornehmen, einem Feudalwesen mit kriegerischem Charakter, welcher sonst den Aegyptern fremd war. Nach König Pepi II. (um 2950?), der hundert Jahre alt geworden sein soll, hüllt sich die Geschichte des Nillandes in völliges Dunkel, und es fehlt durchaus an Denkmälern, nicht aber an abenteuerlichen Sagen, — bekannt sind nur nackte Namen. Es scheint Anarchie eingetreten zu sein, zeitweise königslose Adelsherrschaft. Unter der achten Dynastie verschwindet auch der Gräberbau, und man erzählt von grausamen Tyrannen und von Schändungen des Andenkens der Pyramidenerbauer. Jahrhunderte dauerte dieser Verfall und ruhmlos schwand das „Alte Reich" dahin. —

2. Die älteste Religion des Nillandes.

Wie die Religion aller bekannten Völker, so war auch die der Aegypter ursprünglich ein Dämonenglaube. Bäume und Tiere waren die Sitze solcher Geisterwesen und zwar in jedem Gau wieder andere, teils nützliche, teils gefürchtete Tiere. War das Gefühl dieser Eigenschaften ein starkes geworden, so wurde aus dem Dämon ein Gott (äg. nuter), zunächst der Schutzgott des Gaues, dem sich zwar die Beschützer einzelner Beschäftigungen, Familien u. s. w. zugesellten, der aber der „Herr" des Bezirkes blieb. So war Ptah dies in Memphis, Neit in Sais, Amon in Theben, Bast in Bubastis u. s. w., häufig aber wurde ein solcher Gott mit einem dämonischen Tierwesen verschmolzen und unter dessen Bild verehrt. So wurde Anubis zum Schakal, Bast zur Katze, Sechet zur Löwin. In Memphis wurde der Stier Hapi (Apis), in Mendes ein Bock, in Heliopolis der Vogel Benu (Phönix?) verehrt; der Hathor waren die Kuh und die Sykomore heilig. Diese Heiligkeit wurde dann einem bestimmten Individuum der verehrten Gattung zugeschrieben und diesem die Verehrung dargebracht. Die heiligen Tiere wurden sorgsam gepflegt, Abgaben für sie erhoben, Strafen auf ihre Verletzung gesetzt, später sogar die Todesstrafe, und zwar dies bezüglich aller Glieder der Gattung. Nach dem Tode des heiligen Tieres wurde nach bestimmten Merkmalen ein neues Exemplar gesucht. Die Götter bildete man meist mit dem Kopfe des ihnen geweihten Tieres ab, oft aber ganz menschlich.

Ueber diesen Orts- und Tier- oder Baumgöttern standen aber jene, deren Erscheinung die Naturorgane sein sollten, vor allen der

Sonnengott Rê; er fand Verehrung im ganzen Lande, ohne lokalen Dienst. Unter dem Namen Huru (Horos) erhielt er ein Gegenbild in Set, dem Dämon der Finsternis. Neben ihn traten Isis, die Göttin des Himmels, die Götter des Mondes (der Ibis-Gott Thot von Hermopolis) und der Sterne, die an mehreren Orten verehrt wurden.

Aus dem Volke sonderten sich die Priester als Vermittler zwischen ihm und den Göttern ab und erdachten ein ausgedehntes System des Kultus. Sie gaben Orakel, brachten Opfer (Menschenopfer gehören nur der Sage an) und töteten heimlich die heiligen Tiere, wenn die Götter in Notfällen nicht halfen. Sie stellten Gesetze der Reinheit auf und gingen darin mit häufigem Waschen und Scheren voran, wozu auch die Beschneidung gehörte; ebenso gaben sie Gesetze der Tugend und Moral. Doch verirrten sie sich auch in Geisterbeschwörungen durch Zaubermittel. Sie waren Reichsbeamte, oft auch zugleich Inhaber weltlicher Aemter, verwalteten aber die reichen Tempelgüter unabhängig von der Staatsregierung und führten sogar deren Bewohner im Kriege selbst an. Drei Hohepriester standen an ihrer Spitze.

Nachdem das Reich in einer Hand vereinigt war, suchte man auch die Religion zu vereinheitlichen. Der Sonnengott Rê und sein Sohn Huru wurden Reichsgötter und erhielten einen Staatskult. Der König heißt Sohn des Rê, und die Obelisken sind seine Symbole, der Sperber ist Abbild des Horos, des den Menschen näher als der himmlische Rê stehenden Sonnengottes. Sein Feind Set oder Sutech ist auch der Feind des Landes, der Unfruchtbarkeit bringt, der Herr der Wüste; verehrt werden aber beide, nachdem sie sich in die Welt (Nilland und Wüste) geteilt haben, und Mythen erzählen von ihrem Kampfe und von ihrer Versöhnung. Als untergehende Sonne heißt Rê Osiris (sonst Gott von Abdu, Abydos) und ist Gatte der Isis; aufgehende Sonne ist ihr Sohn Horos. Die Sonnengötter (zu denen Tum, der Gott von Anu, Heliopolis, der Sonnenstadt, kam) haben den Stier, die Himmelsgöttinnen (neben Isis noch Nut und Nebthat) die Kuh zum Bilde. Ein System ist all dies erst spät geworden — ein Versuch, das Rätsel der Welt zu lösen. Verstanden wurde es aber vom Volke nur als Geschichtserzählung und als pantomimische Darstellung vom Tode des Osiris, der Klage der Isis und Nephthys, und der Rache des Horos an Set. Die wirkliche Bedeutung war Geheimnis der Priester, Inhalt der ägyptischen Mysterien. Von dem Kult der Lichtquellen hielt sich nur die Hauptstadt Memphis fern und blieb bei ihren Lokalgöttern Ptah und Sokar.

Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode war bei den Aegyptern fest eingewurzelt. Was fortlebte, hieß bei ihnen **Ka**, der

Geist im Sinne von Gespenst*), schon im Leben sein Schutzgeist, Doppelgänger, Idealbild. Davon unterschieden ist die Seele, Ba, die beim Tode den Körper in Vogelgestalt verläßt. Beide hatten aber keinen Bestand ohne den Leib; daher dessen sorgfältige Behandlung nach dem Tode (s. oben S. 190). Der Gott Anubis bewacht die Toten in Gestalt der ihm heiligen Schakale und nährt sie mit den ihnen beigegebenen Speisen. Der Ka aber lebt in der Statue des Toten fort.

Nachdem der Kult der Lichtgottheiten Eingang gefunden, änderten sich diese Vorstellungen. Weil Osiris, obschon (als untergegangene Sonne) von Set getötet, von seinem Sohne Horos gerächt und auferweckt wird, geschieht dies auch dem Menschen; er wird nach dem Tode ein Osiris und fährt in Seligkeit auf der Sonnenbarke durch den Himmel; er wird ein Gott. Bewirkt wird dies durch magische Gebräuche und Formeln, die uns aufbewahrt sind und in denen der Tote stets Osiris genannt wird, und durch Reinigung der Leiche mit Weihrauch; alle Götter müssen dazu helfen. Natürlich beschränkte sich dies auf die Reichen und Vornehmen!

Als Feste gefeiert wurden der Jahresanfang, der Eintritt des Neu- und Vollmondes und andere.

3. Die Kunst, Schrift und Wissenschaft im Alten Reiche.

Die wahrscheinlich ältesten und für den Charakter des Landes bezeichnendsten Kunstwerke Aegyptens sind die Pyramiden. Sie hatten ihre unvollkommene Anfangszeit, ihre Blüte- und ihre Verfallszeit. In die erste dieser Perioden fällt die sog. Knickpyramide von Dahschur, die während des Baues in ihrer Richtung abgeändert und weniger steil vollendet wurde. Die Blütezeit bezeichnen die drei großen Pyramiden von Gizeh (s. oben S. 192), die Zeit des Verfalls die späteren kleineren. Alle diese Bauwerke waren lediglich steinerne Grabhügel von Königen, in Stufen aufgebaut und diese mit einer Steinhülle glatt überdeckt, die jedoch dem Zahne der Zeit nicht widerstand. Im Innern befand sich eine Kammer mit dem Grabe, die durch einen Gang mit der Außenseite verbunden war. Ein steinerner Dammweg führte zu dem Bau. Die Technik dieser Werke ist erstaunlich, nicht minder die darauf verwendete Arbeitskraft, die freilich nicht ohne Druck auf das Volk zu erhalten war, was jedoch in jener Zeit und jenem Lande kaum von jemandem anders erwartet wurde. Die große Cheops-Pyramide enthielt ursprünglich über zwei Millionen Steine und bedurfte zu ihrer Herstellung 20 Jahre und angeblich 100 000

*) Meyer S. 83. — Erman S. 413 ff.

Arbeiter. — Zu jeder Pyramide gehörte ein Tempel, und um das Grab des Farao lagen diejenigen seiner Großen.

In der Bildhauerkunst glänzte schon das alte Reich durch Porträtstatuen. Die der Könige wurden aus kostbarem Stein gefertigt und zeigten den Herrscher in steifer Haltung sitzend. Man besitzt aus jener Zeit, mit weit mehr Lebendigkeit im Ausdrucke, die Kalksteinstatue eines Schreibers und die aus Holz geschnitzte, aber früher mit Gips überzogene eines hohen Beamten, den man, einem Einfalle der Fellahs folgend, als Dorfschulzen bezeichnet.

Mit den Statuen nicht zu wetteifern vermochte die Bildnerei von Reliefs auf Wänden. Die menschliche Gestalt ist darin fehlerhaft behandelt, indem Kopf und Beine im Profil, der Leib und die Augen aber in Vorderansicht dargestellt sind. Die Könige sind weit größer als andere Sterbliche. In Reihen von Menschen und Tieren sind alle Individuen gleich, die Tiere aber sehr naturgetreu gebildet; es war im ganzen eine Schablonenarbeit und stets mit Inschriften vermengt. Dies gilt auch von den Malereien der Gräber von Memphis, die alle religiösen und weltlichen Vorkommnisse des Lebens darstellen.

Die zu den Inschriften verwendete Schrift, als die der Hieroglyphen (heiligen Zeichen) bekannt, ist bereits im Alten Reiche ausgebildet; wie sie entstanden, ist uns zu wissen versagt*). Die ägyptische Schrift bezeichnete, wie die semitische, in der Regel nur die Konsonanten, so daß die Aussprache ihrer Wörter zweifelhaft ist, nur ausnahmsweise auch Vokale. Als Zeichen der einzelnen Laute dienten Bilder, ohne daß man weiß, warum gerade diese, oder auch Zeichen ohne Bildcharakter. Wollte man deutlich sein, so fügte man den Zeichen eines Wortes noch dessen Bild oder ein daran erinnerndes Bild bei, so z. B. schrieb man msahu, Krokodil: m, s, h, u, und ein Krokodil dahinter, — zoser, stark: z, s, r und ein Paar Arme, die einen Speer halten, dahinter. Diese Bilder brauchte man aber auch ohne Lautzeichen, um ihren Begriff auszudrücken, ferner Bilder für die Silbe, die sie bedeuten, z. B. ein Gesicht (her) für die Silbe her auch in anderen Wörtern und so noch weitere Kombinationen, die uns zu weit führen würden. Geschrieben wurden die Hieroglyphen je nach Bedürfnis senk- oder wagerecht, im letzteren Falle meist von rechts nach links, doch oft auch umgekehrt. Ihr Gebrauch beschränkte sich beinahe auf den Stein und die Mauer; auf Papyros bediente man sich einer aus den Bildzeichen abgeleiteten, aber diese nicht mehr erkennen lassenden Kursivschrift, die hieratische genannt.

Schon im Alten Reiche begegnen uns Anfänge einer ägyptischen

*) Dümichen, Joh., Sprache und Schrift der alten Aegypter (2. Einleitung zu Meyers Geschichte), S. 267 ff. — Kürzer bei Meyer S. 51 ff. und Erman S. 448 ff.

Wissenschaft, die sich indessen auf Gestirn- und Heilkunde beschränkte. Auf ihrer Himmelskenntnis beruht die Zeitrechnung der Aegypter; diese nahmen auf den Mondlauf keine Rücksicht, sondern teilten das Jahr in zwölf gleich lange Monate zu 30 Tagen, denen am Schlusse fünf Schalttage folgten. Da sie es aber versäumten, nach je vier Jahren einen sechsten Schalttag einzufügen, so wanderte ihr Neujahr in 1461 Jahren durch alle Jahreszeiten. Doch feierte man jährlich den Eintritt der Ueberschwemmung als natürliches Neujahr und bezeichnete den Zeitraum, von welchem an die Differenz begann, als Sothis- (Sirius-) Periode.

Die Aegypter kannten alle helleren Sterne und feierten sie als Sitz von Lichtwesen.

Auf dem Gebiete der Heilkunde bethätigten sich die Aegypter schon früh und zählten ausgezeichnete Aerzte für so alte Zeit. Der Oberleibarzt des Königs war hoch angesehen. Es erschienen medizinische Werke, die man Königen zuschrieb; doch wurde darin nicht nur kein Fortschritt gemacht, vielmehr drangen magische und abergläubische Ansichten mit der Zeit in diese Werke.

In allem Wissen beschränkten sich indessen die Aegypter auf das Praktische. Forschung und Theorie waren niemals ihre Sache. Eigene Schöpfungen brachten sie nicht zu tage, sondern nur hergebrachte Ansichten, die als Offenbarungen des Gottes Thot galten. Der Charakter des Verfassers tritt nirgends hervor.

Ethische Weisheit war jedoch den Aegyptern nicht fremd. Eine Sammlung Sprüche dieser Art sollte der Wesir Ptahhotep zur Zeit der fünften Dynastie verfaßt haben.

II. Das Reich von Theben.

1. Das Mittlere Reich.

In der mächtigen Stadt Theben, zu beiden Seiten des Nil *), von den Einheimischen Uast genannt, später Nut-Amon, Stadt des Gottes Amon, thronten schon zur Zeit des Alten Reiches kräftige Fürsten, deren sechster Antef V. die Herrschaft über ganz Aegypten gewann und damit die 11. Dynastie gründete, deren Häupter abwechselnd Antef und Mentuhotep hießen. Die letzten von ihnen waren, wie so oft bei Dynastien, schwach, und unter ihnen spielte ein gewisser Amenemhat, Inhaber der höchsten Aemter, so etwas wie die Rolle

*) Sie lag nur 200 Kilometer von der Südgrenze Aegyptens, dagegen 500 von Memphis; auf ihren Ruinen stehen jetzt die Dörfchen Luksor, Karnak, Medinet Habu u. a.

eines Hausmeiers. Der Wohlstand des Landes hob sich; es erschienen wieder Gräber — eine Hauptsache im Nillande — und zwar in Felsen der Thalwand gehauen, mit kleinen Pyramiden; es wurden Tempel gebaut, Steinbrüche ausgebeutet, Felsinschriften angebracht, das „rote Land" oder „Götterland" im Osten des Nil unterworfen, Ansiedelungen gegründet, Brunnen frei gelegt, die Wüste bewässert, vom afrikanischen Osthorn Weihrauch für den Götterdienst eingeführt, mit dem Lande Punt (Südarabien) Handelsverbindungen angeknüpft und zu dem Zwecke Schiffe über das Rote Meer gesandt. Ueberall erscheint dabei der Name Amenemhat, und bald begründete ein Namensvetter von ihm (um 2550?) die 12. Dynastie, deren Herrscher alle Amenemhat oder Usertesen heißen. Es waren kräftige und friedliche Könige, unter denen das Reich in hohem Grade blühte.

In diesem „Mittleren Reiche" tritt uns eine ganz neue Welt entgegen — neue Königsnamen, neue religiöse Ansichten, neue Staatsgrundsätze, ein neuer Stil in Schrift und Kunst*). Amenemhat I. befestigte die Königsmacht aufs neue und ließ sie die Vasallen oder Nomarchen fühlen, ohne ihre in ihren Gauen erblich gewordenen Rechte zu beschränken. Er bereiste das Land, beförderte das Recht, strafte das Unrecht und hielt strenge Ordnung aufrecht. Auch die Vasallen, die den Hof des Königs im kleineren Maßstabe nachahmten und ihre eigenen Beamten und Priester hielten, bestrebten sich, mit des Pharao Sorge für das öffentliche Wohl Schritt zu halten, wovon besonders das berühmte Grab des Lehensfürsten Chnemhotep in Benihassan zeugt. Unmittelbar unter dem König standen nur die Hauptstädte Theben und Memphis, wohl auch gewisse Domänen, dann die Steinbrüche und Minen und der Seehandel; aus den Gauen bezog er nur die Einkünfte, die ihm die Nomarchen sandten. All dies erforderte endlose Schreibereien, in denen die Aegypter allerdings stark waren. Schon die Selbstlobsprüche der Vasallen und Beamten nahmen stets viel Raum und Zeit weg. Die Rechtspflege war von der Verwaltung unabhängig geworden, und ihr Oberhaupt, der Wesir, hatte großen Einfluß. Unter ihrem Schutze vermehrte sich die freie Bevölkerung gegen früher; viele Bauern und die meisten Handwerker gehörten zu ihr und hielten zum Teile selbst Sklaven. Es gab daher auch mehr Leute, die eine feierliche Bestattung und prächtige Gräber für ihre ganze Familie und Dienerschaft beanspruchen konnten und durften, die aber dabei einfacher wurden als früher. Es war allgemein üblich, daß der Sohn den Beruf des Vaters fortsetzte; aber abgeschlossene Stände blieben nur der Adel und die Priesterschaft. Kasten wie in Indien gab es nicht. Doch bestand eine Klasse der Schreiber, aus der sich die Beamten rekrutierten.

*) Meyer a. a. O. S. 156 ff.

Die Pharaonen der 12. Dynastie wohnten nicht nur in ihrer Heimat Theben, sondern zeitweise auch wieder in Memphis, das sie sogar bevorzugten. Sie nahmen in vorgerücktem Alter meist den Thronfolger zum Mitregenten an, um Thronstreitigkeiten zu verhüten, wie es denn auch an Versuchen zu Aufständen nicht fehlte. In allen wichtigeren Städten bauten sie zahlreiche Tempel; Abydos, das „Grab des Osiris", war darin besonders begünstigt. Abseits vom Nilthale, am Rande der libyschen Wüste, schufen sie einen Kulturbezirk, das Faijum; durch Ableitung des Nil in den dortigen See (Mörissee) wurde fruchtbares Land geschaffen. Eine Stadt stand schon dort, erhielt einen Tempel des Krokodilgottes Sebak und war öfter Sitz der Könige. Dort erstand auch eine von den Griechen „Labyrinth" genannte riesige Palast- und Tempelanlage, ein ägyptisches Pantheon.

Das in der Zeit der Wirren dem Alten Reiche verlorene Negerland Nubien (Kusch) wurde vom Mittleren Reiche in weiterer Ausdehnung unterworfen und damit das Reich fast um die Hälfte vergrößert; mehr erreichten die unkriegerischen Aegypter nicht. Im Norden wurde die Einwanderung semitischer Stämme aus Kanaan in das Delta gestattet, wo sie Handel und Gewerbe trieben.

Im Schrifttum zeitigte die 12. Dynastie ebenfalls eine Blüte; es entstanden Geschichten, Märchen, Abhandlungen, Lieder u. s. w. Der Tempelbau erhielt seine charakteristische Gestalt mit Pylonen, Obelisken, Statuen, Reliefs und Malereien. In den Säulen wurden Pflanzenstengel mit farbigen Blüten und Kelchblättern nachgeahmt; neben ihnen trugen kannelierte Pfeiler die Decken der Gräber und Tempel. In Statuen, Reliefs und Malereien trat seit dem Alten Reiche keine wesentliche Aenderung ein.

Auch die Religion blieb im ganzen dieselbe; nur wurden die Priester zahlreicher und der Kult glänzender. Die Götter verschmolzen mehr ineinander, so Amon mit Rê u. a., und man erdichtete Reihen von ihnen als Vorgängern der Könige. Die Ansichten vom Jenseits wurden geistiger, und die Geheimlehre der Priester schritt bis zu der Ueberzeugung von der Alleinherrschaft des Sonnengottes, in den die übrigen Götter aufgingen, die ja ohnehin schon fast alle Sonnengötter waren. Diese Lehre ging von Heliopolis, der Sonnenstadt aus, deren Gott Anu jene hohe Stellung erhielt. Auch die verstorbenen Menschen wurden nun mit dem einzigen Gotte verschmolzen. Dies ging aus den Formeln hervor, in denen der Tote sprechend erschien und deren Sammlung das sog. Totenbuch bildete. Doch arbeitete sich dieser Ansatz zum Monotheismus noch nicht völlig durch; die Priester der einzelnen Gaue und Städte übertrugen die Alleingottheit und die Vergötterung der Toten unbedenklich auf ihre Lokalgötter! Unter dem Volke war natürlich alles beim Alten und der Zauber die Hauptsache geblieben.

Die 13. Dynastie gehörte ebenfalls Theben an; sie war aber ohne Bedeutung. Es nahmen Thronstreitigkeiten und Unruhen überhand; die Denkmäler wurden spärlicher und lückenhaft; es trat voller Verfall ein, wenigstens im Innern; denn die Eroberung Nubiens schritt weiter. Unter der 14. Dynastie wurde es nicht besser; der Wohlstand nahm ab. Diese Zerrüttung benutzten fremde Völker, die von Osten einbrachen, Städte verbrannten, Tempel zerstörten, Einwohner niedermachten oder in die Knechtschaft schleppten. Manetho nannte sie Hykussos (Hyksos), d. h. Hirtenkönige; wahrscheinlich waren es Nomaden aus Kanaan.

2. Die Hyksos.

Die Eindringlinge, die dem Mittlern Reich ein Ende machten, von den Aegyptern selbst Mentiu (Beduinen), Amu (Syrer) oder Schasu (Hirten) genannt, auch Aad (Todfeinde), fanden keinen Widerstand, vermochten aber doch nur Unterägypten, d. h. das Delta und Memphis zu erobern; Oberägypten aber, wo die 14. Dynastie sich notdürftig behauptete, konnten sie nur durch Streifzüge beunruhigen. Mit Weib und Kind eingewandert, scheinen sie der Dauerhaftigkeit ihres Erfolgs nicht recht getraut zu haben; denn zur Hauptstadt wählten sie Hatuart im äußersten Osten des Delta (hart am jetzigen Suez-Kanal); später wagten sich ihre Könige nach Tanis am zweiten Mündungsarm des Nil (von Osten). Wahrscheinlich gegen ihre ursprüngliche Absicht ließen sie sich seßhaft nieder, nahmen ägyptische Beamte in ihren Dienst und schlossen sich mit der Zeit äußerlich der Kultur des Nillandes an. Ihre Könige gebärdeten sich als Nachfolger der Pharaonen und nannten sich Söhne des Ré; in Wirklichkeit aber verehrten sie hauptsächlich ihren Nationalgott Baal, den sie selbst mit dem ägyptischen Wüstengotte Set verschmolzen, als dessen Lieblinge sie sich in ihren Inschriften bekannten. Manetho bezeichnet sie als die 15., 16. und 17. Dynastie und giebt ihrer Herrschaft ein halbes Jahrtausend; wahrscheinlich dürfte sie etwa 2200 v. Chr. begonnen haben.

Die Herrschaft der Hyksos hatte zur nächsten Folge eine fortwährende Einwanderung von Kanaaniten in Aegypten und damit einen lebhaften Verkehr zwischen diesem Lande und Syrien, von dem ein Teil ohne Zweifel unter ihrem Scepter stand, so daß auch in die ägyptische Sprache semitische Ausdrücke eindrangen. Ferner brachten die Hyksos nach dem Nillande das diesem bis dahin unbekannte Pferd, das jedoch hier nicht zum Reiten, sondern nur zum Ziehen von Last- und Kriegswagen verwendet wurde*). Es ist auch anzu-

*) Lenormant, Anfänge der Kultur. I, S. 207 ff.

erkennen, daß sie der vor ihrem Einbruche wütenden Anarchie steuerten und Ordnung hielten; die ägyptische Kultur hat unter ihnen, nach den anfänglichen Zerstörungen, ungetrübt weiter gewirkt.

Wie jeder Dynastie im Altertum (und zum Teile noch im Mittelalter) nahte aber auch der Hyksosherrschaft der Untergang, und zwar von dem von ihnen frei gebliebenen Oberägypten aus. Hier herrschte in Theben eine mit ihnen gleichzeitige 17. Dynastie. Unter ihren Häuptern war es Raskenen Ta'a III., der sich gegen die Fremdherrschaft im Unterlande erhob, die Aegypter um sich sammelte und mit dem Hyksoskönige Apopi den Krieg anhob. Dieser dauerte lange; denn erst sein Enkel Aahmes, mit dem die 18. Dynastie beginnt, vollendete durch die Eroberung der Stadt Auaris den Sieg über die Fremden, die sich nun (um 1700 v. Chr. (?)) mit Weib und Kind nach Asien zurückzogen, d. h. die Krieger; die friedlichen Semiten blieben in Aegypten; ja ihre Götter fanden unter die ägyptischen Aufnahme. Die Namen der Hyksosherrscher wurden auf allen Denkmälern des untern Nillandes beseitigt und die Festung Auaris geschleift, Tanis dagegen begünstigt. Auch in Syrien, wo Aahmes siegreich eindrang, wurde die Stadt Scharuhan genommen, um das Reich gegen weitere Einbrüche zu sichern.

3. Das Neue Reich.

Durch die Vertreibung der Hyksos kam ein neuer Geist in die Aegypter; sie wurden kriegerisch, was sie weder im Alten noch im Mittlern Reiche gewesen waren. Ein Berufsheer trat an die Stelle der Truppen, die die Nomarchen zusammengebracht hatten. Streitwagen traten dem Fußvolke zur Seite; eine Nilflotte unterstützte es. Waffen waren Streitaxt, Bogen und Wurfspeer. Das Heer stärkte die Macht des Königs, und die Religion unterstützte sie; der Gott Aegyptens, ob er nun Amon-Ré, Tum oder Ptah hieß, hatte ja die Scharen des Set niedergeworfen. Nachdem Aahmes einige Aufstände niedergeschlagen, regierte er im Frieden und baute die zerstörten Städte und Tempel wieder auf. Theben blieb Hauptstadt; aber der Staat gewann ein anderes Ansehen. Die Selbständigkeit der Nomarchen wurde abgeschafft und in allen Gauen die königliche Macht allein anerkannt. Neue Gerichtshöfe wurden aus Beamten und Priestern gebildet. Regelmäßige Steuern wurden eingeführt. Der Getreidehandel wurde Monopol. Dabei fehlte es aber, wenn die Könige schwach waren, nicht an Ueberhebung der Beamten sowie der Priester, die sich bedeutend vermehrt, ihren Besitz vergrößert und ihren Einfluß auf das Volk verstärkt hatten. In Theben herrschte sogar eine Oberpriesterin, dem Namen nach die Gattin des Amon, das „Gottesweib“, über dessen Tempelgut; um dieses unter ihren Ein-

fluß zu bringen, ernannten die Könige ihre Gattinnen zu jener Stelle.

Aahmes und seine Nachfolger erweiterten ihre Macht in Nubien so, daß das Reich mehr als verdoppelt war. Dieser Erfolg bewog die eroberungslustig gewordenen Aegypter, ihre Blicke auch nach dem Norden zu wenden, auf den schon die Vertreibung der Hyksos sie hingewiesen hatte. Es galt, Syrien für das ägyptische Reich zu gewinnen. Hier wohnten die Chetiter (Cheta, auch Hethiter), ein Volk von nicht bekannter Herkunft und einer eigenartigen Kultur, über die jedoch noch nichts Zusammenhängendes erforscht ist; sie beherrschten indessen nur den nördlichen Teil mit der heiligen Stadt Kadesch; der südliche (Palästina) war in kleine Gemeinwesen zersplittert. Es war ein Land, bestimmt zur Vermittelung zwischen den großen Kulturherden des Euphrat-Tigris und des Nil und daher auch eines, von dem aus, wie wir weiter sehen werden, ein dritter und mächtigster Kulturstrom sich nach Europa ergossen hat.

Schon früh haben ägyptische Kulturelemente von Südwesten und babylonische von Nordosten her in Syrien Eingang gefunden, namentlich manche religiöse Symbole und Gebräuche. Es waren 30 Jahre seit dem Eindringen des Pharao Aahmes in Syrien verflossen, als sein Nachfolger Thutmosis I. dieses wiederholte und sich nicht nur Syrien, sondern das Land bis zum Euphrat unterwarf, freilich nicht auf die Dauer.

Aber auch nach einer dritten Richtung suchte die ägyptische Begehrlichkeit sich Luft zu machen, und zwar auf Veranlassung eines außerordentlichen Weibes. Thutmosis II. hatte seine Schwester Hatschepsut geehelicht und zum „Gottesweib“ ernannt; er starb aber früh, und ihm folgte diese „ägyptische Semiramis“ als Pharaonin, indem sie zum Schein ihren jüngeren Bruder als Mitregenten annahm. Ihr Verlangen ging nach einem unblutigen Erfolge zur See, nach dem Lande Punt (Yemen). Die Aegypter waren keine Freunde des Meeres; um so größeres Aufsehen erregte die von der Königin angeordnete Seefahrt. Eine Flotte von 5 Seglern fuhr „auf Befehl Amons“ über das Rote Meer und holte bei dem Häuptling eines Pfahlbauortes durch Tauschhandel Weihrauch, Bäume, Holz, Gold, Pantherfelle, Affen und sogar einen Götzen, Besa, eine häßliche Zwerggestalt, die in Aegypten ein Amulet und sogar Gott der Musik, des Tanzes und der Toiletten wurde. Die Königin wirkte sehr wohlthätig; besonders verschönerte sie Theben durch Tempel und Obelisken, erntete aber nach 21jähriger Regierung den Haß des ungeduldigen Mitregenten, der als Thutmosis III. (um 1630 v. Chr. [?]) ihr Bild und ihren Namen überall zerstörte, die Zeit ihrer Herrschaft für die der seinigen ausgab, nach Kriegsruhm dürstete und die Syrer bei Kadesch entscheidend schlug. Syrien lag zu seinen Füßen, und die

Assyrer sandten ihm Geschenke (s. oben S. 172). Vierzehn weitere Feldzüge unternahm er dahin, zwang die Cheta zum Tribut, erbeutete 120 Elefanten und herrschte bis zum Euphrat. Es flossen ihm reichliche Beute und Abgaben an Vieh, Getreide, Oel, Wein, Elfenbein, Metallen, wilden Tieren, Wagen, Rüstungen zu, und ein ägyptischer Statthalter verwaltete die asiatischen Provinzen. Auch aus dem obern Nillande ging reicher Tribut an Negersklaven, Vieh, Elfenbein, Tieren (Giraffen u. a.) und Fellen ein; aus Punt strömten reiche Waren herbei. Es war ein Riesenreich, das Thutmosis III. gehorchte. Doch war Syrien niemals sicher und empörte sich oft. Die von dort eingebrachten Gefangenen mußten bei Bauten „unter der Aufsicht ägyptischer Fronvögte Ziegel streichen und Thon kneten". Aegypten aber schwamm im Reichtum, schmückte sich mit Erzeugnissen und Kunstwerken der eroberten Länder und wandte sich sogar zu deren Göttern. Die „Wissenden" aber schritten in der Vereinheitlichung der Gottheit vor. Der Sonnengott war es, der in jeglicher Gestalt und unter jedem Namen derselbe Eine war und blieb und dieselben Gebete empfing, unter keiner Gestalt und keinem Namen aber so sehr verehrt wurde, wie als Amon-Rê von Theben, freilich nicht ohne die Eifersucht der anderen Städte zu erregen. Alle Pharaonen der 18. Dynastie wetteiferten, den Ruhm des Gottes von Theben durch Tempelbauten zu heben, zu denen imposante Alleen von Götterbildern, Widdern (den Tieren Amons) und Sphinxen führten. Darin that sich besonders Amenhotep III. hervor, der sich selbst als Gott Amon verehrte und seine Gattin Tii göttlich verehren ließ, die einen der in Nubien errichteten Tempel erhielt. Seine kolossalen Monolithstatuen sind es, die als „tönende Memnonsäulen" unsterblich geworden sind. Die Kulte vermehrten sich; erst jetzt erhielt auch Isis einen solchen, dann der als Gott gedachte Nil (Hapi), und die Einheit der Götter verhinderte nicht ihre Zunahme an Zahl. Das Totenbuch bereicherte sich durch die Vorstellung des Osiris als Totenrichter mit 42 Beisitzern, und die Gräber nahmen an Pracht zu, zugleich aber auch der Zauber- und Aberglaube, von dem man die Sicherheit eines glücklichen Jenseits erwartete.

Durch diese Umstände drohte die Priesterschaft eine dem Staate gefährliche Macht zu werden*), wogegen der fromme Amenhotep III. nicht nur nichts that, sondern es noch begünstigte. Ganz andern Sinnes war sein Sohn, ein entschiedener Feind der herrschsüchtigen Amonsdiener. Er sah ein, daß es ein Widersinn war, vom alleinigen Gotte zu sprechen und dennoch unzählige Gestalten der Gottheit zu verehren, wahrscheinlich bewogen durch Heliopolis, wo man frischweg die Sonne selbst ohne lokalen Gottesnamen anbetete. Kaum hatte er

*) Meyer a. a. O. S. 260 ff.

als Amenhotep IV. den Thron bestiegen, so nannte er sich den Sohn des neuen Sonnengottes und dessen Oberpriester, verwarf jede tiermenschliche Abbildung der Götter und duldete nur das Bild der Sonnenscheibe. Seinen Namen veränderte er in Chuenaten (Abglanz der Sonnenscheibe), verließ Theben und baute zwischen hier und Memphis, rechts vom Nil, die neue Hauptstadt Chutaten (Wohnsitz der Sonnenscheibe). Natürlich gab es einen erbitterten Kampf zwischen ihm und der Stadt Amons, dessen Bild und Namen er vernichten ließ, soweit seine Macht reichte. Die Anhänger aller alten Götter, die nicht geradezu Sonnengötter waren, wurden arg verfolgt und der Besitz ihrer Tempel eingezogen. Sogar die ägyptische Schablone der Menschenzeichnung wurde aufgegeben, und in seinen Bildern erscheinen der König, seine Frau, Kinder und Anhänger in sonderbaren, ganz unägyptischen Zügen. Ein vorhandener Lobgesang auf die Sonne giebt über die Reform Chuenatens nähern Aufschluß. Die große Masse der Aegypter aber war der Neuerung abgeneigt, und das gab ihr den Todesstoß. Als der König nach zwölfjähriger Regierung starb, und sein Nachfolger und Schwiegersohn ihn wenig überlebte, siegte die Partei Amons; die Herrscher kehrten nach Theben zurück, und nach harten Kämpfen bemächtigte sich ein abgefallener Günstling des Sonnenkönigs, Ai, der Herrschaft und stellte den Kult der alten Götter wieder her. Volles Vertrauen aber erlangte erst König Haremhebi, der die Tempel der Sonne niederreißen, das Bild Chuenatens zerstören, die unvollendete Sonnenstadt dem Boden gleich machen und alle alten Tempel wieder neu bauen ließ. Alles wurde wieder wie es vor der Reform war.

Chuenatens Regierung ist aber nicht nur durch seine religiöse Neuerung merkwürdig, sondern ebenso sehr dadurch, daß aus ihr Aktenstücke stammen, die über den Verkehr zwischen den Reichen der Keilschrift und der Hieroglyphen wertvollste Auskunft erteilen. Man fand in Tell-el-Amarna, wo die Sonnenstadt stand, über 250 Thontafeln mit Keilschrift, Briefe babylonischer und assyrischer Herrscher und syrischer Vasallen an den Pharao, die von Freundschaft jener und Treue dieser zeugen*).

Mit Haremhebis Nachfolger Ramses I. beginnt man, obschon er sein Bruder oder Vetter war, eine neue, die 19. Dynastie, unter der das durch den Sturz der Reform tödlich getroffene „geistige Leben Aegyptens zu erstarren begann". Nie war die Macht des Aberglaubens und der Magie so groß wie seitdem. Was dem Volke des Nillandes dafür gegeben wurde, waren — die Kriege der Ramessiden!

---

*) Pietschmann, Geschichte der Phönizier, S. 258 ff. — Beilage zur Allg. Zeitung 1895 Nr. 209.

Aegypten hatte während der religiösen Wirren Syrien eingebüßt, und die Chetiter hatten dort ein selbständiges Reich errichtet, gegen das Seti I., der Nachfolger Ramses' I., zu Felde zog. Diese Feinde des Nillandes waren tüchtige Leute, staatlich und kriegerisch trefflich geordnet; Setis Erfolge gegen sie waren gleich Null, und ungeachtet der Prahlereien in den Inschriften der Pharaonen gewannen diese in Syrien nichts mehr. Die Aegypter hatten ihre Kriegstüchtigkeit verloren, und ihre Herrscher mußten mit Söldnern: Negern, Libyern und Schardana (ob aus der Insel Sardinien?) dem Mangel abhelfen. Ramses II., Setis junger Sohn (beide verbindet vielleicht der griechische Name „Sesostris“), 1350—1280 (?) regierend, errichtete an der Grenze der Cheta „Siegestafeln“; er erfocht zwar einen kleinen Sieg, in das Land aber drang er nicht ein, so tapfer er selbst war. Sogar das zersplitterte Kanaan, das die Cheta als Befreier empfing, erhob sich gegen ihn. Es mußte Friede geschlossen werden, dem sogar ein Bündnis mit König Chetasir folgte, der selbst Aegypten besuchte und dem Pharao seine Tochter zur Gattin gab.

III. Das Reich des Delta.

1. Der Rückgang.

Mit dem Ende der ägyptischen Eroberungen unter Ramses II., die von priesterlicher Großsprecherei späterer Zeiten ins Ungeheuerliche aufgebauscht wurden, tritt das Nilland in eine neue Periode seiner Geschichte ein. Es wird stiller und ruhiger, verzichtet auf Fortschritte in seiner Kultur sowohl wie in seinem Machtkreise und ergiebt sich immer mehr priesterlicher Vormundschaft, durch die es seine Energie verliert und zur Beute fremder Eroberer vorbereitet wird. Zugleich verschiebt sich der Sitz seiner Regenten abermals. Bleiben auch Memphis und Theben dem Namen nach die Hauptstädte, so wandert, dem „Schwerpunkte der äußern Politik“ zufolge, die gewöhnliche Residenz der Pharaonen nach dem Delta, wo Tanis (ägyptisch Zoan) an einem der Nilarme ihr bevorzugter Sitz und glänzend ausgestattet wird und zudem eine Festung mit Tempeln und Palästen ersteht, die den Namen des Königs erhält: Haus des Ramses oder auch bloß Ramses*). Dieser Herrscher ist aus einem jugendlichen Krieger während seines langen Lebens zu einem friedliebenden und baulustigen Mann und Greise geworden, dessen Mumie jüngst aufgefunden wurde. Er hatte von vielen Frauen 111 Söhne und 59 Töchter und war seiner Familie sehr ergeben, aber auch ehrgeizig und maßlos eitel, so

*) Meyer a. a. O. S. 296.

daß er sich eine Menge Tempel errichten und sich unter den Namen aller Götter anbeten ließ.

In dem Delta war ein reges Leben. Semitische Stämme aus Asien zogen wiederholt ein und wieder aus, unter ihnen auch wohl die Vorfahren der Israeliten. Asiatischer Geschmack in Sprache, Schrift, Kunst und Religien wuchs zusehends an. Set, der frühere Feind Aegyptens, nahm an Beliebtheit zu.

Wie Aegypten, so bedeckte sich auch Nubien mit Städten, Tempeln, Kolossalstatuen der Könige, Grabstätten, Reliefbildern und Malerien der königlichen „Siege". Der Felsentempel von Abu Simbel mit vier Ramseskolossen am Eingange und acht im Innern erinnert an die indischen Grottentempel (s. oben S. 139). Der Höhepunkt der ägyptischen Baukunst wurde damals erreicht und — überschritten, ebenso in Skulptur und Malerei, in denen „die Schablone herrscht und der Rückschritt beginnt, der zur Erstarrung führt" *). So auch in Wissenschaft und Litteratur. Die Aerzte waren verpflichtet, die Kranken nach heiligen Büchern zu behandeln. Ein hübsches Märchen „von den zwei Brüdern", das lebhaft an die Geschichte Josephs und der Frau Potiphars erinnert **), steht neben einem Heldensang des Pentaur über des Ramses Chetakrieg an der Spitze der Dichtung ***).

Diesem Kriege des Vaters nach außen folgte unter dem Sohne Merneptah ein solcher von außen. „Seevölker" unbekannter Herkunft, darunter die einst dem Vater als Söldner dienenden Scharbana, dann die Turscha (Tyrrhener?), Schakarusch a (Sikuler?) u. a. zu Wasser nach Libyen gelangt, griffen, vereint mit dessen Bewohnern, viele Zehntausende stark, von Westen her das Nilland an, das vor ihnen zitterte, dessen Krieger und Söldner aber die Feinde schlugen (1275 v. Chr.?). Merkwürdig ist, daß diese sämtlich weiß und bärtig abgebildet sind. Es mehrten sich aber die Anzeichen des Verfalls; kurze Regierungen folgten einander rasch, es riß Anarchie ein; ein Syrer Arsu maßte sich die Herrschaft an; die Tempel wurden geplündert. Endlich schaffte der König Setnecht Ordnung. Mit ihm beginnt die 20. Dynastie. Sein Sohn Ramses III. bestrebte sich in allem Ramses II. nachzunahmen, also namentlich durch zahlreiche Bauten von Tempeln und Palästen. Er wehrte neue Einfälle der Libyer mit Glück ab und schlug die in Syrien mit Weib und Kind einbrechenden „Seevölker" zurück, darunter die Danauna (Danaer?) und die Pursta (die späteren Philister?), bei welchem Anlaß das Reich der Cheta zerfiel. Es waren Versuche einer Völkerwanderung, die nur durch die Söldner der Aegypter, nicht durch diese selbst vereitelt wurden. Aber

---

*) Meyer a. a. O. S. 302.
**) Lenormant, Anfänge der Kultur I, S. 249 ff.
***) Derselbe a. a. O. S. 195 ff.

gesichert war das Land, das auch im Innern unter Ramses III. blühte, d. h. nach ägyptischem Sinn die Tempel und Priester durch Götterbilder, Sklaven, Vieh, Aecker und Ortschaften, die ihnen zu Tausenden und Hunderten geschenkt wurden, stets reicher und mächtiger werden sah. Auch der Hof und sein Harem schwelgten in Ueppigkeit; das Volk war versklavt und darbte. Man war bereits bei Palastverschwörungen angekommen, die mit Hinrichtung der Schuldigen endeten. Alle Pracht war nur Oberfläche und Schein; der Wohlstand schwand, alles ging rückwärts, die Kräfte des Landes waren erschöpft*). Knechtische Wiederholungen ersetzten das geistige Schaffen. Mächtigster Mann im Reiche war keiner der zwölf Ramessiden, sondern der Oberpriester des Amon, und endlich machte der Inhaber dieses Amtes, Hrihor, die Thatsache auch zur Form. Aber nicht er stiftete um 1050 die 21. Dynastie, sondern Seamon (griech. Smendes), der nun die Residenz Tanis auch zur Hauptstadt erkor und die Amonspriester zur Unterordnung zwang, die sich aber nach seinem Tode wieder erhoben und ihre Orakel in Theben und in der Amonsoase zum obersten Gerichtshofe machten, während ihre Tempeldiener Unterschlagungen des Tempelgutes und Schändungen von Pharaonenleichen verübten. Das alte Aegypten war rettungslos verloren.

2. Der Untergang.

Das erste Anzeichen des dem Pharaonenreiche nahenden Untergangs war die Zunahme der Söldner, die jetzt vorzugsweise aus Libyern bestanden, an Zahl, Macht und Einfluß. Nach dem dortigen Stamme der Maschauascha nannte man sie ohne Rücksicht auf ihre Herkunft kurzweg: die Ma. Von den Aegyptern hielten sie sich abgesondert und drückten die Reste der einheimischen Truppen an die Wand. Ein fürstlich-priesterliches Geschlecht stand an ihrer Spitze, und sein Oberhaupt Scheschonk (in der Bibel Sisak), von mütterlicher Seite Enkel eines Pharao, schwang sich 939 auf den Thron; mit ihm beginnt die 22. Dynastie, deren Sitz Bubastis war. Memphis wurde noch begünstigt, Theben aber mißachtet und ganz den Amonspriestern überlassen, zu denen indessen, wie auch zu vielen Priestern anderer Götter, Prinzen des neuen Hauses ernannt wurden. Dieses verlangte wieder nach Kriegsthaten und begann sie mit Einbruch in Palästina und Plünderung Jerusalems (1. Kön. 14, 25. 26); ein späterer König verhinderte die Assyrer, Palästina zu nehmen. Unter sich aber zerfielen die Söldner in Parteien unter ehrgeizigen Führern, und 823 traten die von Tanis als 23. Dynastie an die Stelle derer von Bubastis, ohne jedoch im allgemeinen Anerkennung zu finden. Unterägypten teilte

---

*) Meyer a. a. O. S. 323.

sich in eine Menge kleiner Herrschaften; das obere Land aber wurde eine Beute der Aethiopen, d. h. der in Sprache und Religion ägyptisierten und mit Aegyptern vermischten Nubier, die bereits seit dem Ende der Ramessiden, wahrscheinlich unter Nachkommen Hrihors, ein unabhängiges Reich Kusch mit der Hauptstadt Napata bildeten; es war ein völliger Priesterstaat, ganz nach dem Muster desjenigen der Amonspriester in Theben, dessen Gesetze auf vorgeblichen Aussprüchen der Götter beruhten — und war doch zugleich ein Raubstaat, der um 800 v. Chr. unter seinem König Pianchi Oberägypten mit Theben eroberte. Im Mittellande aber stießen die Aethiopen auf den gleichfalls erobernd vordringenden und die Kleinstaaten unterwerfenden Fürsten Tefnacht von Sais. Es kam zum Kriege um das Nilland; Tefnacht wurde geschlagen und Pianchi gewann ohne viel Mühe um 775 Unterägypten, konnte jedoch der Söldnerfürsten nicht völlig Meister werden. Vielmehr, nachdem er heimgekehrt, konnte Tefnachts Sohn Bokenranf (griech. Bokchoris) in Sais eine 24. Dynastie gründen, die jedoch nur aus ihm allein bestand. Uebrigens regierte er mehr als 40 Jahre gerecht und weise über das Unterland, erlag aber 728 dem wieder erobernd eindringenden Aethiopenherrscher Schabaka (griech. Sabakon), der ihn — lebendig verbrennen ließ. Die Aethiopen besaßen nun als 25. Dynastie ganz Aegypten und begünstigten das Priestertum nach Kräften. Schabakas Schwester Amenerdas wurde „Gottesweib“ in Theben. Aber die Herrschaft der neuen Machthaber versank schon nach seinem Tode in Anarchie, und die Kleinfürsten erhoben ihr Haupt wieder. Eine stärkere Hand griff aber ein, die der Assyrer, die bereits ganz Syrien besaßen. Schabaka war bereits von ihnen geschlagen und sein Nachfolger gedemütigt worden. Aegypten war zerrissen zwischen dem Aethiopen Taharka und einer 26. Dynastie in Sais, und so konnte Asarhaddon (s. oben S. 174 f.) 671 Aegypten erobern und unter 20 Söldnerfürsten verteilen. Wiederholte Versuche der Aethiopen, es wiederzunehmen, scheiterten. Ihr Reich wurde ein Wahlreich, dessen Könige die Götter, in Wahrheit aber die Priester wählten und absetzten. Mit der Zeit trat der ägyptische Firnis hinter afrikanischen Einfluß zurück, und die nach Berua (griech. Meroe) verlegte Hauptstadt blieb zwar äußerlich mit Pyramiden u. s. w. geschmückt; das Reich Kusch versank aber immer mehr in Barbarentum und zerfiel im 3. Jahrhundert nach Chr.

In Aegypten aber gelang es dem assyrischen Vasallen Psammetik, Fürsten von Sais, sich unabhängig zu machen und mit Hilfe griechisch-kleinasiatischer Söldner 645 die 26. Dynastie auf den Thron zu setzen und durch die Ehe mit einem „Gottesweibe“ ganz Aegypten zu gewinnen. Es war ein Söldnerstaat, der aber zum ersten Male sich dem Mittelmeer zuwandte und über dieses mit den Griechen Handel trieb, von ihnen Kolonien aufnahm und Reisende empfing.

Psammetiks Sohn Necho (seit 609) begann einen Kanal vom Nil nach dem Roten Meere, ließ durch Phöniker Afrika umschiffen und baute Kriegsflotten auf beiden Meeren. Trotz dieser Anlehnung an den Weltverkehr wurde der ägyptische Geist in religiöser Hinsicht wo möglich noch orthodoxer als früher, kehrte in der Kunst zum altertümlichsten Stil und Geschmacke zurück, verstand aber die Hieroglyphen so unvollkommen, daß sich für den gewöhnlichen Gebrauch eine kürzer gefaßte Schrift, die demotische, ausgebildet hat. Das gemeine Volk verstand die höhere Religion weniger als je und huldigte dem Tierdienste, besonders dem des Apis, in krasserer Weise als jemals. Doch herrschte größerer Wohlstand, besonders unter Amasis (seit 569).

Schließlich aber kam das Ende. Schon 604 hatte Aegypten das von Necho wieder gewonnene Syrien an die Neubabylonier verloren. Bürgerkrieg wütete zwischen König Apries (Hofra) und dem Usurpator Amasis, welcher siegte, aber gegen Nebukadnezar den kürzeren zog. Seine Griechenfreundlichkeit konnte das Reich nicht retten. Die neue Großmacht Persien stand ihm drohend gegenüber, und Aegypten konnte ihr kein Salamis bieten; es war ohnmächtig und wurde, als Psammetik III. dem Kambyses unterlag, 525 eine persische Provinz. Die persischen Schahe zählen als 27. Dynastie; Dareios behandelte das Land gut und vollendete Nechos Kanal. Wenn auch das Nilland sich dreimal von dem geschwächten Perserreiche mit griechischer Hilfe losriß und drei Dynastien, freilich ohne alle Bedeutung, zählte, so unterlag es endgiltig 342 den Persern und nicht lange danach, 332, dem großen Alexander. Damit verschwindet Aegypten vorläufig aus unserem Gesichtskreise und mit ihm die morgenländischen, auf Ströme angewiesenen Kulturländer überhaupt, und die Weltgeschichte beginnt sich auf dem Mittelmeere abzuspielen.

Drittes Buch.

Die mittelländische Kultur.

Ueberblick.

Die Kultur der Länder um das Mittelmeer stellt nicht, wie jene der morgenländischen Kulturreiche, ein loses Gefüge von einander unabhängiger und sich selbst genügender Erscheinungen und Leistungen menschlicher Gesittung und Bildung dar, sondern bildet eine unter sich eng zusammenhängende Reihenfolge auf dem Gebiete der Kultur schaffender Völker. Indien hatte nichts von Tsina, Aegypten nichts von Babylonien gelernt und umgekehrt; daß der Buddhismus sich dem Reiche der Mitte und dessen Schülervölkern mitteilte, ist eine sehr späte Erscheinung und hat nichts mit dem Charakter der beiden ostasiatischen Kulturreiche zu thun; jene Religionsform wurde auch in der Fremde etwas ganz Anderes als in Indien.

Naturgemäß sind, wie für die morgenländischen Kulturreiche deren Stromgebiete, so für die Kulturvölker um das Mittelmeer die Gestalten ihrer Küsten maßgebend, d. h. entscheiden über den Gang ihrer Kulturentwickelung. Diese Küsten haben einen dreifachen Charakter. Im Osten hängen sie eng mit dem Morgenlande zusammen, ja gehören geographisch ihm noch eigentlich an; sie sind Ausläufer der Reiche am Euphrat und Tigris und am Nil, und Teile von ihnen fielen daher beiden Reichen abwechselnd als Beute zu. Dies verhinderte aber ihre Bewohner nicht, auf dem vor ihnen liegenden Meere nach weiteren Zielen zu streben, als jene sie unterjochenden Reiche ahnen konnten. Sie haben allerdings manches von diesen Reichen gelernt, aber noch mehr selbst gefunden und es verstanden, dies über jenes wunderbare, drei Erdteile eng verbindende Meer nach fernen Küsten desselben zu bringen. Wir sprechen hier von Syrien und Kleinasien.

Syrien, ein schmales Küstenland, das gegen Osten sich der ägyptischen, assyrischen und persischen Heere und Waffen nicht erwehren

konnte, hatte seine Stärke in seinen Schiffen. Aber nicht nur in diesen. In seinem Süden lebte ein kleines Volk, das keine Kiele und Ruder besaß; dieses kleine Volk hatte seine Stärke in seinem Gotte, und obschon es der Lage nach dem Morgenlande angehörte, teilte es seinen Gott nicht diesem, sondern über das Meer hin dem Abendlande mit, gehört also, auch ohne auf der Salzflut thätig zu sein, zu den Begründern der mittel- und damit auch der abendländischen Kultur. Bevor indessen dies den Hebräern möglich war, hatten die Segel der Phöniker schon das ganze Mittelmeer erobert und konnten der Heere spotten, die ihre Heimat unterjochten.

Einen anderen Charakter hat Kleinasien, nämlich den einer Brücke von Asien nach Europa. Auf dieser breiten Brücke flutete ein so lebhafter Völkerverkehr, daß sich kein einheitliches Reich darauf bilden konnte, und sie hatte daher stets die Bedeutung einer Verbindungsbahn zwischen dem Osten und Westen der Alten Welt.

Dem unselbständigen, geographisch morgen-, kulturhistorisch aber mittelländischen Charakter der Ostküsten des Mittelmeeres gegenüber sehen wir dessen Nordküsten in unzähligen Zickzacklinien sich so reich gliedern, daß sich, den Gesetzen der Kultur gemäß, die der Küstengliederung einen so großartigen Einfluß auf die Kultur zugestehen, in den Halbinseln von Griechenland und Italien großartige Fortschritte in der Bildung der Menschheit entwickeln mußten. Was sie aus dem Morgenlande bezogen, was ist es im Vergleiche mit dem, was sie dem Abendlande geschenkt haben? Wie verschieden ist aber ihre Gestaltung! Die zahllosen Buchten, in die sich die Küsten der Pindos-Halbinsel verzweigen, schrieben dieser eine Entwickelung in vielen kleinen Kulturkreisen vor, die, wenn auch zu einer Anzahl gemeinsamer Züge, doch niemals zu einer wirklichen Einheit gelangen konnten. Italien dagegen, das langhin zwischen zwei Meeren gestreckte Apenninenland, das keine tief einschneidenden Buchten kennt wie Hellas, mußte sich durchaus einheitlich entwickeln; es war darum auch nicht so original, sondern nahm das, was Hellas aus dem Morgenlande bezogen, aus zweiter Hand von diesem an und brachte Europa neben eigenen Gaben vorzugsweise von ihm bearbeitete hellenische Kulturschätze.

Die unbedeutendste Rolle im Mittelmeere spielten die Süd- und Westküsten. Sie haben keinen ausgesprochenen Charakter. Jene gehören einem ungegliederten Kontinent, Afrika, diese einer ungegliederten, jenen im Kleinen wiederholenden Halbinsel, Iberien, an. Sie mußten sich wesentlich empfangend, entlehnend verhalten, konnten nichts aus sich selbst schaffen und wurden daher nur phönikische, griechische und römische Kolonien.

Was aber die Länder um das Mittelmeer am tiefsten von denjenigen des Morgenlandes unterscheidet, ist das gemeinsame Leben, das jene verbindet und diesen völlig fehlte, bis die Europäer welches

dahin brachten! Die vier Kulturreiche des Ostens haben keine gemeinsame Geschichte, ausgenommen allein Mesopotamien und Aegypten in sehr später Zeit; das Mittelmeer hatte stets eine solche. Auf allen Seiten seiner Ausdehnung entstanden phönikische uud griechische Kolonien und römische Provinzen. Und nicht nur das! Nicht nur Handel und Verkehr, Kriegs- und Staatsrecht verbanden diese Küsten; auch der Geist that dies. — Die hellenische Philosophie blühte von Kleinasien bis Unteritalien, das römische Recht verband Europa mit Asien und Afrika. Und endlich trat auch die Religion auf die Bühne der mittelländischen Kultur. Zwei Weltglaubensformen erkoren dieses Meer zum hauptsächlichen Schauplatze ihrer Ausbreitung. Wie die erste dieser Erscheinungen, der Buddhismus, aus Indien nach Osten wanderte, so die zweite, das Christentum, aus Palästina nach dem Westen und weiter, die dritte, der Islam, aus Arabien nach Osten und Westen zugleich. Die Heimat beider gehört zwar der Lage nach zum Morgenlande; aber keines, weder das Kreuz noch der Halbmond, hat irgend welche direkte Beziehungen zu den vier Kulturreichen des Morgenlandes. Wie das Judentum, so trieb auch Palästinas zweite Religion ihre Zweige zunächst nach dem Mittelmeere, gelangte aber später zur unbedingten Herrschaft im Abendlande, wo sie alle Verhältnisse gründlich umwälzte. — Und ist auch Arabien, zwischen Euphrat und Nil hingebreitet, noch morgenländischer als Kanaan, so hat doch sein Glaube der Hauptsache nach auf das Mittelmeer gewirkt und in wenig bedeutendem Grade ostwärts, wo er nichts wesentlich änderte. Das Theater aber, auf dem beide Gegensätze, Kreuz und Halbmond, gegen einander stießen und den Kampf auf Leben und Tod miteinander aufnahmen, der noch in unsere Zeiten hineinragt, das war eben wieder das Mittelmeer!

Erster Abschnitt.

Die Völker am Morgensaume des Mittelmeeres.

I. Die Hebräer.

1. Volk und Staat.

Die Wohnsitze und ältesten Ueberlieferungen der Hebräer sind allen Lesern aus der Schule so geläufig, daß wir hier nichts zu wiederholen brauchen, was nicht ausdrücklich für die Kulturgeschichte von Interesse ist. Dies ist vor allem der Umstand, daß in Palästina

ein Volk erwuchs, das, obwohl nicht unmittelbar an das Mittelmeer grenzend, doch dem gesamten Umkreise dieses Gewässers wichtige Kulturelemente, meist ohne diese Absicht, mitgeteilt hat. Die Hebräer gehören dem semitischen Sprachstamme an, von dem es, wie von jedem, ungewiß ist, ob seine Glieder auch gemeinsamer Abstammung sind. Schem heißt hebr. „Ruhm", „Semiten" sind also die „berühmten Leute" *). In Palästina haben immer Völker dieses Sprachstammes gewohnt. Sie waren aber durch den Jordan, den Nil dieses kleinen Landes, in verschiedene Gruppen geteilt. Im Westen des Flusses lebten die Kanaanäer, im Osten die Hebräer (von „Ibrîm", d. h. die Jenseitigen). In der Folge vermischten sich beide vielfach, und aus dieser von Osten nach Westen vorschreitenden Mischung gingen die Israeliten hervor. Weniger vermischt und mehr nomadisch blieben die übrigen hebräischen Völker, die Moabiter, Ammoniter und Edomiter. Jedes dieser Völker verehrte einen Gott, ohne an dem Dasein derjenigen der anderen zu zweifeln, so Moab den Kemosch, Ammon den Molech; der Gott Edoms ist nicht bekannt. Der gemeinsame Titel dieser Götter war Baal (Herr); mit den übrigen Semiten hatten die Hebräer den Gottesnamen El gemein (s. oben S. 169).

Was die Israeliten im besonderen betrifft, so stammten diese nach ihrer Ueberlieferung aus Mesopotamien und hielten sich zeitweise in Kanaan und Aegypten auf, wovon jedoch in den Quellen des Nillandes nichts zu finden ist; doch haben dort im Delta fortwährend Semiten gelebt (s. oben S. 206). Als eigentliches Volk finden wir sie unter Führung des Mose am Sinai, wo dieser ihnen den Gott Jahwe und dessen Gesetze verkündete**). Verbunden mit dem arabischen Stamme der Keniter zogen die Israeliten nach dem Ostjordanlande, wo Mose starb, sein Volk aber allmählich vom Nomadenleben zum Ackerbau überging. Da hierdurch ihre Zahl zunahm, drängten die, für die das Land zu klein war, über den Jordan nach Kanaan, schoben sich in die Sitze der dortigen Bewohner hinein, rotteten sie aber keineswegs aus; denn nachher leben sie immer noch***). Es handelten dabei die einzelnen Stämme jeder für sich; die Ueberlieferung zählt ihrer zwölf; eine Rolle aber spielen bloß drei: Juda, Joseph (mit den Unterabteilungen Ephraim und Manasse) und Benjamin — von den übrigen ist wenig bekannt. Ganz Westjordanland haben die Israeliten niemals gewonnen; die Meeresküste erreichten sie nur an einer kleinen Strecke (am Karmel), und sie blieb ohne Bedeutung für sie. Dort

*) Stade, Bernh., Geschichte d. Volkes Israel. Berlin 1887. I. Bd. S. 109 f.

**) Tiele, C. P., Gesch. der Religion im Altertum, deutsche Ausg. von G. Gehrich. Gotha 1896. I. S. 294 ff.

***) Das 1. Kap. des Buchs der Richter zeigt dies gegenüber dem weit jüngeren Buche Josua, das als ein Heldengedicht erscheint.

setzten sich die Philister fest. Nördlich grenzten an sie seewärts die Phöniker, landeinwärts die Chetiter (oben S. 202 und 205) und die Aramäer mit dem zeitweise mächtigen Staate Damask, südlich die Wüstenstämme der Amalekiter und Ismaeliter.

Ein gemeinsames Band vereinte die Israeliten nicht; ihre Stämme führten Fehden unter besonderen Führern, Schofeten oder Richter genannt, bis feindliche Ueberfälle und der wachsende Uebergang zum Ackerbau die Errichtung eines Staates notwendig machten, der seinen Ausdruck in der Aufstellung eines Königs fand. Die Macht, wenn auch nicht den Namen eines solchen besaß zuerst Jerubbaal oder Gideon, ein tapferer Held aus dem Stamme Joseph, der die Midjaniter schlug. Den Königstitel nahm sein Sohn Abimelech an; aber dieser Wüterich ging verdienterweise unter. Nach längerer königsloser Zeit zwang die Not der Philisterherrschaft Israel, den tapfern Saul aus dem Stamme Benjamin, der die Ammoniter schlug, zum König zu wählen (1055 v. Chr. [?]). Saul brach die Oberherrschaft der Philister; aber sein undankbarer Schwiegersohn David aus dem Stamme Juda, von der Priesterschaft unterstützt, empörte sich gegen ihn und kämpfte im Bunde mit den Landesfeinden gegen sein Volk und seinen König. Als Saul und sein edler Sohn Jonathan (1033 [?]) im Kampfe fielen, teilte sich Israel; im Norden regierte Sauls schwacher Sohn Eschbaal, im Süden David als Vasall der Philister, nach Eschbaals Ermordung aber im ganzen Reiche, nachdem er Sauls Familie ausgerottet hatte. Durch ihn wurde Jerusalem zur Hauptstadt, durch ihn, wenn auch mit barbarischen Grausamkeiten, Israel von dessen Feinden befreit, durch ihn das Land zu einem festgefügten Staate mit stehendem Heere und organisierter Priesterschaft. Aber seine schweren Sünden rächten sich durch namenlose Greuel in seiner Familie. Ihm folgte (993) die Frucht seines Ehebruchs mit Batseba, der glänzende Salomo, der seine Herrschaft mit Brudermord (an Adonia) begann und unter dem Israel in üppiger Hofhaltung und prächtigen Bauten mit den großen orientalischen Reichen wetteiferte, aber auch durch Handel und Verkehr blühte, hingegen in Sitten und Glauben höchst locker wurde. Die Folge war der dauernde Zerfall seit Salomos Tod (953) in die beiden Teilreiche Israel im Norden, wo ein Herrscherhaus das andere, oft durch Mord, ablöste, und Juda im Süden, das dem Hause Davids verblieb.

Kulturgeschichtlich das wichtigste aus der Zeit des ungeteilten Königtums sind Salomos Bauten in Jerusalem. Der vielberühmte Tempel war unter diesen keineswegs die Hauptsache*). Er war bloß ein Teil der Burganlagen, kein Volks-, sondern ein Hofheiligtum. Zweck der Burganlage aber war die Befriedigung der Prachtliebe von

*) Stade a. a. O. S. 311 ff.

Salomos ägyptischer Gemahlin, der ersten seiner vielen Frauen. Die Bronzegeräte des Tempels, von dem phönikischen Künstler Churam-abi gegossen, waren freilich prachtvoll, aber glänzender muß die Ausstattung des aus Zedern vom Libanon gebauten Hauses mit seinen 45 Säulen und seiner Waffensammlung, der Gerichts- und Thronhalle, dann des Palastes selbst und des Hauses der Pharaotochter gewesen sein, und diese Gebäude waren auch heller und luftiger als der düstere Tempel, der sich erst mit der Zeit zum gemeinsamen Heiligtume des Volkes Israel entwickelte.

2. Sitte und Religion.

Wie alle alten Völker teilten sich die Israeliten in Freie und Sklaven; aber die letzteren waren Glieder der Familie und wie Kinder betrachtet, und zwischen beiden Ständen waren Ehen nicht selten. Waren sie Volksgenossen, so stammte ihre Stellung aus Kauf, Vergehen oder Schuld oder Geburt von einer Sklavin, — wenn Fremde, und das trifft die meisten, waren sie Kriegsgefangene*). Nach 7 Jahren konnten einheimische Sklaven frei werden. Die Sklavin war meist Nebenweib (âmâ) ihres Herrn und wurde vom armen Vater auch zu diesem Zwecke verkauft, jedoch wie eine Frau gehalten. Die hebräische wirkliche Frau befand sich in einer Mittelstellung zwischen Sklavin und Gleichberechtigter, sie war immerhin Eigentum des Mannes. Gefreit wurde sie mittels Geld, Geldeswert oder Arbeitsleistung, und der Vater der Braut entschied allein über ihr Schicksal. Das Leben der Frau war aber ohne Zwang, soweit sie Zucht beobachtete. Die Reichen lebten fast regelmäßig in Vielweiberei. Der kinderlosen Frau wurde es zur Ehre angerechnet, dem Manne eine Sklavin zuzuführen. Ehebruch unterlag schwerer Strafe, sogar des Todes, doch beim Manne nur wenn er eine fremde, beim Weibe, wenn es die eigene Ehe brach. Unverheiratet blieb Niemand. Der Bruder mußte die kinderlose Witwe des Bruders ehelichen und seinen ersten Sohn von ihr als den des Toten anerkennen (Levirat).

Um die Verstorbenen wurde in überschwänglicher, barocker Weise getrauert. Man zerriß die Kleider, raufte den Bart aus, schor das Haar, ging barhaupt und barfuß, schnitt sich Wunden, klagte und weinte laut und wiederholte dies bei der Bestattung. Und das, trotzdem das Gesetz es verpönte; es waren also beibehaltene Gebräuche aus vormosaischer Zeit, in welcher ein Ahnenkult herrschte, zu dem auch das Gastmahl nach der Bestattung — ein dem Toten gebrachtes Opfer — gehörte**).

*) Stade a. a. O. S. 377 ff.
**) Ebenda S. 387 ff.

Die Vorstellungen der alten Israeliten vom Zustande nach dem Tode waren noch sehr unklare. Sie glaubten, daß der Tote im Grabe weiter lebe oder wenigstens die Seele bei ihm oder in seiner Nähe weile. In späterer Zeit verband man in Gedanken die Gesamtheit der Gräber zu einem großen Grabe, einer Unterwelt (Scheol), in die man „zu seinen Vätern versammelt" wurde, in der aber den Sündern und den „Unbeschnittenen" ein abgesondertes Dasein beschieden war*). Man glaubte an einen Einfluß des Verstorbenen auf die Lebenden, denen er im Traum erscheine, und zwar so, wie er lebte.

Der Gott Jahwe, den die alten Israeliten verehrten, war noch kein Gott der Welt, sondern nur ein Gott seines Volkes, der nur neben sich, nicht aber bei fremden Völkern andere Götter ausschloß, an deren Dasein auch niemand zweifelte. Und doch ging von diesem Volke der Glaube an einen Gott der Welt aus; er entwickelte sich aus der Ueberzeugung, daß Jahwe der stärkste Gott sei und daß er seine Getreuen auch in die Fremde begleite. Indessen war und blieb er in deren Vorstellung menschenähnlich. Er erschien und sprach wie ein Mensch, war aber, wenn auch noch nicht allwissend und allmächtig, doch wissender und mächtiger als die Menschen, und daher gefürchtet. Sein Wesen war aber noch so unvollkommen aufgefaßt, daß man ihm Schwächen und Fehler zutraute, wie z. B. Bethörung der Menschen, Zorn; er war ausschließlich für sein Volk besorgt und voll Haß gegen alles Fremde, Krieg gegen die Feinde führend als „Herr der Heerscharen" (Jahwe Sebaot). Er erscheint im Gewitter, als Feuer- oder Rauchsäule, im Traume u. s. w., sendet Engel zu seinen Erwählten und Würgengel zu seinen Verächtern, sie zu töten.

Der Wohnort Jahwes war unbestimmt. Im Gewitter dachte man ihn sich wohl über den Wolken, im Verkehre mit den Menschen aber auf der Erde wandelnd, vorzugsweise in Kanaan („Jahwes Haus"), mit Bezug auf die Gesetzgebung aber auf dem Sinai thronend und im Verhältnis zum Kult in seinem jeweiligen Heiligtum hausend, nach dem er dann auch benannt wurde. Ja man dachte sich ihn in der heiligen Lade wohnend. Seine Verehrung fand statt auf heiligen Bergen und Höhen, unter heiligen Bäumen, an heiligen Quellen, bei Gräbern heiliger Männer; überall war er da gegenwärtig, bei den Gräbern auch die Geister jener Verstorbenen, an den anderen Orten andere Geister**). Heilige Säulen und Pfähle (Masseben) galten ebenfalls als Gottes- und Kultstätten. Was aber noch mehr als diese Stätten auf Reste eines vormosaischen Geister- und sogar Götzendienstes deutet, der mit dem Jahwedienst verschmolz, das sind

*) Stade a. a. O. S. 417 ff.
**) Ebenda S. 446 ff.

förmliche Gottesbilder. Im Nordreiche wurde der Gott, aus Opposition gegen den Tempel von Jerusalem, seit Jerobeam an zwei Orten (Betel und Dan) unter Stiergestalt verehrt (1. Kön. 12, 27—33). Es gab Jahwebilder aus Gold und Silber, auch aus Holz oder Thon mit Blechüberzug (Gideon, Richter 9, 27; Micha, ebd. 17, 1—5; David, 1. Sam. 19, 13 und 21, 9), sowohl an Kultstätten (Efod), als in den Häusern (Terafim). Ja im Tempel zu Jerusalem sogar wurde bis auf Hiskia ein Schlangenbild (Nehustan) verehrt (2. Kön. 18, 4). Das Efod wurde überdies zu Orakelsprüchen benutzt, aus dem zwei Lose, Urim und Thumim genannt, gezogen wurden und „ja" oder „nein" bedeuten sollten. Auch die Terafim dienten dazu.

Aus den Orakelgebern an den heiligen Stätten entwickelten sich die Priester, die theoretisch als Nachkommen Levis durch Aharon, Moses Bruder, galten, aber in Wirklichkeit allen möglichen Stämmen angehörten — aus wandernden Wahrsagern und Sehern die Propheten der Israeliten. Diesen merkwürdigen Männern war es vorbehalten, die Religion Israels nach und nach auf den hohen Standpunkt zu erheben, der sie befähigte, die Mutter des Christentums zu werden. Den ersten Anstoß dazu gab der traurige Abfall der Könige von Israel seit Ahab (875—853) von Jahwe zu den phönikischen Göttern Baal und Astarte und zum Menschenopfer, durch den Einfluß seiner jenem Lande entstammenden Gattin Isebel, was indessen nicht so leicht gelungen wäre, wenn nicht die unter den Israeliten zerstreuten und mit ihnen vermischten Kanaanäer immer noch demselben blutigen Götzendienste gehuldigt hätten, dem übrigens bezüglich des Bilderdienstes (oben S. 216 f.) und der Kinderopfer auch die Israeliten nicht fern standen, wie die Beispiele von Abrahams Sohn Isaak und Jephthas Tochter beweisen. Gegen diese Greuel eiferten zuerst die noch rauhen Asketen Elia und Elisa, doch vorläufig nur gegen die fremden Einflüsse. Ihr und ihres furchtbaren, blutigen Königs Jehu wilder Zorn fruchtete jedoch auf die Dauer nicht. Da traten seit etwa 800 v. Chr. neue, gebildetere und seitdem auch schriftstellernde Propheten auf, durch die Jahwe immer mehr aus einem Volks- zum Weltgotte wurde, erst Amos, dann Hosea. Doch umsonst — die Nemesis erreichte Israel durch die Assyrer (726, s. oben S. 174). Aber auch in Juda fand, abermals durch ein Weib, Isebels Tochter Athalja, die Schande Baals Eingang, die zwar nach ihrem Tode (837 v. Chr.) beseitigt wurde, aber wieder auflebte, so daß nun auch hier Propheten auftraten, zuerst Jesaja, der auch als feuriger Patriot wirkte. Aber der Kult von Jahwe und Baal wechselte auf dem Throne und demzufolge auch unter der Bevölkerung stets ab, bis Josia, als im Tempel (622) das Gesetz Moses aufgefunden wurde (2. Kön. 22, 8 ff. und 23), allen Götzendienst, auch den einheimischen

Bilderdienst, gründlich zerstören und das erste Passahfest der Israeliten (2. Kön. 23, 21 ff.) feiern ließ. (Der größte Teil der Gesetze Moses war also bis dahin unbekannt!) Leider war es zu spät! Juda war zu schwach, den großen Nachbarn zu widerstehen, umsonst klagte Jeremia und eiferte Ezechiel; der letzte Rest israelitischen Staates erlag dem Babylonier Nebukadnezar (586, oben S. 176).

3. Wissenschaft und Dichtung.

Die litterarische Thätigkeit der Israeliten im Altertum verteilt sich in zwei Perioden, in diejenige vor der Vernichtung der Reiche Israel und Juda und in diejenige nach der durch den Gründer des Perserreichs, Kyros (oben S. 176), nach der Eroberung Babylons (538), bewirkten Erlaubnis zur Rückkehr aus dem Exil in die Heimat. Diese betraf nur Angehörige des Stammes und Reiches Juda, die daher von nun an Juden heißen; die übrigen Israeliten, soweit einst verbannt, waren bereits unter den Assyrern verschwunden, soweit aber in der Heimat gelassen, mit Fremden zum Volke der Samariter verschmolzen. Das Nähere über die Wiederaufrichtung Jerusalems und des Tempels würde uns hier zu weit führen*). Es ist nur zu erwähnen, daß die zurückgekehrten Juden von jedem frühern Götzendienste gereinigt und durchweg Anhänger des prophetischen Monotheismus waren.

In welche jener beiden Perioden die einzelnen, als heilig erachteten Schriften der Israeliten und Juden fallen, ist nur ungefähr, nach Zusammenstellung mit geschichtlichen Thatsachen, zu entscheiden; vieles ist in dieser Richtung noch unerforscht. Jedenfalls konnte keines dieser Bücher, die jetzt das Alte Testament bilden, entstehen, ehe die hebräische Buchstabenschrift bestand, deren ältestes Denkmal in Palästina eine Inschrift des Moabiterkönigs Mesa (um 900 v. Chr.) bildet. Es ist die Mutterschrift sämtlicher Alphabete der Erde (nur von den indischen ist dies unsicher).

Um uns die (wahrscheinlich aus Babylon bezogenen) Kenntnisse der alten Israeliten in den Naturwissenschaften zu vergegenwärtigen, brauchen wir nur auf die Erzählungen von Schöpfung und Sintflut, bezüglich der Völkerkunde auf die Stammtafel der Söhne Noahs, bezüglich der Sprachwissenschaft auf die Sage vom Turmbau zu Babel hinzuweisen. Etwas besser steht es um die Geschichtschreibung, die aber, was ältere Zeiten betrifft, so tief mit Mythen verquickt ist, daß es schwer hält, das Glaubwürdige daraus hervorzuschälen, was erst

*) Wir verweisen auf den II. Band des Werkes von Stade, mit Fortsetzung von O. Holtzmann und auf unsere Kulturgeschichte des jüdischen Volkes. Jena 1892.

in späteren Zeiten leichter wird, in welchen ägyptische und assyrische Inschriften die hebräische Geschichte (wenn auch nicht die daran haftenden Wunder) bestätigen. Wahrscheinlich ist keines der sog. historischen Werke des Alten Testaments in seiner heutigen Gestalt vor der Trennung in die beiden Teilreiche entstanden. Der Einfall sehr später Zeit, die Thorah oder den Pentateuch als „Bücher Moses“ zu bezeichnen, hat den von keiner Autorität stammenden Irrtum bewirkt, sie als ein Werk Moses zu betrachten, während sie doch selbst wiederholt ältere, verlorene Schriften citieren. Es ist in ihnen, wie auch in den Büchern Josua und der Richter, noch viel Dichterisches enthalten. Erst die Bücher von Samuel und den Königen haben vorwiegend und immer mehr geschichtlichen Charakter. Ueber ihre Zusammensetzung aus Arbeiten verschiedener Verfasser hat die Bibelkritik sehr wertvolle Arbeiten geliefert. Vollkommen nüchtern und alles Dichterischen bar, aber priesterlich tendenziös gefärbt sind die nach der Rückkehr aus Babylonien verfaßten Geschichtsbücher der Chronik, Esras und Nehemias.

Himmelhoch über all diesen Werken steht diejenige Litteraturgattung, in der die Israeliten wirklich Großes, ja Unsterbliches geleistet haben, die eigentliche Poesie, deren Eigenart in Versen von je zwei sich ergänzenden oder entgegensetzenden Gliedern besteht. Sie umfaßt nicht nur eigene Werke, sondern auch Episoden der sog. historischen Bücher. Wir erwähnen von solchen herrlichen Stellen: den Segensspruch Isaaks über Jakob (1. Mos. 17, 28 f.), das Siegeslied Moses und Mirjams über die Aegypter (2. Mos. 15, 1—19), den Schwanengesang des Gesetzgebers (5. Mos. 32, 1—44), das Triumphlied Deborahs und Baraks (Richt. 5) und Davids Klage um Saul und Jonathan (2. Sam. 1, 19—27),

Mit diesen Liedern wetteifert an Schönheit und übertrifft sie zum Teil an Erhabenheit die Jahwe im Sinne der Propheten feiernde Sammlung der (150) Psalmen (Tehillim).

Als weltliches, leider in geistlichem Sinne gedeutetes Gedicht der Liebe steht das Hohelied (Schir haschirim) für alle Zeiten unerreicht da; der unbekannte Dichter war an Höhe des poetischen Genies seiner Zeit weit voraus.

Das erhabenste religiöse Werk der hebräischen Dichtung ist aber das Buch Hiob. Von der anfechtbaren ethischen Begründung der Geschichte dieses Dulders abgesehen, gehört sie zu dem Ergreifendsten, was die Weltlitteratur besitzt, und wird noch großartiger durch die Auffassung des passiven Helden als einer Personifikation des durch seine Wegführung so schwer, wenn auch nicht unverdient, geprüften judäischen Volkes. Das Werk ist mehr allgemein human als national israelitisch gedacht; es erwähnt das Gesetz des Mose mit keinem Worte!

Nicht so hoch wie diese Dichterwerke stehen in poetischer Hinsicht, hoch dagegen in moralischem Charakter die Schriften der Propheten, dreier sog. großer und elf kleiner („Daniel" und „Jonas" sind anderer Art und ihre Personen unbekannt). Sie sind indessen unter sich und im einzelnen von sehr verschiedenem Werte und ihre Prophezeiungen teils unter den Umständen der Zeit nicht schwierig gewesen, teils überhaupt nicht eingetroffen.

Schließlich sind die Spruchsammlungen zu erwähnen, die wir unter den Namen der „Sprüche Salomos", des „Predigers" (Kohêlet), der „Weisheit" und des Jesu ben Sirach besitzen, die manches Goldkorn, mitunter aber auch Spreu enthalten und zum Teil von sehr freiem Geiste erfüllt sind.

II. Die Phöniker.

1. Das Mutterland.

Auf dem Gebiete der mittelländischen Kultur tritt, abgesehen von ihrem Schauplatze, noch ein anderer Umstand, den die morgenländische Kultur nicht kennt, in die Erscheinung. Die Eigenart der vier morgenländischen Kulturvölker beschränkt sich auf ihre Stromgebiete; verlassen sie diese, so entarten sie oder gehen unter. Wohl teilten Tsina und Indien Schätze ihrer Kultur anderen Völkern mit, überließen sie aber diesen; die Tsinesen verließen ihr Land überhaupt nicht bis auf unsere Tage; die Inder aber verloren ihre Eigenart in Hinterindien und auf den Inseln. Assyrien und Aegypten konnten Eroberungen machen, sie aber weder auf die Dauer behaupten, noch ihr eigenes Wesen dahin verpflanzen oder sich selbst dort in ihrer Eigenart aufrecht halten. Die Aegypter waren ja in Aethiopien noch im Nilgebiet; aber ihre Kultur verkam dort schnell (s. oben S. 208). Das erste Volk in der Geschichte, dem es nicht auf seine Heimat, sondern auf seine eigene Entwickelung ankam, waren die Phöniker*). Sie blieben in fernsten Gegenden was sie waren. So auch die übrigen Mittelmeervölker, Hellenen, Römer u. s. w., schließlich auch die freilich oft unfreiwillig ausgewanderten Israeliten.

Die Phöniker (vom griech. Phoinix, ein Mensch mit rötlich gebräunter Hautfarbe), die ihrem Lande den Namen gaben, nicht dieses ihnen, hatten zur Heimat die schmale Küste des mittleren Syrien, einen Strand von höchstens 350 Kilometern Länge, aber von gemäßigtem und fruchtbarem Klima. Eine Ausdehnung landeinwärts war diesem Gebiete versagt; aber die Bewohner der Phönikien im Osten abschließen-

*) Pietschmann, Rich., Geschichte der Phönizier. Berlin 1889. S. 11 ff.

den Gebirgskette des Libanon und seiner Thäler bildeten mit den Küstenorten ein Interessengebiet in Handel und Verkehr und schützten sie gegen feindliche Ueberfälle, solange nicht solche auf dem Wege über die Küstenebene im Norden Palästinas eindrangen. Diese Beschaffenheit ihrer Heimat bestimmte die Phöniker in ausgezeichneter Weise zu Seefahrern. Zwar ist ihre Küste arm an guten Hafenplätzen; aber sie überwanden diesen Mangel durch ihre Energie, unterstützt durch ihre günstige Lage zwischen den Kulturländern des Euphrat und Tigris und des Nil.

Die Phöniker gehörten dem semitischen Sprachstamme an und standen darin den Hebräern und Kanaanäern am nächsten*); alle drei Zungen waren Dialekte einer Sprache. Die Meinung, die Phöniker und Kanaanäer, die sich von einander nur durch ihre Wohnsitze unterscheiden, sonst aber ein Volk sind, wären nicht Semiten, sondern „Hamiten“ oder „Kuschiten“ gewesen, ist völlig grundlos.

Niemals haben es die Phöniker zu einer staatlichen Einheit gebracht; sie waren stets in Angehörige einzelner Städte geschieden und betrachteten sich nur als Bürger dieser. Sie bezeichneten ihre Heimat der Lage nach mit dem Namen Kenâ oder Kanaan (d. h. Niederland), der sich später auf die westliche Hälfte Palästinas beschränkte. Israeliten und Griechen nannten die Phöniker nach ihrer ältesten und früher bedeutendsten Stadt (Sidon) Sidonier, und sie nannten sich dann auch selbst so. Später, als Tyros bedeutender wurde, hießen sie auch Tyrier. Die Griechen aber zogen schon in homerischer Zeit die Benennung „Phoiniker“ vor und beschränkten später „Sidonier“ und „Tyrier“ auf die Bürger dieser Städte.

Die älteste Geschichte der Phöniker liegt im Dunkeln. Wir wissen nichts von ihrer Herkunft. Ihre Thätigkeit begann mit dem Fischfange, wie der Name ihrer ältesten Stadt (Sidon) zeigt. Alle Versuche, das Alter der phönikischen Städte zu ergründen, sind als fehlgeschlagen zu betrachten; jedenfalls sind sie weit jünger als die babylonische und ägyptische Kultur. Sie bildeten gewisse Gruppen. Eine derselben, bestehend aus Arados, Sidon und Tyros, hatte einen gemeinsamen Besitz in der Stadt Tripolis, der dreifachen Stadt, in der jeder der drei Stadtteile besonders ummauert war. Abgesondert von dieser Art eines Bundes waren die zwischen Tripolis und Sidon liegenden Städte Byblos und Berytos (jetzt Beirut). Sarepta zwischen Sidon und Tyros soll erst jenem, dann diesem unterthan gewesen sein. Kaum noch zu Phönikien zu rechnen ist das weiter südliche Akka**).

---

*) Pietschmann a. a. O. S. 88 ff.

**) Reihenfolge von N. nach S.: Arados, Tripolis, Byblos, Berytos, Sidon, Sarepta, Tyros, Akka.

Auf die Kultur dieser Städte haben ägyptische, noch weit mehr aber babylonische Vorbilder eingewirkt; der größte Einfluß aber vor der aus Nordsyrien, aus dem Reiche der Cheta (s. oben S. 205). Sie haben aber auch selbständige Schöpfungen aufzuweisen. Ihre **Religion** ist ein Zweig der semitischen Glaubensformen, hat aber für sie und die Kanaanäer eine beiden gemeinsame eigenartige Gestalt gewonnen. Sie ist nur sehr lückenhaft bekannt und läßt sich daher in kein System bringen. Was wir davon wissen, hat einen düsteren Charakter und besteht in knechtischer Ergebenheit gegen unheimliche Gottheiten*). Ihnen Blut als Opfer darzubringen, nach dem sie, weil körperlos, lüstern sein sollten, war der Grundzug des Kultus. Dazu genügten nach ihrer Ansicht Tieropfer nicht; es mußte in wichtigen Fällen, um jene furchtbaren Wesen zu versöhnen, eine Seele, also ein Mensch, durch Eisen oder Feuer geopfert werden, und zwar war der Erstgeborene eines Vaters, sogar des Königs, gerade die wertvollste Gabe. Aber nicht nur in großer Not, wie bei Seuchen und anderem Unglück, sondern regelmäßig an jährlichen Festen, wurden Menschen geschlachtet, so auch bei Gründung von Städten und Kolonien und bei Eröffnung von Feldzügen. Am meisten fielen dabei Kriegsgefangene zum Opfer.

Die Götter, denen diese Vornahmen galten, wurden unter der Gestalt von nützlichen Tieren (Stiere, Kühe) und von schädlichen Bestien (Löwen, Geier) vorgestellt. Als ihre dienstbaren Wesen galten Greife und andere Fabeltiere; als Cherubim wurden sie zu guten Geistern, Hütern der Heiligtümer. Als oberster Gott galt in Byblos El, der altsemitische Gottesname; aber die einzelnen Städte verehrten verschiedene Götter am höchsten, deren gemeinsamer Titel „Baal" (Herr) lautete. Der „Baal" von Tyros hieß auch Melkart, d. h. Stadtkönig. Mit Vorliebe setzte man Baal und Milk (König, entstellt Moloch) den Personennamen bei. Baalat und Milkat hießen Göttinnen, eine höchste war später an mehreren Orten **Astarte**, die babylonische Istar (siehe oben S. 169). Als Gott der Heilkraft galt in Sidon Eschmun. Dargestellt wurden diese und viele andere Götter als scheußliche Mißgestalten. Dies besserte sich durch ägyptische Einwirkung. Die Götter des Nillandes fanden Aufnahme, und in Byblos erhielt der sehr verehrte Osiris eine einheimische Gestalt in dem mit ähnlicher Mythe ausgestatteten **Adonis** (Adon = Herr, auch ein Gottestitel), um dessen Tod die Frauen jährlich trauerten.

Die Fortdauer nach dem Tode dachten sich die Phöniker in einer dem Leben auf der Erde ähnlichen Weise. Die Toten wurden, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie in Aegypten, aufbewahrt und in ausgehauenen Felsengrüften bestattet. Die Sarkophage trugen Inschriften mit Verwünschungen gegen die Störer der Totenruhe, von der man

---

*) Pietschmann a. a. O. S. 159 ff.

das Aergste für die Seele fürchtete. Die Tempel bestanden aus einer mächtigen Säulenhalle, mit einer Art von Pyramide in der Mitte, und einem angebauten Opferraum. Säulen oder Pfeiler aus Stein wurden den Göttern als Weihgeschenke dargebracht. Heilige Bäume (Ascheren) wurden als Wohnsitze höherer Wesen verehrt, so auch heilige Berge, Flüsse und Quellen. Heilige Tiere waren Schlangen und Tauben, unreine Schweine und Hunde.

Jede größere Stadt der Phöniker bildete mit dem dazu gehörenden Gebiete einen unabhängigen Staat, an dessen Spitze ein erblicher König stand, dessen Willen ein Rat von Oberhäuptern der Geschlechter einschränkte.

Die hauptsächliche Beschäftigung der Städter war der Handel, besonders der Fischhandel, dann der mit Erzeugnissen Aegyptens und Assyriens nach Griechenland und weiter über das ganze Mittelmeer. Mit der Zeit kam zum Handel die Industrie, nämlich Glasfabrikation, Bereitung der Purpurfarbe aus Meermuscheln, die man in besonderen Gestellen fing, und die Färberei von Wolle, Linnen und Seide mit diesem Purpur, der durch die Phöniker zum königlichen Abzeichen wurde. Auf dem Lande war Ackerbau die Hauptbeschäftigung.

Die Phöniker, oder eigentlich ihre Vorfahren in Kanaan, überwanden die Schwierigkeiten der Hieroglyphen und der Keilschrift, die durch die ägyptischen und assyrischen Kriegszüge eingedrungen waren, durch die Erfindung des Alphabets, dessen Zeichen indessen bei den Semiten bloß die Konsonanten ausdrückten und ursprünglich einen Gegenstand bezeichneten, dessen Name mit dem betreffenden Buchstaben anfing und auch dessen Name blieb. Sie hatten auch eigene Zahlzeichen und kannten in der Zeiteinteilung einen Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahr.

Die Phöniker liebten eine reiche und bunte Kleidung. Ihr Klima zwang sie zu größerer Verhüllung als die Aegypter das ihrige; doch trug sich das gemeine Volk fast wie diese.

Auf die Kunst der Phöniker wirkten ägyptische und babylonische Vorbilder ein; namentlich veredelte sich durch sie die religiöse Bildnerei. Sie vervollkommneten die ägyptische und babylonische Steinschneidekunst und zeichneten sich in Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten, Menschen- und Tierfiguren und geschmackvollen Verzierungen aus. Der ägyptische Sphinx wurde in Syrien zu einem geflügelten schönen Weibe und auch andere Symbole des Nillandes fanden Eingang und Umformung (Skarabäen, Uräusschlange, die Lotosblume u. s. w.).

Nach dem Ende ägyptischer Herrschaft in Syrien (s. oben S. 205) übte Tyros (Sur) eine Oberhoheit über die phönikischen Städte aus. Sein König Hirom (969—936) verschönerte die Stadt und baute Tempel; er verkehrte freundlich mit Israel und lieferte dem Köuig Salomo Zedernholz und Baukünstler zur Burg und zum Tempel,

der Einwirkungen phönikischen Geschmacks nicht verleugnete. Unter seinen Nachfolgern gab es Unruhen und Gewaltthaten. Ein durch Königsmord auf den Thron gekommener Priester Ittobaal (887—856) stellte Ordnung her, legte jedoch durch seine Tochter Jesebel den Grund zum Zerfalle Israels. Einer seiner Nachfolger, Pygmalion (820—774), wurde, wie auch Sidon, den Assyrern zinspflichtig, und alle Städte waren Sargon (oben S. 174) unterthan, wenn sie auch ihre Könige behielten. Im Jahre 678 zerstörten die Assyrer das freiheitlustige Sidon, und Baal von Tyros unterwarf sich 673 schimpflich, so auch Arados. Nach Assurs jähem Falle verwüsteten die Skythen Syrien. Dann fiel die Oberherrschaft an Nebukadnezar, der Tyros unterwarf, wo Anarchie ausbrach. Endlich wurden die Perser Herren der phönikischen Städte, deren Selbständigkeit für immer zertreten war.

2. Die Kolonien.

Die Phöniker sind schon in alter Zeit als Kolonisatoren thätig gewesen. Der erste Schritt über ihre Wohnsitze hinaus haftete an dem Syrien und Kleinasien trennenden Golfe von Issos und in Kilikien, wo Tarsos ihre Hauptniederlassung wurde. Weiter besiedelten sie die Insel Kypros (Kittim), die „ein Vorland“ ihrer Heimat und fleißig angebaut wurde. Sie legten Wälder zum Schiffbau an, den schöne Häfen begünstigten. Es entstanden phönikische Tempel; in Paphos und anderen Orten wurde der Astarte gehuldigt. Es bildeten sich kleine Königreiche wie im Mutterlande. Alten Gräbern von babylonischer Form mit Keilschrift reihten sich phönikische an.

Schon im 16. Jahrhundert v. Chr. segelten die Sidonier von Kypros weiter über Rhodos in das ägäische Meer; ihre Niederlassungen auf den Inseln und an den Küsten verschwanden aber schon vor homerischer Zeit und blieben wegen betrügerischer und räuberischer Handlungsweise in schlimmer Erinnerung; sie haben aber überall die Schiffahrt gelehrt. Den Griechen brachten sie die Schrift, die aber von diesen erweitert und mit den Vokalen vermehrt wurde.

Weiter ging die phönikische Seefahrt der Tyrier, nämlich über Malta, wo noch Trümmer ihrer Heiligtümer stehen, nach Hispanien, wo durch sie um 1100 v. Chr. Gadeira (latein. Gades, jetzt Cadiz) und andere Orte entstanden und das Land Tarschisch ihnen Metalle lieferte. Erst später ließen sie sich auch in Afrika nieder und gründeten Utika, um 814 aber ihre berühmteste Kolonie Karthadhachta (griech. Karchedon, latein. Karthago), die weit mächtiger wurde als die Städte des Mutterlandes und mit den arischen Völkern, erst den Griechen, dann den Römern um die Oberherrschaft auf dem Mittelmeere kämpfte, die aber den Semiten entfiel. Ihre Macht ging

unter an Sittenlosigkeit und an den Greueln ihrer Religion, der sie gräßliche Hekatomben von Gefangenen opferten, und an die auch die Namen ihrer großen Männer: Ha-milkar, Hanni-bal, Hasdru-baal und andere erinnern. Die Macht Karthagos beruhte auf seiner Flotte und auf seinen Geldmitteln, die aus Zöllen und aus den Abgaben der unterworfenen libyschen Völker flossen. Sie wurde ausgeübt durch mitleidlose Grausamkeit und gewissenlose Ausbeutung. Die Landmacht war im ganzen schwach, ungeachtet der imposanten Menge dressierter Elefanten und der gewandten numidischen leichten Reiterei. Im übrigen dienten fremde Söldner dem unheimlich düstern Handelsstaate, und auf solche war wenig Verlaß. Die egoistische Hauptstadt und ihr Reich hatten keinen Zusammenhang, als den der Gewalt. Nur die Bürger der stark befestigten Stadt zogen Vorteil aus dem großen Staatswesen. Andere Städte, die das Mischvolk der Libyphöniker beherbergten, mußten ihre Mauern niederreißen und standen daher jedem Feinde offen. In Karthago herrschte eine mißtrauische Oligarchie durch einen Rat von 104 Mitgliedern, die keinen Mann von Geist aufkommen ließ und das Volk niederdrückte. Zum Schein standen an der Spitze des Staates zwei Suffeten, die auch Könige genannt wurden, die aber dem Rate gegenüber keine Macht hatten.

Weitere tyrische Niederlassungen entstanden auf Sicilien, das später Karthago gehorchte, bis die Hellenen siegten, dann karthagische auf Sardinien, auf den Balearen u. s. w. Die Phöniker trieben ferner Handel mit den Etruskern; ja sie wagten sich zwischen den Säulen des Herakles (d. h. ihres Melkart) in den Atlantischen Ocean hinaus, gründeten Tingis (Tanger), gelangten unter dem Seefahrer Hanno zu den kanarischen Inseln und an das Grüne Vorgebirge und angeblich zu den Zinninseln (Britannien).

All dies aber geriet in Vergessenheit, als die Macht und Pracht der phönikischen Seekönige zerfiel und die Hellenen zum bestimmenden Elemente im Umkreise des Mittelmeeres wurden.

III. Kleinasien.

Diese einzige, nicht nach Süden, sondern nach Westen gerichtete, unter den größeren Halbinseln der Erde hat ihre Bedeutung durch ihre Eigenschaft als Völker- und Kulturbrücke zwischen Westasien und Südeuropa gewonnen und ist als bloßes Durchgangsland niemals zu einer selbständigen Kultur- und Staatseinheit gelangt. Von ihr ist der Name Asia ausgegangen, den zuerst nur ihre Westküste, dann ihre Westhälfte, darauf das Ganze und endlich auch die östlich an sie grenzenden Länder in immer weiterem Umfange erhielten. In Klima und Produkten bildet sie einen Uebergang zwischen Eran und Südeuropa.

Ihr und ihren Nachbarinseln verdankt man das Kupfer (Kypros), Pergament (Pergamon), den Magnet (Magnesia), Zinnober (Sinope), die Kirschen (Kerasus) und Rosen (Rhodos) und die Katzen und Ziegen von Angora (Ankyra). Die Bevölkerung war stets aus Ariern, Semiten und anderen Stämmen gemischt; sie kleidete und trug sich wie die Eranier oder wie die Griechen; die phrygische Mütze ist typisch für sie. Noch mehr dem griechischen Wesen näherte sich die Bauart, sowie Sprache und Schrift. Die in Felsen gehauenen Grabstätten Lykiens ahmten Balkengebäude nach. Kurz, alles weist Uebergänge zwischen Großasien (mit Aegypten) und Europa auf.

In ältester bekannter Zeit bestanden in Kleinasien die eigenartigen kleinen Reiche Armenien, Kappadokien, Phrygien und Lydien. In allen vieren sind Ableger der babylonisch-assyrischen Kultur zu erkennen, besonders in der Religion, an deren Spitze eine Göttin Ma stand, die babylonische Istar oder eranische Anahita oder griechische Kybele. Ihr zu Ehren gaben sich, wie in Babylon (der Bilit, Mylitta) und Phönikien (der Astarte) in den Tempeln die Mädchen den Fremden preis, und entmannten sich die Priester! Eine Staatenentwickelung mit benannten Königen kennen in späterer Zeit, etwa seit dem 9. Jahrhundert v. Chr., Phrygien, dessen Herrscher Gordios oder Midas hießen, der letzte aber Adrastos, — und Lydien, das unter den mit Gyges beginnenden Mermnaden den ganzen Westen der Halbinsel mit Phrygien eroberte, unter seinem letzten Könige Krösos aber 557 v. Chr. dem Kyros unterlag und seitdem die Schicksale des persischen Reiches teilte.

In diesen westlichen Gegenden des Landes hatte sich schon früh vom ägäischen Meere aus hellenische Kultur verbreitet und die babylonische zurückgedrängt. Kein Fleck dieser Länder aber ist schon seit alter Zeit mit dem Hellenentum so eng verwachsen wie im Nordwesten, in Mysien, das kleine Reich der Dardaner mit der sagenberühmten Hauptstadt Ilion oder Troia und ihrer Festung Pergamos. Aber schade — die in vorgeschichtlicher Beziehung wertvollen Ausgrabungen Schliemanns auf dem Hügel Hissarlik haben wohl über Mauern und Geräte einer vergessenen Zeit und Kultur, aber weder über das althellenische Leben, wie es die unsterblichen Gesänge Homers schildern, noch über die Frage, wer Troia zerstört habe, Aufschluß zu bieten vermocht*).

*) Hoernes, Urgeschichte, S. 477 ff.

Zweiter Abschnitt.

Die Hellenen.

Charakter.

Wir betreten Europa, abgesehen von den vorgeschichtlichen Höhlenmenschen und Pfahlbauern, in dem Lande, das unserm Erdteile in einem Grade wie kein anderes die Grundlagen seiner höhern Kultur geschenkt hat. Ob und in wie weit Hellas Schätze der Kultur aus den morgenländischen Reichen Babylonien und Aegypten bezogen habe, ist eine dunkle Frage. Ohne Zweifel hat es weit mehr selbst geschaffen und von sich aus weiter gegeben als von anderen empfangen. Dazu war es auch besonders befähigt, indem es, aus lauter Halbinseln und Inseln zusammengesetzt, ein verkleinertes Abbild Europas darbietet. Es giebt indessen ein Hellas im Kleinen und eins im Großen. Jenes beschränkt sich auf die südliche Hälfte der Balkan- (Hämos-) Halbinsel, oder richtiger: es besteht aus der Pindoshalbinsel mit ihren naheliegenden Inseln. Dieses war überall da, wo griechisch gesprochen, gefühlt und gelebt wurde, und das war auf allen Küsten des Mittelmeeres mit Einschluß des Schwarzen Meeres der Fall, von Kolchis bis zu den Säulen des Herakles und von Massalia bis zum Delta des Nil. Es läßt sich aber zwischen diesem engern und weitern Umfange der hellenischen Kultur auch ein mittlerer annehmen, der sich in den Nachbargebieten Europas und Asiens rings um das ägeische Meer herumzieht und dieses zu einem griechischen See stempelt, was es auch in Wahrheit war.

Dieser Umfang befähigte seine Bewohner in ausgezeichnetem Maße zu einer Innigkeit des Verkehrs wie kein anderer. Küsten schlossen sich darin an Küsten, Buchten an Buchten, Inseln an Inseln. Die Stelle der kulturbefördernden großen Ströme des Morgenlandes nahm hier eine Verzweigung von Meeresteilen ein, die nirgends den festen Boden außer Sicht ließen. Sowohl in horizontaler als in vertikaler Gliederung zeigt sich dieser Schauplatz der hellenischen Kultur in einer vollkommenen Harmonie; denn es fehlen hier große Ebenen sowohl als eigentliche Hochgebirge; es herrscht überall ein gesundes Maß und eine Sättigung des Sinnes für Schönheit. Land und Meer, Berg und Thal, überall berühren und verbinden sie sich. Die Gebirge versinken nach kurzer Strecke ins Meer und tauchen in diesem als herrliche Inselkuppen wieder empor. Ein Inselkranz (Rhodos-Kreta-Kythera) schließt im Süden, von Asien nach Europa überleitend, das ganze hellenische Gebiet harmonisch ab. Ein gemäßigtes, gesundes,

nicht zu heißes Klima begünstigte die Erziehung des Volkes zu hohen Kulturleistungen.

Die Hellenen sind echte Arier, vielleicht nicht ohne einige Mischung mit Urbewohnern, deren Art aber unbekannt ist. Weit näher als den asiatischen Ariern stehen sie den Italikern; die Sprachen beider sind nach denselben Gesetzen und mit demselben Wortschatz in zahllosen Benennungen gebildet*); die hellenische ist aber die kunst- und geistvollere. Es scheinen zwei Schichten von Einwanderungen aus Kleinasien, wo Stammverwandte wie die Phryger zurückblieben, nach Hellas gekommen zu sein, erst die Pelasger, dann die eigentlichen Hellenen, die beide miteinander verschmolzen. Unter den Stämmen, in die sie sich unterschieden, stechen ihrer zwei auf das schärfste von einander ab, die Dorer, die über Land, und die Joner, die über die See einwanderten. Die Dorer waren ruhig, rauh, stolz, herrschsüchtig, für höhere Bildung wenig empfänglich, die Joner im Gegenteil mitteilsam, lebhaft, lernbegierig und bildsam. Der Grund dieses Unterschiedes scheint darin zu liegen, daß die Joner in der Schiffahrt und im Handel die Nachfolger der Phöniker waren und von ihnen manches semitische Element aufgenommen haben, so z. B. die Neigung zu religiösen Geheimdiensten (Mysterien), während sich die Dorer mehr zu den Kampfspielen hingezogen fühlten. Für jene blieb das Meer, für diese das Land das vertrautere Element. Auch die Mundart war verschieden, die dorische härter, die ionische weicher.

Alle übrigen hellenischen Stämme faßte man unter dem Namen der Aeoler zusammen, immerhin mit Ausnahme der den Jonern näherstehenden und von den Dorern verdrängten Achäer. Die Peloponnesos (Pelops-Insel) wurde seit der dorischen Wanderung (um 1100 v. Chr.) großenteils ein Wohnsitz dieses Stammes; die Joner besaßen Attika und die meisten Inseln. An der Westküste Kleinasiens folgten sich von Nord nach Süd Aeoler, Joner und Dorer. Zwischen diesen verschiedenen Stämmen herrschte keine Sympathie, zwischen Jonern und Dorern vielmehr die größte Abneigung und Eifersucht. Ueberhaupt waren die Hellenen vom schärfsten Partikularismus beseelt, was sie für die ganze Zeit ihrer Unabhängigkeit von fremder Herrschaft in zahllose Staaten, deren jede Stadt (polis) einen eigenen bildete, zersplitterte und zu jedem Versuche einer politischen Einheit unfähig, ja selbst gegen solche widerwillig machte. Trotzdem besaßen sie, wie eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Kennzeichen der äußeren Erscheinung, auch gemeinsame Züge der Kultur, die jedoch in der Regel immerhin von einzelnen hellenischen Orten oder Gauen aus ihren Ursprung genommen und sich nach mehreren Richtungen verzweigt haben. Darin zeichnete sich kein Ort so sehr aus wie Athen, die größte

*) Curtius, Griechische Geschichte I, S. 16 ff.

hellenische Stadt, der keine andere von ferne gleich kam. Riesenstädte wie Babylon und Ninive, Theben und Memphis kannten die Hellenen so wenig wie ein großes Reich. Ganz Hellas zählte höchstens fünf Millionen, Athen höchstens 100 000 Einwohner.

Die Hellenen waren von mittlerer Größe und Stärke, schön geformt und hielten viel auf Reinlichkeit, Pflege und Schönheit des Körpers, die ihnen auch die Tüchtigkeit des Geistes bedingte. Sie waren daher meist gesund und erreichten oft ein hohes Alter. Dabei waren sie stolz auf ihre Nationalität und Kultur und verachteten die Nichtgriechen als Barbaren. Leider fehlte ihnen ein Sinn für Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, während maßlose Hab- und Ehrsucht sie beseelte.

Der Tracht war des milden Klimas wegen große Einfachheit erlaubt; diese entsprach aber auch ihrer Neigung. Wir finden bei ihnen keinen Luxus und sehr wenig Schmuck. Von Scham hatten sie andere Begriffe als unsere Zeit, und die Nacktheit galt ihnen nicht als etwas Anstößiges, wenigstens bei Männern und Kindern; die Frauen zeigten sich ja selten öffentlich und gehörten zum Hause, wie die Männer zur Welt. Die Kleidung war weit und bequem; sie wurde nicht gefertigt, sondern bestand aus ganzen Stücken Zeug, die umgeworfen wurden, dem Stoffe nach bei den Dorern aus Wolle, bei den Jonern aus Leinwand. Beiden Geschlechtern war der Chiton gemeinschaftlich, nur bei den Frauen länger. Darüber hing das Himation, das die Frauen völlig einhüllte. Man liebte es, den rechten Arm vom Gewand frei zu lassen. Kopfbedeckungen wurden nur auf Reisen getragen. Den Bart ließen die Männer voll wachsen; das Haar der Frauen wurde zierlich geflochten. Die Füße verhüllte man nur zum Ausgehen, in älterer Zeit bloß mit Sandalen, erst später mit Schuhen.

Die Wohnungen änderten sich mit der Zeit, worauf wir zurückkommen werden. Die Geräte, mit denen man sie ausschmückte, und die einen Uebergang von morgenländischen zu neueren Formen bildeten, würden uns zu weit führen.

Gastfreundschaft war eine Tugend der Hellenen und um so mehr angebracht, als Gasthäuser selten und noch dazu mißachtet waren; denn man reiste überhaupt wenig. In jedem bedeutenderen Staate waren die anderen dieser Art durch angesehene Bürger (proxenoi), die Vorläufer der heutigen Konsuln, vertreten, deren Gastfreundschaft sehr ausgedehnt war.

Schon in den ältesten Zeiten war die Auffassung der Ehe bei den Hellenen eine erhabene und würdige. Vielweiberei haben sie nie geübt, einige spartische Könige ausgenommen, wenn die erste Gattin unfruchtbar war. Eine Geschwisterehe, wenigstens unter Halbgeschwistern, kam hie und da vor, wurde aber nicht gern gesehen. Eine Begründung der Ehe durch Liebe war nicht üblich; Staat und Familie betrachteten

sie als ein Geschäft, und geschlossen wurde sie durch Kauf und Mitgift. Aber es herrschte in ihr Treue und Hingebung. Ehelosigkeit kam selten vor, ja war geradezu verächtlich. Die Dorer verpflichteten ihre Jünglinge sogar zur Ehe. Zur Scheidung war beiderseitige Einwilligung erforderlich.

Das Leben der Frauen war noch halb morgenländisch, aber doch freier als im Osten. Sie wohnten im Frauenhause (Gynäkonitis) mit Töchtern und Sklavinnen, und nur der Hausherr hatte dort Zutritt. Sie verfertigten selbst die Kleidungsstücke des Hauses, d. h. sie spannen, webten, stickten u. s. w. und arbeiteten auch für den Tempel. In besseren Häusern wurde regelmäßig gebadet. Die Frauen liebten und übten auch Musik, Gesang, Tanz und allerlei Spiele.

Die Eltern liebten ihre Kinder zärtlich. Ja, es wurden ohne Bedenken außereheliche Kinder des Mannes im Hause erzogen. Am zehnten Tage nach der Geburt wurde das Kind durch eine Feierlichkeit (Amphidromien) in die Familie aufgenommen und ihm ein Name gegeben, mit Vorliebe der des Großvaters oder ein an einen Gott oder Heros erinnernder. Statt der Familiennamen, die es nicht gab, fügte man des Vaters Namen dem eigenen bei.

Die hellenischen Männer hielten sich meist außerhalb des Hauses auf und lebten dem Staats- und Kriegsdienste, dem Ackerbau, der Jagd, Kampf- und anderen Spielen. Man stand früh auf und ging früh zur Ruhe. Meist wurde dreimal gespeist, doch in sehr verschiedener Weise, von der spartischen Kargheit bis zur korinthischen Ueppigkeit. Allgemein wurde Gastfreundschaft im Hause geübt und als selbstverständlich angesehen, doch auch durch Schmarotzer (Parasiten) mißbraucht. Die Männer lagen bei Tische; Frauen und Kinder saßen.

Es galt den Hellenen als heilige Pflicht, die Toten zu bestatten, und als Gräuel, dies zu unterlassen. Nur Landesverräter waren davon ausgeschlossen. Die Totenklage war noch überschwänglich wie im Orient, doch etwas gesitteter und mit dem Singen von Trauerliedern verbunden. Während der ganzen Dauer der hellenischen Kultur war die Feuerbestattung die bevorzugte, die vornehmere; doch kam daneben auch häufig (beim Volke wohl allgemein) die Beerdigung vor, und zwar sowohl auf eigenem Grund und Boden, als auf öffentlichen Plätzen inner- oder außerhalb der Städte. Felsengräber wurden vielfach angelegt oder Grotten dazu verwendet. Den begrabenen Toten wurden eine Menge Geräte mitgegeben und Denkmäler auf das Grab gesetzt. Das Leichenhaus mußte feierlich gereinigt werden. Zu Ehren der Verstorbenen fanden Totenfeiern mit Opfern statt; für im Kriege Gefallene wurden Grabreden gehalten.

Ein dichterisch angelegtes und für die Schönheit begeistertes Volk in warmem Klima wie die Hellenen mußte andere Begriffe von Sitte

haben als ein nüchternes, das in kühlem Nebellande herangewachsen ist. Die Hellenen sahen daher manche Handlungen und Verhältnisse, welche unter anderen Völkern, wenn auch dort ebenso häufig vorkommend wie bei ihnen, mit Abscheu betrachtet werden, als etwas ganz Natürliches an, weil sie sie unter dem Gesichtspunkte der Schönheit und Kunst betrachteten. Eine Kirche hatten sie nicht; der Staat vertrat deren Stelle, und was der Staat erlaubte, war für sie gut, schlecht nur, was der Staat verpönte. Von diesem Standpunkte aus ist das Hetärenwesen ins Auge zu fassen. Da nach griechischer Sitte die Frau auf das Haus angewiesen war und sich daher nicht in Männergesellschaft bewegen konnte, suchten die jungen Männer besserer Familien den Umgang mit geistreichen Frauen von nicht allzu skrupellosem Lebenswandel, ohne daß ihnen deshalb die Achtung ihrer Mitbürger entging. Ja der Staat duldete nicht nur, sondern begünstigte sogar die ganz gemeine Prostitution. In dieser Beziehung war Korinth besonders verrufen. Ernste Männer hatten natürlich keinen Gefallen an diesen Zuständen.

Einen anderen noch dunkleren Flecken des sittlichen Lebens der Griechen bildete die sog. Knabenliebe. Sie hatte aber auch eine edlere Seite; denn es war üblich, daß ein erwachsener junger Mann einen auf der Stufe zwischen Knaben und Jüngling befindlichen Begleiter auserkor, diesen innig liebte, in durchaus reiner Weise leitete und zum öffentlichen Leben heranzog.

In Hellas bestand nicht nur die Sklaverei, sondern bildete sogar die Grundlage und Bedingung des politischen und geistigen Lebens. Nur selten dienten und arbeiteten Freie um Lohn. Die große Masse der Dienstboten, Handwerker (Banausen) und Matrosen waren Kriegsgefangene oder Gekaufte aus verschiedenen fremden Ländern, die aber die griechische Sprache annahmen. Sie sollen das Vier- bis Zehnfache der Freien betragen haben. Dies Verhältnis machte es den Freien erst möglich, ihre Zeit dem Staate zu widmen., und wenn sie höhere Anlagen hatten, der Kunst und Wissenschaft zu leben. Irgend etwas um Geld zu thun, war für Freie verächtlich. Im ganzen wurden die Sklaven gut behandelt und stiegen bei erworbener Bildung oft zu Hauslehrern empor; die Freien aber schlenderten, wenn nicht Krieg, Volks-, Rats- oder Gerichtsversammlungen sie in Anspruch nahmen, auf dem Marktplatze umher und gingen dem Vergnügen nach oder ergaben sich auch dem Müßiggange. Unternehmendere trieben Handelsgeschäfte, legten Fabriken an, wandten sich dem Bergbau zu, rüsteten Schiffe aus, worin die Hellenen die Phöniker bald überflügelten, und gründeten gleich diesen Kolonien im Umkreise des Mittelmeeres und seiner Teile.

Die Griechen waren es, welche das von den Lydern erfundene Münzwesen ausbildeten und verbreiteten. Form, Bild, Inschrift

und Einteilung der Münzen bei den Hellenen sind für alle Völker und Zeiten das ursprüngliche Muster geblieben *).

Alle übrigen Verhältnisse der hellenischen Kultur gehören gewissen Zeiträumen an, in denen diese Kultur sich entwickelte. Diese sind:

a) im 10. bis 8. Jahrhundert v. Chr. die Zeit der Mythenbildung, des Epos und der patriarchalischen Monarchie,
b) im 8. bis 6. Jahrhundert die Zeit der Koloniengründung, des Blühens der Kampfspiele, der Lyrik, der Naturphilosophie, sowie der Oligarchie und der Tyrannis,
c) im 6. bis 4. Jahrhundert die Zeit der bildenden Kunst, des Dramas, der dialektischen Philosophie, der Demokratie und der Hegemonien,
d) im 4. bis 2. Jahrhundert die Zeit des Verfalls der Kunst, der didaktischen Dichtung, der ethischen Philosophie und des Verlustes der Freiheit und Unabhängigkeit.

Der erste bis dritte dieser Zeiträume, die sich übrigens nicht genau von einander scheiden lassen, sind allein rein hellenisch und fallen daher in diesen Abschnitt. Der vierte sieht ein anderes Volk, die Makedoner, über die Hellenen triumphieren und bildet daher den Gegenstand des nächsten Abschnittes, in dem die Hellenen zu einer untergeordneten Stellung herabsinken, bis sie völlig unter die Macht eines dritten Volkes, der Römer, geraten.

I. Patriarchalische Zeit.

1. Königtum und Staat.

In der ältesten Zeit, die zum Teile vor alle geschichtliche Kenntnis fällt, hatten alle hellenischen Staaten, die meist aus dem Gebiete einer Stadt oder aus einer Insel bestanden, einen patriarchalisch regierenden, erblichen König (Basileus) an ihrer Spitze, der zwar nicht unumschränkt waltete, sondern eine Versammlung von Häuptlingen zu beraten hatte, aber doch eine ansehnliche Macht besaß; denn er war zugleich oberster Richter, Oberpriester und Oberanführer im Kriege. Die Ratsmänner berief der König durch einen Herold zu sich und bewirtete sie mit einem Mahle. Auch zum Volke stand er in einem zwanglosen und freundlichen Verhältnis und verkehrte unbefangen mit dem gemeinen Manne. Das Volk nahm Anteil an allem, wohnte den Gerichtssitzungen bei, wo die Häuptlinge auf Steinen saßen, und griff sogar durch Zurufe in die Verhandlung ein. Der König trug keine Krone;

*) Dr. Ad. Holm in Hellwalds Kulturgesch. 4. Aufl. Bd. II, S. 55 ff.

auch das Skeptron war nicht sein Abzeichen, sondern das jedes öffentlich Auftretenden. Er brachte die Opfer den Göttern dar, beschäftigte Sänger und Künstler und führte sein Volk in Fehden.

Die Könige wohnten in Burgen, durch deren Erweiterung sich die Städte bildeten. Keine derselben sind berühmter als die der argolischen Landschaft: Mykenä und Tiryns. Von der ersten dieser Königsstädte kannte man schon seit längerer Zeit das sog. Löwenthor und das sog. Schatzhaus des Atreus (in Wahrheit ein Grab), von der zweiten einen Teil der Mauern. Weitere bedeutende Entdeckungen hat dort Heinrich Schliemann, der Erforscher von Troia, mit Hilfe Dörpfelds gemacht. Eine der in Mykenä gefundenen Leichen mit goldener Gesichtsmaske hat man für die des Heerführers gegen Troia, des Königs Agamemnon, gehalten*). Die kyklopischen Mauerreste und Grabstätten mit Statuen und Schmucksachen morgenländischen Stils zeigen, daß einst Mykenä eine glänzende Stadt, Tiryns aber wohl nur ein Vasallensitz davon war und daß sie Verkehr mit dem Morgenlande pflogen.

Mehr Wechsel in den Völkersitzen als in der Verfassung der ältesten hellenischen Zeit brachte die Wanderung hervor, durch welche die Dorer in die Halbinsel des Pelops einbrachen und sie eroberten. Sie nahmen indessen bloß die Landschaften Argos, Lakonien und Messenien, sowie die Stadt Korinth und einige kleinere für sich in Beschlag; die früher hier herrschenden Achäer zogen sich in die nördlichen Teile der Halbinsel zurück, und die früher dort wohnenden Joner fanden in Attika Aufnahme. Seitdem gab es eine Anzahl größerer Staaten, nämlich die genannten dorischen, deren Könige sich für Nachkommen des Heros Herakles hielten, sowie Attika; im übrigen Hellas blieb die frühere Ordnung der Dinge bis auf weiteres bestehen und damit auch die politische Ohnmacht der Hellenen. Im größten Teile des Landes war eine Stadt die Grundlage des Kleinstaates; in dem ländlichen Arkadien, in der Mitte der Peloponnes, sowie in den abgelegenen Landschaften des Nordwestens, Akarnanien und Aetolien — es waren die weniger gebildeten — lebten die Bewohner, wie wahrscheinlich einst einst alle Griechen, in Dorfgenossenschaften. Im Stadtstaate, der Polis, waltete mehr Gemeingefühl, Freiheitsinn und höhere Bildung. Daran nahmen alle ortsangehörigen Bürger teil, sodaß nach und nach das Königtum an Bedeutung zurücktrat. Die Polis wurde die Hauptsache, und man hat sich daher gewöhnt, alles, was den Staat angeht, „politisch" zu nennen.

Das Haus des Königs, wie Homer das des Odysseus schildert, war von einer Mauer mit Zinnen umgeben und bestand aus dem Wirtschaftshof und den Wohngebäuden, die wieder in die Männer- und

---

*) Holm a. a. O. S. 6 ff. — Hoernes a. a. O. S. 493 ff.

die Frauenwohnung zerfielen. Mitten im Hofe stand ein Altar des Zeus. Die Männerwohnung hatte eine Vorhalle zu Beratungen und einen Saal, der auf Säulen ruhte und nur durch hoch angebrachte Lichtöffnungen erhellt wurde. An den Wänden hingen Waffen. Das Frauenhaus hatte zwei Stockwerke; im untern arbeiteten die Frauen und im Hintergrunde lag das Ehegemach zwischen der Waffen- und der Schatzkammer; im obern schliefen die Töchter und ihre Dienerinnen. Dahinter breitete sich ein Garten mit Bäumen, Blumenbeeten und Quellen aus.

Kriege zwischen den Kleinkönigen wurden lieber vermieden als geführt; oft wurden Schiedsgerichte aufgestellt, wenn Streit vorlag. War dies nicht der Fall, so erfolgte Kriegserklärung durch einen Herold, der unverletzlich war; ein Barbar aber war dies nicht. Bisweilen verständigten sich die Parteien, einen Kampf zwischen ausgewählten Kriegern an die Stelle der Schlacht treten zu lassen. Die Kriegführung war grausam; eroberte Landschaften wurden verwüstet, Städte zerstört, nicht ausgelöste Gefangene als Sklaven verkauft. Der Sieg wurde durch ein Denkmal (Tropäon) mit aufgehängten Waffen bezeichnet; die Beute wurde zwischen Staat, Tempel und Volk verteilt.

2. Religion und Kulte.

In Hellas war die Religion Staatsanstalt und zugleich der Staat eine religiöse Einrichtung. So getrennt die Staaten waren, so übereinstimmend war ihre Religion. Sie war aber keine vorgeschriebene, sondern eine aus dem Volke hervorgewachsene, die vom Staate geregelt wurde. Hierdurch ergaben sich wohl Abweichungen im Kult, nicht aber im Charakter der Religion, der sich bloß in verschiedene Auffassungen verzweigte.

Die Hellenen verehrten im Grunde nur einen Gott, denselben Lichtgott wie die Inder, Italiker und Germanen; bei ihnen hieß er Zeus. Nur künstliche Mythe gab ihm einen Großvater (Uranos) und Vater (Kronos), sowie Geschwister, Söhne und Töchter*). Er thronte auf dem Olympos, dem Sitze des ältesten Kultes der Hellenen. Daß noch weitere Götter und Göttinnen in Aufnahme kamen, erfolgte daraus, daß die Naturorgane, wie Sonne, Mond, Meer, Feuer, Luft u. s. w. als lebend gedacht und später unter menschlicher Gestalt vorgestellt wurden. Die Sonne hieß Helios, später Apollon, der Mond Selene, später Artemis, das Meer Poseidon, das Feuer Hephästos, die Gattin des Himmelsgottes Hera u. s. w. Erst in später Zeit hat priesterliche und gelehrte Künstelei diese Personifikationen der Naturkräfte in Gruppen von 6 und 12 geteilt, ihnen Verwandtschaften an-

*) Preller, Griechische Mythologie, 3. Aufl., S. 50 ff., 83 ff.

gedichtet und den Schutz gewisser Verrichtungen, wie z. B. Jagd, Krieg, Ackerbau, Weinbau, Künste, Tugenden (wie Häuslichkeit, Liebe, Weisheit u. dergl.) zugeschrieben, von welchen Vorstellungen die älteste Zeit noch wenig wußte. Der einzig richtige und wahre Gott war und blieb Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der Urheber des Gewitters und Regens, dessen Einwirkungen auf Erde und Menschen in das Gewand zum Teil lächerlicher, zum Teil unzüchtiger Fabeln gekleidet wurden, der aber, in würdigerer Auffassung, als Beschützer des Familienlebens, des Hauses und Staates und als Rächer aller Frevel verehrt wurde. In der Zeit von der dorischen Wanderung bis zum Ende des patriarchalischen Königtums spielen neben und unter Zeus eine Rolle: seine weibliche Ergänzung Hera, die Herrin des Himmels und Beschützerin der Frauen, der Feuergott Hephästos als Schmied der göttlichen Waffen, der kriegerische Ares, der herrliche Sonnengott Apollon, der die Nacht als Drachen tötet und die Feinde seines Volkes vernichtet, seine keusche Schwester Artemis, die (wie der Mond) die Wälder durchstreift, der die Seelen der Toten in die Unterwelt geleitende Hermes, der Götterbote, die Göttin der mütterlichen Erde, einst Gäa (Erde), später Demeter (Gè mètèr, Mutter Erde) genannt, die keusche Schützerin des Herd- und Altarfeuers, Hestia, die kluge jungfräuliche Pallas oder Athene, deren Gegenbild, die liebreizende, meerentsprossene Aphrodite, der Herrscher des Meeres Poseidon. Den Göttern wurden Gefolge von Halbgöttern, Genien und Dämonen beigegeben, deren Aufzählung wir der Mythologie überlassen müssen. Den Olympiern dienen und sie erheitern die lustigen 3 Horen, die reizenden 3 Chariten, die sangreichen Musen, die zierliche Schenkin Hebe, der den Herzen gefährliche Eros. Dem Sonnenwagen voran schwebt die rosenfingrige Eos. Die Hirten, Herden, Berge und Wege schützt der flötenspielende Naturgott Pan. Ernstere Gestalten sind die das Schicksal spinnenden 3 Mören; das Meer wird belebt von den Nereiden und den lockenden Sirenen; dem Herrscher der Unterwelt, Aides, dienen die das Verbrechen verfolgenden Rache- und Fluchgöttinnen, die 3 Erinnyen. Ein eigenes Gefolge, das der Bakchanten und Mänaden, der bockbeinigen Satyrn und der reizenden Nymphen (die den indischen Apsaras ähneln), hat der Beschützer der Pflanzenwelt, besonders des Weinbaus, der nur halbgöttliche Dionysos. Er bildet den Uebergang zu den Heroen, an deren Spitze wir den vermenschlichten Sonnengott Herakles und sein Gegenbild Theseus finden. Das Morgen- und Abendlicht sind menschgeworden in den Dioskuren Kastor und Polydeukes, das des Mondes in ihrer Schwester Helena. Den Sonnenlauf vervielfältigen die Argonauten, und die ganze reiche Mythenwelt mit ihren in so alter Zeit erstaunlichen Schöpfungen, die wie keine anderen ein schönheitbegeistertes Volk verraten, schließt der sagen-

hafte Krieg gegen Troia, der uns zu dem Sänger führt, durch den er unsterblich geworden ist.

Inwiefern morgenländische Vorbilder auf diese Mythenschöpfungen einwirkten, deren Charakter aber so durch und durch hellenisch ist, darüber streiten sich noch die Gelehrten.

Der Hellene konnte seine Religion ausüben, wann, wo und wie er wollte oder es auch unterlassen; nur beschimpfen durfte er sie nicht; das war ein Staatsverbrechen. Es gab keinen Priesterstand; in der patriarchalischen Zeit brachte der König die Staats-, der Hausvater die Hausopfer. Nur gewisse Heiligtümer hatten ihre von deren Besitzern angestellten Priester oder, wenn es eine Göttin betraf, Priesterinnen, die gewisse Vorschriften der Reinheit oder Mäßigkeit zu befolgen hatten. Die einzelnen Kulturorte, Tempel oder Heiligtümer gehörten dem Staate, der Gemeinde oder besonderen Körperschaften. Waren es nicht Tempel, so dienten dem Kult umfriedete Plätze oder Haine; in der Regel waren sie nur einem Gotte oder mehreren zusammengehörenden geweiht. Den Heroen huldigte man auf ihren (angeblichen) Gräbern. In den Tempeln und Hainen fanden Flüchtlinge und sogar Verbrecher Schutz.

Bildlich waren die Götter in ältester Zeit durch Tiere, Pflanzen oder Steine dargestellt. Als sie menschliche Gestalt erhielten, kam ihr Tier oder Baum an ihre Seite. Den Uebergang bezeichnen die vielen Mischgestalten, die die hellenische Kunst zeigt.

Der Götterdienst bestand in der Darbringung von Weihgeschenken, besonders aber von Opfern, wozu Tiere, Pflanzen, Früchte, Brote, Milch, Wein u. s. w. dienten.

3. Homeros und Hesiodos.

Daß schon die Voreltern der Hellenen, ehe sie nach Hellas kamen, dichteten, zeigt die Sage von den in Thrakien lebenden großen Sängern Orpheus, Linos, Eumolpos u. a. In Hellas selbst erscheinen in der patriarchalischen Zeit Sänger an allen den kleinen Fürstenhöfen, wo sie die Thaten der Vorfahren und die gleichzeitigen Könige selbst besangen. Aus diesen Liedern entstanden nach und nach zusammenhängende Gedichte, und zwar haben die größeren und bedeutenderen derselben ihre Heimat in den hellenischen Niederlassungen auf der Westküste Kleinasiens, wo die Städte und ihre vorliegenden Inseln eine reiche Blüte in Handel und Verkehr entfalteten, besonders unter den Jonern, den Nachfolgern der Phöniker in der Seeherrschaft. Götter und Helden sind es, von denen die großen epischen Werke handeln, unter denen zwei wunderbare und wundervolle Schöpfungen auf uns gekommen sind, die kein bekanntes Vorbild haben. Beide wurden einem Dichter, mit Namen Homeros zugeschrieben. Ob

ein solcher lebte und wie viel davon er schrieb oder sang, ist streitig, aber auch gleichgültig. Um 900 v. Chr. sollen sie entstanden sein: die Ilias, die eine Episode aus der Belagerung von Troia, den Kampf zwischen Achilleus und Hektor, und die Odyssee, die des vielgewandten Fürsten von Ithaka Irrfahrten und Heimkehr zur treuen Penelope erzählt. Beide verraten mannigfache Verschiedenheiten. Die Ilias ist wild bewegt und leidenschaftlich und läßt die Götter persönlich, ja sogar in beiden Heeren kämpfend, in die Schicksale der Menschen eingreifen. In der Odyssee waltet halkyonische Ruhe und Heiterkeit, und die Götter beschränken sich auf eine wohlwollende Leitung der Geschicke. Offenbar ist die Odyssee künstlerischer ausgestattet als die Ilias; sie hat einen weiteren Blick, eine höhere religiöse und ethische Haltung und einen einzigen, unübertrefflich charakterisierten Helden statt einer Menge von Kämpen, mit denen die weit weniger sympathische, in Blut schwimmende Ilias glänzt. Keines beider Werke weist auf das andere hin, und doch stimmen sie in der Sprache und in der Kunst der Darstellung genau überein, wie auch in der Zahl der (24) Gesänge und im Versmaß, dem ewig jungen Hexameter. Keine Werke außer den biblischen haben so weit hinaus in die Kulturgeschichte ihre Wellen geworfen, gar keine auf ihr Volk einen solchen Einfluß ausgeübt wie die homerischen auf die Hellenen; sie waren die Bibel derselben. Freundschaft, Liebe und Treue sind darin ergreifend geschildert, — nur die Liebe zur — Wahrheit fehlt! Sie haben eine Menge meist verlorener Nachahmungen und Fortsetzungen erhalten (kyklische Dichter).

Auf der europäischen Seite des ägeischen Meeres erstanden, der homerischen Dichtung gegenüber, weit später (etwa 800 v. Chr.) die nach dem priesterlichen Thebäer Hesiodos benannten Werke: das nüchterne Lehrgedicht „Werke und Tage“ (828 Verse) und die vielleicht von einem andern Verfasser herrührende epische „Theogonie“ (1022 Verse), die den Ursprung aller Dinge, der Welt und der Göttergeschlechter schildert. Sie ist eine Hauptquelle für die mythischen Vorstellungen der Hellenen, und das allein verschaffte ihr die sonst unverdiente Ehre, neben den unsterblichen, den Namen Homeros tragenden Leuchten der Dichtkunst genannt zu werden.

II. Oligarchisch-tyrannische Zeit.

1. Oligarchen und Tyrannen. Sparta.

Wie es geschah, wissen wir nicht; aber thatsächlich wurde in fast allen griechischen Staaten zwischen dem 9. und 7. Jahrhundert v. Chr. die patriarchalische Monarchie gestürzt oder beseitigt und durch eine Herrschaft der Häupter alter Familien ersetzt. Damit änderte sich im

Staatsleben weniger als in der ganzen Physiognomie des öffentlichen Lebens und der Sitten; es war damit, wenn auch nicht notwendig, ein Zurücktreten alten naiven Glaubens und ein Aufschwung im Denken und Schaffen verbunden. Die neuen Herrscher, Oligarchen genannt, schlossen sich vom Volke, dem Demos, ab und nannten sich an einigen Orten in ihrem Dünkel „die Besten". Doch konnten sie es nicht verhindern, daß neben ihnen, dem Geburtsadel, sich ein Besitzadel bildete, der teils auf Grundbesitz, teils auf Kapital ruhte, und dessen Glieder sich die „Fetten" oder „Bemittelten" nannten; ja oft setzte sich dieser neue Adel an die Stelle des alten. Man hieß dies Timokratie, wenn die Herrschenden achtungswert, dagegen Plutokratie, wenn sie bloß habsüchtig waren. Das Volk wurde von diesen Herrenkasten arg bedrückt und war so gut wie rechtlos. Dies wurde besonders dadurch bewirkt, daß die Herrschenden, obwohl die Minderheit bildend, in mehr Gemeinden oder Stämme (Phylen) eingeteilt wurden als das unterworfene Volk, und dieses daher stets überstimmten. Die Phylen gehörten entweder bestimmten Orten oder zerstreuten Stämmen an; jene zerfielen in Gaue (Demen), diese in Geschlechter (Phratrien). Die Regierung führte ein Rat (Gerusia) aus älteren Männern der herrschenden Geschlechter, fünfzig bis mehrere hundert an der Zahl; die laufenden Geschäfte besorgte ein Ausschuß des Rates (die Archonten); die oberste Leitung lag in den Händen von Prytanen (Bürgermeistern). Die Titel waren aber nach den Orten sehr verschieden.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. fand in fast ganz Hellas eine Bewegung gegen die Oligarchen statt, die beinahe überall gestürzt wurden, aber auf sehr verschiedene Weise. An einer Anzahl von Orten wurde zwischen Oligarchie und Demos eine Uebereinkunft geschlossen, durch die ein hervorragender Mann den Auftrag erhielt, Gesetze zu verfassen und bis dieses geschehen war, die Regierung als Aesymnet, d. h. der jedem das Seinige gibt, führte. In einer weit größeren Gruppe schwang sich an der Spitze des Volkes ein kühner Mann empor und herrschte als Tyrannos, der manchmal selbst aus der herrschenden Kaste hervorging, aber in den meisten Fällen beide Stände so behandelte, daß Willkürherrscher seitdem jenen Namen erhielten. Die Tyrannen sind zu zahlreich, um sämtlich genannt zu werden; die bekanntesten waren Orthagoras in Sikyon, Kypselos und Periander in Korinth, Polykrates auf Samos; König Pheidon in Argos that es den Tyrannen völlig gleich. Aber wenn sie auch ihre Macht oft auf Söhne und Enkel vererbten, dauerte doch keine Tyrannis längere Zeit. Sowohl sie, als auch ohne sie die Oligarchie, erlag der Demokratie, die den nächsten Zeitraum beherrscht.

Nur eine Oligarchie erhielt sich, ohne Tyrannen oder dem Volke zu erliegen, Jahrhunderte hindurch und war die Stütze der herrschenden und die Hoffnung der gestürzten Oligarchen in ganz Hellas; es

war Sparta, das diese Eigenschaft wohl dem Umstande verdankte, daß es einen Rest von monarchischer Verfassung behalten hatte.

Die Landschaft Lakonien war die Beute eines kleinen dorischen Stammes geworden, der die achäische Bevölkerung unterwarf und aller Rechte beraubte. Diese zerfiel in zwei Klassen, die nur des ausübenden Bürgerrechtes entbehrenden Periöken oder Lakedämonier, und die auch zum Verluste der persönlichen Freiheit verurteilten Heloten oder Leibeigenen. Die Herrschenden, die sich Spartiaten nannten, zählten, wie angenommen wird, etwa 40 000 Seelen, die Periöken mehr als das Doppelte und die Heloten mehr als das Vierfache dieser Zahl*). Ja nachdem die Spartiaten durch einen der schändlichsten Kriege die Nachbarlandschaft Messenien unterworfen hatten, stießen sie deren ganze Bevölkerung, sogar ihre dorischen Stammesgenossen, in die Klasse der Heloten hinab! Infolgedessen mußten die Spartiaten immerfort Aufstände der Unterdrückten befürchten, bauten aber auf die gegenseitige Abneigung zwischen Periöken und Heloten. Diese bildeten die Dienerschaft; jene lebten von Ackerbau, Gewerben, Handel u. s. w. Die Spartiaten waren die Grundbesitzer, die Periöken Pächter der Staatsgüter. Aber auch unter jenen herrschte nicht völlige Gleichberechtigung; die Reicheren nahmen eine bevorzugte Stellung in Anspruch.

Die Verfassung Spartas wurde dem Gesetzgeber Lykurgos im 9. Jahrhundert zugeschrieben. An der Spitze des Staates standen zwei erbliche Könige aus zwei Linien angeblicher Nachkommen des Herakles. Stete Eifersucht hielt sie auseinander. Sie behaupteten zwar dieselben Rechte wie die Könige der patriarchalischen Zeit; aber es beschränkte sie der aus 28 Gliedern bestehende Rat der Alten (Geronten), die von den Spartiaten auf Lebenszeit gewählt wurden. Die Volksversammlung des herrschenden Standes fand monatlich einmal statt und stimmte über Beschlüsse oder Vorschläge der Geronten ab. Die wirkliche oberste Macht aber bildeten die fünf Ephoren (Aufseher), die jährlich von den Königen gewählt wurden und alle öffentliche Verwaltung und Zucht, sogar das Verhalten der Könige beaufsichtigen und im Falle der Mißbilligung Rechenschaft verlangten, sogar von ihren Vorgängern. Sie konnten alle Beamten einstellen, verhaften und anklagen und verfügten später über alles, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod der Periöken und Heloten.

In Lakonien war sowohl den Angehörigen Auswanderung, als den Fremden Einwanderung verboten, ebenso jede Wareneinfuhr, Schauspiele und alles, was die rauhen Sitten des Landes bedrohen konnte. Die Spartiaten betrieben keinen anderen Beruf, als den des Kriegers. Sie stellten im Kriege 50 000 Mann, darunter 5000 Spartiaten, je 5000 leicht- und schwerbewaffnete Periöken und 35 000 Heloten.

---

*) Plut. Lykurg 8, Schoemann, Griechische Altertümer I, S. 201, 208, 219.

Den Kern des Heeres bildeten die Schwerbewaffneten (Hopliten) in Sparta wie bei allen Hellenen; sie waren von deren Feinden stets gefürchtet. Dem Heere trug ein Priester, der Pyrphoros, heiliges Opferfeuer voran. An der Grenze und nach dem Siege wurde wieder geopfert; zur Schlacht schmückten sich die Spartiaten festlich. Feiglinge verloren die bürgerlichen Rechte und die Teilnahme an den öffentlichen Gebräuchen.

In der älteren Zeit lebten auch die Spartiaten sehr einfach. Nach des Lykurgos Gesetzen sollten die Thüren nur mit der Säge, die Dachbalken mit der Axt zubereitet sein.

Jeder Spartiate mußte spätestens mit dem 30. Jahre heiraten. Wer es unterließ, unterlag schimpflicher Strafe. Die Freier entführten ihre Auserwählten und durften sie längere Zeit nur heimlich und bei Nacht sehen. Dagegen pflegte ein älterer Ehemann seiner jungen Frau einen jungen Freund zuzuführen und anerkannte die Kinder beider als die seinigen.

Jedes neugeborene Kind wurde amtlich untersucht und wenn schwächlich durch Aussetzung dem Tode preisgegeben. Nach sieben Jahren wurden die Knaben in Rotten eingeteilt und trieben Gymnastik. Sie erhielten geringe Kost, durften aber weitere stehlen, nur sich nicht ertappen lassen, und wurden jährlich einmal gepeitscht. Mit 18 Jahren wurden sie als Melleirenen zur Krypteia, d. h. zum Polizeidienste gegen die Heloten verwendet und mit zwanzig als Eirenen dem Heere einverleibt. Auch die Mädchen wurden möglichst abgehärtet.

Alle Männer vom 21. Jahre an speisten gemeinsam (Syssitien) an Tischen von durchschnittlich 15 Teilnehmern, zu denen sie einen Beitrag an Speisen und Geld lieferten, und stimmten über die Zulassung dazu ab. Die Tischgenossen waren auch Zeltgenossen im Kriege.

Diese Einfachheit und Streitbarkeit nahm seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. reißend ab. Die Sitten wurden durch einströmendes Edelmetall verfeinert und verweichlicht. Seit dem Verluste Messeniens durch die Thebäer drang auch Armut ein, und die Spartiaten schwanden zusammen. Das war Nemesis!

2. Panhellenische Einrichtungen.

Brachten es auch die Hellenen niemals zu einem sie alle umfassenden Bunde, woran sie gegenseitige Eifersucht hinderte, so fehlte es doch nicht an einzelnen Versuchen eines gemeinsamen Handelns, die freilich stets sehr locker ausfielen. Die ältesten dieser Versuche, die kurz nach der dorischen Wanderung aufgetaucht sein sollen, waren durchaus religiöser Natur. Man nannte sie Amphiktyonien (eigentlich hießen die Teilnehmer amphiktyones, Umwohner); die bedeutendste war jene, die zum Zwecke den Schutz des Apollontempels

zu Delphi am Parnassos und gegenseitige Achtung der Mitglieder hatte; sie bestand aus zwölf Völkerschaften in drei Gruppen, hielt zweimal jährlich Versammlungen in Delphi oder an den Thermopylen und hatte ein Schiedsgericht, verhinderte aber nicht „heilige" Kriege unter den Bundesgenossen und wurde ein Spielball zwischen den beiden großen Gegnern Sparta und Athen.

Einen berühmtern Namen als durch diesen lockern Bund erlangte Delphi durch sein Orakel (griech. manteion). Dieses bestand darin, daß die dort hausende Priesterin oder Seherin, die Pythia, von ihrem Sitze über einem Erdschlund im Tempel, aus dem Dämpfe aufstiegen, angeblich hierdurch erregt, an sie gestellte Fragen in möglichst vieldeutigen Sprüchen beantwortete, die ein Priester in Verse brachte. Es sind Beispiele von Bestechung der Pythia und der Priester bekannt. Das delphische Orakel wurde immer mehr eine gemeinsame Anstalt der gesamten hellenischen Welt, ja weit darüber hinaus nach Asien und Italien, damit aber auch ein Werkzeug der Politik; jedoch war es nicht minder ein Punkt der Einigung unter den Hellenen und oft eine Waffe gegen Unterdrückung aller Art.

Nach dem Orakel von Delphi war das bedeutendste das weit ältere des Zeus zu Dodona in Epiros, wo aus dem Rauschen der heiligen Eiche des Ortes geweissagt wurde. Aus Träumen wahrsagte man in den Heiligtümern des ärztlichen Gottes Asklepios, besonders in Epidauros, wohin Kranke gebracht wurden, die man dort verpflegte und deren dortige Träume Bedeutungen haben sollten. In Haliartos und andern Städten gab es ein Totenorakel, wo man die Geister Verstorbener beschwor, um von ihnen Offenbarungen zu erhalten. Solche Orte galten auch als Eingänge zur Unterwelt.

Die Orakel, die man doch nur in einzelnen Fällen befragte, wurden an allgemeiner Bedeutung für das Hellenentum weit von den Kampfspielen überragt, die ursprünglich einen religiösen Charakter hatten und stets noch zu Ehren gewisser Götter gefeiert wurden. Die ältesten derselben, die olympischen, dem Zeus gewidmet, werden schon im 9. Jahrhundert erwähnt und wurden bereits im 8. so beliebt, daß 776 v. Chr. die Zeitrechnung nach ihnen begann, indem man nach dem 1., 2., 3. und 4. Jahre der so und sovielten Olympiade rechnete. Zu dem einfachen Wettlaufe, der ältesten Uebung, kamen nach und nach der Doppellauf, der „Fünfkampf" (Pentathlon), bestehend aus Lauf, Sprung, Ringen, Diskos- und Speerwerfen, dann der Faustkampf, das Wagenrennen, das Pferderennen u. s. w. Die Laufbahn zu Olympia, das Stadion, maß 600 Fuß; später kam für Wagen und Pferde das längere und breitere Hippodrom dazu. Beteiligen konnten sich am Wettbewerbe nur freie Hellenen. Die Kampfrichter (Hellanodiken) bezeichneten den Sieger, der lediglich einen Kranz aus Oelzweigen vom heiligen Haine des Zeus bekam, aber über-

schwenglich gefeiert wurde, Standbilder erhielt und den Gegenstand von Dichterwerken bildete. Zu Hause wurden ihm überdies reiche Geschenke gemacht. Es konnten auch Städte als solche sich durch Kämpfer vertreten lassen. Die Leitung der Spiele stand unter Elis und Sparta gemeinsam.

Außer den im ersten von vier Jahren gefeierten Olympien gab es noch drei berühmte Kampfspiele: die Pythien bei Delphi, dem Apollon heilig und von den Amphiktyonen geleitet, im dritten Olympiadenjahre, wobei auch Wettkämpfe in Musik und Gesang stattfanden, — die Nemeen im Thale Nemea bei Kleonä in Argolis, zweimal in vier Jahren, mit einem Wettkampfe auf der Kithara verbunden, und die Isthmien auf der Landenge von Korinth, im ersten und dritten Olympiadenjahre, wobei auch Dichter um den Lorbeer rangen.

Sowohl zur Vorbereitung auf die Kampfspiele, als zur Ausbildung des Körpers dienten die in ganz Hellas verbreiteten Turnschulen oder Gymnasien, und die Ringschulen oder Palästren, in denen die Knaben stramm organisiert waren. Die Gymnasien, die vornehmeren, hatten oft prachtvolle Gebäude und waren auch mit geistigem Unterrichte verbunden. Geübt wurde nur nackt, daher der Name, und der Turnunterricht schloß sich völlig an die Entwickelung der Kampfspiele an; doch gehörte auch das Ballspiel und das Schwimmen dazu.

Einen weit umfangreichern Schauplatz als durch Orakel und Kampfspiele erhielt aber das Hellenentum durch seine Kolonien außerhalb des Mutterlandes. Die bedeutendste Rolle unter diesen spielten jene in Kleinasien. Zwölf Städte besaßen die Ioner in Lydien und Karien, darunter Milet und Ephesos und die Inseln Chios und Samos. Kleiner war das Gebiet der Aeoler in Mysien und Lydien, noch geringer das der Dorer in Karien. Nachdem die Milesier am Schwarzen Meere 785 v. Chr. Sinope gegründet, umkränzte sich der ganze Pontos Euxinos nebst der Mäotis (Asowsches Meer) mit hellenischen Kolonien, die bis tief nach dem innern Asien Handel trieben. Auch in Aegypten drangen die Milesier vor, und um 550 gründeten neun griechisch-asiatische Städte die Handelskolonie Hellenion bei Naukratis im Nildelta. Sehr rege waren auch die Euböer, die, und nach ihnen Korinth, die Insel Korkyra (Korfu) besiedelten. Ganz griechisch wurden durch Kolonien, besonders aus Korinth, Unteritalien, und durch Rhodos und andere Inseln Teile von Sicilien, wo Messana (durch flüchtige Messener), Katana, Syrakus und Akragas (Agrigent) blühten: beide Länder waren das Amerika der Griechen. Phokäer aus Ionien gründeten Massalia (Marseille) in Gallien und einige Orte in Spanien. Doch mußten sich in Sicilien, Spanien und Afrika die Hellenen mit den Puniern zu vertragen suchen. In Kyrene setzte sich eine Niederlassung aus der Insel Thera fest und wurde zum Königreich, das dem

Nillande Furcht einflößte. Viele Verfolgte fanden in diesem Kranze hellenischer Blüten um das Mittelmeer Zuflucht und retteten ihren Volkscharakter. Auch wurden viele Oligarchen auf diesem Wege den unbequemen Demos los.

Die Kolonisten handelten oft nach Beschluß der Regierung ihrer Heimat oder nach Rat des delphischen Orakels. Sie nahmen Feuer vom heimischen Herde, Bilder und Priester ihrer Götter mit und richteten die neue Heimat nach dem Muster der alten ein. Freilich vermischten sie sich je nach der Lage mit Skythen, Libyern, Puniern, Galliern u. s. w.; aber sie zeichneten sich auch vielfach durch Kulturleistungen aus, in denen sie das Mutterland übertrafen. Hinwieder aber entfremdeten sie sich diesem und versanken vielfach in Schwelgerei und Ueppigkeit. Schließlich verschmolzen sie mit der Bevölkerung ihres Hinterlandes und ließen ihr Griechentum untergehen. —

3. Anfänge der Philosophie*).

Die Schriftsteller des vorigen Zeitraums hatten ihre Werke noch mündlich fortgepflanzt. Erst in dem Zeitraume, den wir hier betrachten, erhielt die ewig schöne Sprache der Hellenen eine Schrift. Anfangs, zu nicht näher bekannter Zeit, hatte jeder griechische Dialekt sein Alphabet, das aus dem phönikischen stammte, aber diesem auch Zeichen für die Vokale beifügte, wozu dann noch die jenem fehlenden Hauchlaute und Doppelkonsonanten (Ps, Z und X) kamen. Nach und nach entstand so ein allgemein griechisches Alphabet, dessen Zeichen anfangs wie die semitischen, von rechts nach links, dann abwechselnd, endlich aber nur noch von links nach rechts geschrieben wurden, und zwar erst auf Holz, Stein oder Metall, später auf Pergament und nach näherer Bekanntschaft mit Aegypten auf Papyros, doch ohne das Pergament aufzugeben.

Gleichzeitig mit der Schrift tauchen die ersten Versuche einer Aeußerung der Lebensweisheit in Sprichwörtern und Fabeln auf. Es spricht für die hohe Bildung, die sich in den hellenischen Kolonien entwickelte, daß nur in diesen, nicht im Mutterlande, während des oligarchisch-tyrannischen Zeitraums eine Philosophie entstand. Dies war zuerst in Kleinasien der Fall, und zwar in der Form des Lehrgedichtes, worin die Frage nach dem Ursprung aller Dinge zu lösen gesucht wurde. Der erste, der hierin einen Namen errang, war um 600 v. Chr. Thales aus Milet, der auch Astronom war und an der Spitze der sog. sieben Weisen Griechenlands steht, die verschieden aufgezählt werden, von denen aber außer ihm keiner zu den Philosophen zählte. Thales erklärte das Wasser als den Urgrund aller Dinge. Als Schriftsteller trat zuerst sein Schüler und Mitbürger

---

*) Zeller, Ed., Die Philosophie der Griechen.

Anaximander auf, der das Unendliche oder Unbegrenzte als Grundstoff bezeichnete. Aus diesem sollten sich die einzelnen Elemente und Körper ausgeschieden haben, und zu ihm sollte die Welt einst wieder zurückkehren. Anaximenes, ebenfalls ein Milesier, griff um 500 v. Chr. wieder auf einen benannten Urstoff zurück und wählte dazu die Luft.

Doch das waren noch kindliche Versuche. Ein wirklicher großer Denker trat erst in dem aus der Insel Samos nach Unteritalien ausgewanderten wunderbaren Manne Pythagoras, einem Zeitgenossen des Khung-fu-tße und Buddha, auf, der beinahe das ganze sechste Jahrhundert v. Chr. durchlebte. Dieses Leben ist vielfach mit Mythen und Legenden geschmückt, auch sind dem Weisen verschiedene Werke fälschlich zugeschrieben worden. In Wahrheit wirkte er mündlich und praktisch in Kroton, wo er seinen Wohnsitz genommen. Nach seiner Lehre, oder vielmehr derjenigen seiner Schule, war die Zahl Form und Stoff aller Dinge; alles faßte er mathematisch auf und behandelte es auch so. Damit wurde er der Vater der Größenlehre; das dekadische Zahlensystem und der nach ihm benannte geometrische Lehrsatz wurden ihm zugeschrieben. Da er in den Zahlen die vollkommenste Harmonie fand, so stellte er auch die Töne in ihren Dienst und erfand die Tonleiter der Oktave. Die höchste Harmonie aber erblickte er im Weltall und ahnte zuerst, daß die Erde nicht stillstehe und nur ein Weltkörper unter andern, nicht das Gegenstück des Himmels sei. Freilich träumte er als Mittelpunkt der Welt ein „Centralfeuer“, um das sich Erde, Mond, Sonne und Planeten bewegen sollten, und ferner, daß die Bewegung der Weltkörper eine Musik hervorbringe.

Mit der Ordnung der Welt nicht zufrieden, wandte sich der große Mann auch der Harmonie im Menschen zu, der durch sie von den Leidenschaften zur Vernunft geführt werden solle. Dabei kam er auch auf die Idee der Seelenwanderung, die zu immer höherer Vervollkommnung führen müsse. Er blieb aber nicht bei der Theorie stehen, sondern warf sich auf das praktische Leben. Er verlangte von seinen Schülern Reinlichkeit am Leibe und Reinheit der Sitten, Enthaltung vom Fleischessen und den Glauben an nur einen Gott. Die Schule, die er leitete, betrachtete er, in Uebereinstimmung mit seiner Lehre, als eine Vorstufe für das Leben. Mit reiferen Jahren wurden die Schüler zu Mitgliedern eines Bundes, der unter seiner Leitung die Eigenschaft eines Geheimbundes annahm und durch ihn sein eigenes Haus mit Gärten, Hainen, Turnplätzen und Bädern erhielt (Könobion), in welchem die Glieder wohnten. Die in des Meisters Lehre Eingeweihten hießen Esoteriker, die sich auf die Einweihung vorbereitenden oder dafür wirkenden Exoteriker; letztere lebten außerhalb der Anstalt. Diese Einrichtung stempelt die Bestrebungen der Pythagoreer zu oligarchischen im edeln Sinne, also aristokratischen, und die Bundes-

genossen zu Gegnern der Demokratie. Dies bereitete aber dem pythagoreischen Bunde den Untergang. In der Nachbarstadt von Kroton, dem durch seine Schwelgerei berüchtigten Sybaris, hatte ein Volksaufstand die üppigen Oligarchen gestürzt, die nach Kroton flohen. Das Volk von Sybaris verlangte ihre Auslieferung, welche die in Kroton herrschenden Pythagoreer verweigerten. Es kam zum Kriege, Kroton siegte (510 v. Chr.), Sybaris wurde zerstört; aber nun erhob sich das Volk in Kroton; Pythagoras mußte fliehen; seine Schüler unterlagen dem Demos, wurden erschlagen oder vertrieben, ihre Güter verteilt, und so ging es auch in Tarent, Metapont und Lokri; der pythagoreische Bund war vernichtet.

Eine weitere philosophische Schule entstand auf der Westküste Unteritaliens, in Elea, durch Xenophanes aus Kolophon, der jene Kolonie um 543 gründen geholfen, auch Dichter und ein Zeitgenosse des Pythagoras war († um 500 v. Chr.). Auch er lehrte einen einzigen Gott ohne Gestalt und Menschenähnlichkeit. Er war sich klar, daß die Menschen sich ihre Götter nach sich selbst bildeten. Aus Neigung zur Natur, deren Einrichtungen er sich aber sehr verwirrt vorstellte, feindete er die Mythen und Homers Dichtungen einseitig an. Sein Schüler Parmenides erklärte in seinem Gedichte „Von der Natur" alles Seiende für Eins und ewig und bestritt jede Schöpfung aus Nichts; alles Werden und Vergehen sei, sagte er, nur ein trügerisches Spiel der Sinne. Die nämlichen Ansichten verfocht sein Schüler Zenon.

Anders lehrte des Parmenides Zeitgenosse Herakleitos aus Ephesos, ein Gegner der Demokratie; er behauptete, es gebe nichts Bleibendes, sondern alles sei in steter Veränderung begriffen, alles sei Wechsel, Entstehen und Vergehen. Er verglich dies mit dem Feuer und nannte dies den Grundstoff der Welt; eins mit ihm sei die Gottheit, in der sich das Verschiedene wieder vereinige, eins auch die Menschenseele, die nur die Erscheinungen, nicht das Wesen der Dinge wahrnehme.

Auch Sicilien hatte seinen Philosophen in Empedokles aus Akragas (Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.), einem Demokraten, der verbannt wurde und im Mutterlande starb. Er erklärte das Werden und Vergehen für Mischung und Trennung der Stoffe, die er aus den sog. vier Elementen zusammengesetzt glaubte; diese Mischung und Trennung habe ihren Grund in Liebe und Haß, die ewig seien und in ihrer Herrschaft abwechseln. Dies malte er sich sehr phantastisch aus.

Gleichzeitig mit Empedokles gründete Leukippos die atomistische Schule, deren bedeutendster Genosse sein Schüler Demokritos aus Abdera in Thrakien († um 402) war. Alles, was geschieht, lehrten sie, ist notwendig und beruht auf Verbindung und Trennung der

Atome, die ewig, unteilbar und unveränderlich sind und in unzählbarer Menge das unendliche Leere erfüllen. Ihre verschiedenen Eigenschaften bestimmen diejenigen der Körper, aus denen sie sich zusammensetzen. Es ist der vollständigste Materialismus, dem der neueste nichts Wesentliches beizufügen gehabt hat. Ziel des Lebens war ihnen heitere Ruhe.

Es ist klar, daß mit allen diesen Systemen die hellenische Götterwelt unvereinbar war. Solange sich die Philosophie in eine Oligarchie höherer Geister einschloß, mochte der Olymp noch bestehen; drang sie aber unter das Volk, so war es um Zeus und sein Reich geschehen!

4. Lyrische Dichtung und Anfänge der bildenden Kunst.

Hatte der patriarchalischen Verfassung am besten das Epos entsprochen, das Götter, Könige und Helden feierte, so vertrug sich mit der Oligarchie, wie jede Emporhebung Bevorzugter über die Volksmenge, so besonders auch die feinere Richtung der Dichtkunst, die sich, verbunden mit Ton- und Tanzkunst, zum Vortrage in aristokratischen Kreisen eignete. Es fehlte freilich nicht an lyrischen Volksdichtungen, an Liedern; aber es ist wenig davon erhalten, und sie treten vor der vollendetern Verskunst zurück.

In dem hier betrachteten Zeitraume teilte sich die höhere Lyrik in zwei hauptsächliche Formen, die Elegie und das Melos, die ernstere und die heiterere Sangeskunst. Die Elegie hatte ihre Heimat da, wo das Epos die seinige, im ionischen Kleinasien. Sie ergänzte den epischen Hexameter harmonisch durch dessen sanfteren Genossen, den Pentameter, verwendete aber mit der Zeit auch weitere Versmaße. Ihr Inhalt, nicht zu verwechseln mit der modernen Elegie, war sehr mannigfaltig, indem sie auch politische und persönliche Zornausbrüche gestattete. Begleitet wurde sie durch die Lyra oder die Kithara. Als bedeutendster Elegiker ist der leidenschaftlich erregte Archilochos aus Paros um 700 v. Chr. anerkannt und wurde nach seinem Heldentode wie ein Heros verehrt. Ihm nahe kam der ernstere und gemessenere Simonides aus Samos, benannt nach Amorgos, wo er lebte. Der großartige Kriegssänger Tyrtäos lieh seine hohe Kunst leider dem ungerechten Kampfe der Spartiaten gegen die messenischen Brüder. Sanftere Töne sang der Flötenspieler Mimnermos aus Kolophon (630—620). Beißende Satire übten dagegen Phokylides aus Milet und Hipponax aus Ephesos, der den Hinkvers (Choliambos) erfand. Im Mutterlande herrschte die politische Elegie vor, zu welcher der attische Gesetzgeber Solon in edel-menschlicher, und der Oligarch Theognis aus Megara in einer von Haß gegen die Demokratie erfüllten Weise beitrugen.

Das Melos, die musikalischere Form der Lyrik, war eng mit

der Tonkunst verbunden, indem die Dichter auch ihre Tonsetzer waren. Es ging aus religiösen Festen hervor, hatte seine Heimat bei den Dorern und den Inselbewohnern des Archipelagos und war sehr mannigfaltig und reich an Unterarten (religiöse Gesänge, Tanz-, Lob-, Trauer-, Hochzeit- und andere Lieder). Der in Sparta wirkende Lydier Alkman (nach 700 v. Chr.), Lehrer der dortigen Jungfrauenchöre in Gesang und Tanz, voll Humor und Begeisterung, war der erste Vertreter des Melos. Stesichoros aus Himera in Sicilien (um 600) brachte epische Elemente hinein. Um dieselbe Zeit lebten der von Sagen umkränzte Arion aus Methymna auf Lesbos, Alkäos aus Mytilene, Gegner der dortigen Tyrannen, und dessen Freundin, die schwer verleumdete edle Sängerin Sappho. Ein halbes Jahrhundert später wirkten der als Opfer eines Raubmordes bekannte Ibykos aus Region in Kalabrien, und der reizende Wein- und Liebessänger Anakreon aus Teos.

Im nächsten Jahrhundert, dem 5. v. Chr., das wir des Zusammenhanges wegen hier berühren müssen, erweiterte sich die Lyrik durch Bezugnahme auf die Heldenthaten der Perserkriege und auf die olympischen und anderen Kampfspiele. Simonides aus Keos (559—469) wirkte in vielseitiger Weise, während der größte Lyriker der Hellenen, Pindaros aus Theben (521—441) sich vorzugsweise den vier Kampfspielen zuwandte, deren Sieger, ob Fürsten oder Gemeinwesen, er nicht nur persönlich, sondern mit Rücksicht auf die Geschichte und Religion ihrer Heimat in hoch begeisterten und musterhaften Oden besang, wobei er Gesinnungen echter Menschlichkeit äußerte. Mit ihm wetteiferte die schöne und geistvolle Dichterin Korinna aus Tanagra.

Weit später als die Dicht- und Tonkunst entwickelten sich bei den Hellenen die bildenden Künste. In dem Zeitraume der Oligarchie und Tyrannis sind sie noch kaum als Künste anzuerkennen. Die Tempel sind noch längliche Steingebäude ohne Ausschmückung. Eine solche begann erst mit Einführung der Säule, deren Vorbild ohne Zweifel die Bäume des Waldes abgaben. Die älteste Säule, die dorische, ist ein einfacher Stamm ohne Fußgestell und Knauf, aber mit Nachahmung der Rinde in der Kannellierung. Auch die Plastik war noch anspruchslos, ja erinnerte noch an die bloß symbolische, nicht naturwahre des Morgenlandes. Die Statue des Apollon von Tenea (Mitte des 6.) und die Krieger am Giebelfelde des Athene-Tempels zu Aegina (Anfang des 5. Jahrh.), wenn auch bereits in freieren, lebendigeren Formen gebildet, zeigen im Gesichte ein nichtssagendes Lächeln. Gebäude und Bilder aus Stein wurden, wie auch später, mit lebhaften Farben bemalt. Die Vasenmalerei zeigte, wie die Plastik, zwar bereits ein Streben nach wahreren Formen und begann mit Darstellung des Menschen. Aber in all diesen Kunstbestrebungen trat eine Blüte erst in dem Zeitraume ein, zu dem wir nun gelangen.

III. Demokratische Zeit.

1. Der Staat Attika und die Stadt Athen.

Die letzte Phase in der Zeit der Selbständigkeit Griechenlands bildete die Volksherrschaft oder was man so nennt. Nur eine Landschaft ging, ohne die Zwischenform der Oligarchie und Tyrannis, unmittelbar von der Monarchie zur Demokratie über; es war Achaia mit seinen zwölf Städten, deren Verfassungen seitdem als Muster galten. Im übrigen Hellas wurde das Volk Herr durch den Sturz der Oligarchie oder der Tyrannis oder durch Siege der Athener, die seit dem Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. als die Vorbilder der Demokratie galten, so nämlich, wie diese im Altertum verstanden wurde. Nach unseren Begriffen wäre es keine Demokratie, in welcher, wie in Attika, dem Gebiete Athens, es, wie berechnet worden, 365 000 Sklaven aus verschiedenen fremden Völkern, dann als Zwischenstufe 45 000 Metöken, d. h. freie Einwohner ohne Bürgerrecht, und nur 90 000 wirkliche attische Bürger gab*), wo sogar ein Sklavenmarkt bestand und selbst Metöken und Freigelassene wegen Vergehen als Sklaven verkauft wurden.

Die Verfassung Attikas hat verschiedene Stadien durchgemacht. In alter Zeit aus mehreren kleinen Fürstentümern, angeblich durch Theseus, zur Monarchie vereinigt, trat, nach dem letzten Könige, Kodros, an dessen Stelle mit seinem Sohne Medon ein lebenslänglicher und erblicher Präsident, Archon genannt, während die vornehmen Geschlechter, die Eupatriden, die Regierung führten, das Volk aber ohne Rechte war. Im Jahre 753 wurde die Amtsdauer des Archonten auf zehn Jahre herabgesetzt und 714 das Amt allen Eupatriden zugänglich; seit 683 aber wurden jährlich neun Archonten gewählt, womit völlige Oligarchie eintrat. Sie gegen das Volk aufrecht zu erhalten, wurden 621 die blutigen Gesetze des Archon Drakon erlassen. Ein in Blut erstickter Volksaufstand unter Kylon, dessen Unterdrücker, die Alkmäoniden, verbannt wurden, hatte zur Folge, daß 594 der Redner Solon Archon wurde und seine berühmten Gesetze gab, durch welche die Vorrechte der Eupatriden aufgehoben und die Bürger nach dem Vermögen in vier Klassen geteilt wurden, deren politische Rechte von oben nach unten stufenweise abnahmen. Es wurden ferner ein Rat (bulē) von 400 Mitgliedern, ein Geschworenengericht (Heliäa) und ein oberstes Gericht, zugleich Aufsichtsbehörde, der Areopag eingeführt. Die Gesetze bearbeiteten die Nomotheten, ein Ausschuß aus der Heliäa. Schon 560 aber warf sich Pisistratos zum Tyrannos auf und vererbte

---

*) Schoemann, Griech. Altertümer, I, S. 324.

diese Stellung auf seine Söhne Hippias und Hipparchos. Diese wurden aber vom Volke 510 gestürzt, und nun führte der Alkmäonide Klisthenes eine völlig demokratische Verfassung (für die Vollbürger) ein. Das attische Volk wurde in zehn Phylen und jede derselben in zehn Demen eingeteilt, die ihre bestimmten Wohnbezirke hatten, denen aber auch die Wegziehenden anzugehören fortfuhren. Der große Rat wurde auf 500 Mann erhöht und aus allen Bürgern durch das Los (mit Bohnen) auf ein Jahr gewählt. Er versammelte sich täglich, aber meist nur in der Zahl von 50, die mit den übrigen neun Zehnteln abwechselten, nur selten vollständig. Der Vorsitzende hieß Epistates; abgestimmt wurde durch Handaufheben. Jährlich zehnmal trat die Volksversammlung (Ekklesia) zusammen, und zwar im Freien. Alle 20 Jahre alten Bürger nahmen daran teil. Außer der obersten Verfügung über alle Staatsangelegenheiten die die Bule vorberaten hatte, übte die Ekklesia das Recht, mißliebige Bürger durch Abstimmung mit Steinen (Ostrakismos) zu verbannen. Sie entschied über alle Gesetze, über die Wahlen und das Schicksal der obersten Behörden, über Krieg und Frieden. In Wahrheit war sie ein Spielball der ehrgeizigen Volksführer. — Vollziehende Behörde (Regierung) waren die ebenfalls durch das Los (unter den Bewerbern) gewählten neun Archonten, deren Vorsitzender Eponymos hieß und dem Jahre seiner Amtsführung den Namen gab. Der Basileus, in dem also der Titel des Königs fortlebte, war Kultus-, der Polemarch Kriegsminister. Die sechs übrigen hießen Thesmotheten, Rechtsprecher. Die Macht dieser Regierung war indessen ein bloßer Schein und wurde stets geringer. Diese Verfassung vollendete um 478 der „gerechte“ Aristides, der sämtlichen Bürgern ohne Unterschied des Vermögens alle Aemter öffnete. Nachdem des Perikles Freund Ephialtes bewirkt hatte, daß dem Areopag die Oberaufsicht über die Staatsverwaltung entzogen wurde, kannte die Demokratie keine Schranke mehr und verfiel, als der Geist des Perikles sie nicht mehr zügelte, in Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, die nur zweimal in nicht erfreulicherer Weise, durch Oligarchie unterbrochen wurde und fortdauerte, bis Athens Freiheit unterging.

In seiner besseren Zeit war Athen der Hort der hellenischen Freiheit gewesen und hatte den von Sparta gestützten oligarchischen Bestrebungen den ionischen Bund der Seestädte entgegengestellt. Um die hellenische Freiheit gegen den Einbruch der Perser zu schützen, hatte der große Themistokles die Selbstverleugnung, Sparta die Hegemonie zu überlassen; aber Athen war der Kopf des leider nur die Hälfte der Hellenen umfassenden Bundes gegen die fremden Unterdrücker und gewann diesem einen guten Teil der Untreuen zurück. Wacker hatten sich auch die sicilischen Hellenen gehalten und unter Gelon von Syrakus die mit Persien verbündeten Karthager geschlagen. Der hellenische Bund zerfiel aber wieder in den peloponnesischen unter

Sparta und den archipelagischen unter Athen mit dem Hauptorte Delos. Athen hatte einen weiten Blick, namentlich unter Perikles. Es gründete in Italien statt des zerstörten Sybaris die Kolonie Thurii, deren zehn Phylen nach den hellenischen Staaten benannt wurden. Es sandte Kleruchien, d. h. Abordnungen von Bürgern nach den gewonnenen Inseln, um an Stelle der wegen ihres Abfalles hingerichteten Bewohner eine neue Bevölkerung zu gründen (auch die Hellenen verfuhren oft unmenschlich gegen Feinde). Umsonst strebte Perikles noch weiter, nach Schaffung eines panhellenischen Bundes; er scheiterte an Spartas Widerstand; wilde Kämpfe wüteten zwischen beiden Parteien, und der traurige peloponnesische Krieg endete mit Athens Niederlage. Ja, es kam soweit, daß das früher besiegte Persien bald die eine, bald die andere Partei bestach und beide beherrschte, bis es selbst unterging. Diesem unwürdigen Verhältnis suchte das sonst mißachtete Theben unter den beiden Helden Pelopidas und Epaminondas ein Ende zu machen, aber es buhlte selbst um des Schahs Gunst und scheiterte. Es schien den Hellenen keine Sonne mehr.

Athen hatte kein stehendes Heer wie Sparta, sondern eine Bürgermiliz, die nach den Phylen in zehn Heerhaufen geteilt war, sowie Söldner aus Metöken und Sklaven. Von den vier solonischen Klassen stellte die erste die Flotte, die zweite die Reiterei, die dritte die Schwer- und die vierte die Leichtbewaffneten. An der Spitze des Heeres standen vom Volke gewählte Strategen, und zwar für jeden Krieg wieder neue; sie waren auch Richter in Kriegsangelegenheiten. Der Athener und übrigen Hellenen Ausrüstung und Bewaffnung sind aus zahlreichen Abbildungen bekannt. Bedeutender als ihre Landmacht war aber ihre Seemacht. Die Schiffe wurden durch Ruder fortbewegt, deren Reihen mit der Zeit von einer auf drei und mehr stiegen; sie wurden von Sklaven nach dem Takte einer Flöte und den Befehlen eines Aufsehers geführt. Athen besaß bis auf 400 Seeschiffe mit 8000 Pferdekräften und schuf sich eine eigene Seetaktik. Die Einkünfte des Staates bestanden fast durchweg aus dem Ertrage der Domänen und aus indirekten Abgaben. Eine Kopfsteuer entrichteten nur die Metöken und die Sklavenbesitzer für jeden Sklaven; nur in außerordentlichen Fällen wurden die Bürger besteuert. Die Beamten dienten unentgeltlich; nur die dienenden Angestellten wurden besoldet, aber auch die Besucher der Volksversammlung! Hingegen wurden die höheren Beamten auf Staatskosten gespeist und arme Bürger unterstützt.

Athen war, mit Ausnahme der Tempel und einiger öffentlichen Gebäude, keine schöne Stadt, sondern winkelig und unregelmäßig gebaut. Die von der Masse der unansehnlichen abstechenden besseren Häuser hatten vorne im Erdgeschoß Läden und dahinter einen Säulenhof, in den die Zimmer der Männerwohnung (andronitis) mündeten, sowie der Speisesaal, der Männersaal, die Bibliothek, Pinakothek u. s. w.

Ein Gang führte in die Frauenwohnung mit dem Ehegemach, der Schatzkammer und den Arbeitsräumen; dahinter lag ein Garten. Die Dienerschaft wohnte im oberen Stockwerke. In allen Haupträumen standen Altäre verschiedener Gottheiten.

Für das Leben der in Athen maßgebenden Kreise besonders charakteristisch sind die Symposien, Trinkgelage, die den Gastmählern (deipnon) folgten und bei denen außer dem seiner Stärke wegen mit Wasser gemischten Wein auch Nachtisch genossen wurde. Es wurde vor- und nachgetrunken und ging allzuoft unmäßig zu. Je nach der Gesellschaft erbauten sich die Gäste durch geistreiche Gespräche oder zerstreuten sich durch Schauen und Anhören von Tänzerinnen, Gauklerinnen, Flötenspielerinnen, sowie durch Lieder, Anekdoten, Scherzfragen, Rätsel und allerlei Spiele und Possen. — Das häufigste Stelldichein aber war der Markt (agora), ein weiter Stadtteil mit Tempeln und Hallen, Altären, Bildsäulen und Bäumen. Am Morgen kamen die Landleute und verkauften ihre Waren den Krämern (Metöken), die sie herumtrugen. Die Männer kauften meist für ihre Familien selbst ein. Jede Art von Erzeugnissen hatte ihren besonderen Platz, auch die Tische der Geldwechsler. Mittags und abends spazierte man auf dem Markte. Lebhafter Verkehr herrschte auch an Athens drei Hafenplätzen mit eigenen kleinen Städten: Piräeus (der bedeutendste), Phaleron und Munychia.

Einen vom Staate geleiteten Schulunterricht gab es in Hellas überhaupt nicht, sondern nur Privatschulen; aber Athen zeichnete sich dadurch aus, daß es die Väter verpflichtete, ihre Söhne in Schulen zu schicken und diese durch Gesetze ordnete. Es wurde dort in der mit dem Lesen und Rechnen verbundenen Schreibkunst, in Musik und Gymnastik unterrichtet, was man zusammen „Enkyklopädie“ nannte. Jedenfalls hatte Athen die besten Schulen, wenn auch verschiedenen Ranges, dem auch das Schulgeld angemessen war. Von 16 bis 18 Jahren lernten die Jünglinge nur noch in den Gymnasien (siehe oben S. 242): mit 18 traten sie als Epheben in den Kriegsdienst. Die Mädchen erhielten nur im Hause Anleitung zu weiblichen Arbeiten, die wohlhabenderen auch im Lesen und Schreiben, in Religion und Sitte. Der Ehemann holte dann das Versäumte nach, wenn er die Gaben dazu hatte.

Die Athener bildeten unter sich eine Art Korporationen, Hetärien genannt, zu Handelsgeschäften, Ausrüstung von Schiffen, zum Gebrauche von Begräbnisplätzen, zu gemeinsamen Kulten, zu gemeinschaftlichem Speisen u. s. w., diese hatten Vorsteher und Beamte und wurden vom Staate begünstigt, nicht aber solche, die politische oder geheime Zwecke hatten.

Die einzelnen griechischen Staaten hatten verschiedene Kalender, aber das Gemeinsame, daß die Monate den Mondumläufen entsprachen

und zur Ausgleichung mit dem Sonnenlaufe einen Schaltmonat einfügten, in Athen seit Solon im 3., 6. und 8. Jahre einer Periode, die „das große Jahr“ hieß; seit Perikles war (durch Meton) eine Periode von 19 Jahren eingeführt. Das Jahr begann in Athen mit dem ersten Neumond nach der Sommersonnenwende; jeder Monat zerfiel in drei Dekaden zu 10 (oder 9) Tagen. Unter den Festen, die aber keine Ruhetage waren, nahmen die Panathenäen zu Ehren der Schutzgöttin Athene den ersten Platz ein. Sie fanden im ersten Monat (Hekatombaion) statt, dauerten zwei, alle vier aber sechs Tage und waren mit Kampfspielen, dem Vortrage der Gesänge Homers, musikalischen Wettkämpfen und Schiffswettläufen verbunden. Ein prachtvoller Umzug mit Priestern, Opfertieren, Frauen, Jungfrauen, Bürgern, Kriegern, die alle Weihgeschenke trugen, schloß das Fest.

Außer vielen anderen Festen that sich Athen durch die Feier der eleusinischen Mysterien hervor, die zu Ehren der Göttin Demeter, ihrer Tochter Persephone und eines sonst nicht bekannten Gottes Jakchos in Eleusis zweimal jährlich, im Frühling und Herbst, die Eingeweihten versammelten, denen allein die Bedeutung der Feier bekannt war, zu denen aber in Athen alles gehörte, was auf Bildung Anspruch erhob, und die auch der Staat leitete*).

Weitere, von diesen ganz verschiedene Mysterien, hatten die Inseln Kreta und Samothrake und andere Orte.

2. Die Blüte der bildenden Kunst.

Hellas hatte seit den Siegen des Mutterlandes über die Perser und der sicilischen Griechen über die Karthager einen ungeheuren Aufschwung in geistiger Beziehung gewonnen. Es war, als ob die Niederwerfung der Orientalen auch von den Hellenen alles Orientalische abgeschüttelt, sie auf sich selbst gestellt und sie zu dem Bewußtsein gebracht hätte, ein zur Darstellung nicht nur der Freiheit, sondern auch der Schönheit in ihrer höchsten Pracht geborenes Volk zu sein. Nirgends aber trat dieses Bewußtsein mit solcher Entschiedenheit in die Erscheinung, als in Athen, seit diese freiheitliebende Stadt an der Spitze des alle Küsten des ägeischen Meeres umfassenden Seebundes von 237 Städten stand. Seinen Höhepunkt aber erreichte jener Aufschwung in dem Zeitalter des Perikles. Dieser große Mann, ja allgemein genommen und nicht auf spezielle Fachleistungen bezogen, der größte aller Hellenen, geb. 493, † 429, persönlich einfach und sittenstreng, dachte nur daran, sein Vaterland und seine Vaterstadt groß

---

*) Das Nähere, zu dem hier kein Raum ist, sagt des Verf. „Buch der Mysterien“, 3. Aufl., Leipzig 1890, S. 51 ff. und die Allgem. Kulturgeschichte, II. Bd., S. 160 ff.

und herrlich zu machen. Dazu fand er eine würdige Genossin in der Milesierin Aspasia, die der Athener Klatsch nicht ohne Erfolg zur Hetäre und Kupplerin gestempelt, die aber ein edles und geistvolles Weib war*). Große Männer und geachtete Frauen Athens drängten sich in des seltenen Paares Häuslichkeit, wo ein freier und zugleich reiner Ton herrschte, und wo das Glück aus jeder Miene sprach. Da sah man des Hausherrn politischen Freund Ephialtes, den weisen Anaxagoras, den noch jungen Sokrates, den Künstler Phidias, die Tragiker Sophokles und Euripides, den Historiker Thukydides u. a.

Des Perikles erste Sorge war, Athen mit Glanz und Schönheit zu schmücken. Dazu fand er in ausgezeichneten Baumeistern, wie Iktinos und Kallikrates, und zuletzt in dem Bildhauer Phidias, dem ersten Künstler Griechenlands, geeignete Vermittler**). Durch Perikles entstanden oder wurden vollendet die drei Mauern, die Athen mit seinen drei Häfen (s. oben S. 251) und deren Schiffswerften und Arsenalen verbanden, der Marktplatz mit seinen Arkaden, darunter die Ruhmeshalle mit ihren Gemälden aus Athens Geschichte (Stoa poikile) und seinen Tempeln, dann die hochragende Akropolis, früher Festung, damals Heiligtum. Ihr fünffaches Thor bildeten die marmornen Propyläen; höher stand die Riesenbildsäule der Athene Promachos, deren vergoldete Lanzenspitze vom Meere aus gesehen wurde; weiter der Parthenon, Schatzkammer des Staates und Festort der Panathenäen, mit dem gold-elfenbeinernen Riesenbilde der Athene Parthenos und den Reliefsfiguren aus den Mythen und den Panathenäen, alle von Phidias. Jünger ist der Doppeltempel des Erechtheion. Unterhalb der Akropolis erhoben sich die mächtigen Theater des Dionysos und des Odeion. Weiter glänzten die Gymnasien der Akademie und des Lykeion. Alle diese Gebäude sollen (nach unserem Gelde) über 28 Millionen Mark gekostet haben. Neben der dorischen (s. oben S. 247) erstand die schmuckere ionische Säule mit Fußgestell und doppeltem Schnecken-Kapitell.

Außerhalb der Vaterstadt, im Zeustempel des Kampfspielfestortes Olympia schuf Phidias, ebenfalls aus Gold und Elfenbein, die thronende Riesenstatue des Olympischen Zeus in erhabener Würde und Majestät, mit herrlichen Relief-Figuren am Throne, der aus Ebenholz und Elfenbein errichtet, mit Gold und Edelsteinen geschmückt war.

Und was war der Dank des Volkes für die Schöpfer dieser Herrlichkeiten? Der erhabene Phidias, eben von Olympia heimgekehrt, wurde von den Perikles feindlichen Demagogen der Unterschlagung von

---

*) Schmidt, Adolf, Epochen u. Katastrophen, Berlin 1874, S. 90 ff. — Curtius, Griech. Gesch. II, S. 227. — Hertzberg, G. F., Gesch. v. Hellas und Rom, I, S. 287 f.

**) Holm a. a. O. S. 83 f. — Hertzberg a. a. O. S. 264; 269 f.

Gold, und als er seine Unschuld bewies, der — Gotteslästerung angeklagt, weil eine seiner Figuren dem Perikles gleiche, und — starb im Kerker! Aspasia stand vor Gericht wegen — Kuppelei und Gottlosigkeit; des Gatten Beredsamkeit rettete sie. Perikles selbst sollte als Finanzminister Veruntreuungen begangen haben; man konnte ihm nichts beweisen. Er sollte dann an der Pest in Athen schuld sein! Er starb gebeugt von Kummer; Aspasia folgte ihm später in Dunkelheit.

Nach Phidias zeichneten sich als Bildhauer seine Mitschüler (bei Ageladas aus Argos), Myron und Polykleitos und mehrere seiner Schüler aus. Im vierten Jahrhundert v. Chr. blühten Skopas aus Paros, der das Mausoleum der Artemisia in Halikarnassos schmückte, und Praxiteles aus Athen, der die erste unbekleidete Aphrodite und den wunderherrlichen Hermes schuf. Bis dahin hatten sich die Ioner im reichen Faltenwurf ihrer Marmorbilder, die Dorer dagegen in nackten Bronzebildsäulen hervorgethan. Von Praxiteles ist auch der Apollon Sauroktonos (Eidechsentöter) und die Bacchantengruppe des Dionysos; zwischen ihm und Skopas ist die Niobegruppe streitig. Die Kunst wurde nachgerade sinnlicher, wie der Ganymedes des Leochares und der Hermaphroditos des Polykles zeigen.

Auch in dieser Blütezeit bildender Kunst wurden sowohl Bauwerke als Bildnereien völlig mit Farben bemalt und vergoldet, letzteres so, daß man goldene Haare, Bärte und Gewänder abnehmen und wieder ansetzen konnte (was Phidias vorläufig rettete). Die Augen bildeten eingesetzte Edelsteine.

Von der Malerei der Hellenen ist wenig erhalten. Ihre Farben waren auch noch mangelhaft. Polygnotos aus Thasos malte die Zerstörung Troias und Odysseus in der Unterwelt zu Delphi, und mit seinen Schülern die Gemälde der Stoa Pökile in Athen, Zeuxis aus Heraklea in Italien die Helena, Penelope u. a., Parrasios aus Ephesos, sein Nebenbuhler, den Kampf um die Waffen des Achilleus, Timanthes aus Samos oder Sikyon, des letztern Rival, das Opfer der Iphigenia.

In diesem Zeitraum erhoben sich auch die bemalten Vasen durch Darstellung naturwahrer Menschengestalten zu hoher Blüte, namentlich in Attika. Man fügte den Figuren ihre Namen, sowie Denksprüche oder den Namen des Künstlers oder Eigentümers bei.

3. Das hellenische Theater.

Wie das Heldengedicht der patriarchalischen Monarchie und die kunstvolle Lyrik einer aristokratischen Gesellschaft, so war der demokratischen Verfassung die dem ganzen Volke ihre Bühne öffnende dramatische Dichtkunst am angemessensten.

Das griechische Drama entwickelte sich aus dem Kult des Gottes Dionysos, bei dem Chöre mit Tänzen, Gesängen und Wechselreden mitwirkten. Der Erste, der darauf eine vorher aufgezeichnete Handlung gründete, war Thespis aus dem weinreichen und festfreudigen attischen Demos Ikaria um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. Diese ausgearbeiteten Stücke hießen bald Tragödien (von tragos, Bock, dem Opfertier des Gottes), bald Komödien, d. h. Chorlieder. Zuerst ohne wesentlichen Unterschied, erhielt mit der Zeit die Tragödie einen ernsten, die Komödie einen heitern Charakter. Der Chor blieb aber in beiden der Grundstock des hellenischen Dramas, und dieses erhielt seine ernstere oder heiterere Richtung durch die Jahreszeit, jene im Winter, diese im Sommer. Aus 12 bis 24 Personen bestehend, sprach (vielmehr sang) und handelte der Chor mit. Der Chorführer war zuerst auch der einzige Wortführer. Der erste eigentliche Dramatiker, Phrynichos (um 500), führte neben ihm noch einen Darsteller und damit den Dialog, Aeschylos einen zweiten und Sophokles einen dritten Schauspieler ein, während der Chor immer mehr zurücktrat.

Nachdem ein eigentliches Theater entstanden war, hatte es drei Abteilungen, die erhöhte Bühne, vor dieser die Orchestra für den Chor, der sich um einen Altar bewegte, und den mit der Bühne einen Halbkreis bildenden und sich nach hinten erhöhenden Zuschauerraum, aus Gängen, Treppen und Sitzreihen bestehend. Dem Ursprunge des Theaters gemäß fanden die Aufführungen nur an den Dionysosfesten statt, und das berühmteste Theater in Athen hieß das des Dionysos und faßte 30 000 Menschen. Die Rückwand der allein bedeckten Bühne zeigte eine einzige Dekoration, die eines Palastes mit drei, in größeren Theatern fünf Thoren. Die Kulissen (Periakten) zeigten weitere Ansichten.

Bei den Vorstellungen handelte es sich stets um einen Wettkampf zwischen dramatischen Dichtern, von deren jedem vier (!) Stücke am gleichen Tage aufgeführt wurden. Die Schauspieler trugen Masken, die den ganzen Kopf einschlossen, bei Tragödien schreckenerregende, bei Komödien fratzenhafte, und schritten auf erhöhten Sandalen (Kothurn) einher. Alle Rollen gaben nur Männer; sie waren indessen in Athen geachtet.

Die dramatische Dichtung war nur in Athen zu Hause. Es wurden seit Thespis 150 Dramatiker und 3350 Stücke gezählt. Der Staat leitete die Aufführungen, bestellte die Preisrichter, belohnte die Dichter und bezahlte seit Perikles den Armen das Eintrittsgeld. Die Tragödie hatte am Anfang einen streng religiösen Charakter, der sich zwar später verlor, aber doch in der Wahl der Stoffe fortlebte, die beinahe sämtlich der Mythologie entnommen wurden.

Wir besitzen nur von drei Dichtern Tragödien und nur von einem Komödien aus diesem Zeitraume.

Der älteste dieser drei Tragiker, Aeschylos, geb. 525, † 458, verband je drei zusammenhängende Tragödien zu einer Trilogie und ließ dieser noch ein Satyrspiel folgen, das mit jenen eine Tetralogie bildete. Er war es, der in die Tragödie die Lösung sittlicher Fragen einführte, womit er begeisterte Vaterlandsliebe und strenge Religiosität verband. Von seinen angeblich 20 Tetralogien besitzen wir nur eine, die Oresteia, in drei Tragödien: Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden (das Satyrspiel ist verloren), und vier einzelne Stücke: den (titanisch gedachten und mächtig wirkenden) gefesselten Prometheus, die Sieben vor Theben (aus dem Bruderkampf der Söhne des Oedipus), die Schutzflehenden (Sage der Danaiden) und die Perser (Rückkehr des Xerxes von Salamis).

Der zweite Tragiker, Sophokles, geb. 496, † 406, löste die Tetralogie auf und schrieb nur selbständige Stücke (angeblich 70), von denen wir nur sieben besitzen. Drei davon bilden einen ähnlichen Zusammenhang wie die Trilogien, nämlich: König Oedipus, Oedipus in Kolonos und Antigone. Die vier übrigen sind: Elektra, der rasende Aias, Philoktetes und die Trachinerinnen. Sophokles gestaltete seine Personen menschlicher und individueller als sein Vorgänger; er ist harmonischer; denn er lebte mit Perikles und Phidias. War Aeschylos erhaben und göttlich, so war Sophokles edel und herzbewegend; namentlich erhob er die Frauenliebe (in Antigone) und die Frauenwürde (in Elektra), schilderte das Heldentum in Aias und die leidende Unschuld in Philoktetes ergreifend.

Einer ganz andern Richtung huldigte Euripides, geb. 480, † 406. Bei ihm verschwindet die Begeisterung für die alten Götter und Heroen; er stieg auf die Erde herab und schilderte in seinen Personen Menschen wie sie sind, nicht unbeeinflußt durch trübe, ihn verbitternde Erfahrungen. Die Verbindung mit der Philosophie seiner Zeit tritt in seinen Werken hervor, die Kunst gleich der Religion zurück. Nur der Stoff gehört noch der Mythe an. Er wurde darum der Liebling aller mit dem alten Glauben Zerfallenen, während er dagegen sittliche Reinheit in Leben und Dichtung aufrecht erhielt. Der Chor hat bei ihm nur noch eine geringe Bedeutung; er vertritt nicht mehr die ewigen Ideen, sondern die Ansichten des Dichters. Seinen Stücken, etwa 75 an der Zahl, fügte er zur Verdeutlichung einen Prolog und Epilog an. Wir besitzen ihrer noch 17, nämlich 16 Tragödien und ein Satyrspiel (der Kyklop). Die bedeutendsten jener sind: Medea, Hippolytos, Iphigenia in Tauris, die Bacchantinnen, Helena, Ion, der rasende Herakles. Er wurde das eigentliche Vorbild der französischen Tragiker des 17. Jahrhunderts. Selbst Goethe hat einen seiner Stoffe neu gedichtet, Schiller eines seiner Stücke übersetzt.

Während die Tragödie stets mehr oder weniger Zusammenhang mit der Religion bewahrte, riß sich die Komödie schon früh von ihr

los und war daher weniger angesehen und geringern Schutzes von Seite des Staates teilhaftig. Desto beliebter wurde sie bei dem niedern Volke und seinen Führern, und demgemäß mit der Zeit immer zügelloser. Sie verbreitete sich auch außerhalb Attikas, erreichte jedoch hier die höchste Stufe. Ihr erster eigentlicher Dichter war Kratinos um 450, dem Krates, Eupolis und etwa vierzig weitere folgten, unter denen uns aber nur Aristophanes, der von 427 bis 388 wirkte, Stücke hinterlassen hat, und zwar von etwa 40 nur 11. Darin band er sich an keinerlei Schranken; seine Stücke spielen ohne Rücksicht auf Zeit und Raum auf, über und unter der Erde, unter Göttern, Menschen und Tieren. Sie teilen sich ihrem Charakter nach in zwei Perioden. In der ersten trat Aristophanes mit glühendem Eifer für die Aufrechthaltung der alten Sitten und Gesetze, des alten Glaubens und Ruhms und des Friedens auf, geißelte die Demagogen und die frei denkenden Philosophen. Diese Tendenzen verfolgte er in den Stücken: die Acharner, der Friede, die Ritter, die Wolken und die Wespen. Nachdem der Dichter aber eingesehen, daß er mit seiner konservativen Richtung keinen Erfolg hatte, überließ er sich vollständig ausgelassenster Spottlust und verschonte selbst die Götter nicht. Dies tritt besonders in den „Vögeln“ und den „Fröschen“ hervor. Geradezu der Obscönität und Frivolität aber gab er sich in seinen drei „Weiberstücken“ hin (Lysistrate, die Weiber an den Thesmophorien und die Weiber in der Volksversammlung). Eine besondere Stellung nimmt sein letztes Stück, der allegorisch gehaltene „Reichtum“ (Plutos) ein.

Nach ihm verfiel die Komödie (als „mittlere“) vollständig, gab den Chor auf und lebte nur noch würdelosen Ränken.

4. Die Koryphäen der Wissenschaft.

Die Hellenen verstanden es, was ihnen die Neuzeit nicht nachzumachen wußte, die Demokratie mit dem Auftreten bedeutender Geister zu verbinden. Diese Erscheinung trat in keinem Zeitalter so stark hervor wie in demjenigen des Perikles. Der Kreis, der sich um diesen außerordentlichen Mann sammelte und die Leuchten der Politik, Beredsamkeit, Kunst und Dichtung umfaßte, wäre nicht vollständig gewesen, wenn der Idealismus, der ihn erfüllte, nicht auch die Philosophie geschmückt hätte. In diese Lücke trat zuerst der hellsinnige Anaxagoras, ein in Athen lebender Ioner aus Klazomenä, geb. 500, † 427, wurde dem Kreise aber entrissen durch die Angriffe des bissigen Demagogen Kleon und seiner Genossen, die den Weisen der Gottlosigkeit anklagten; zwar entriß ihn Perikles der Todesstrafe, konnte aber seine Verbannung nicht verhindern. Anaxagoras erklärte alles Werden und Vergehen als Verbindung und Trennung der Stoffe, die er aber einem unkörperlichen Wesen, dem Geiste (Nus) zuschrieb, dem er Ein-

fachheit, Macht und Wissen zuteilte. Er war somit der erste Idealist unter den griechischen Philosophen, und die nächstfolgenden blieben dieser Richtung treu, mit der Athen die Führung auch in der Weisheitsliebe übernahm.

Aus der Welt der Ideen führte diese Richtung der große Sokrates (geb. 469, † 399) in das Leben ein, dem leider in seinen reifen Jahren ein Perikles zum Schutze fehlte. Als er auftrat, war die Philosophie in den Händen einer Anzahl von Lehrern und Rednern, die man Sophisten, d. h. einsichtige Männer, nannte (eine üble Bedeutung erhielt der Name erst weit später). Ohne langes Fragen nach Gründen stellten sie kecke Behauptungen und Verneinungen auf, an ihrer Spitze Protagoras, Gorgias und Prodikos. Sie gaben den Leuten Anleitung, einflußreich und wohlhabend zu werden, und ließen sich, was ganz neu war, dafür bezahlen. Nach ihrer Lehre war alles nur Schein und der Mensch das Maß aller Dinge, also unbeschränkt in seinem Thun. In der Grammatik leisteten sie dagegen viel. Sokrates war wohl ihr Schüler, wandte ihnen aber den Rücken; er knüpfte bei Anaxagoras an, ließ aber den Ursprung der Welt ruhen und studierte den Menschen. Er trat als Lehrer ohne Lohn auf, lehrte ohne Prunk auf dem Markte und bei Gastmählern und wirkte durch sittliches Leben auf dasjenige anderer, wobei ihn ein Geist der Weisheit und Tugend (Dämonion) als „innere Stimme“ beseelte*). Seine Methode war, durch Fragen die Hörer zu vernünftigen Antworten zu bringen. Seinem Streben stand aber die beginnende Demoralisation Athens im Wege. Zwei seiner Schüler, der leichtfertige und charakterlose Alkibiades und der gewissenlose Streber Kritias kompromittierten den arglosen Mann; die Komödiendichter verspotteten ihn. Endlich klagten Führer des zügellosen Pöbels den an Einen Gott Glaubenden des Abfalls von den Göttern und dazu der Feindschaft gegen das Volk und der Jugendverführung an und bewirkten, daß die Heliäa, mehr ein Volkshaufe von 550 Bummlern als ein Gericht, ihn zum Gifttrinken verurteilte. Er starb mit göttlicher Ruhe, während er seine Schüler belehrte und tröstete. Sein Wirken ist aber, obschon er kein Buch schrieb, unsterblich geblieben.

Sein größter Schüler und wahrer Nachfolger, der erhabenste philosophische Schriftsteller des Altertums, war Platon, geb. 429, † 348 oder 347, ein attischer Eupatride. Nach des Meisters Tode bereiste er Aegypten, suchte in Italien die Reste der Pythagoreer auf, strebte umsonst den Tyrannen Dionysios den Jüngern in Syrakus zu bessern, dessen Vater ihn früher freundlich aufgenommen hatte, fand aber mehr Erfolg bei dessen Oheim, dem Regenten Dion, doch

---

*) Zeller, Philosophie der Griechen, 2. Aufl. II, S. 68. Eingehender als hier möglich, in des Verf. Allgem. Kulturgeschichte. II, S. 252 ff.

dieser keinen in Syrakus, so daß der Korinther Timoleon, der aus Freiheitsliebe seinen Bruder, den Tyrannen Timophanes, getötet, die Stadt retten mußte. Die meiste Zeit seines Lebens lehrte indessen Platon im Gymnasion der Akademie zu Athen. Seine Werke, sämtlich in Gesprächform nach sokratischer Methode künstlerisch ausgearbeitet, sind zuerst gegen die Sophisten gerichtet, kritisieren dann die früheren philosophischen Systeme und lehren endlich die geistige (platonische) Liebe, die Unsterblichkeit der Seele, die höchsten Güter und die Bedeutung des Staates.

Platons Lehre ist so weltumfassend, daß es nicht möglich ist, hier mehr zu sagen, als daß nach ihm nur die Ideen wahres Sein haben, ungeworden und unvergänglich und die ewigen Urbilder der Dinge sind. Die Idee und die Erscheinung sind nach ihm durch die Weltseele verbunden, d. h. die Quelle alles Lebens, von der die Harmonie der Welt stammt. Diese Lehre blieb freilich nicht ohne allerlei mystische Abirrungen in der Natur- und Seelenkunde. Das Streben nach Tugend aber erhob er hoch über jedes andere. Sie sollte auch das bestimmende Element im Staate sein und dieser auf philosophischer Grundlage ruhen, ja von Philosophen geleitet sein. Platon wollte also eine Aristokratie und verwarf Demokratie, Oligarchie und Tyrannis, gab aber dem Staate einen sozialistischen Charakter und ließ ihn in alles hineinregieren, wovon er aber in der Schrift von den „Gesetzen" wieder abging, indem er eine Mischung von Monarchie und Demokratie befürwortete. Nur darin blieb er sich gleich, daß er die Frauen den Männern gleichstellte und gemeinsame Erziehung beider Geschlechter verlangte. Platon war in manchem ein Fortsetzer des Pythagoras, dessen Ideen er mit denen des Anaxagoras und Sokrates verknüpfte. In ihm erstieg die hellenische Weisheit den Gipfel, um dann in Aristoteles auf die logische Spitzfindigkeit und in den weiteren Schulen auf die ethische Zweckmäßigkeit herabzusinken, welche Richtungen nicht mehr in die hellenische, sondern in die makedonische Zeit gehören. Die Schüler Platons, die „Akademiker", sind vielfach von ihm abgeirrt.

Nachdem die Zeit des Heldengedichtes, an dessen Abenteuer niemand mehr glaubte, vorbei war, trat in der demokratischen Periode die Geschichtschreibung an seine Stelle. Sie hatte indessen dieselbe Heimat wie das Epos, das ionische Kleinasien. Einer Anzahl unbeholfener Erzähler folgte der „Vater der Geschichte", Herodotos aus Halikarnaß, geb. um 485, † kurz vor 400 in Thurii. Er hatte Aegypten, Syrien und Babylonien gesehen, lebte auch in Athen unter Perikles und schrieb in gehobener edler Sprache eine Weltgeschichte nach damaliger Möglichkeit, mit besonderer Rücksicht auf die Perserkriege. Sein Werk setzte der Athener Thukydides (um 464 bis um 395) fort; den Glanzpunkt seiner lebendigen Darstellung bildet der peloponnesische Krieg. Ihn setzte fort des Sokrates Schüler Xenophon

(um 431—354 oder 353) und schrieb, als Söldnerführer unter dem jüngeren Kyros, den Rückzug der in dessen Diensten gewesenen Griechen, sowie eine romanhafte Geschichte der Jugend des Reichsgründers Kyros und Erinnerungen an Sokrates. Er bildet bereits den Uebergang zum Verfalle der hellenischen Geschichtschreibung, in die der persische Hofarzt Ktesias arge Lügen einschmuggelte.

Wie die Historie aus dem Epos und die Philosophie aus Lehrgedichten, so entsprang aus dem Theater die Beredsamkeit, in der sich Platons Freunde Isokrates und Isäos, sowie Lysias auszeichneten, deren Blüte aber in die nächste Periode fällt.

Schöpfer der griechischen Arzneikunst war Hippokrates († 356). Als Reisende thaten sich hervor Eudoxos aus Knidos († 355), auch Astronom und Geograph, der Karier Skylax, der den indischen Ocean in persischem Dienste erforschte, und Pytheas aus Massilia, der schon mehr Abenteurer war und nach „Thule“ gekommen sein wollte.

Ein Volk indessen, das die Werke Homers und Pindars, die großen Tragiker Athens, einen Phidias, einen Sokrates und Platon, einen Herodot und Thukydides hervorbrachte, das konnte einen Rang in der Geschichte der Menschheit bekleiden, der den morgenländischen Völkern nicht beschieden war; es konnte den Anspruch erheben, auf alle Zeiten in der Entwickelung der menschlichen Kultur eine glänzende Stellung einzunehmen. —

Dritter Abschnitt.

Die Makedoner.

I. Die großen Makedoner.

1. Land, Volk und Staat.

Makedonien, das heute wieder durch seine Vielsprachigkeit, die türkische Mißwirtschaft und die christlichen Kirchenhändel viel von sich reden macht, bildet den Kern und Mittelpunkt der Balkanhalbinsel und hat daher eine höchst günstige Lage, die von einer verständigen Regierung trefflich ausgenutzt werden würde. Ohne diesen Umstand wäre es den Makedonern nicht möglich gewesen, die Erbschaft des zerfallenden Hellenentums nicht nur anzutreten, sondern die Hegemonie über Hellas zu ergreifen und den hellenischen Geist in drei Erdteilen zum herrschenden zu erheben.

Die Makedoner waren mit Thrakern und Illyriern vermischte Nachkommen der auf dem Landwege aus Asien nach Europa wandernden Griechen und sprachen eine zunächst mit der äolischen verwandte hellenische Mundart*). Durch die an ihren Küsten, besonders auf der dreizackigen Halbinsel Chalkidike angesiedelten Griechen aufs neue mit dem Hellenentum verknüpft, hegten sie entschiedene Sympathien mit diesem, obschon sie dessen Entwickelung nicht geteilt, sondern bei der Monarchie stehen geblieben waren, die unter Königen aus angeblichem Stamme des Herakles und einem diese oft bedrängenden Feudaladel ihren patriarchalischen Charakter mit einem mehr kriegerischen vertauscht hatte, der indessen bis auf Philipp II. noch wenig Macht besaß. Alexander I. hatte der persischen Uebermacht nicht widerstehen können, aber vor Marathon und vor Salamis die Hellenen gewarnt, ihnen Persiens Pläne mitgeteilt und nach dem Siege an den olympischen Spielen teilgenommen. König Archelaos am Ende des 5. Jahrh. v. Chr. erhob Pella zur Hauptstadt, verschönerte sie nach dem Muster Athens und berief verfolgte hellenische Künstler und Dichter, darunter Euripides, an seinen Hof. Das Verhältnis zwischen Makedonien und Hellas wurde aber im 4. Jahrhundert ein feindseliges. Thronstreitigkeiten zerrütteten das noch kleine Reich, in denen die Thebäer unter Pelopidas und Epaminondas durch ihr Einschreiten für Philippos eine entscheidende Rolle spielten, aber nicht ahnten, daß sie ihrer Vaterstadt einen Zerstörer und ihrem Vaterlande einen Herrn heranzogen**).

2. Philipp und seine Zeit.

Die Zerrüttung seines Vaterlandes benutzend, hatte Philippos II. im Jahre 359 v. Chr. die Herrschaft in Makedonien erlangt, und sofort hob sich das Reich wieder zu mächtiger Stellung und dehnte sich gegen Thrake und Illyrien aus. Der Plan des kriegstüchtigen Zöglings der thebischen Helden ging aber weiter, nach der Oberhoheit über das zerrissene Hellas und mit dessen Hilfe nach der Niederwerfung des persischen Reiches. Das war schon nicht mehr griechische — das war Weltpolitik, der wir hier zum ersten Male begegnen. Die Wege zu diesem Ziele waren: eine starke Königsmacht und ein tüchtiges Heer; beides schuf Philipp. Sein Werk war die Bewaffnung und Gefechtsordnung der makedonischen Phalangen, deren Kern seine Garde, die Hypaspisten bildeten. Die Reiterei bestand aus den großen Grundbesitzern, das Fußvolk aus den freien Unterthanen; die gefürchtete Waffe der makedonischen Phalanx war die Sarissa, ein 16 Fuß langer,

*) Curtius, Griech. Geschichte, III., S. 396 ff.
**) Hertzberg, Gesch. v. Hellas, S. 429 f., 438, 451.

mit beiden Händen geführter Speer. Aus den unterworfenen Völkern wurden die leichten Truppen genommen. Kriegsmaschinen ergänzten die Gesamtheit des Heeres*).

Zunächst war es Philipp darum zu thun, die griechischen Kolonien an der Küste Makedoniens zu gewinnen. Dies führte zum Kriege gegen das dort beteiligte Athen, das gerade sehr geschwächt war und von den meisten seiner Bundesgenossen verlassen, sich beugen mußte. Nun besaß in der Stadt des Perikles ein durchtriebener und skrupelloser Politiker, Eubulos, den größten Einfluß. Schlemmerei und Unsitten nahmen auf der einen, Armut auf der anderen Seite überhand. Die Kunst versank in raffinierte Frivolität, die Wissenschaft galt nichts mehr, Verweichlichung riß überall ein, daneben Unredlichkeit in Geldsachen und Prozeßsucht. Eubulos und sein Anhang wandten sich von der äußeren Politik ganz ab und ließen König Philipp gewähren. Dieser benutzte einen inneren, sog. heiligen Krieg zwischen den Amphiktyonen (s. oben S. 240), um Thessalien zu erobern und gebot auf der anderen Seite bis zum Bosporus. Sein Reich hellenisierte sich immer mehr, so daß es den Hellenen nicht mehr fremd erschien. Um so eher konnte Philipp, dem Manne ohne alle sittlichen Grundsätze, die Zeit gekommen erscheinen, gegen Hellas vorzugehen. Da stand ein anderer Mann, sein Widerspiel, auf, um die faule Friedenspolitik des Eubulos in Athen zu bekämpfen. Es war der größte Redner aller Zeiten und der größte Patriot seiner Zeit, Demosthenes, geb. 384, Schüler des Isäos, ein Ehrenmann fast ohne gleichen, der sich mit rastlosem Eifer emporgearbeitet hatte. Seit 351 begann er gegen Philipp zu arbeiten, was um so tiefer wirkte, als der König (348) die athenische Bundesstadt Olynthos und 32 andere hellenische Städte ruchlos zerstörte. Philipp hatte aber in Athen den Redner Aeschines (geb. 390) gewonnen, der sich geradezu als Landesverräter erwies. Philipp ging Schritt vor Schritt weiter, wurde durch Niederwerfung der Phoker Vorsteher der Amphiktyonen, und ihm fehlten nur noch Athen und Sparta, um Herr von Hellas zu werden. Dies zu verhüten, sammelte Demosthenes eine patriotische Partei um sich und wirkte rastlos gegen den eingerissenen verderblichen Geist. Ihm stand Lykurgos zur Seite, „ein Athener von altem Schrot und Korn“, ein „Mann der That“, nicht des Wortes, sodann der glänzende Anwalt Hyperides. Rastlos arbeiteten sie gegen den bestochenen Aeschines und die bezahlten Demagogen; aber es fehlte ihnen ein Kriegsführer, während Philipp seine Flotte verstärkte und Festungen anlegte, bereits in der Peloponnes Fuß faßte und Thessalien völlig einverleibte. — Demosthenes siegte aber, als Makedonien das für Athen wichtige Byzanz angriff, rief durch seine „Philippiken“ zum Kampfe auf und gewann

---

*) Hertzberg a. a. O. S. 456 ff.

einen Bund griechischer Staaten dafür. Im ausbrechenden Kriege konnte Athen Byzanz wohl schützen, und Demosthenes wirkte als Marineminister für finanzielle Reformen im Seewesen und für Stärkung der Kriegskasse. — Aber es war zu spät. Zu Lande war Philipp, nun Herrscher bis zur Donau, stärker. Er brachte es dahin, von den Amphiktyonen zum Feldherrn gewählt zu werden und wandte sich gegen Athen. Demosthenes gewann Theben gegen ihn; aber die beiden Städte unterlagen ihm 338 bei Chäronea, wo Prinz Alexander seine ersten Waffenthaten entfaltete. Theben wurde besetzt; Athen aber, das Demosthenes in Verteidigungsstand setzte, wagte der Sieger nicht anzugreifen, und schloß einen Frieden mit Attika, der diesem nur einige Inseln ließ. Dann warf er Sparta nieder, nahm ihm alle seine Eroberungen ab und ließ sich in Korinth von den versammelten hellenischen Abgeordneten die Hegemonie übertragen. Zum ersten Male gab es einen allgemeinen hellenischen Bund, freilich einen aufgezwungenen, der aber doch besser war, als wenn Hellas, nach einem Fehlschlagen der makedonischen Pläne, Persien unterlegen wäre. Diesem aber galt es jetzt; denn Philipp ließ sich weiter zum Oberfeldherrn der Hellenen zu Wasser und Land wählen, und jedem Griechen wurde streng verboten, gegen Makedonien zu dienen. Philipp gebot nun von der Donau bis zur Südspitze Griechenlands, aber um welchen Preis? Blut, Trümmer, Bestechung und Korruption waren die Wege dazu gewesen! Aber der wahre Sieger war doch der hellenische Geist, der sich die Makedoner unterwarf, die von da an für ihn kämpften!

Philipp überlebte den Sieg nicht lange. Im Begriffe, gegen Persien aufzubrechen, erlag er 336, während seiner zweiten Hochzeit, dem Stahle seines beleidigten Günstlings Pausanias, den die Wachen niedermachten.

3. Alexander und seine Zeit.

Alexandros (III.) der Große, dieses glänzende Meteor, dem an kulturgeschichtlicher Bedeutung kein anderes gleich kommt, weil kein anderes so weiten Erdflächen eine vorgeschrittene Kultur überbrachte, trat die Erbschaft des ermordeten Vaters an. Dieser selbst hatte den 356 geborenen Sohn zum Träger der hellenischen Kultur (nicht einer makedonischen, die es nicht gab) vorbestimmt; denn er gab ihm (343) den Aristoteles zum Lehrer.

Dieser Philosoph und Polyhistor, der in der Geschichte der Wissenschaften durchaus einzigartig dasteht, 384 zu Stagiros, einer griechischen Kolonie auf der makedonischen Halbinsel Chalkidike, geboren, war von seinem 20. bis 40. Jahre ein Schüler Platons und lehrte auch, nachdem sein Zögling den Feldzug zur Eroberung des persischen Reiches angetreten, abermals in Athen, wo er im Gymnasion Lykeion lehrte,

und zwar in dessen Schattengängen hin und her wandelnd, wovon seine Schule den Namen der peripatetischen erhielt. Er starb 322, als „gottlos", in Wahrheit als Freund Makedoniens, verbannt, in Chalkis auf Euböa. Er umfaßte in seltener Weise das ganze Wissen seiner Zeit, ging aber vom Idealismus seiner Vorgänger zu einem nüchternen Realismus über; mit ihm hörte in der Philosophie des Altertums das selbständige Denken auf, und es gab nach ihm nur noch Schüler und Nachbeter. Seine Werke sind weder poetisch, noch gefällig abgerundet, nicht auf einen bestimmten Anlaß geprägt, sondern ein jedes behandelt einen für sich bestehenden Gegenstand erschöpfend und gründlich. Sie umfassen die Naturwissenschaft, die Logik und Metaphysik (eigentlich: die auf die Physik folgenden Bücher), die Ethik, Rhetorik, Poetik und Politik.

Sein System ist monistisch; er betrachtet Geist und Materie als zwei Seiten eines Seins. Die Idee, die bei Platon ruhte, ist bei Aristoteles ein stets Werdendes und Gewordenes; sie liegt im Stoffe als Form und ist dessen bewegende Ursache. Der zuerst die Dinge bewegende Geist ist der Gott des Philosophen; Aristoteles war der erste philosophische Theist, und das erklärt sein unerschütterliches Ansehen im christlichen Mittelalter. Die Logik hat er geschaffen, die Naturgeschichte als erster systematisch dargestellt und war darin, so mangelhaft noch seine Kenntnisse, für mehr als ein Jahrtausend maßgebend. Das Weib mißachtete er gegenüber dem Manne, die Erde gegenüber dem Himmel, worunter er die Sphären der Sterne verstand. In den Wesen der Erde sah dieser erste Vorläufer Darwins eine sich immer mehr vervollkommnende Stufenfolge. In der Ethik betrachtete er das Gute als das von der Natur angestrebte Ziel, und als seinen Zweck die Glückseligkeit. In der Politik hielt er für den besten Staat den, in welchem der tugendhafte Mensch und der gute Bürger Eines sind. Von ihm rührt die jetzt noch herrschende Einteilung der Staatsformen her. Sonst war er noch in altgriechischen Vorurteilen befangen und verteidigte die Sklaverei und politische Rechtlosigkeit der Handwerker. Demnach ruhen alle späteren positiven Politiker ebenso auf ihm wie alle Utopisten auf Platon. Seine Schüler, die Peripatetiker, waren, den Theophrastos aus Lesbos ausgenommen, ohne Bedeutung.

In seinem königlichen Zöglinge Alexander waren drei Elemente wirksam: die Thatkraft und der rücksichtslose Ehrgeiz des Vaters, das phantastische Streben nach geheimnisvollen Fernen als Erbteil der Mutter Olympias, die alle Mysterien und geheimen Kulte ihrer Zeit mitmachte, und das rege Leben im Geiste des Hellenentums, das ihm sein Lehrer Aristoteles eingeimpft hatte. Zu seinem Schaden hat Alexander, statt des Vaters Klugheit und Besonnenheit, dessen Herrschsucht und Hang zur Wollust geerbt und es vergessen, daß ihn die

Verstoßung der Mutter zu gunsten einer Kleopatra einst zur Flucht mit jener genötigt hatte.

Seine ersten Thaten mußte der junge, erst 20jährige Herrscher gegen die ihm sympathischen Hellenen richten, die, ihn mißachtend, den feurigen Demosthenes an der Spitze, von Herstellung ihrer (zersplitterten) Freiheit träumten. Er griff rasch zu und wurde auch sofort Oberfeldherr der Hellenen. Als aber diese, während seines Feldzugs an die Donau, sich mit persischem Golde befleckten und von ihm abzufallen begannen, eilte er abermals südwärts, nahm das hauptschuldige Theben ein und ließ es ausmorden und zerstören. Jetzt war Hellas ruhig; die einzelnen Staaten bestanden zwar fort, aber alle unter makedonisch gesinnten Regierungen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, sondern die der politischen Geschichte, Alexanders glänzenden asiatischen und ägyptischen Feldzug, der das persische Reich vernichtete und bis zum Indos und Jaxartes drang, zu berücksichtigen. Es wurde wohl griechische Kultur in diesen weiten Ländern verbreitet, aber je weiter nach Osten, in desto geringerem Maße, und die wissenschaftliche Ausbeute, so viele Gelehrte ihn auch begleiteten und so viele Naturalien er auch seinem Aristoteles sandte, war so gering, daß die Hellenen von den vielen unterworfenen Völkern keine tiefere Kenntnis erhielten. Aber jetzt waren sie für ihren jungen Helden, das Nachbild des Achilleus, hoch begeistert, der mit zahlreichen Söldnern ihres Landes so glänzende Siege erfocht. Seine Grausamkeiten, die Zerstörung von Persepolis, der Mord des Klitos, Parmenion und Kallisthenes ließen sie kalt, und seine Nachahmung orientalischen Größenwahns und Vergötterungstaumels mutete sie nicht fremdartig an.

Vor Alexanders Pracht verschwand seines Namensvetters und Schwagers, Alexander von Epiros, hoffnungsvoll unternommener und elend gescheiterter Eroberungszug nach Italien, dessen Erfolg vielleicht die Weltgeschichte umgekehrt hätte.

Anders aber wurde die Lage zwischen Hellas und Makedonien, als das blendende Meteor plötzlich (323) seinen Ausschweifungen im verhängnisvollen Babylon unterlag und erlosch. Die Folge war die Auflösung seines ungeheuern Werkes. Für Hellas war sie das Chaos. Man träumte in Athen schon vorher von Losreißung; des Demosthenes gesunder Verstand widerstrebte dem unheilbringenden Plan, und nun vertrieben ihn vereint Philo- und Antimakedonier. Auf die Nachricht aus Babylon verlangte Hyperides den Krieg aller Hellenen gegen das verhaßte Joch. Aber das Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit Antipaters in der Schlacht am Krannon (16 Jahre nach Chäronea). Demosthenes und Hyperides wurden zum Tode verurteilt. Der große Redner nahm 322 auf der Insel Kalauria Gift; Hyperides und zwei Begleiter wurden auf Aegina ergriffen und erschlagen.

Hellas war aufs neue niedergeworfen! Makedonien blieb Schiedsrichter zwischen den einzelnen, scheinbar unabhängigen, aber unter sich feindseligen und in Parteien zerrissenen, auch meist an Gebiet verkürzten Kleinstaaten, die wetteifernd vor der Großmacht im Staube lagen und es sich sogar gefallen ließen, daß ihnen befohlen wurde, Alexander als Gott zu verehren, worauf in Athen (!) ein Parteigänger des inzwischen verschollenen Aeschines durchsetzte, daß der große Tote als dreizehnter Olympier anerkannt und ihm ein Heiligtum errichtet wurde*)!

II. Die Nachfolger Alexanders und ihre Reiche.

1. In Europa.

Mit dem frühen Tode Alexanders begann ein Zustand, den man nicht anders, denn als eine Söldner-Anarchie bezeichnen kann. Ein Thronfolger war nicht da; Alexanders Gattin Roxane, die Tochter eines der Großen des letzten Achämeniden Darios III., hatte noch nicht geboren. Die Feldherren setzten je zwei Vormünder in Asien und Europa für den zu erwartenden Erben ein, wogegen ein Teil der Söldner sich empörte und einen schwachsinnigen natürlichen Sohn Philipps, Arridäos, unter dem Namen des Vaters auf den Schild hoben. Der Streit endete durch einen Vergleich; Philipp und der Erwartete sollten beide Könige, Antipater in Europa Feldherr sein. Aber neuer Zwist brach unter den „Diadochen" aus. Perdikkas warf sich zum Oberfeldherrn auf und verteilte das Riesenreich unter seine Mitgenerale als Statthalter, die sich ihm aber nicht unterordneten. Die Geburt eines jungen Alexander änderte nichts an der Lage.

In Makedonien und mittelbar über Griechenland herrschte nun Antipater, der Hellas, wie erwähnt, bändigte. Massenhaft wanderten Makedoner und Hellenen nach Asien aus, um in den Kriegen zwischen den Feldherren oder gegen fremde Völker zu dienen oder auch ihr Auskommen in den Städten oder als Kolonisten zu suchen. Hierdurch und durch fortwährende Parteikämpfe verarmte das Land. Alle Sicherheit hörte auf; Räuber und Söldner plünderten die Landschaften aus; neue Tyrannen warfen sich auf. Die Feindschaft zwischen den Generalen wirkte auch hierher, wo Antipaters Sohn Kassander des Vaters Macht zu erlangen suchte, während sein Gegner Polysperchon als Reichsverweser die Hellenen zur Unabhängigkeit aufrief, und das Land wurde sogar zum Kriegsschauplatz zwischen den Parteien der Diadochen. In Athen wurde der verdiente Feldherr Phokion als „Hochverräter" (weil Anhänger Kassanders) hingerichtet. Aber Kassander

*) Hertzberg a. a. O. S. 545.

siegte und gab Athen, das Salamis verlor, den Demetrios von Phaleron zum Oberhaupte, unter dem die Stadt wieder zu einiger Blüte gelangte. Kunst und Wissenschaft hoben sich aufs neue, was aber nicht hinderte, daß ein anderer Demetrios, des Antigonos Sohn, die Herrschaft gewann, worauf die von ihm begünstigten Demokraten die Bildsäulen des Phaleriers umstürzten und vor dem neuen Herrn krochen!

Makedonien aber litt unter Weiberränken zwischen Olympias und Philipps Gattin Eurydike, bis die wütende Alte ihre Feinde morden ließ, aber der Rache Kassanders zum Opfer fiel, der Thessalonike (Saloniki) gründete und Theben wieder aufbauen, dann aber die arme Roxane und ihren kleinen Alexander umbringen ließ und seinen Feind Polysperchon erkaufte, der einen weitern Alexanderssohn, Herakles, ermordete. Die makedonischen „Herakliden" waren nun ausgestorben und damit war für Kassander der Weg zur Krone gebahnt. Alle Diadochen nahmen zugleich (306) in ihren Provinzen den Königstitel an; Kassander und seine Söhne starben teils rasch nacheinander, teils beseitigte sie Demetrios, des Antigonos Sohn, Poliorketes (Städteeroberer) genannt, der nun Makedonien gewann, aber schon nach sieben Jahren durch Pyrrhos von Epiros vertrieben wurde. Furchtbare Thronkämpfe folgten sich, raubende und mordende Scharen von Kelten brachen über die Balkanhalbinsel herein.

Diese Wirren im Gebiete der Macht, die auf die Oberherrschaft über Hellas Anspruch erhob, hatten den Einfluß, daß sich unter den Hellenen neues Leben regte. Mit Kraft der Väter schlugen sie bei Delphi die keltischen Banden zurück, von denen ein Teil sich nach Kleinasien wandte und dort die Republik Galatien gründete. Die griechischen Kolonien standen zwar beinahe in keinem Zusammenhange mehr mit dem Mutterlande; aber doch fielen dort noch aufregende Ereignisse vor. In Syrakus, wo die Tyrannis nie ganz aufgehört hatte, wußte, nach der wohltätigen Regierung Timoleons (oben S. 259), der Töpferjunge Agathokles sich (317) zur Herrschaft emporzuschwingen, das ganze griechische Sicilien als König zu gewinnen und Karthago zu schrecken — ein Unmensch nach dem Muster der Diadochen, bis er gewaltsamen Todes endete. Sein Schwiegersohn Pyrrhos von Epiros, ein Hellene im guten Sinne, suchte umsonst, dort und in Italien die Rolle eines westlichen Alexander zu spielen — Rom, das nun im Osten genannt zu werden begann, verwehrte es ihm; er fand in Argos ruhmlosen Tod im Kriege gegen Antigonos, des Demetrios Sohn, unter dem Makedonien sich wieder zu heben begann, der aber das widerwillige Hellas mit Gewalt unterwerfen mußte. Athen verlor seine Freiheit für immer; aber andere hellenische Staaten, die bisher im Dunkel gelebt, traten mit freiheitlichen Zielen auf die Bühne der Geschichte. Es festigte sich der Bund der kräftigen bäuerlichen

Aetoler, richtete eine Bundesversammlung und einen Bundesrat ein und stellte einen Strategen an seine Spitze, dem ein Hipparch (Reiterführer) und Grammateus (Schreiber) zur Seite standen. Er gewann auch Elis und Teile Arkadiens, aber hatte wenig Beständigkeit. Weiter brachte es der städtische Bund der Achäer (seit 280), den eine Bulé, ein Obergericht und ein Stratege vertraten, welche Würde durch den Beitritt von Sikyon dem tapfern Aratos zufiel. Ja dieser Bund dehnte sich über ganz Peloponnesos mit Ausnahme von Elis und Sparta aus, mit denen es zum Kampfe kam. Die Spartiaten waren (oben S. 240) zusammengeschmolzen, die alten Sitten entartet oder zerfallen. König Agis IV. wurde 241 das Opfer seiner kühnen sozialen Reformen und starb im Kerker. Seinen Plan suchte Kleomenes III., sein Gegner, des Mörders Sohn, Gatte der Witwe Agiatis, durch diese bestimmt, als nunmehr einziger König mit blutiger Gewalt zu erneuern, entfesselte einen Aufstand der Enterbten, erlag aber Makedonien, unter dessen Schutz die von ihm bedrohten Achäer getreten (221), und ging als Flüchtling in Aegypten elend zu Grunde. Alles war umsonst gewesen, umsonst versöhnten sich Aetoler und Achäer zu Naupaktos (215). Makedonien schaltete wieder über der Hellenen verwüstete und entvölkerte Landschaften; hinter ihm aber stand Rom, dessen Bürger bereits zu den Kampfspielen und Mysterien zugelassen wurden, und das zuletzt alles verschlang!

2. In Asien.

Noch zerrissener und trauriger, wenn möglich, als in Europa, waren die Zustände nach Alexanders Tod in Asien. Hier hatte Perdikkas, dem allein der den Makedonern verhaßte Grieche Eumenes treu blieb, gegen Antipater, Krateros, Antigonos und Ptolemäos um die Oberherrschaft zu kämpfen, bis erstere fielen und Antigonos die Oberhand gewann und ganz Asien beherrschte. Aber die anderen gönnten ihm diese Macht nicht. Nach entsetzlichen Kämpfen, in denen die Elefanten, zum ersten Male außerhalb Indiens, eine selbst den eigenen Leuten furchtbare Rolle spielten, verlor Antigonos 301 bei Ipsos Krone und Leben, und seine Feinde teilten sich in die Beute. Den Löwenanteil erhielt Seleukos, nämlich alles Land von der syrischen Küste bis zum Indos, dessen jenseitiges Ufer aber der indische Eroberer Tschandragupta wegnahm, dessen Reich sich bis zur Gangesmündung ausdehnte. Lysimachos von Thrakien erhielt einen großen Teil Kleinasiens.

Auf die blutige Zeit der Diadochen folgte nun die verhältnismäßig friedlichere der Epigonen, ihrer Söhne und Nachfolger. Die Seleukiden, die beinahe alle Seleukos oder Antiochos hießen, wählten zum Hauptlande Syrien, wo sie in der sich glänzend und

üppig entwickelnden Prachtstadt Antiochia thronten. Die Schwierigkeit, von hier aus den mesopotamischen und persischen Osten zu regieren, leuchtet ein. Die von ihnen begünstigte griechische Sprache konnte nur in Syrien und in den neuen Städten Mesopotamiens, die wie auch weitere, meist Seleukia oder Alexandria hießen, die Herrschaft gewinnen; das niedere Volk verhielt sich schroff ablehnend. Dem Zusammenhalte des großen Reiches war auch das Treiben am Hofe zu Antiochia schädlich; die Könige lebten in Vielweiberei; Brüderhaß, Weiberränke und Sittenlosigkeit herrschten, und Mord war nicht selten. Schon früh mußten die Seleukiden Palästina und Phönikien an Aegypten fallen sehen. Ihr Anteil an Kleinasien wurde durch das weit besser verwaltete Reich von Pergamon, das sich von Thrakien losgerissen hatte, verkleinert. Das waren aber die geringsten Verluste. Diodotos, der Statthalter von Baktrien, riß sich los und gründete ein griechisch-baktrisches Reich, in dem sich Buddhismus und Hellenentum auf merkwürdige Weise begegneten. Persien aber nahm der parthische Häuptling Arsakes ein und gründete das Reich der Arsakiden, in welchem griechische Kultur sich über ein barbarisches Volk schichtete. Zwar wurde um 200 der ägyptische Teil Syriens wieder erlangt, aber nach kurzer Zeit durch den Aufstand der Makkabäer gegen die gräßlichen Bedrückungen Antiochos IV. und durch die Errichtung eines neuen jüdischen Reiches empfindlich geschmälert. Endlich nahmen die Parther (um 150) auch Mesopotamien weg, und die letzten Seleukiden besaßen nur noch Nordsyrien, bis auch dieses in die Klauen des römischen Adlers fiel.

Waren auch die Seleukiden für die Verbreitung hellenischen Wesens in ihrem Reiche thätig, so übertraf sie hierin bei weitem das im Westen Kleinasiens aufblühende Reich von Pergamon, wo sich weder Morgen- und Abendland vermischten, noch orientalische Despotie sich einnistete, sondern eine rein hellenische Bildung herrschte. Die dort regierenden Eumenes und Attalos wetteiferten mit Athen und Olympia und schufen die imposanten Tempel und Altäre mit Reliefs, die uns Humann zugänglich gemacht hat. Es war ein Sitz ruhiger Blüte der Künste und Wissenschaften und eine Oase in den blutigen Dynastenkämpfen nach Alexanders Tod.

3. In Afrika.

Die ungestörteste Entwickelung unter den vom großen Alexander hinterlassenen Provinzen war Aegypten beschieden. Die Diadochenkriege reichten nicht bis in das Nilland, wenn auch dessen Statthalter Ptolemäos der Lagide an ihnen teilnahm. Er wußte sich dort zu befestigen und sogar beim Volke beliebt zu machen. Seine Herrschaft dehnte er über Kyrenaika und die Insel Kypros, zeitweise auch über

menschliche Leben zur Voraussetzung und beschäftigten sich mit der Frage, wie es zu gestalten sei. Zwei davon suchten an Sokrates anzuknüpfen. Dieser hatte gelehrt, daß die Tugend das höchste Wissen sei. Daraus folgerten die Kyniker (Hündischen), daß die Tugend allein zur Vollkommenheit führe, alle Künste und Wissenschaften daher wertlos seien, wenn sie nicht zur Tugend führen; es gebe kein Gut als die Tugend, kein Uebel als das Laster; was Tugend sei, sagten sie nicht; denn sie verwarfen alle Definition und wollten, daß man alles beim rechten Namen nenne. Da sie das Streben nach Lust verwarfen, verfielen sie in Bedürfnislosigkeit und von dieser in Roheit und Gemeinheit. Ihr bekanntester Vertreter war Diogenes aus Sinope, der nach der Legende in einer großen Vase wohnte. Ihr Gegenteil bildeten die Kyrenaiker, gestiftet von Aristippos aus Kyrene, dessen Grundsatz war, daß die wahre Tugend, weil sie Glückseligkeit bringe, auch nur in dieser bestehe, das Ziel höchsten Strebens also die Lust sei. Das angenehm Erscheinende sollte das Beste sein und die Lebensweisheit darin bestehen, den Augenblick zu genießen.

Diesen beiden Schulen folgten später, in der Zeit der Nachfolger Alexanders, zwei andere, die als ihre Verfeinerung und Veredelung zu betrachten sind. Von den Kynikern wandte sich deren Schüler Zenon aus Kypros mit Abscheu ab und wurde, in der Bilderhalle (Stoa) zu Athen lehrend, Stifter der Stoiker, die Chrysippos aus Kilikien weiter ausbildete. Ihr Grundsatz war Einfachheit des Lebens und Sittenstrenge. Die Tugend besteht nach ihnen im vernunftgemäßen Handeln, und vernunftgemäß ist, was mit der Natur des Menschen und der Dinge übereinstimmt. Im übrigen waren sie Materialisten und anerkannten nur den Stoff und die in diesem wirkende Kraft. Doch setzten sie über beide eine Weltseele, die aber auch als Urstoff betrachtet wurde. Alles Existierende hielten sie für zweckmäßig und nur um des Nutzens willen geschaffen. Das physische Uebel war nach ihnen keines, sondern nur ein natürlicher Vorgang. Ihr politisches Streben ging auf eine harmlose Anarchie hinaus. Wenn das Leben unerträglich geworden, so gestatteten sie den Selbstmord und übten ihn auch zum Teil aus!

Waren die Stoiker energische Feinde der Verweichlichung ihrer Zeit, so gaben sich dieser ihre Gegner, die Epikureer, Schüler des Atheners Epikuros (341—270) mehr oder weniger hin. Als Nachfolger der Kyrenaiker hielten sie die Lust für das einzige unbedingte Gut und den Schmerz für das einzige unbedingte Uebel, erklärten aber, von ihren Vorgängern darin abweichend, die geistige Lust für die höchste. Ruhe des Gemütes und Kampf gegen den Aberglauben gehörten zu ihrem Streben. Mit Unrecht sind sie verleumdet worden, als lehrten sie den Sinnengenuß oder gar die Ausschweifung. Epikur empfahl vielmehr Mäßigkeit, auch verwarf er den stoischen Selbstmord. Seine

Schule fügte sich in das Leben wie es war, ohne, wie die Stoiker, sich gegen Unterdrückung aufzulehnen. Ihre Menschenliebe war voll Aufopferung. Dagegen waren die Epikureer ebenso Materialisten wie die Stoiker und leugneten überdies die Götter und die Unsterblichkeit und die ganze Mythologie, schufen sich aber neue Götter, d. h. Ideale der Menschheit.

Eine dritte Schule ist weniger bedeutend als die beiden genannten; es war die der Skeptiker, gestiftet von Pyrrhon aus Elis († um 270), der Alexanders Feldzüge begleitet hatte. Ihre Lehre ging dahin, daß wir von der Beschaffenheit der Dinge nichts wissen können und daher auch über nichts urteilen sollen. Karneades aus Kyrene († um 128) bildete sie weiter aus, indem er die Akademie Platons erneuerte, die Stoa bekämpfte und alles, auch die Götter, als Täuschung erklärte. Die antike Religion war durch diese Systeme völlig unterwühlt.

Die alexandrinischen Gelehrten selbst beschäftigten sich vorzugsweise mit Grammatik, d. h. mit Auslegung der Schriftsteller, worin sich besonders Zenodotos aus Ephesos, Aristophanes aus Byzanz (221 bis 180), Aristarchos aus Samothrake (um 170) und Krates aus Mallos auszeichneten. Als Historiker wirkten Kallisthenes aus Olynth, den Alexander wegen seines Freimuts hinrichten ließ, Hekatäos aus Abdera und der Sicilier Timäos, die sich in Wundergeschichten verirrten, vor allen aber Polybios aus Megalopolis (um 210—122), der als Mitwirkender die Geschichte des Unterganges der hellenischen Freiheit trefflich schilderte. Griechisch schrieben auch Manethos die Geschichte Aegyptens und Berosos diejenige Babyloniens, die aber nur in unzuverlässigen Bruchstücken vorhanden sind. Der bedeutendste Geograph jener Zeit war Eratosthenes aus Kyrene (275—194), der größte Mathematiker Euklides aus Alexandria (um 300), berühmter Mechaniker Archimedes aus Syrakus, der 212 von den eindringenden Römern erschlagen wurde; ausgezeichnete Astronomen waren Aristarchos aus Samos (um 260), der die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, und Hipparchos aus Nikäa (160—125 in Alexandria), der wichtige Berechnungen über die Weltkörper anstellte.

2. Dichtung und Kunst.

Ueberall, wohin die Macht Alexanders und seiner Nachfolger reichte, entstanden griechische Tempel und Feste, Kampfspiele nach Art der olympischen, Gymnasien, Agoren, Theater, Hippodrome u. s. w. Außer den bereits genannten Dynasten bemühten sich in Hervorrufung dieser Schöpfungen Städte wie Antiochia, Sidon, Rhodos, Tarsos, Ephesos. Die Könige der neuen Reiche beriefen Gelehrte und Künstler an ihre Höfe, stellten Wettkämpfe zwischen ihnen an und erteilten ihnen Aufträge.

den Großen (203) an. Erst ahnten sie dies nicht, vielmehr kamen sie scharenweise der hellenistischen Propaganda unter Antiochos IV. Epiphanes entgegen. Es wurde unter ihnen Mode, griechisch zu sprechen und griechische Namen anzunehmen. Selbst der Hohepriester Josua, genannt Jason, huldigte dieser Richtung, führte ein Gymnasium und Kampfspiele ein und ließ dabei dem Herakles opfern. Sein Nachfolger Onias, genannt Menelaos, bestahl den Tempel ohne Scheu. Die hierdurch hervorgerufenen Unruhen bewogen den König Antiochos (169), das gelobte Land zu überfallen. Er nahm Jerusalem mit Mord und Raub ein und that, was noch niemals Griechen gethan: er unterdrückte mit blutiger Gewalt die Religion Israels, ließ im Tempel dem Zeus opfern und die heiligen Schriften vernichten, und zwang Schriftgelehrte, Schweinefleisch zu essen.

Diese schmählichen Maßregeln, denen ein ehrloser Teil der Juden Beifall zollte, riefen dann den ruhmvollen Aufstand der Makkabäer hervor. Der tapfere Jehuda erfocht Siege auf Siege und starb (160) einen Heldentod. Endlich mußten die durch Familienzwiste geschwächten Seleukiden nachgeben und den Juden unter Jehudas Bruder Simon Unabhängigkeit zugestehen. Die Makkabäer wurden Fürsten und Hohepriester, später sogar Könige, und eine Zeit lang blühte Palästina unter ihnen, leider nur eine kurze; denn auch hier drohte Roms Macht im Hintergrunde.

Die Religion der Juden war seit der Rückkehr aus Babel nicht ohne Veränderungen geblieben. Die Ueberzeugung, daß Gott seinen Willen durch Zeichen und Wunder kund thue, hatte zugenommen; von Naturgesetzen wußte man noch nichts*). Selbst erschien Gott nicht mehr; denn er war der Herr der Welt geworden. Dagegen ließ er durch übermenschliche Wesen in den Lauf der Schicksale eingreifen, die erst in dieser Zeit eine individuelle Ausgestaltung erlangten. Dies waren die Engel, zu deren himmlischen Heerscharen alle guten Geister, die in Sonne, Mond und Sternen hausten, und weitere, die die guten Gedanken vertraten, darunter die Cherubim und Seraphim, gehörten und die zu den einzelnen Frommen als Schutzengel in Beziehung traten. Wie Gott belohnte, so strafte er aber auch, und diesem Zwecke dienten die sog. bösen Engel, deren Haupt Satan (d. h. der Widersacher) wurde. Nicht ein Gegensatz zu Gott war er anfangs, wie im eranischen Dualismus (oben S. 183 f.), sondern ein ihm untergeordneter Strafgeist. Er verschlechterte sich jedoch mit der Zeit immer mehr, fiel immer mehr von Gott ab, wurde aus einem Ankläger zum Versucher und kümmerte sich nicht mehr um Gottes Aufträge. Schließlich fehlte nicht mehr viel zum Nachbilde Ahrimans.

Zu der hebräischen Litteratur der nachexilischen Zeit gehören

---

*) Stade a. a. O. II, S. 225 ff.

folgende Werke, in denen sich hellenistische Einwirkung nicht verkennen läßt. Voran das Buch Daniel, das die Geschichte dieses sonst unbekannten Propheten unter Nebukadnezar, der die Juden gerade so unterdrückte wie Antiochos, erzählt, worauf apokalyptische Bilder folgen und die Erwartung des Messias hervortritt*).

Eine Gattung des Schrifttums, die erst in der hellenistischen Zeit auftritt, ist der Roman. Er fand seine Vertretung auch bei den Juden, und zwar in der lieblichen Idylle „Ruth“, die eine Spitze gegen das Verbot der Heiraten mit Fremden nicht verbirgt, in der Geschichte der Heldin Judith, die einen fremden (angeblich assyrischen, in Wirklichkeit wohl syrisch-griechischen) Feldherrn Holofernes tötet, und in der ansprechenden Familiengeschichte der beiden Tobit (Tobias). Ob das Buch Hiob (oben S. 219) auch in diese Zeit herab gehört, ist zweifelhaft**). Romanhaft, ja märchenhaft ist auch die Geschichte des sonst nirgends genannten Propheten Jonas, der Ninive bekehrt haben sollte, und die sonderbare Geschichte der Esther, in der ein unheimlicher Fanatismus spukt. Die Bücher der Makkabäer sind vielleicht das jüngste Werk althebräischer Litteratur, über deren Heiligkeit oder Offenbarung unter den Juden niemals eine Entscheidung getroffen worden ist.

Eine bedeutende Rolle haben die Juden unter den Ptolemäern in Aegypten gespielt, wo zwischen ihnen und den Griechen ein merkwürdiger Austausch der nationalen Kulturgedanken stattfand, ja sogar Mose und Homer in Verbindung traten. Den Eingeborenen wurden vom Hofe die Juden weit voran-, ja den Makedonern gleichgestellt. Sie waren von Abgaben frei und hatten Zutritt zu Staatsämtern und Kriegsstellen. Sie hatten eigene Vorsteher, Alabarchen oder Ethnarchen genannt, und ein Synedrion. Im Nillande entwickelte sich das Synagogenwesen. Da sie aber eine Million Seelen zählten, gelüstete sie auch nach einem Tempel. Ein solcher entstand mit königlicher Bewilligung durch Umbau eines ägyptischen bei On im Lande Gosen, um 160 v. Chr., nicht nach dem Muster desjenigen in Jerusalem, sondern turmartig. Der Ritus aber war jener des Mutterlandes.

Wichtiger als dieser ephemere Tempel war die Bibel-Uebersetzung ins Griechische, die Ptolemäos VI. Philometor um 150 v. Chr. durch den Juden Aristobulos u. a. fertigen ließ. Nach einer Sage, daß sie durch 70 Gelehrte gleichlautend verfaßt worden sei, nennt man sie die Septuaginta. Den altgläubigen Juden in der Heimat galt sie als ketzerisch.

Aber auch selbstthätig waren in griechischer Sprache mehrere Juden, besonders jener Aristobulos, der die Bibel, d. h. die Thora (nur um

---

*) Holtzmann, Oskar (Forts. von Stade a. a. O.) II, S. 323 ff.
**) Ebenda II, S. 346 ff.

diese handelt es sich), allegorisch auslegte, aber auch behauptete, die alten Hellenen hätten ihre Werke den Verfassern der nach Mose benannten Bücher nachgeahmt! Mit dem Ende eigener Herrscher im Nillande ging auch dasjenige des Einflusses der Juden Hand in Hand. Es ging eine universalistische Bewegung durch die Welt, die im römischen Weltreiche und später in dem aus diesem hervorgegangenen Christentum ihren Ausdruck fand! —

Vierter Abschnitt.

Die Römer.

Einleitung: Zur Vorgeschichte Roms.

1. Italien und seine Völker.

Die Kulturgeschichte der Römer ist zugleich diejenige Italiens, dieser vom Gebirge der Apenninen gebildeten langgestreckten und schmalen Halbinsel, an deren Natur und Geschichte aber noch zwei weitere Gebiete teilnehmen: das Stromland des Po, das die Alpen zur Grenze hat, im Norden, und die drei Inseln Sicilien, Sardinien und Korsika im Süden und Westen. Wie Italien mit Sicilien das Mittelmeer in zwei Hälften teilt, so nimmt Rom die Mitte Italiens ein und ist hierdurch zur Herrschaft über dieses Land und mit ihm über die das Mittelmeer umgebenden Länder bestimmt. Nicht umsonst liegt Rom am breiteren Abhange der Apenninen zum Meer, der die bedeutenderen Flüsse enthält und daher für die Kultur der fruchtbarere ist. Auch nimmt Rom die Mitte der Küstenlinie des großen Seehafens ein, der durch die drei genannten Inseln seine Umkränzung erhält (das Tyrrhenische Meer).

Nach seiner Lage und Natur mußte Italien, das ohne bedeutende Gliederung ist und seine Richtung gegen Afrika nimmt, eine ganz andere Entwickelung durchmachen als das reich gegliederte, gegen Asien offene Hellas. Italien mußte durch seine Gestalt und Lage, wenn auch nicht sehr früh, doch mit der Zeit, ebenso notwendig zu einheitlicher Staatsordnung gelangen, wie Hellas durch seine Zerteilung in kleine Halbinseln und Inseln diesem Schicksal entging. Und dies trotzdem, daß die Hellenen ein einziges Volk waren, die Bewohner Italiens aber vielen verschiedenen Volksstämmen angehörten, deren Spuren freilich jetzt verwischt sind. Diese verschiedenen Völker einigte ja dieselbe herrliche, warme Natur, und es einigte sie das Vorhandensein eines Mittel-

punktes, den Hellas nie hatte — der nach Macht begehrenden und zur Macht befähigten Stadt Rom.

In den Zeiten, welche die Urgeschichte und die eigentliche Kulturgeschichte trennen, haben im ganzen Italien Völkerwanderungen und Völkerverschiebungen stattgefunden. In der Zeit, von der wir hier ausgehen müssen, in derjenigen des ersten Auftretens der Römer, im 6. Jahrhundert v. Chr., war die Völkerverteilung in Italien folgende: im Po-Gebiete wohnten, erst seit kurzer Zeit, Kelten, die über die Alpen her eingedrungen waren. Die Küste des Meerbusens von Genua, die Insel Korsika und Nordsardinien nahmen die Ligurer (unbekannten Ursprungs) ein. In Toskana saßen die Etrusker, die Vorläufer Roms in der Beherrschung des westlichen Mittelitaliens, die auch Kolonien in Kampanien besaßen. Den ganzen Rest des innern Festlandes nahmen die italischen Völker ein, die nächsten Verwandten der Hellenen, von denen sie sich etwa in Illyrien getrennt haben mögen. Ihre hauptsächlichsten Volksstämme waren: die Umbrer im Nordosten, dann die Sabeller, unter ihnen die Sabiner und Samniten, in der Mitte und ziemlich weit gegen Süden, namentlich im Osten der Halbinsel, die Schöpfer der altertümlichen oskischen Sprache, deren Alphabet von dem etruskischen und griechischen zu dem der Latiner den Uebergang bildet. Diese letzteren schieden sich von den unter sich näher verwandten Umbrern und Sabellern in Sprache, Religion und Sitte; zu ihnen gehörten die Völker vom Tiber bis zur Südspitze Italiens, die Ausoner in Kampanien, die Italer in Lukanien und Bruttium (jetzt Kalabrien) und endlich im Innern Siciliens die Sikuler; aber sie alle erlagen den Einflüssen der griechischen Kolonien, mit Ausnahme der Latiner im engern Sinne, zu denen wir zurückkehren werden*). Andere, wohl illyrischen Stammes, waren die Messapier und Iapyger an der östlichen Gabelspitze Italiens. Die westliche Gabelung und das östliche Sicilien gehörten den griechischen Kolonien an, die man zusammen „Großgriechenland“ nannte. Den Westen der Insel und den Süden Sardiniens besaßen die Karthager.

Die am höchsten gebildeten Bewohner des damaligen Italien waren natürlich die Hellenen, die eigentlichen Schöpfer seiner höheren Kultur, worin sich mit ihnen allerdings, aber in geringerem Maße, die Etrusker teilten. Diese beiden Strömungen vereinigten sich in Rom und begründeten dessen Kultur.

2. Die Etrusker.

Es ist noch nicht sicher bekannt, welchem Völkerstamme die Etrusker oder Tusker (bei den Griechen Tyrrhener), die sich selbst Rasennae

---

*) Hertzberg, Geschichte von Hellas und Rom, II. Bd., S. 13. 16.

nannten, angehörten, obwohl man viele Inschriften von ihnen in einem dem griechischen entstammenden Alphabete besitzt, neben dem es aber auch andere Schriftarten giebt*). Sie scheinen durch Vermischung eines italischen Stammes, der Rasener mit den den Pelasgern verwandten seefahrenden (asiatischen?) Tyrsenern entstanden zu sein, von denen Etursia (später Etruria) den Namen erhielt. Ihre Kultur ist eine Mischung morgenländischer und griechischer Elemente und hat einen düstern, sich auffallend viel mit den Toten beschäftigenden Charakter; ihre Dauer reicht über zehn Jahrhunderte (saecula, nach denen sie rechneten) bis zum Ende der römischen Republik. Sie bildeten einen Bund von 12 Stadtgemeinden, an deren Spitze die von Tarquinii stand und deren Abgeordnete sich jährlich im Frühling versammelten. Von Etrurien aus verbreiteten sie sich um 800 v. Chr. nach dem Po-Gebiete, wo ebenfalls ein Bund von 12 Städten entstand, zu denen u. a. Bologna, Mantua und Mailand gehörten, der aber seit etwa 500 v. Chr. durch die eingedrungenen Kelten vernichtet wurde. Ein dritter solcher Bund wurde von den Etruskern auf dem Seewege in Kampanien gegründet, der Capua, Sorrent u. a. Städte umfaßte, aber im 5. Jahrhundert v. Chr. den Samniten erlag. Ferner besaßen sie die Ostküste von Korsika. Die Etrusker herrschten aber im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. auch in Latium durch die aus ihnen hervorgegangene Familie der Tarquinier, und dort hat Tusculum den Namen von ihnen**). Aus Rom 510 v. Chr. vertrieben, unterlagen sie schließlich auch in Etrurien der Weltherrscherin.

Bei den Etruskern beherrschte die Religion alle Verhältnisse durch Priestertum, Ceremonien und Opfer. Als Jenseits kannten sie nur eine Unterwelt mit furchtbaren Strafen. Viel galt bei ihnen die Wahrsagerei aus dem Vögelflug, den Eingeweiden der Opfertiere u. s. w. Außer den zahlreichen eigentlichen Göttern, unter deren Namen mehrere den römischen ähnlich lauten (Jupiter führte den Titel „Tinia"), verehrten sie die Hausgötter (Penaten) und die Zeugungsgötter (Genien), nahmen aber auch griechische Gottheiten und Heroen auf. Ihr Kulturheld war der Zwerg Tages, Enkel Jupiters und Schöpfer ihrer heiligen Bücher; diese enthielten die zu beobachtenden Ceremonien, sowie Prophezeiungen und Anleitungen zum Wahrsagen.

Die Städte waren auf Anhöhen angelegt, befestigt, von Fürsten, später von den Vornehmen regiert und in ihren Einrichtungen Vorbilder der römischen. Ihre Gründung geschah durch Pflügen einer Furche, an deren Stelle dann die Mauer kam; wo die Thore sein sollten, wurde der Pflug gehoben.

*) Deecke, Dr. W., Das alte Etrurien, in Hellwalds Kulturgesch. 4. Aufl. 2. Bd., S. 166 ff.

**) Ebenda S. 171.

Wie in ganz Italien, bestanden auch bei den Etruskern die Münzen in ältester Zeit aus rohen abzuwägenden Kupferstücken, von denen sie zu gezeichnetem, gegossenem Erz und im 6. bis 5. Jahrhundert v. Chr. zu geprägten Bronze-, Silber- und Goldmünzen vorschritten; etwa um 200 v. Chr. vertauschten sie die Zwölf- mit der Zehnteilung der Einheiten, nachdem sie sich bereits dem römischen Münzsystem angeschlossen hatten.

Die Etrusker hielten viel auf ihre Stammbäume und verehrten die Ahnen hoch, wie sie auch die in unterirdischen Gewölben angebrachten Grabstätten immer reicher, mit Bildsäulen, Reliefs und Malerien ausstatteten. Doch vergaßen sie auch das Leben nicht, und der Reichtum der Vornehmen gestattete ihnen Festlichkeiten, Gastmähler, Jagd- und Wettspiele. Das Volk trieb Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Bronze-, Gewebe- und Thonindustrie und Fischerei. Eine bedeutende Flotte begünstigte sowohl Seekriege, als Handelsunternehmungen, die nach Karthago und Aegypten reichten.

Die Baukunst war sehr ausgebildet; die stets quadratförmigen Tempel waren imposant und hatten Nischen mit Götterbildern. Die Häuser wurden Vorbilder der römischen. Der Bildhauerei fehlte es an Schönheitsinn, wenn auch der Bronzeguß meisterlich geübt wurde, der auch Spiegel lieferte; vollendet war die Juwelierkunst, unbedeutend dagegen die Steinplastik. Besonders beliebt war die Darstellung von Ungeheuern und blutigen Scenen. Die Wand- und Vasenmalerei näherte sich mit der Zeit der hellenischen. Instrumentalmusik, Tanz und Pantomimen waren sehr beliebt, wie es scheint auch Poesie. Im ganzen aber war die etruskische Kultur keineswegs schöpferisch und anregend.

3. Die ältesten Römer.

Die Römer sind ein Mischvolk, das sich aus verschiedenen Stämmen der Italiker zusammensetzte. Den Hauptstamm und Grundstock bildeten die Latiner am untern Laufe des Tiberflusses, ein durchaus ackerbauendes Volk ernsten Charakters und praktischer Richtung. Sie lebten in einem Bunde von Städten mit dem Vorort Alba; Könige nebst einem Rate aus den vornehmsten Geschlechtern standen an der Spitze einer jeden. Der älteste Teil der Stadt Rom, über deren Entstehungszeit sich kein sicherer Anhaltspunkt finden läßt, rührt von den Latinern her; es ist der palatinische Hügel, dessen Fuß eine Mauer umzog. Um diese Burg „lagerten sich nach und nach eine Reihe anderer Ansiedelungen“, die sich auf dem Quirinal zu einer zweiten Stadt vereinigten; ob ihre Bewohner Sabiner waren, ist nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich. Jedenfalls haben sich die letzteren weit ausgebreitet, besonders durch den Gebrauch, in Fällen der Not ihre jungen Leute den Göttern

zu weihen und im 20. Jahre zur Gründung neuer Wohnsitze auszusenden (ver sacrum, heiliger Lenz). Auch ist die außerordentliche Thatkraft der Römer nicht aus der ruhigen Art der Latiner, sondern aus einer Beimischung des kräftigen, herben, ja harten Wesens der Sabiner zu erklären. Nur dieser Umstand macht es begreiflich, daß das aus der Vereinigung jener beiden Städte hervorgegangene Volk in kühnen Kämpfen Alba zerstören und die Hegemonie unter den Latinern an sich reißen konnte*).

Gemeinsame Burg der zur Stadt Rom verbundenen beiden Gemeinwesen wurde der kapitolinische Hügel**). Immerhin war die Grundlage der römischen Kultur latinisch, und der sabinische Einfluß stand in geistiger Beziehung weit zurück hinter dem etruskischen, so erbfeindselig Latiner und Etrusker einander gegenüberstanden, und noch weiter zurück der etruskische hinter dem griechischen aus Süditalien und Sicilien. Davon werden uns weiterhin Zeugnisse begegnen.

Die Römer erinnern in ihrem Charakter sehr an die Spartiaten und stechen scharf gegen die Athener und übrigen Joner ab. Namentlich ist jenes in ihrer Hinneigung zum Waffenhandwerke der Fall. Diesem gaben sie aber ein bedeutendes Gegengewicht in ihrem strengen Sinne für das Recht. Dieses ersetzte bei ihnen die ionische Liebe zur Freiheit. Der Römer verstand unter Freiheit immer nur sein Recht, d. h. was dem Stande, dem er angehörte, als sein Recht erschien. Darin leiteten die Römer Gründe der Vernunft, so daß sie nicht, wie die Spartiaten, hartnäckige Bedrücker von Heloten bleiben konnten. Wir werden indessen sehen, wie sehr sich mit der Zeit der Charakter der Römer zu seinem Nachteile verändert hat.

Wie die übrigen latinischen Städte hatte auch Rom in seiner ältesten Zeit Könige. Ihre in sieben Biographien anekdotenhaft ausgeschmückte Geschichte, die allzu absichtlich jedem der sechs ersten Könige eine besondere Kulturthat, dem letzten aber nur Gewaltthaten zuschreibt, ist durchaus der Sage zuzuweisen. Historisch scheint davon nur das zu sein, daß zuletzt eine etruskische Dynastie, die der Tarquinier, regierte und durch den von ihr unter dem römischen Volke gesäeten Haß im Jahre 510 v. Chr. vertrieben wurde, was noch harte Kämpfe gegen die Versuche einer Rückkehr im Gefolge hatte***).

Die römische Königszeit hat die größte Aehnlichkeit mit der griechischen, die Vertreibung der Könige aber mit derjenigen der hellenischen Tyrannen. Wie in Hellas war der König oberster Richter, Priester und Feldherr, und nicht unbeschränkt, sondern durch den Senat in

---

*) Hertzberg, Gesch. v. Hellas u. Rom. II. Bd., S. 15 ff., 34 ff.

**) Soltau, Dr. W., Roms Kultur in Hellwalds Kulturgesch. 4. Aufl. 2. Bd., S. 190 ff., 208 f.

***) Ebenda S. 214 Note 3. 218.

seinem Willen gebunden, soweit er diesen nicht willkürlich durchsetzte, was er zwar bei dem Mangel an Mitteln dazu nicht leicht wagen konnte, als er es aber wagte, mit dem Verluste der Würde büßte. Im übrigen waren die Anfänge der römischen Verfassung bereits dieselben, wie sie sich unter der Republik weiter entwickelten; sie wurden dem milden Könige Servius Tullius, dem vorletzten Herrscher, zugeschrieben, wie auch die Errichtung der die beiden früheren Städte umgebenden Mauer.

Mit der Vertreibung der Könige beginnt erst die römische Geschichte und Kulturgeschichte. Wir unterscheiden in ihr drei Zeiträume:

a) im 6. bis 3. Jahrhundert v. Chr. die Zeit des alten Römersinnes der Kämpfe zwischen den Ständen, der Vereinigung Italiens unter Rom und der reinen italisch-römischen Religion;
b) im 3. bis 1. Jahrhundert v. Chr. die Zeit der Eroberung der damals bekannten Welt durch die Römer, der Verschlimmerung ihres Charakters, des Untergangs der Freiheit in Anarchie und Diktatur, der Blüte prosaischer Litteratur und der Herrschaft des griechischen Geistes in der römischen Kultur.
c) im 1. Jahrhundert vor bis Ende des 3. nach Chr. die Zeit des Kaiserreichs, der vollständigen Entartung des römischen Charakters, der Blüte lateinischer Dichtkunst und des Ueberhandnehmens fremder orientalischer Religionen, sowie der Kaiservergötterung.

I. Das republikanische Rom.

1. Die Stadt Rom und ihr Leben.

Rom war, wie Athen (s. oben S. 250), in seinen meisten Teilen, besonders in älterer Zeit, keine schöne Stadt. In dieser älteren Zeit gab es wohl noch keine Paläste und Prachtplätze. Die große Mehrheit der noch wenig zahlreichen Bewohner wohnte billig und schlecht in Miethäusern. Die Gebäude waren elend gebaut; häufig, später sogar täglich, kamen Feuersbrünste und Häusereinstürze vor. Die Straßen waren eng, krumm und winkelig, wie in allen Städten, die nach und nach ohne Plan aus zerstreut stehenden Wohnungen von Landbauern entstanden sind.

Die Stadt lag etwa 15 römische Meilen vom Meer, um das sich die alten Römer bis zu den punischen Kriegen nicht bekümmerten, am linken Ufer des Tiber, auf sieben Hügeln, die im Altertum weit höher waren als jetzt, wo sich der Boden durch Schutt erhöht hat. Das Klima war ungesund und rauher als heutzutage, die Umgegend aber noch nicht so verderblich wie die heutige Campagna, vielmehr gut angebaut. Dazu kamen Mangel an Reinlichkeit, anhaltende

Trockenheit, dann wieder Ueberschwemmungen, so daß häufig Seuchen herrschten *).

Der Charakter der Römer ließ in älterer Zeit noch nicht die Verderbnis ahnen, in die er durch die Gewohnheiten der Herrschsucht und des Krieges später versank. Sie waren mäßig und genügsam, strenger Arbeit ergeben. Jede Weichheit und Anmut war ihnen fremd; ihr Sinn war unbeugsam auf Verfolgurg des Rechtes gerichtet. Ihr unerschütterlicher Ernst, ihre ruhige Würde, ihre treue, aller Schwärmerei entbehrende Liebe zur Familie und Stadt waren die Folge ihres Kämpfens mit Mangel und Not in ungünstiger Lage und schweren Zeiten. Ihre Ehrfurcht galt dem Alter, noch mehr aber der Amtswürde. Gegen äußere Feinde waren sie stets einig; sie kannten keine Verräter. Auch im Innern war ihre Redlichkeit groß und ihre Freundschaft zuverlässig. Doch war bereits der Ehrgeiz vorhanden, in dem der Keim zu den Verirrungen späterer Zeit lag.

Die römische Familie war ein strenges Gefüge und daher die Grundlage des Staates. Der Hausvater war unbeschränkter Gebieter über Frau, Kinder und Gesinde. Dichterische Liebe war noch unbekannt und der Ehe einziger Zweck die Kindererzeugung, daher auch die Frau ein untergeordnetes Wesen, das aus der Gewalt des Vaters in die des Gatten und nach dessen Tod in die des nächsten Verwandten überging. Immerhin war ihre Stellung freier als die der Kinder, und sie empfand die Gewalt (Manus, eigentlich Hand, dann alles, dessen Besitz ergriffen wird) des Gatten mehr als Schutz; denn sie war im Innern Hausherrin und nicht wie bei Griechen oder gar Morgenländern in das Frauenhaus verwiesen. Die Manus wurde auf dreierlei Art erworben: durch Kauf, religiöse Weihe und Verjährung (usus). Auch der Kauf hatte noch einen feierlichen Charakter und war von weitläufigen Hochzeitsfestlichkeiten gefolgt; die Weihe war mit einem Opfer von einem Schaf und einem Dinkelkuchen verbunden; der Usus aber bestand bloß darin, daß die ohne Ceremonien heimgeführte Frau ein Jahr lang bei dem Manne blieb, also durch thatsächlichen Besitz erworben wurde. Nur drei Nächte der Trennung löſten jedoch die Manus auf, und das war der Weg zur späteren Lockerung der römischen Ehe, zur Ehe ohne Manus. Beschränkungen der Eheschließung gab es sowohl in Hinsicht der Zeit, als des Alters und Charakters der Personen.

Das Kind wurde vom Vater anerkannt, wenn er das ihm vor die Füße gelegte aufhob. Die Erziehung war für beide Geschlechter eine sehr strenge und abhärtende, doch milder als in Sparta (s. oben S. 240). Mit der Schule wurde es in älterer Zeit nicht sehr ernst genommen; es waren eigentlich nicht viel mehr als Spielschulen (ludi),

---

*) Bender, Dr. Herm., Rom und römisches Leben im Altertum. 2. Aufl. Tübingen 1893. S. 22 ff.

wohl eine Art Kindergärten. Am neunten Tage seines Lebens erhielt der Knabe einen Namen. Dieser Vornamen gab es eine geringe Auswahl, und man schrieb sie nur mit dem Anfangsbuchstaben*). Schon gegeben war der Name der Gens (der fast stets auf -ius, selten auf -aeus endete) und der Name der Familie, der Unterabteilung der Gens. So hatte jeder Römer drei Namen, wozu bei den Adoptierten und bei siegreichen Feldherren noch ein vierter bezw. fünfter kam. Die Frauen trugen bloß den Gensnamen in weiblicher Form und mehrere Töchter gleicher Eltern wurden numeriert.

Zur Familie gehörten auch die Sklaven, die man willkürlich benannte, deren es aber in älterer Zeit wenige gab und die auch gut behandelt wurden. Erst die Eroberungskriege vermehrten sie durch Gefangene, die man verkaufte, so daß ihr Los schlimmer wurde. Sie konnten sich loskaufen oder freigelassen werden.

In älterer Zeit war die Lebensweise der Römer derjenigen der Griechen sehr ähnlich. Ihr Essen und Trinken bietet dem Gange der Kulturgeschichte kein besonderes Interesse dar. Die Tracht ist aus Abbildungen allgemein bekannt; sie war bei beiden Geschlechtern eine zweifache; am Körper anliegend trug man die bei den Männern kürzere, bei den Frauen längere ärmellose Tunika. Jene warfen darüber die (in älterer Zeit allein getragene) bis auf die Füße reichende, prachtvoll imposante Toga, die für junge Leute mit einem Purpurrande versehen, für Männer aber rein weiß, für Würdenträger dagegen mannigfach verziert war. Das Ueberkleid der Frauen bildete die lange und faltenreiche, ebenfalls sehr gut stehende Stola; beim Ausgehen kam ein Mantel darüber. Nur gegen Sonne und Regen trugen die Männer einen Hut oder eine am Kleide angebrachte Kapuze. Haar und Bart wurden bis um 300 v. Chr. lang getragen. Die Füße bekleidete man im Hause mit Sandalen, beim Ausgehen mit hohen Schuhen.

Das römische Haus der Wohlhabenden zerfiel in drei Haupträume: das Atrium, vorne, eine Art Hof, mit Oeffnung in der Decke und mit dem Hausaltar, das bedeckte Tablinum, in der Mitte, ein offener Saal, Wohnraum mit Ahnenbildern, und hinten das Peristilium, eine griechische Einrichtung, die sich erst spät aus einem Hofe prächtiger entwickelte.

Eine feierliche Bestattung der Toten war den Römern wie den Griechen eine Herzensangelegenheit. In der Regel wurden die Leichen beerdigt, erst später verbrannt, wahrscheinlich auch nur die der Reicheren. Die steinernen Särge wurden in ausgehauenen oder ausgemauerten oder über der Erde errichteten Grabgemächern aufgestellt.

*) A. = Aulus, D. = Decimus, G. = Gaius, Gn. = Gnäus, L. = Lucius, M. = Marcus, P. = Publius, Q. = Quintus, S. = Sextus, Sp. = Spurius, T. = Titus, Tib. = Tiberius.

In der hier geschilderten Zeit war im Frieden die Landwirtschaft noch die Hauptbeschäftigung der Römer. Neben dem Getreide bezog sie sich besonders auf Oel und Wein, wozu Garten- und Obstbau kamen. Handwerke und Kleinhandel verachteten sie ebenso sehr wie die Griechen und überließen sie Armen, Fremden und besonders den Sklaven. Doch bildeten die Handwerker Zünfte (Collegia) mit strengen Einrichtungen und feierlichen Gebräuchen.

2. Roms Verfassung und Machtausdehnung.

Grundlegend für die politische Entwickelung des römischen Staates ist die Zusammensetzung des römischen Volkes aus zwei Ständen. Der herrschende Stand war der der Vollbürger oder Patrizier, die ursprünglich allein das eigentliche Volk (Populus) bildeten, sich mit Stolz „Quiriten" nannten und in drei Stämme (tribus) zerfielen, deren jeder sich in 10 Kurien, 100 Gentes und 1000 Familien teilte. Die Vollbürger stimmten in ihren Versammlungen (Komitien) nach Kurien ab und ließen sich durch den aus allen Gentes gewählten Senat von 300 lebenslänglichen, „Väter" (patres) genannten Mitgliedern vertreten.

Sie waren aber keineswegs die einzigen Bewohner der ewigen Stadt. Sie hatten einmal, als Patrone, ihre Klienten unter sich (wohl Reste einer früheren Bevölkerung), die ihnen dienten und sich durch freigelassene Sklaven vermehrten.

Bedeutender aber als diese Leute wurde der zweite Stand der Römer, die Plebs, deren Glieder, die Plebejer, aus in Fehden oder durch Verträge unterworfenen Latinern der Umgegend hervorgingen. Sie standen den Patriziern als freie Männer gegenüber und erfreuten sich der juristischen, entbehrten aber der politischen Rechte. Dieser Umstand begründete von vornherein ein Mißverhältnis zwischen den beiden Volksteilen. Da indessen die Patrizier in ihren Fehden eine Verstärkung durch die Plebejer wünschen mußten, so wurde eine gemeinsame Organisation geschaffen, die beide Stände zu einer Gemeinschaft im Kriegs- und Steuerwesen vereinigte. Sie wurden nach dem Wohnorte in vier städtische und 16 (oder 26?) ländliche Bezirke (tribus) und nach dem Vermögen an Grundbesitz in fünf Steuerklassen eingeteilt, und diese zerfielen in Centurien, die die Abteilungen des Heeres darstellten, das 20000 Mann stark war. Eine außerhalb dieser Einteilung stehende Centurie bildeten die ganz Armen, die keine Steuern zahlen konnten und auch nicht dienen mußten. Sie trugen den Namen der Proletarier.

Diese Gliederung bestand bereits zur Zeit der Vertreibung der Könige, an deren Stelle die höchste Staatsgewalt zwei Beamten übertragen wurde, die anfangs Prätoren, später aber Konsuln hießen und jedes Jahr neu von den Centurien, unter Bestätigung der Kurien

aus den Patriziern gewählt wurden. Schon daraus geht hervor, daß die Gewalt der Konsuln derjenigen der Könige nicht gleichkommen konnte. Wenn aber ein größerer Krieg ausbrach, dem die Konsuln nicht gewachsen waren, so veranlaßte der Senat diese, einen Diktator zu wählen, der dann auf 6 Monate unumschränkte Gewalt erhielt. Den Konsuln schritten 12, dem Diktator aber, wie früher dem König, 24 Liktoren, d. h. Diener mit Rutenbündeln und (außerhalb der Stadt) einem Beil als Zeichen der Strafgewalt voran.

Die nächsten Beamten nach den Konsuln waren die beiden Quästoren, ihre Gehilfen in Verwaltung und Rechtspflege.

Es dauerte indessen nicht lange, so rächte sich der Uebermut der Patrizier, der die Plebejer auf alle Weise unterdrückte und ausbeutete, namentlich wenn sie die Schuldner der Vornehmen waren. Durch ihre Auswanderung (secessio) auf den „heiligen Berg" ertrotzten die Plebejer 494 die Einführung der Volkstribunen, der Schützer und Berater ihres Standes, die den Behörden mit ihrem Veto in allen Beschlüssen hinderlich sein konnten und die Versammlungen der Plebs (Tributkomitien) leiteten. Ihre Gehilfen waren die Aedilen, gerichtliche und polizeiliche Beamte. Damit war in Rom ein Zustand eingetreten, nach dem es zwei Staaten im Staate gab, die sich gegenseitig mißtrauten und bekämpften, ja ihre Gegner verurteilten. Doch gab es auf beiden Seiten Friedensfreunde, die nach und nach weitere Zugeständnisse an die Plebejer bewirkten. Die Tribunen wurden 457 von 5 auf 10 vermehrt und 452 eine gemeinsame Gesetzgebung vereinbart, indem man Solons Gesetze in Athen zum Muster nahm und die Ausarbeitung zehn Männern (Decemviri) übertrug. (Die Gewaltherrschaft der deshalb gestürzten zweiten Decemvirn hatte keine weitere Folge.) Das später von 10 auf 12 Tafeln erweiterte Gesetz übertrug die höchste Strafgewalt der gemeinsamen Volksversammlung (Centuriatkomitien). Von da an verstanden sich die früher feindlichen Brüder immer besser. Nach und nach kamen immer mehr (reiche) Plebejer in den Senat. Es wurden sogar Patrizier zu Tribunen gewählt; die Heiraten zwischen beiden Ständen (Connubium) wurden 445 gestattet; Plebejer konnten nun, wenn auch nicht zu Konsuln, doch zu Militärtribunen mit konsularischer Gewalt ernannt werden. Die Censoren wurden als Sittenrichter aufgestellt (damals bloß aus den Patriziern, hundert Jahre später aber aus beiden Ständen); sie hatten das Recht, Senatoren auszustoßen und jeden Bürger seiner politischen Rechte zu berauben. Als aber die Patrizier sich neuerdings Härte und Gewalt erlaubten, und das Blut solcher floß, die der Plebs wohlwollten, bewirkten die Tribunen G. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus 366 den Erlaß dreier Gesetze, von denen das erste die Schuldenzahlung regelte und milderte, das zweite das Uebermaß des Grundbesitzes beseitigte und das dritte vorschrieb, daß immer ein Konsul aus jedem der

beiden Stände gewählt werden sollte. Zwar wagten es die Patrizier noch einige Male, beide Konsuln aus ihrem Stande zu wählen, mußten jedoch schließlich darauf verzichten. Als Entschädigung verlangten und erhielten die Patrizier die Trennung des Richteramtes vom Konsulat und dessen Uebertragung auf patrizische Prätoren, wozu dann noch die Einführung kurulischer (d. h. höhern Rang besitzender) Aedilen kam, deren Wahl zwischen beiden Ständen wechselte. Später (337) wurde auch die Prätur und (300) mit Widerstreben die Bekleidung der Priesterämter den Plebejern geöffnet. Endlich wurde die Bestätigung der Centurienbeschlüsse durch die Kurien abgeschafft (um 286) und damit endlich die Gleichberechtigung beider Stände vollendet und die Einheit des Staates begründet.

Nun erst konnten die Römer ihre natürliche Aufgabe, die Vereinigung Italiens unter ihrer Oberherrschaft, in Angriff nehmen. Bis dahin hatten sie sich begnügen müssen, den Vorrang in der Landschaft Latium zu erlangen, mit der sie 493 ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen haben. Es folgten in ähnlichem Verhältnis 487 die Herniker und 449 die Sabiner. Nicht ohne Benutzung götzendienerischen Aberglaubens wurde Rom Herrin des Südens von Etrurien. Nur vorübergehend hielt die Zerstörung der Stadt durch die keltischen Barbaren (391) ihren Siegeslauf auf. Die abgefallenen Verbündeten in Latium und Kampanien wurden zu Unterthanen, darunter auch griechische Kolonien, von denen die Römer Bildung und Verweichlichung lernten. Die härteste Nuß war die Unterwerfung der tapferen Samniten in drei Kriegen. Im Jahre 280 gehorchte den Römern bereits ganz Etrurien, einstweilen mit einem Maß von Selbständigkeit, ebenso auch Umbrien. Es half nichts, daß der Epirote Pyrrhos (oben S. 267) Tarent schützen wollte, die griechischen Kolonien in Italien waren durch innere Parteikämpfe unheilbar geschwächt, und seit 270 herrschte Rom bis zur Straße von Messina, d. h. über alles, was damals Italien hieß (es fehlten vom heutigen noch das Po-Gebiet und die Inseln).

Die Organisation des römischen Italien war eine verwickelte. Die Angehörigen Roms außerhalb der ewigen Stadt zerfielen in Bundesgenossen und Unterthanen (abgefallene Bundesgenossen). Die älteren Bundesgenossen konnten sich in Rom als Bürger niederlassen, die neueren mußten sich die Errichtung römischer Kolonien in ihrem Gebiete gefallen lassen. Städte, die sich wohl verhielten, genossen eine gewisse Selbstverwaltung. Alles war indessen klug so eingerichtet, daß Rom alles „durch Teilung beherrschte“.

3. Entwickelung des römischen Geistes.

Die römische oder vielmehr italische Religion hat wie alle arischen Glaubensformen, die indische, alteranische, griechische und ger-

manische, die Personifikation der Naturmächte zum Inhalte. Sie unterscheidet sich aber von ihnen in bedeutendem Maße durch ihre Ruhe und Starrheit; Leben und Farbe hat sie erst durch ihre spätere Verschmelzung mit der griechischen Religion erhalten, und in ihrer Reinheit ist ihr die in den Mythen der Inder, Hellenen und Germanen pulsierende Lebenskraft, Abenteuerlust und Leidenschaft durchaus fremd. Woher dies kommt? Sicher ist der Grund nicht; aber er dürfte in der Einwirkung der Etrusker liegen, auf welche morgenländische Einflüsse unverkennbar thätig gewesen sind, und die Religionen des Orients sind ja künstlerisch epischer Darstellung bar. Wie in diesen überwog in Etrurien der Opferdienst, und dieser verband sich auch bei den Römern mit der Verehrung der Naturmächte, ließ aber die Mythe bis auf wenige Züge leer ausgehen.

Die Götter der Italiker und Römer zerfielen in eigentliche Götter, Dämonen, Heroen und Halbgottwesen, die ersteren wieder in Gottheiten des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Das Verhältnis zu ihnen war ein kindliches, wie zu Vätern und Müttern. Der eigentümlichste und verehrteste Gott Italiens, der auch frei von griechischer Einwirkung blieb, war J a n u s, ursprünglich Sonnengott und Himmelspförtner, dann auch Beschützer der Thüren und Straßen; wegen seines Bezugs auf Ein- und Ausgang wurde er mit zwei Gesichtern abgebildet. Sein Tempel stand während des Krieges offen und wurde nur in den höchst seltenen Friedenszeiten geschlossen. Ein anderer reinaltitalischer Gott, Kulturbringer und Beschützer aller Fruchtbarkeit war F a u n u s, der sich später in die Faune, die Gegenbilder der griechischen Satyrn und Liebhaber der Nymphen, vervielfältigte und eine Gattin Fauna hatte.

Der höchste Gott aber war J u p i t e r, der gemeinarische Himmels- und Lichtgott, in geschichtlicher Zeit Schutzherr des Staates. Seine Gattin J u n o, die sanftere Lichtgöttin, beschützte das Frauenleben, M i n e r v a, zuerst wohl Mondgöttin, die Künste und Wissenschaften; D i a n a (weibliche Form von Janus) blieb Mondgöttin. Der volkstümlichste Gott war M a r s, der Bringer des Frühlings und Herr des Krieges, sein weibliches Gegenbild war V e n u s, die Göttin der Blumen und der Liebe, in ersterem Sinne auch Flora genannt. Die Erdgöttin Tellus hieß später C e r e s und hatte zum Gatten den Gott der Saaten und des Ackerbaues, S a t u r n u s, den Herrscher des „goldenen Zeitalters“. Der Feuergott V o l c a n u s stand auch dem Hausherde vor, während die Gattin des wohlthätigen Feuers, V e s t a, die Beschützerin des staatlichen Altarfeuers war.

Die römische Religion ist deshalb so schwierig in ihrer Reinheit herauszuschälen, weil sie schon sehr früh, zum Teile schon vor oder bald nach Vertreibung der Könige, und zwar auf dem Umwege über Etrurien, mit der griechischen vermengt wurde. Allerdings waren Zeus

und Jupiter schon in urarischer Zeit einer; künstlich aber wurde Juno mit Hera, Minerva mit Athene, Diana mit Artemis, Mars mit Ares, Venus mit Aphrodite, Ceres mit Demeter, Saturn mit Kronos, Volcanus mit Hephästos, Faunus mit Pan verschmolzen. Von selbst fielen, weil eines Namens und Charakters, Hestia und Vesta zusammen. Neu kam Apollo (etrusk. Aplu) unter die italischen Götter; Dionysos-Bakchos erhielt den Namen Liber und eine Gattin Libera. Als sich die Römer auf das Meer wagten, nahmen sie Poseidon als Neptunus (etr. Nethuns), und als sie sich dem Handel widmeten, Hermes als Mercurius auf. Die Parzen, Geburtsgöttinnen, paßte man den griechischen Mören an, und so noch weiteres, wofür wir hier keinen Raum haben. Aber auch echt römische Gottheiten kamen in Menge für die ethischen Begriffe auf, die Fortunen, Schicksalsgöttinnen, die Genien, Schutzgeister der Häuser und Menschen, die Manen (Geister der Verstorbenen), Laren und Penaten (Hausgötter) u. s. w., und endlich Vertreterinnen sämtlicher Tugenden in schwerer Menge, vor allen aber Roma, die Göttin der ewigen Stadt!

Der Kult war in der römisch-italischen Religion die Hauptsache; er hatte so bunte und vielseitige Formen, daß es schwer fällt, sie in Kürze zu überblicken. Man betete wie anderwärts bei und zu heiligen Bergen, Hainen, Bäumen, Quellen, Flüssen; man erblickte die Götter in Pflanzen und Tieren, sogar in Steinen und künstlichen Gegenständen. Heilige Tiere (Specht, Wolf, Pferd, Stier u. a.) wiesen den Menschen den Weg; in außerordentlichen Zeitpunkten wurden noch Menschen (Feinde) geopfert oder opferten sich selbst (im Kriege). Die gewöhnlichen Opfer waren Tiere und noch häufiger Pflanzen und Kuchen. Stadt, Volk, Heer, Vieh wurden oft einer Weihe (Lustration) unterworfen. Gewisse Formeln wurden streng eingehalten; auf Vorbedeutungen kam sehr viel an. Bilder oder Attribute der Götter, auf Kissen gelegt, wurden in der Feier des Lectisternium mit Opfern bedacht.

Dem Kult diente auch die Zeitrechnung; die Römer begründeten die noch heute in der ganzen civilisierten Welt geltende; nur die Untereinteilung der 12 Monate war anders, indem man zählte, wie viele Tage es bis zu den 3 Monatsfesten der Kalenden (am 1., daher „Kalender"), der Nonen (am 5. oder 7.) und der Idus (am 13. oder 15.) noch gab. In der ältern Zeit war das Jahr noch ein Mondjahr mit einem Schaltmonat in jedem zweiten. Die Tageszeiten waren nach Naturvorgängen benannt; Stunden zählte man nicht. Die Jahresrechnung begann 753 v. Chr., dem angeblichen Gründungsjahre Roms.

Die hauptsächlichen Feste waren: der Neujahrstag am 1. März, der als Geburtstag des Mars galt, dann, nach mehreren anderen, die berühmtesten, die Saturnalien (17. bis 23. Dezember), die mit Saus

und Braus, Geschenken und Gleichstellung aller Stände gefeiert wurden und Prozesse wie Kriege unterbrachen, und die Luperkalien (am 15. Februar) mit losen Mummereien (Ursprung des Karneval). Zu den Festen gehörten auch die den Etruskern nachgeahmten öffentlichen Spiele, die besonders in Wagen- und Pferderennen, später auch in Schauspielen bestanden. Es gab ihrer vier zu Ehren Jupiters in verschiedenen Monaten und weitere zur Feier anderer Götter; sie waren mit Opfern und festlichen Zügen verbunden.

Die römischen Tempel, die sich nur langsam entwickelten und erst spät bedeutend wurden, waren den etruskischen und griechischen nachgebildet. Zuerst waren es quadratisch abgesteckte Plätze zum Zwecke des Wahrsagens; diese Form behielten auch die architektonischen Tempel bei. Einen Priesterstand gab es auch in Italien und Rom nicht; ihn ersetzten der Vater im Hause, das Haupt einer Gemeinschaft und für den Staat der hierin an die Stelle des Königs tretende, aber politisch bedeutungslose Opferkönig (rex sacrorum), Priester des Janus. Mit der Zeit erstanden verschiedene Priesterklassen. Die erste derselben bildeten die den höchsten Göttern dienenden Sacerdotes, die, weil sie auch die Tiberbrücken zu besorgen hatten, nebenbei Pontifices hießen. Die obersten unter ihnen hießen Flamines, an deren Spitze der Flamen Dialis und seine Gattin, die Flaminica, standen. Später aber überragte sie der Pontifex maximus, den das Volk wählte. Den Pontifices zugeordnet waren die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta, die Vestalinnen, die in ihrem Kloster das heilige Feuer zu unterhalten hatten und große Ehren genossen, aber für Ausgehen des Feuers mit Geißelhieben und für Verletzung der Keuschheit mit Lebendbegrabenwerden bestraft wurden.

Eine andere geistliche Gruppe bildeten die hohen Ansehens sich erfreuenden Seher und Zeichendeuter: die Auguren, die aus dem Vogelfluge weissagten, wovon jede öffentliche Handlung abhing, und die von den Etruskern herkommenden Haruspices, die aus den Blitzen und den Eingeweiden der Opfertiere wahrsagten. Beide Klassen spotteten über die Dummheit der ihnen glaubenden Leute.

Die dem Mars und seinem sabinischen Abbilde Quirinus dienenden Salier hielten im März tanzend und singend Umzüge. Die Fetialen und arvalischen Brüder waren ohne besondere Bedeutung. Diese ging auch dem echt italischen Religionswesen immer mehr ab, und es verschwand unter dem griechischen Firniß.

Selbständiger als in der Religion verhielten sich die Römer auf die Dauer in ihrer Sprache, die unter den griechischen Mundarten der äolischen am nächsten, weit näher aber den italischen stand. Das latinische Alphabet stammt vom griechischen der dorischen Kolonie Kyme (Cumae), hatte zuerst nur 21 Buchstaben, die sich später auf 23 vermehrten, und wurde stets von links nach rechts geschrieben. Das C

sprachen die Römer überall wie K aus. Sie schrieben kleinere Sachen auf Wachstafeln, größere auf Papyros und Pergament, das gerollt in Kapseln aufbewahrt wurde. Aus Kyme kamen auch die sibyllinischen Bücher, die aber verloren sind, die erste Aeußerung italischer Litteratur, die aber hellenisierend wirkte. Naturwüchsiger waren die bei ländlichen Festen und städtischen Hochzeiten gesungenen Fescenninen und die mit mimischem Tanz verbundenen Satiren, deren Namen erst in späterer Zeit die Bedeutung des Spottes und Hohnes erhielt und die zuerst 364 v. Chr. von etruskischen Schauspielern dargestellt wurden. Dazu kamen die witzigen und obscönen Atellanen, deren Einzelheiten improvisiert wurden. Gebundene Form der Sprache erhielten zuerst die Hymnen der Salier und Arvalier. Geschrieben wurde in dieser Epoche noch nichts, ausgenommen Reden und Chroniken (fasti). Eine römische oder latinische Litteratur bildete sich erst durch griechische Vorbilder, wenn auch mit eigenem Charakter, in dem nun folgenden Zeitraume.

II. Das anarchisch-diktatorische Rom.

1. Die Begründung der Weltherrschaft.

Nachdem Italien (im alten Sinne des Namens) ein dem siegreichen Rom unterworfenes Land geworden, das auf allen Seiten, ausgenommen auf der schmalen Nordseite, an das Meer stieß, mußte in dem kriegerischen Sinne der Römer nach und nach der Gedanke reifen, ihre Herrschaft auch jenseits der Salzflut zu begründen. Es war dies ein verhängnisvolles Beginnen, das den ersten Grund, wenn auch zur Größe, doch daneben auch zur Entartung und Erschöpfung Roms legte. Aber die Römer waren eben in hohem Maße ein kriegerisches Volk. Ihre Heeresmacht, die in der ersten Zeit der Republik etwa 20000 Mann betrug (oben S. 286), war in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. auf mehr als das Zehnfache gestiegen*). Im ganzen Umkreise der damaligen Welt gab es kein Heer, das sich mit dem römischen auch nur von ferne an Stärke und Tüchtigkeit hätte messen können.

Die äußere Erscheinung der römischen Krieger darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Sie waren an Waffen und Gepäck, wozu noch ein Schanzpfahl kam, ein jeder mit 60 Pfund belastet. Auf dem Feldzuge brachten sie keine Nacht ohne vorherige Errichtung eines Lagers (castra) zu. Ihren Reihen wurden zum ersten Male bedeutungsvolle Feldzeichen vorgetragen (seit Marius ein silberner oder

*) Hertzberg, Geschichte von Hellas und Rom, II. Bd., S. 158 f.

goldener Adler). Sie waren auch die ersten, die in geregelte Scharen eingeteilt wurden. Ihre Einheit, die Legion, zählte 5000 Mann, war in 30 Manipeln, deren jedem zwei Centurionen vorstanden, seit Scipio (bei Zama) aber in zehn Kohorten geteilt*), und trug seit etwa 100 v. Chr. einen ehrenden Beinamen nach ihren Thaten. Die Schlachtordnung hatte drei Reihen, die jungen Hastati, die Principes mittlern Alters und die Veteranen mit dem Namen Triarii. Nicht dazu zählten die Leichtbewaffneten, die mit Wurfspießen oder Schleudern kämpften. Nachdem Pyrrhos und Hannibal Italien mit Elefanten überfallen, führten auch die Römer diese furchtbare Waffe, zuerst im Kriege gegen Makedonien ein. Selbst erfanden sie die schreckenerregenden Belagerungs- und Wurfmaschinen.

Epochemachend in der Entwickelung der römischen Macht war, nach Eroberung Italiens, ihr Hinauswagen auf das Meer und damit die Begründung einer Seewehr. Die römischen Schiffe waren natürlich den griechischen nachgebildet. Schon im ersten punischen Kriege besaß dieses unternehmende Volk 330 Schiffe, nur 20 weniger als die seegewandte Feindin Karthago; es ersetzte seine ungeheuern Verluste an Fahrzeugen unermüdlich, aber ohne daß die Römer je gewandte Seeleute zu werden vermochten, weder im Kriegs- noch im Handelswesen. Sie überließen den Handel Phönikern, Griechen, Spaniern und anderen ihrer Unterthanen.

Die Eroberungen der Römer über das alte Italien hinaus waren im Grunde nicht von vorn herein beabsichtigt; aber sie folgten mit Notwendigkeit der Eroberung Italiens, und mit gleicher Notwendigkeit erstreckten sie sich nach und nach auf den vollen Umkreis des Mittelmeeres. Damit erzielten die Römer dreierlei Erfolge in verschiedenen Teilen der Thalassa. In der Mitte schafften sie die unbequeme Nebenbuhlerin Karthago aus der Welt; die Arier wurden die Ueberwinder der Semiten. Im Osten wurde das in drei Erdteilen herrschende Griechentum den Römern unterthan und zugleich ihr Vorbild in Kunst und Wissenschaft. Im Westen entdeckten und erschlossen sie das vorher der Menschheitsgeschichte fremde Abendland und machten es zum Faktor der Kulturgeschichte, indem sie es bis zum Atlantischen Ocean civilisierten. So sind sie die Vermittler zwischen der morgen- und der abendländischen Kultur und die mächtigsten Träger, zuletzt aber die Beherrscher des gesamten Umkreises der mittelländischen Kultur geworden.

Zu dem ersten Schritte über das Festland von Italien hinaus und damit zur Welteroberung veranlaßte, ja zwang die Römer der Versuch Karthagos, sich der ganzen Insel Sicilien zu bemächtigen. Dies durfte nicht geduldet werden, die römischen Krieger durften

*) Bender, Rom und römisches Leben S. 538 ff.

nicht von semitischen Kaufleuten sich die Mitte des Mittelmeeres rauben lassen. Und die Energie siegte über die Tücke; der Preis des ersten punischen Krieges war Sicilien, damals die Perle des Mittelmeeres, wozu später auch Sardinien und Korsika kamen. Die Mißgeschicke, die Hannibals verwegener Zug dem bedrängten und bedrohten Rom brachte, verhinderten nicht, daß am Ende des zweiten dieser blutigen Kriege die Römer in Spanien und Afrika Fuß faßten. Der dritte Krieg vernichtete die Nebenbuhlerin! Schon zwischen dem ersten und zweiten Kriege wurde das „cisalpinische Gallien“ (Pogebiet) dem römischen Italien einverleibt. Das Abendland lag zu Roms Füßen. Schon zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege wurde das Morgenland in Angriff genommen. Dem Vorwande, die Freiheit der Griechen zu schützen, fiel Makedonien zum Opfer, und weitere Vorwände bahnten den rasch an Perfidie zunehmenden Römern den Weg zur Niederwerfung des von ihnen frei erklärten Hellas (146) und zur Zerstörung und Ausmordung von Korinth! Inzwischen waren Ligurien, Istrien, Dalmatien und durch das tragische Ende des Viriathus und Numantias ganz Spanien römisch geworden. Die Verbindung zwischen Spanien und Italien stellte 123—118 der Erwerb der „gallischen Provinz“ durch die Mitwirkung der Griechenstadt Massalia her. Den Rest Galliens gewannen G. Julius Cäsars acht Feldzüge für Rom, ja der Diktator betrat bereits Germanien und Britannien. —

Schon während des makedonischen Krieges hatten die römischen Heere Asien betreten, und die Republik ließ sich vom letzten Pergamener Attalos 133 dessen Reich vermachen. Die Seleukiden hatten bereits Roms mächtige Hand gefühlt und unterwarfen sich ihm. Der kecke Aufschwung des pontischen Königs Mithradates, der kurze Zeit Kleinasien durch Römermord gewonnen, endete mit jähem Falle. Es folgten sich rasch die völlige Eroberung Kleinasiens und Syriens, die Demütigung Armeniens, die Beugung der Makkabäer in Palästina.

Die Eroberung Afrikas, soweit den Römern möglich, vollendete sich durch den Gewinn von Numidien, Kyrene und Aegypten, wo die letzte Ptolemäerin Kleopatra sich zwei römischen Machthabern hingab; erst unter den Kaisern aber wurde auch Mauretanien (Marokko) Provinz. Diesen Namen trugen ursprünglich bloß Geschäftskreise von Beamten. Seit der Erwerbung überseeischer Länder ging der Name auf diese über. Sie gehörten dem römischen Volke und wurden von Statthaltern regiert, die erst Prätoren, später Proprätoren und Prokonsuln (gewesene Prätoren und Konsuln) hießen, an die der Senat die Provinzen verteilte. Italische Besatzungen sorgten für die Sicherheit des Besitzes derselben*).

*) Hertzberg a. a. O. S. 188 ff.

2. Latinität und Gräcismus.

Seitdem die Römer, nach Eroberung Italiens, sich unter stammfremde Völker begaben und diese zu unterdrücken und auszubeuten begannen, seitdem sie, Hand in Hand damit, die spätgriechische, asiatische und afrikanische Ueppigkeit, Schwelgerei und Treulosigkeit kennen lernten, schwand bei ihnen die altrömische Männergröße, Redlichkeit und Treue immer mehr zusammen. Es nahmen Habsucht, Bestechung, Parteihaß und damit Grausamkeit, Treulosigkeit, Sittenlosigkeit und Gleichgiltigkeit gegen Vaterland und Familie in erschreckendem Maße zu. Ihre Provinzen sogen sie in gewissenloser Weise bis aufs Blut aus. Niedermetzelung von Völkern, Verwüstung von Landschaften und Zerstörung von Städten waren nichts Seltenes.

Die Kehrseite dieser Erscheinung bildete die stetige Zunahme am Interesse für geistige Schöpfungen und für feine Lebensart. In beidem waren die Griechen Vorbilder der Römer. Ihre Sprache nahm als städtische (urbana) gegenüber der ländlichen, bäuerischen (rustica) an Eleganz zu, damit auch die Schlagfertigkeit in der Rede, das gefällige äußere Auftreten und die Neigung zu Pracht und Pomp in Schaustellungen, in denen sie sich aber (im Amphitheater, s. unten) mit der blutigen Lust an Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen paarte. Freunde von Ceremonien (das Wort soll aus Etrurien stammen) waren die Römer schon von jeher gewesen.

Die hauptsächlichen Kennzeichen dieser Zeit auf geistigem Gebiete waren die Nachahmung der Griechen (Gräcismus), nämlich nicht des Althellenischen, sondern des verdorbenen alexandrinischen Hellenismus, und die Ausbildung lateinischer Sprache und Litteratur (Latinität).

Die hellenischen Kolonien in Süditalien lagen Rom so nahe, daß sich schon frühe Kenntnis des Griechischen in der Weltstadt einbürgerte. Diese Sprache wurde in Rom ebenso Mode, wie die französische im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland und weiter östlich. Wie bereitwillig die Römer ihre einheimische Religion gräcisierten, ist bereits erwähnt. Bald kannten sie jene kaum selbst mehr. Da es ihnen aber an Phantasie durchaus fehlte, so brachten sie aus der Fremde nur das Absurde, Häßliche und Abergläubische mit nach Hause. Ein scheußliches Beispiel hiervon ist die Einführung dionysischer Dienste, der Bakchanalien in Rom. Unter religiösem Deckmantel wurden in geheimen nächtlichen Versammlungen die furchtbarsten Verbrechen begangen, deren Entdeckung 186 v. Chr. zu einem Skandalprozesse, zur Verhaftung von Tausenden, zu Hinrichtungen und Einsperrungen führte*). Den Aberglauben hinwieder zeichnet die Thatsache, daß die Römer, als die

*) Livius 39, 8—17. Des Verf. Buch der Mysterien, S. 67 ff.

Karthager in Italien standen, zu ihrer Rettung die „große Göttermutter" Kybele, in Gestalt eines mächtigen schwarzen Steines (205) aus Asien holen und in Silber fassen ließen. Fleißig wurde auch das Orakel von Delphi um Rat gefragt. Solche Ausartungen der Religion konnten nur dazu beitragen, daß bei den Gebildeten überhaupt aller Glaube verschwand und ein leerer Rationalismus überhandnahm, den selbst die heuchlerischen Priester teilten.

In Menge kamen griechische (alexandrinisch-hellenistische) Lehrer, Philosophen aller Schulen, Schriftsteller und Künstler nach Rom, wo die altrömischen und griechenfeindlichen Catonen den hellenisierenden Scipionen gegenüberstanden. Sinn für Kunst hatten die nüchternen und praktischen Römer nie gehabt: aber sie affektierten ihn, ohne ihn verwirklichen zu können. So raubten sie ganz Hellas, Süditalien und Kleinasien an Kunstschätzen aus, ohne Wahl und Geschmack, nur um sich damit zu brüsten. Am ehesten noch zeigten sie Verständnis für die (nützliche) Baukunst, deren Blüte in Rom aber erst die Kaiserzeit sah. Ein prächtiges altrömisches Bauwerk nach etruskischem Muster war der Tempel auf dem Kapitol (für Jupiter, Juno und Minerva). In Plastik und Malerei thaten sich nur Griechen und deren Schüler hervor.

Musik, Gesang und Tanz fanden besonders bei den Frauen Roms Beifall, so hart dieser auch mit dem Widerstande der Männer zu kämpfen hatte. Ueberhaupt wurde die Stellung der Frauen (siehe oben S. 284) freier, und es gab Damen, die sich auf griechische Weise jenen Künsten widmeten. Doch wurden deshalb im allgemeinen weder ihre Sitten noch ihr Glaube lockerer, und die öffentliche Meinung hielt sie einstweilen noch in Schranken*).

In der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. führte der Grieche Livius Andronikos nach dem Muster der neuen attischen Komödie (s. oben S. 274) das Kunstdrama in Rom ein, natürlich ohne Chor und auch ohne Beschränkung der auftretenden Personen. Das Theater war zuerst nur eine hölzerne Bühne, vor der die Zuschauer standen. Erst 194 erhielten die Senatoren und noch später die Leute vom Volke Sitze. Nach Unterwerfung Griechenlands erst entstand ein eigentliches Schauspielhaus mit Rangsitzreihen. Die Vorstellungen gehörten zu den öffentlichen Spielen (s. oben S. 291). Die Dichter Q. Ennius und Pacuvius (220—132) führten Uebersetzungen und Nachahmungen des Sophokles und Euripides, Gn. Nävius und L. Attius Tragödien aus der römischen Geschichte auf. Bedeutender waren die beiden uns allein erhaltenen Komödiendichter T. Maccius Plautus aus Umbrien (254—184, 20 Stücke) und P. Terentius Afer aus Karthago († 159, 6 Stücke). Den Inhalt bildeten Intriguen, verliebte Abenteuer und kecke Streiche.

---

*) Soltau in Hellwalds Kulturgeschichte, 4. Aufl., 2. Bd., S. 359 ff.

Der genannte Nävius († um 200) behandelte den ersten punischen Krieg episch, während Ennius (239—169) in den ersten lateinischen Hexametern Homer nachahmen wollte, aber nur eine Verschronik aus der römischen Geschichte schuf, dabei aber die römische Sprache bedeutend hob. Als Satiriker ragte G. Lucilius (148—102) hervor. Alle diese Dichter aber überragte T. Lucretius Carus (98—55), der in dem Lehrgedichte „de rerum natura" die Lehre Epikurs (oben S. 272) darstellte. Als wahrer Dichter aber begründete G. Valerius Catullus die römische Lyrik.

Als Geschichtschreiber in Roms Sprache versuchten sich zuerst Fabius Pictor zur Zeit des zweiten punischen Krieges und der strenge Griechenfeind M. Porcius Cato (234—149), der „eigentliche Schöpfer und Begründer der römischen Prosa, für Geschichtschreibung und Beredsamkeit". Zahlreich waren die Redner, zu denen auch die hervorragendsten Politiker der Zeit gehörten. In allen poetischen und prosaischen Formen versuchte sich M. Terentius Varro (116—26). Alle damalige Prosa aber mußte zurücktreten vor ihrem Meister, dem sprachgewandten Redner, aber charakterlosen Staatsmanne M. Tullius Cicero (geb. 106, ermordet 43). Ihm ist die Vollendung des Zaubers der lateinischen Sprache zu verdanken, in der er unerreichtes Muster blieb. Wir besitzen von ihm eine Reihe moral-philosophischer, doch keinem bestimmten System huldigender Werke, 57 Reden und 864 Briefe. Im Leben war dieser homo novus (neue Mann, weil nicht von römischer Herkunft, sondern ein Samniter) ein vielbeschäftigter Redner (d. h. Rechtsanwalt), durch welchen Beruf er sich ein bedeutendes Vermögen und prächtige Villen mit kostbaren Kunstwerken erwarb*). Ein Hauptverdienst von ihm war, daß er (70 v. Chr.) die Verurteilung des als Erpresser berüchtigten Prokonsuls Verres bewirkte, zu dessen Verteidiger sich der damals berühmteste Redner Hortensius hergegeben hatte. Den bis dahin erreichbaren Gipfel der römischen Geschichtschreibung erstieg kein geringerer als der größte Mann seiner Zeit, der Triumvir und Diktator G. Julius Cäsar (geb. 100, ermordet 44). Er beschrieb in klarer Weise die von ihm geführten Kriege, den gallischen und den bürgerlichen, denen A. Hirtius Vervollständigungen beifügte. Eine Sammlung von Biographien berühmter Griechen und Römer läßt neben Cäsar auch den Cornelius Nepos (94—24) noch in unseren Schulen fortleben. Eine künstlerische Darstellung nach dem Vorbilde des Thukydides begründete G. Sallustius Crispus (87—34) in seinen Geschichten der Verschwörung des Catilina und des Krieges gegen Jugurtha.

Es war in der stürmisch bewegten Zeit, die wir hier schildern, sehr erklärlich, daß in Rom (seit 59 v. Chr.) eine Nachrichten-Litteratur

*) Bender, Rom und röm. Leben. S. 127 ff.

ins Leben trat. Ihr dienten die Acta senatus, d. h. die Verhandlungen dieser „Versammlung von Königen“, und die Acta populi oder diurna, ein öffentlich aufgestelltes und in Abschriften versandtes Zeitungsblatt.

3. Zerrüttung des römischen Staates.

Der Fluch des römischen Gemeinwesens lag darin, daß es, seit der Eroberung Italiens und noch mehr seit seiner weiten Ausdehnung über die Mittelmeerländer, durchaus auf Unterdrückung und Ausbeutung der ihm unterworfenen Völkerschaften und auf deren Niederhaltung durch barbarische Niedermetzelungen und Hinrichtungen unbotmäßiger Elemente angelegt war, wobei sich gewissenlose Beamte wie Verres in schamlosester Weise durch Erpressungen bereicherten. Dazu dienten sogar die an sich wohlthätigen Schöpfungen der Römer, die staunenswerten Werke ihrer Kunststraßen und Wasserleitungen (Aquädukte). Erstere gingen von Rom aus nach den verschiedenen Weltgegenden, ohne die anderen Städte unter sich zu verbinden, ausgenommen die in gleicher Richtung liegenden oder aus politischen Gründen. Diese prachtvollen, aus Quadersteinen zusammengefügten Straßen, wie die Via Appia nach Südosten, die Via Flaminia nach Nordosten u. a. trugen dazu bei, daß Rom rasch bereit war, Abgefallene zu unterwerfen und die Verbindung zwischen ihnen möglichst abzuschneiden. Nach und nach durchzogen sie das ganze Riesenreich, und wo sie am Meere endeten, setzten sie sich jenseits desselben fort. Auch die herrlichen Wasserleitungen dienten nur dem Nutzen der Hauptstadt allein.

Wie die römischen Straßen vorzugsweise oder beinahe allein kriegerische Zwecke hatten, so nahmen diese auch im Staate selbst überhand. Seitdem die Krieger über See gesandt wurden, entfremdeten sie sich dem Vaterlande; verarmt heimgekehrt, suchten sie neuen Dienst, dem sich die wenigeren Glücklichen entzogen, und so wurde aus dem Volksheere ein Söldner-, ein Proletarierheer, das sich vom Blut und Schweiß der unterworfenen Völker nährte und sich aus Pöbel und Sklaven ergänzte. Als Krieger waren seine Glieder auch römische Bürger, konnten mit stimmen und wählen und Grundstücke der von der Gegenpartei Geächteten und Gemordeten erhalten, die dann, weil sie von Bewirtschaftung nichts verstanden, den reichen Grundbesitzern in die Hände fielen.

Damit erhielt die römische Geschichte statt des politischen einen sozialen Charakter. Es gab zwar seit der Gleichstellung der Stände keinen Gegensatz mehr zwischen Patriziern und Plebejern, dafür aber einen sehr scharfen zwischen Reichen und Armen. Die begüterten Glieder beider früheren Stände bildeten die Nobilität, die sich auf den ihr angehörenden Senat stützte und dem Volke als Bedrückerin

gegenüberstand. Diese Nobilität wurde zu einer förmlichen Oligarchie*), die sich in den Besitz der einträglichen Aemter zu setzen und darin zu erhalten wußte und die Italiker, selbst die treuen, Rom gegenüber zurücksetzte und vom Bürgerrechte ausschloß, das nur in der Stadt ausgeübt werden konnte, ja schließlich auch hier die Volksversammlungen durch Aufnahme abhängiger Freigelassener und selbst durch Bestechung zu ihrem Werkzeug machte. Den armen Plebejern hatte der mehr als hundertjährige Ständekampf nichts genützt; auch die zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege eingeführte Aenderung der Einteilung in Centurien, wonach die nach den Wohnsitzen eingerichteten Tribus je zwei Centurien aus jeder der fünf Vermögensklassen erhielten, war ohne Nutzen für das Volk, das keine Kraft mehr besaß, sich der an Uebermut zunehmenden Nobilität apathisch fügte und sich durch deren Parteiführer vergewaltigen ließ. Freilich trat den Machthabern innerhalb der Nobilität eine volksfreundliche Partei entgegen, die man als die der Popularen von derjenigen der Optimaten unterschied. Ihnen kam die Feindschaft zu statten, die zwischen den Senatoren und den aus einer die Reiterei stellenden höheren Vermögensklasse zur Finanz-Aristokratie gewordenen römischen Rittern brannte. Die volksfreundlichen Reformen, welche die Führer der Popularen, die beiden edelherzigen Brüder Tiberius und Gajus Sempronius Gracchus von alter plebejischer Familie, aber Söhne der Patrizierin Cornelia, als Volkstribunen vorschlugen, bezweckten bei Tiberius Beschränkung des Grundbesitzes in Italien und Verteilung des Ueberschusses unter die Armen, sowie der pergamenischen Schätze des Attalos (s. oben S. 294) unter das Volk, und bei Gajus regelmäßige Getreidespenden, Beschränkung und Erleichterung des Kriegsdienstes, Erhöhung der Volksrechte und Erteilung des Bürgerrechtes an alle italischen Bundesgenossen. Aber die entmenschten Optimaten brachten beide Brüder (133 und 121) mit Hunderten und Tausenden ihrer Anhänger auf die schändlichste Weise um.

Diese Frevelthaten rächten sich furchtbar. An die Stelle der friedlichen Reformen trat die blutige Revolution und der verheerende Bürgerkrieg. Unter den Italikern erstand die bis in unsere Zeit vergeblich angestrebte Idee der Einheit Italiens unter einer der römischen nachgebildeten Verfassung (91). Rom mußte nach zähem Kriege nachgeben und ihnen das Bürgerrecht erteilen; erst nach diesem wurde der Aufstand überwunden; Italien aber war mit Blut und Trümmern überdeckt**). Als aber P. Sulpicius Rufus mit dem Zugeständnis Ernst machen wollte und die Gleichstellung der Italiker

*) Hertzberg a. a. O. S. 378 ff. — Peter, Karl, Geschichte Roms, 3. Aufl. Halle 1870. I. Bd., S. 527 ff.
**) Hertzberg a. a. O. S. 472 ff.

mit den Römern verlangte, brach der entsetzliche Kampf zwischen den blutgierigen Heeren des wild leidenschaftlichen Demokraten G. Marius und des kalt berechnenden, grausamen Oligarchen L. Cornelius Sulla aus, zwei gegen alle menschlichen Gefühle abgehärtete Kriegernaturen, die ihren Anhang gegenseitig ächteten und ausmordeten und die Verfassung nach ihrem Sinne änderten, wenn sie siegten. Dies aber gelang schließlich nur dem tüchtigen, aber rücksichtslosen Gn. Pompejus Magnus, dem Sieger über die unter Spartakus aufgestandenen Gladiatoren verschiedenster Nationen, über die Seeräuber und über Mithradates (s. oben S. 294). Aber die Verschwörung des Catilina und der Skandalprozeß des Clodius legten ein Meer von Fäulnis offen, dem gegenüber der politisch unfähige, wenn auch redliche und humane, doch höchst eitle Schöngeist Cicero nichts ausrichten konnte. Solchem Sumpfe gegenüber zu treten vermochte nur ein zugleich so genialer und so ehrgeiziger und skrupelloser Mann wie G. Julius Cäsar. Sein Triumvirat mit Pompejus und Crassus für das Volk und gegen den Senat war der erste Versuch, die unmöglich gewordene Republik in eine Monarchie zu verwandeln. Cäsar erreichte das Ziel nach Beseitigung des Pompejus und war Diktator auf Lebenszeit und Halbgott, verbesserte den Kalender und hielt stramme Ordnung, die nach den vorangegangenen Greueln eine Wohlthat war — bis ihn kopflose Verschwörer (44 v. Chr.) ermordeten, die wähnten, dem entarteten Rom Freiheit zu bringen, aber nur für die Oligarchie gearbeitet haben würden, wenn nicht, dem unvermeidlich gewordenen Laufe der Dinge zufolge, ein Erbe der Diktatur aufgetreten wäre. Dem Bürgerkriege gegen die Mörder, die nicht wußten was sie wollten, folgte der zwischen den beiden Prätendenten, G. Octavianus, Cäsars Schwesterenkel, und M. Antonius. Ebenso notwendig wie aus dem ersten Triumvirat die Null Crassus, mußte aus dem zweiten das Nichts Lepidus verschwinden — ebenso notwendig wie Pompejus dem Cäsar, so Antonius dem Octavianus unterliegen, als dem klareren Kopfe und energischeren Arme. Es wurde um geächtete Köpfe und geknechtete Provinzen gespielt, während eine zügellose Soldateska raubte, mordete und brannte und das Land verwüstete. Erst der Sieg des Octavian bei Aktion 31 v. Chr. brachte zum zweiten Male Ordnung und — Knechtschaft; die Freiheit war ja längst tot!

In dieser Periode begann die Glanzzeit der schon früher üblichen römischen Triumphzüge. Solche wurden vom Senate oder bei dessen Widerstreben vom Volke (auch umgekehrt) einem Feldherrn bewilligt, der große Siege erfochten hatte. Der Bewerber um diese Ehre hatte die Bewilligung außerhalb der Stadt abzuwarten; erfolgte sie, so gab es eines der prunkvollsten Schauspiele jener Zeit. Der Triumphator erschien als Jupiter, mit Lorbeerkranz zu Wagen; vorgeführt wurden ihm die Beutestücke und die besiegten Fürsten oder

Anführer, die dann hingerichtet wurden (!). Das den Zug begleitende Heer sang heitere, nicht selten den Gefeierten verspöttende Lieder. Die Feier schloß mit Dankopfern und Festgelagen*).

III. Das kaiserliche Rom.

1. Kaiser und Reich.

Die Römer waren ungeachtet ihrer tiefgreifenden Entartung und Entsittlichung doch noch im Prinzip so entschiedene Republikaner, daß das bloße Wort „Rex" (König) sie leidenschaftlich erregte und in der That die Dolche der Mörder Cäsars geschliffen hatte. Der Sieger Octavianus mußte daher, wollte er seine Alleinherrschaft befestigen, mit der äußersten Klugheit vorgehen. Er nahm deshalb keinen Titel an, sondern ließ sich nur von dem ihn bewundernden Senate ein wichtiges Amt nach dem andern übertragen, bis keines von Bedeutung mehr übrig blieb. Ja die servile Versammlung, nicht mehr von Königen, sondern von Höflingen, die auf tausend Mann angewachsen war, aber von ihm auf sechshundert herabgesetzt wurde, that noch mehr und reihte den Gewaltigen bei Lebzeiten unter die Götter ein, deren Oberpriester er überdies wurde. Sein ihm verliehener Titel „Augustus" (der Erhabene) blieb auch seinen Nachfolgern, ihm selbst aber wurde er Eigenname. Für die Volksversammlungen gab es nichts mehr zu thun, und der Senat wurde vom Monarchen nach Belieben gesäubert und ergänzt. Die Doppelherrschaft des Kaisers, in welchem Titel der Name Cäsar fortlebte, und des Senats (Dyarchie) war bloß ein Schein. Jener war ständiger Oberfeldherr (Imperator, was ebenfalls einer seiner Titel wurde) und bestimmte seinen Nachfolger, woran sich die Römer nach und nach gewöhnten.

Augustus führte eine Menge zweckmäßiger Reformen ein. Er teilte Rom in 14 und das übrige Italien in 11 Regionen; er ordnete eine Volkszählung und eine Vermessung der Grundstücke an, verschaffte den Beamten Gehalte, bewirkte Ordnung in der Verwaltung der Provinzen, richtete auf den Hauptstraßen Poststationen ein, wehrte der Ausbeutung und Bestechung, gewährte manchen Provinzen ein Maß von Selbstverwaltung durch Landtage. Es herrschte unter ihm Ruhe und Sicherheit im Reiche, für die ein stehendes Heer von 25 Legionen (300 000 Mann) sorgte. Der Wohlstand nahm zu, und die Bevölkerung erholte sich von den Schrecken der Bürgerkriege.

Unter des Augustus Nachfolgern trat dann freilich ein greller Rückschlag ein, der sich, nach einer Regierung vortrefflicher Menschen

*) Bender, Rom und römisches Leben S. 573 ff.

noch zwei- oder dreimal wiederholte. Das Kaisertum entartete rasch und wiederholt. Schon der zweite Kaiser, Tiberius, wurde wahnsinnig, Caligula und Nero waren Scheusale, zwischen ihnen Claudius ein Dummkopf, und sie alle kamen durch Mord um. Nach Neros Tode begann die Kaisergarde der Prätorianer, Cäsaren zu stürzen und zu ersetzen. Die guten Kaiser seit Vespasian, der edle Titus, der milde Trajan, der rastlos reisende Hadrian, der freigebige Antonin, der philosophische Mark Aurel, freilich durch den elenden Domitian unterbrochen, wirkten nur persönlich günstig, und nach des Letztgenannten Tode brach das Verderben als Soldatenanarchie herein. Höfische Kriecherei ging daneben her. Den Charakter und die Liebhabereien des Kaisers, ob gute oder schlechte, nachzuäffen wurde Mode. Die nach und nach aussterbenden alten römischen Familien wurden im Senate durch Emporkömmlinge aus allen Provinzen des weiten Reiches ersetzt. Freigelassene Sklaven und Abenteurer stiegen durch Bestechung zu Beamten, Rittern und Senatoren empor. Hofschauspieler und Hoftänzer, Sänger und Spaßmacher übten großen Einfluß aus; entartete Weiber beherrschten die schlechten und bethörten manche gute Kaiser. Großer Reichtum und bittere Armut nahmen zu und erdrückten den Mittelstand. Die Grundstücke der Reichen (Latifundien) glichen beinahe Provinzen. Das Reich war kein römisches, nicht einmal ein italisches mehr; Gallier, Spanier, Griechen, Asiaten, Afrikaner wurden römische Bürger, Senatoren und bisweilen sogar Kaiser; denn seit 212 n. Chr. waren alle freien Reichsangehörigen römische Bürger.

Nach dem Tode des Kaisers Pertinax (193) wurde es zur Regel, daß die Soldaten den ihnen mißbeliebigen Kaisern Gegenkaiser entgegenstellten und oft auch diese ermordeten, so daß das Weltreich in mehrere Teile zerfiel; es gab mehr Kriege zwischen diesen Nebenbuhlern als gegen äußere Feinde. Die Ungeheuer auf dem Throne überwogen die edeln Herrscher; die Kaiser aus barbarischen Ländern waren noch nicht die schlimmsten! Einige Male drohte das Reich ganz zu zerfallen; im Orient herrschte die griechisch gebildete Syrerin Zenobia unabhängig, bis Kaiser Aurelian sie zur Gefangenen machte. Es war umsonst, alles deutete auf den nahen Zerfall des Riesenreiches hin, dem wie jedem solchen ein natürlicher oder volklicher Zusammenhang fehlte. Im Osten wurde es ununterbrochen von den parthischen Arsakiden und seit 222 von den neupersischen (zoroastrischen) Sassaniden bedrängt. Kräftige Germanen drangen aus dem Norden in die Sitze der verweichlichten Römer ein, deren Reich, durch verschwenderische Bauten und Kriege gedrängt, von einer Münzverschlechterung zur andern sank und endlich (um 260) dem Staatsbankrott anheimfiel*). Auch die geistige Kultur ging zurück; Roheit und Zügellosig-

*) Soltau a. a. O. S. 514 ff.

keit nahmen zu. Diesen traurigen Zuständen suchte der 284 zum Kaiser erhobene Dalmatier Diokletian zu steuern, freilich durch eine Maßregel, deren Unwert sich bald herausstellte. Er teilte das Reich in vier große „Präfekturen", nämlich: Gallien mit Britannien, Italien mit Hispanien, Afrika und den Donauländern, Griechenland mit Illyrien und Asien mit Thrakien und Aegypten. Diese Reichsteile hatten an ihrer Spitze zwei Kaiser (Augusti) und zwei Mitregenten (Caesares) und zerfielen in 12 Diöcesen und 100 Provinzen (eine Einteilung, die später oft abgeändert wurde). Die treffliche Verwaltung, die der die Einheit des Reiches stramm wahrende Hauptkaiser dem Reiche gab, schützte dieses vor dem Verhängnis nicht, dem es zueilte. Ein eitles Titelwesen in Hof und Staat gab dem Reiche einen orientalischen Charakter. Das freie Walten der Persönlichkeit des Herrschers sank unter in einer trockenen, dem Volke entrückten absolutistischen Bureaukratie. Pomp und Pracht umgaben die geheiligte Majestät des Kaisers, dem man nur anbetend nahte. Zu Unmassen vermehrten sich die Beamten, durch die der Weg von unten nach oben führte. Die auf dem Volke ruhenden Lasten und Steuern überwältigten und erschöpften es. Alle persönliche Freiheit wurde durch polizeiliche Maßregeln geknebelt. Die Unterthanen in den Städten wurden zwangsweise in Korporationen gegliedert, die sich vom Vater auf den Sohn vererbten. Die kleinen Bauern fielen in Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern und wurden zum Teil nebst ihren Nachkommen als Kolonen an die Scholle gefesselt. Zugleich wurde das Diokletian antipathische Rom als Reichshauptstadt beseitigt und erhielt eine Sonderstellung; der Senat wurde fortan vollständig ignoriert*).

Auf der andern Seite suchte Diokletian, obschon er aus Vorliebe für den Orient meist in Nikomedia residierte, altrömische Einfachheit und Redlichkeit wieder herzustellen; er suchte das Münzwesen aus seinem Ruin, in dem edles Metall beinahe verschwunden war, zu erheben, was jedoch noch so wenig gelang, daß unter ihm die Steuern größtenteils in Naturprodukten bezahlt wurden.

Gelang es auch dem Kaiser, die „Barbaren" im Abend- und Morgenlande von den Reichsgrenzen abzuhalten, so ist doch im ganzen und großen sein redliches Streben fehlgeschlagen, und er ist als der Grenzpfahl zu betrachten, mit dem das Römertum endete und dessen orientalisierte Fortsetzung das Byzantinertum den Anfang nahm, als er sich (305) nach seiner Heimat Salona regierungsmüde zurückzog, wo er 313 starb, als bereits eine neue Welt begonnen hatte.

---

*) Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreichs. Berlin 1880, S. 631 ff.

2. Sitten und Religion.

Die Eroberungssucht der Römer, die beständigen Kriege, bürgerliche und ausländische, nebst ihrem Gefolge von Grausamkeiten und der Verlust der politischen Freiheit, der an der Menschenwürde irre machen mußte, all dies trug dazu bei, daß der Charakter dieses Volkes sich in der Zeit des Kaisertums noch weit mehr verschlimmerte als er in der vorhergehenden Periode der Anarchie und Diktatur gewesen war, und schließlich vollständig entartete. Das Zusammenströmen von Fremden, wie von Waren aus allen Teilen des weiten Reiches trug ebenfalls dazu bei, daß die ewige Stadt ein neues Babel, ein Sammelplatz von Gesindel aller Art, von Schwindlern, Gauklern, Kupplern und Verbrechern wurde. Nach der verhältnismäßig bessern Zeit unter Augustus (oben S. 301) nahmen Ordnung und Sicherheit wieder bedenklich ab; das Anwachsen der Bevölkerung auf $1^1/_2$ Millionen brachte ungesunde Zustände, Seuchen und große Armut mit sich, die bis zur massenhaften Obdachlosigkeit stieg. Zahlreiche Heere von Müßiggängern sammelten sich als neue Art von Klienten (oben S. 286) um die Reichen und leisteten ihnen um etwas Brot und alte Kleider alle möglichen Dienste. Umsonst wurden Maßregeln getroffen, um der zunehmenden Ehe- und Kinderlosigkeit zu steuern. Auch die Frauen vergaßen mehr und mehr ihre Würde; die sittenlosen und ehebrecherischen wurden, wenigstens unter den höheren Ständen, zur Regel, und diese Weiber gefielen sich in unmenschlicher Behandlung ihrer Sklaven und Sklavinnen. Die Prostitution in allen Formen grassierte auf furchtbare Weise. Allerdings gab es auch Ausnahmen von Fällen alter Römertugend.

Hand in Hand mit der Sittenlosigkeit ging der unglaublichste Luxus, der sich auf das gesamte Leben erstreckte. Ihn begünstigte die Anhäufung von Schätzen durch Kriegsbeute und Erpressungen. In den Triumphzügen wurden fabelhafte Mengen von Gold und Silber zur Schau getragen. Schon vor der Kaiserzeit prunkten ein Lucullus, Crassus und Cäsar durch ihren Aufwand, besonders in Gastmählern. Gesetze dagegen waren vergeblich und wurden unter den Kaisern aufgegeben. Nur in der Zeit der guten Kaiser zwischen Nero und Commodus, wurde der Aufwand geringer und die Moralität besser*), um nachher desto scheußlicheren Erscheinungen Platz zu machen, die durch Charaktere wie Elagabal und Caracalla berüchtigt waren und durch den edeln Alexander Severus nicht gehoben werden konnten.

In der Kleidung äußerte sich der Luxus durch Einführung der Seide, durch den Gebrauch buntfarbiger, purpurner, reich gestickter

*) Peter a. a. O. III. Bd., S. 580 ff.

und golddurchwirkter Gewänder, nicht nur bei Frauen, auch bei Männern, im Schmucke durch Edelsteine, Perlen, goldene und silberne Kränze, reich geschmückte Sandalen und Schuhe, Perücken, Salben, Schminken und andere Toilettenkünste, in der Wohnung durch fürstliche Ausstattung der prachtvollen Häuser und Villen mit marmornen Treppen, Wänden und Säulen, mit Statuen, Gemälden und andern Kunstwerken, mit den kostbarsten Möbeln und Gefäßen, auf die wir nicht näher eingehen können, und der Umgebung dieser Prachtsitze mit Gärten, Hallen, Fischteichen u. s. w., worin Neros (unvollendetes) „goldenes Haus“ den Gipfel erreichte, im Essen und Trinken durch die denkbar raffinierteste Schwelgerei, worin das Stärkste wohl Petronius im „Gastmahl des Trimalchio“ geschildert hat. Ungemeine Pracht wurde auch in den Thermen (Badeanstalten, vorwiegend mit warmem Wasser) entfaltet, in denen während der hier behandelten Zeit auch nachts von beiden Geschlechtern gemeinsam gebadet wurde. Nicht geringe Ueppigkeit und Frivolität zeichnete die Badeorte, besonders das berüchtigte Bajä aus.

Selbst im Tode wurde nicht mit Aufwand gespart. Die Feuerbestattungen hoher Personen verschlangen Massen von Wohlgerüchen, Geräten, Schmuck, Waffen u. s. w., die mit dem Leichnam verbrannt wurden; die glimmende Asche wurde mit Wein gelöscht und reiche Totenmähler schlossen das Fest. Auch die Grabstätten wurden mit Prachtbauten ausgestattet.

Hat indessen der Luxus an sich eine hohe Bedeutung durch die Aufschlüsse, die seine aufgefundenen Gegenstände über die Kultur der Zeit geliefert haben, so kann die Lust der Römer an Schauspielen, bei denen das Menschenleben nichts galt, nur mit Grauen erfüllen.

Die ursprünglich mit religiösen Festen verbundenen öffentlichen Spiele (oben S. 291) nahmen schon bald nach der Vertreibung der Könige nach und nach einen weltlichen Charakter an, indem ihr Zweck immer mehr der wurde, die sie veranstaltenden hohen Beamten beim Volke beliebt zu machen. Dieses wurde schon in der Zeit der Bürgerkriege so gleichgültig gegen seine Freiheit, daß es nur noch „Brot und Spiele“ (panem et circenses) verlangte. Die Spiele traten schließlich an die Stelle der Volksversammlungen und wurden zum beliebtesten Anlaß, die Volksmeinung zu äußern. Die Kosten dieser Vorstellungen trug der Staat mit Zuschüssen der Beamten, die große Vermögen verschlangen. Ihr höchster Glanz begann unter Pompejus und Cäsar und erreichte den Gipfel unter den Kaisern. Oft dauerten sie Wochen und Monate lang und zwar täglich von früh bis abends, und nahmen zusammen beinahe die Hälfte des Jahres ein. Die glänzendsten waren die in Zwischenräumen von hundert oder mehr Jahren bei Nacht gefeierten Säkularspiele.

Die älteste Art römischer Spiele bildeten die des Cirkus, einer prächtigern Nachahmung des olympischen Stadions und Hippodroms (oben S. 241). Der Circus maximus faßte 385 000 sitzende Zuschauer. Hier wurden besonders Wagenrennen abgehalten, und zwar durch Gesellschaften von Sportleuten, die sich durch Farben unterschieden und sich gegen einander maßen, wobei die Zuschauer Partei nahmen und wetteten. Dazu kamen noch Pferderennen und Athletenkämpfe.

Zwar kamen im Cirkus oft genug Unfälle durch Absturz vor; allein sie verschwanden gegenüber den Greueln des Amphitheaters, eines seit 50 v. Chr. aufgekommenen elliptischen Schauplatzes, dessen größtes Beispiel das von Kaiser Vespasian erbaute flavische Amphitheater (das heute in Ruinen noch vorhandene Kolosseum) war. Hier wurden die (übrigens schon 264 v. Chr. eingeführten) Gladiatoren- oder Fechterspiele durch dazu besonders eingeübte kriegsgefangene Sklaven aller den Römern bekannten Völker abgehalten, deren sich die jeweiligen Machthaber ganze Heere hielten, die oft in den Straßen blutig aufeinander stießen. Die Gladiatoren fochten zum Vergnügen des Publikums stets auf Leben und Tod, und zwar paar- bis scharenweise verschieden Bewaffnete gegen einander. Ganze Schlachten wurden „naturgetreu“ aufgeführt! Ferner sahen die Amphitheater die gräßlichen (186 v. Chr. in Rom eingeführten) Tierhetzen, in denen zum Tode Verurteilte oder sich berufsmäßig damit Befassende (bestiarii) gegen Scharen wilder Tiere oder solche zu tausenden gegen einander kämpften. Um sie zu bekommen, wurden die asiatischen und afrikanischen Provinzen nach Tieren (Löwen, Bären, Büffeln, Elefanten u. s. w.) durchsucht. Endlich wurde mitunter das Amphitheater unter Wasser gesetzt, damit Kämpfe gegen Nilpferde, Krokodile u. s. w., sowie Seeschlachten darin aufgeführt werden konnten.

Eine dritte Schaulust boten dem hohen und niedern Pöbel seit dem Verfalle des römischen Dramas die Pantomimen des Theaters dar, die zwar nicht blutig, aber bis an die äußersten Grenzen des Darstellbaren bodenlos gemein und schamlos waren.

Wie in Rom, so wurde es, was Unsitten und Schaulust betrifft, im ganzen römischen Weltreiche getrieben. Ueberall, wo Römer herrschten, ragten prachtvolle Thermen, Cirkusse und Amphitheater empor.

Mit der Wollust, die sich in den römischen Sitten dieser Zeit, und der Grausamkeit, die sich in den Schaustellungen des Amphitheaters kundgab, verbindet sich häufig als drittes Element die Frömmelei. Auch diese spielte seit der Zeit der Bürgerkriege eine große Rolle in Rom. Die lange schon hier eingebürgerten griechischen Götter genügten nicht mehr. Bereits erwähnt ist (oben S. 296) die Herbeiholung des Götzenbildes der „großen Mutter“ aus Galatien. Der Wüterich Sulla ließ ihr (88) die Kriegsgöttin aus Komana in Kappa-

dokien (in Rom Bellona) folgen, und aus Syrien kam die Göttin Atargatis (Dea Syria). Die Priester aller drei tanzten öffentlich in wahnsinnigem Taumel und verwundeten sich dabei, während das abergläubige Volk ihr Blut sammelte und trank. Der schmähliche Kaiserling Elagabal führte den berauschenden Kult des Sonnengottes von Heliopolis (Baalbek) in Rom ein. Aus Aegypten fanden die Kulte des von den dortigen Griechen erfundenen Gottes Serapis (Osiris als Apis, Sonnengott in Stiergestalt) und der Isis mit geheimnisvollen und unzüchtigen Gebräuchen Eingang. Die größte Verbreitung unter den eingeführten fremden Kulten fand aber seit der Zeit der Blüte des Reiches der Sassaniden, der des persischen Gottes Mithras (oben S. 177), dem die römischen Soldaten in allen Provinzen des Reiches Grotten mit seinem Bilde weihten und Mysterien mit pompösen Graden und Gebräuchen feierten. Zahlreiche Magier und Geisterbeschwörer bildeten zu diesem Treiben eine passende Ergänzung.

Aber auch dies alles genügte noch nicht! Zu den einheimischen, griechischen und orientalischen Göttern kamen noch die Kaiser, die schon bei Lebzeiten sich selbst als Divos und ihre Gattinnen als Divas und, wenn sie gescheiter waren, wenigstens ihre Vorgänger als Götter verehren ließen. Am weitesten trieb es Diokletian, der geradezu Anbetung verlangte!

3. Kunst und Wissenschaft.

Unter den Kaisern erreichte die Baulust in Rom ihren Gipfel, und es trat damit auch eine gewisse Blüte der Baukunst ein. Unter Augustus wirkte Vitruvius Pollio als architektonischer Schriftsteller. Am meisten hielten in diesem Fache die Römer auf praktische Zweckmäßigkeit und Solidität, wozu dann in zweiter Linie Nachahmung griechischen Geschmacks kam. Rom wurde in jener Zeit mit Palästen und Tempeln übersäet. Das Forum, ursprünglich Markt- und Gerichtsplatz, dann Schauplatz der die Republik bewegenden Ereignisse, wurde unter den Kaisern zu einem Prunkplatze, den Tempel, Basiliken (Gerichtshäuser) und Kurien (Staatsgebäude) umgaben. Anderwärts in der Riesenstadt erstanden durch des Augustus Freund Agrippa (25 v. Chr.) das Pantheon mit Statuen Jupiters und sechs anderer Götter (darunter Cäsar!), unter Hadrian der prachtvolle Doppeltempel der Venus und Roma, nach ihm sein kolossales Mausoleum (jetzt „Engelsburg"), weiter die Triumphbogen des Titus, Septimius Severus und Konstantin. An die Baukunst grenzen die marmornen Siegessäulen Trajans und Mark Aurels mit ihren Reliefskulpturen aus den Kriegen dieser Kaiser gegen Daker und Markomanen. An Bildsäulen bedeutender Männer zählte Rom mehrere tausend. So verdeckten die Römer ihren Mangel an Kunstsinn durch Werke griechischer Künstler.

Italiker eiferten ihnen in Wandmalereien und Stuckaturarbeiten nach. Zierliche, aber auch bizarre Beispiele der ersteren hat Pompeji in Menge aufzuweisen. Neben ihnen waren bei den Römern die Mosaikarbeiten äußerst beliebt, mit denen sie die Fußböden von Bädern, Tempeln und Häusern in mythologischen und historischen Darstellungen und solchen aus dem Volksleben schmückten. In allem aber, was Baukunst und Prachtbauten betrifft, wetteiferten die größeren Städte des Reiches, wie Arelate (Arles), Colonia Agrippina (Köln), Gades (Cadix), Nikäa, Nikomedia, Smyrna, Antiochia, Alexandria u. a. mit Rom. Die Sonnentempel von Palmyra und Heliopolis in Syrien überragten sogar die Tempel der Hauptstadt.

Die römische Dichtkunst feierte ihre Blütezeit unter Augustus, dessen Freunde, Cilnius Mäcenas, Vipsanius Agrippa, Asinius Pollio u. a. sie, allerdings mit großer Empfänglichkeit für Schmeichelei, eifrig beförderten. Vom Volke war diese Dichtkunst durchaus abgesondert, ausschließlich ein Feld für die vornehme Gesellschaft. Stand sie auch ganz auf den Schultern der Griechen, so hat sie doch in Form und Sprache großartige Schönheiten hervorgebracht, die den Mangel an echtem Gefühl künstlerisch überdecken mußten. Wir nennen nur die ausgezeichnetsten der damaligen Dichter. Der vielseitigste war P. Vergilius Maro aus Mantua (70—19), der auf seine Werke mehr Arbeit als Begeisterung verwendete. Den Theokrit (oben S. 274) ahmte er in seinen Idyllen oder Eklogen („Bukolika“), den Homer in seinem zwar schwächlichen, aber in Roms Litteratur alleinstehenden Epos „Aeneis“ nach, während sein Lehrgedicht über die Landwirtschaft („Georgika“) selbständigern Charakter besitzt. Als Lyriker, wenn auch mehr Künstler und Gelehrter als Dichter, steht hoch Q. Horatius Flaccus (55—8), Sohn eines Freigelassenen und epikureischer Philosoph. Seine „Epoden“ und Satiren geißeln mehr humoristisch als sarkastisch Thorheiten, Laster und einzelne Personen seiner Zeit; die geschraubten Oden werden von den „Episteln“ an Reife und dichterischem Wert übertroffen. Weit mehr wahre Dichter als diese zwei formgewandten Schriftsteller sind die drei römischen Elegiker, deren Gegenstand lediglich die Liebe, wenn auch nicht immer die reinlichste, ist: Albius Tibullus (54—19), Sextius Propertius (49—15) und der römische Heine, der genial-lüderliche P. Ovidius Naso aus Sulmo (43 v.—17 n. Chr.), der als Opfer von Hofintriguen seine letzten Tage fern vom geliebten Rom am Schwarzen Meer vertrauerte. Als wirklicher Dichter den ersten Rang unter Römern einnehmend, schrieb er die üppigen „Liebschaften“ (amores), das schlüpfrige Lehrgedicht „die Kunst zu lieben“, das über die „Heilmittel der Liebe“ und das über die Schönheitsmittel, dann die schwülstigen Heroiden (fingierte Liebesbriefe mythologischer Frauen), mehr als Gelehrter seine 15 Bücher „Metamorphosen“ (Verwandlungen mythischer Personen und Cäsars

in einen Stern) und die „Fasti", einen römischen Festkalender; in der Verbannung schloß er seine Thätigkeit mit den „Klageliedern" (Tristia) und den Pontos-Briefen.

Nach Ovid sank die römische Poesie rasch. Es folgten sich nach der Zeit des Augustus der Fabeldichter Phädrus, der Satiriker Persius, der trockene Epiker M. Annäus Lucanus („Pharsalia"), der boshafte Sittenschilderer Petronius Arbiter. Völlig entartet zeigt sich die römische Dichtung in den Epikern C. Silius Italicus und P. Papirius Statius am Ende des ersten Jahrhunderts. In das zweite leiten über der Epigrammatiker M. Valerius Martialis, ein Spanier, und der Satiriker D. Junius Juvenalis, die beide wetteiferten, die römische Sittenlosigkeit ihrer Zeit zu geißeln.

Die römische Prosa stieg nach Cicero rasch abwärts, vorzugsweise aus dem Grunde, weil unter den Kaisern nur Lobrednerei freie Bewegung hatte. C. Asinius Pollio ließ deshalb seine Geschichte der Bürgerkriege unvollendet liegen. Dagegen setzte der unkritische, wenn auch formgewandte und patriotische T. Livius aus Padua (49 v. bis 17 n. Chr.) seine römische Geschichte bis auf seine Zeit fort (leider fehlen von 142 Büchern das 11. bis 20. und alle nach dem 45.). Mehrere unbedeutende Historiker übergehen wir hier, um zu dem charaktervollsten Schriftsteller dieses Faches zu gelangen, zu P. Cornelius Tacitus (54—119), der den Mut hatte, über seine verdorbene Zeit in seinen Annalen und Historien die Wahrheit zu sagen und dem entarteten Rom in seinem klassischen Werke über Germanien einen beschämenden Spiegel vorzuhalten. Ihm eiferte mit weniger Talent, aber schätzbaren Angaben C. Suetonius Tranquillus (um 75—160) in den Biographien Cäsars und der elf ersten Kaiser nach.

Außer den Historikern thaten sich als Schriftsteller hervor: der aus Spanien stammende Lehrer und das Opfer Neros, L. Annäus Seneca (4 v.—65 n. Chr.) durch philosophische Werke stoischer Richtung und leider auch durch schauervolle und schauderhafte Tragödien, C. Plinius Secundus (23—79), der bei dem Untergange von Pompeji umkam, durch seine unkritische Naturgeschichte in 37 Büchern, sein gleichnamiger Neffe (62—113) durch seine gewandten Briefe, der Spanier M. Fabius Quintilianus (35—95) als Redner und der Nordafrikaner L. Apulejus (im 2. Jahrhundert) durch seine schöngeistigen Bücher, besonders den „goldenen Esel" mit dem reizenden Märchen von Amor und Psyche.

Auch die griechische Sprache wies unter den römischen Kaisern hervorragende Litteraten auf. Lucian aus Samosata, der antike Rabelais oder Fischart, schrieb im 2. Jahrhundert geistvolle und scharfe Satiren in erzählender und Gesprächsform auf Laster und Aberglauben, Flavius Philostratos (Anfang des 3. Jahrh., zugleich der erste Kunstkritiker) das romanhafte Leben des Wunderthäters Apollonios

von Tyana, eines Zeitgenossen Jesu. Der von den Alexandrinern eingeführte Roman wurde weiter bearbeitet (Heliodoros, Longus u. a.). Die römische Geschichte schrieben griechisch Dionysios aus Halikarnassos unter Augustus, Dion Cassius (150—nach 230) und Herodian (170—240), eine allgemeine Geschichte der Sicilier Diodoros (unter Augustus), hochgeschätzte Biographien von großen Griechen und Römern der auf verschiedenen Gebieten (dem ethischen, politischen, mythologischen u. a.) thätige Plutarchos aus Chäronea (50—120), die Geschichte der Juden deren römisch gesinnter Landsmann Josephos (37—nach 100); treffliche geographische Werke verfaßten Strabon aus Amasia (die bekannte Erde umfassend) und Pausanias (über Griechenland). Der Astronomie wies ihre Wege bis zum Ende des Mittelalters der Aegypter Claudius Ptolemäos im 2. Jahrhundert, der Heilkunde für ebenso lange Claudius Galenos aus Pergamon (131—um 200).

Es war sehr natürlich, daß in der Sprache von Hellas besonders auch die Philosophie gepflegt wurde. Den Spuren Senecas folgte als Stoiker u. a. der Phryger Epiktetos (Ende des 1. Jahrhunderts), dessen Reden der Geschichtschreiber Alexanders, Arrianos, aufschrieb; sie sind ein Muster edler Auffassung der Tugendlehre. Ihn verehrte kein Geringerer, als der Kaiser Mark Aurel (geb. 121, reg. 161, † 180), der in seinem Geiste seine Selbstbetrachtungen (griech. eis heautón, an sich selbst) der Nachwelt hinterließ. Die beiden Weisen, der arme und der hochstehende, lebten schon nicht mehr im Römertum: ihr Standpunkt wäre beinahe christlich zu nennen; er beruhte bereits auf Mißachtung des Leiblichen. Auch des Kaisers Bemühungen, die hohe Schule von Athen zu heben, kamen zu spät! Schulen und Bibliotheken (deren im litterarisch öden 3. Jahrhundert Rom 29 öffentliche zählte) waren nur noch zum Prunke da; das geistige Leben war erstorben. Man brüstete sich unnützerweise mit Raritäten aus den Gebieten der Natur und Kunst, die man ohne Verstand sammelte; ja die Tempel bewahrten Reliquien aus der Mythologie und Sage, z. B. das Ei der Leda, Haar der Isis, den Ring des Polykrates u. s. w. Der Buchhandel, der in der letzten Zeit der Republik als Geschäft zu blühen begonnen hatte, war wohl reich an Abschriften klassischer Werke, teilweise fehlerhaften, die wohl gekauft, denen aber nicht mehr nachgeeifert wurde. Die Lehrer kämpften mit Hunger wie heute in Spanien; denn man zog es vor, Schauspieler, Musikanten, Wagenlenker und Gladiatoren zu bereichern wie dort die Stierkämpfer! Groß war übrigens die Weisheit der Lehrer nicht; von Geschichte und Naturkunde war keine Rede; sie lehrten die Grammatik, die Kunst, Dichter zu lesen, Reden zu halten, elegant zu schreiben, Musik u. s. w. Kurz, seit der Mitte des 2. Jahrhunderts waren die Wissenschaften im Verfalle begriffen. Das scharenweise Eindringen von „Barbaren“ in

Heer und Aemter verderbte auch die Sprache, die Bauernmundart, aus der die neueren „romanischen“ Sprachen stammen, drängte die Latinität und das Griechische zurück, und am Ende des 3. Jahrhunderts konnte man sagen: das Römertum ist gewesen!

Fünfter Abschnitt.

Die Anfänge des Christentums.

I. Die Keime der Kirche.

1. Die Voraussetzungen.

Nachdem das römische Reich die Heimatländer der verschiedenen religiösen und philosophischen Systeme unter seinem allgewaltigen Scepter vereinigt hatte, waren diese nicht mehr abgesondert wie früher; der rege Verkehr, den der Handel und die Kriege des Riesenreiches in allen seinen Teilen entwickelten, bewirkte, daß jene Systeme sich täglich berührten und mit ihren Gegensätzen aufeinander stießen. Dies hatte zur Folge einerseits eine Gleichgiltigkeit gegen religiöse Ansichten, die um so gefährlicher war, als nichts für Volksbildung geschah, da ja die Wissenschaften nur für die höheren Stände da waren, das Volk also keinen Ersatz für seinen alten Glauben fand, anderseits aber auch die Nährung des schon von den griechischen Philosophen, besonders den Stoikern, zuletzt von Seneca, Epiktet und Mark Aurel (s. oben S. 309 f.), gepflanzten Gefühls, daß alle Menschen Brüder seien und die Menschheit ein großes Ganzes bilde. So schön und erhebend dieses Gefühl war, so unfruchtbar mußte es bleiben, solange kein geistiges Band neben dem politischen die Völker des römischen Reiches verknüpfte. Dieses fehlende geistige Band konnte aber nur ein religiöses sein, weil die weniger gebildeten Stände kein anderes fassen konnten. Es lag so zu sagen das Bedürfnis in der Luft, daß eine neue Religion den Unsinn der zum Ueberdruß vervielfältigten Götterwelt und der tollen Kaiseranbetung mit gewaltiger Hand beiseite kehrte. Diese neue Religion mußte also notwendig eine monotheistische sein; es konnte sich dabei aber nicht um den Eingottglauben der griechischen und römischen Philosophen handeln; denn diesen verstanden die Völker nicht, weil er für die Armen und Bedrängten keinen Trost hatte, ihnen keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft bot. Ihnen war mit dem traumhaften, unthätigen Gotte der Philosophen nicht geholfen; es mußte einer sein,

der wie die Menschen fühlen und handeln konnte. Und dieser war da, wenn auch nur in einem fernen, abgelegenen Winkel des Weltreiches: bei den Juden war er zu finden. Freilich waren diese bereits im ganzen römischen Reiche zerstreut; aber ihre Diaspora (Zerstreuung) war äußerst locker, und ihre eigentümlichen Gebräuche machten sie bei den Heiden nichts weniger als beliebt, ja sie schlossen sich von diesen selbst in besonderen Stadtteilen ab. Dies war jedoch nicht überall der Fall; es kam vielmehr zu mancherlei Berührungen mit den Heiden, sogar Uebertritte zum Judentum kamen vor. Von diesem konnte aber eine religiöse Einigung nicht ausgehen; dazu war sein Gesetz zu streng, sein Glaube zu nüchtern, sein Zusammenhang zu lose. Das erlösende Wort mußte anders lauten. Es konnte, ja mußte indessen daran anknüpfen, daß unter den Juden selbst die Hoffnung auf eine bessere Zukunft lebendig war, nämlich die seit dem Propheten Ezechiel waltende Erwartung eines Messias, der, aus Davids Stamm entsprossen, das israelitische Reich einst wiederherstellen sollte.

Dieser Hoffnung war aber höchst ungünstig die ebenfalls in frühere, nur nicht in so alte Zeit zurückreichende Parteiung unter den Juden. Sie teilten sich nämlich in die Pharisäer (früher Asidäer), die strengstens am Gesetze hielten und denen die Vaterlandsliebe gleichgiltig, der Verkehr mit Ungläubigen aber ein Greuel war, und in die Saddukäer, die einem freiern Geiste huldigten, mehr patriotisch als orthodox und sich gegen griechische Bildung, wie gegen ein freundliches Verhältnis zu den Römern nicht unempfänglich zeigten. Es waren im Grunde die mit dem Glauben der Väter versöhnten Nachkommen der Hellenisten (s. oben S. 276)*). Die Makkabäer, die jenen ab- und diesen zugeneigt waren, bildeten die Scheidewand zwischen den Parteien. Abseits von diesen stand eine wenig zahlreiche Gruppe, die ein abgesondertes, puritanisch-kommunistisches Leben führte, die Gesellschaft der Essener.

Nach langen blutigen Kämpfen zwischen den Makkabäern und den Anhängern der Pharisäer erlangten letztere unter den späteren Fürsten jenes Hauses die Oberhand, und die Saddukäer traten in den Hintergrund. Nachdem dann (63 v. Chr.) Pompejus die Juden unter Rom gebeugt hatte, wurde durch die Gunst der späteren römischen Machthaber der Idumäer Herodes, der die Makkabäerin Mariamme geehelicht, als König an die Stelle der Makkabäer gesetzt (37 v. Chr.), ein tüchtiger Regent, aber blutiger Wüterich, dem sein Schwager, seine Gattin und drei Söhne zum Opfer fielen. Er suchte gewandt zwischen Helleno-Romanismus und Judentum durchzuschiffen; aber da er so weit ging, Jerusalem und andere Städte durch Theater, Rennbahnen und Amphitheater zu verschönern, sogar Tierhetzen einführte und in den

*) Holtzmann (Fortsetzung von Stade), Bd. II, S. 394 ff.

von ihm prachtvoll vergrößerten Städten Cäsarea und Sebaste (früher Samaria) Bildsäulen Cäsars und der Roma, ja sogar einen Tempel Cäsars errichtete, erbitterte er die Juden so sehr, daß er, um sie zu beschwichtigen, den Tempel in Jerusalem größer und schöner umbauen ließ, was ihm aber wenig half, da die Juden in gewissen Zieraten ihnen verhaßte Bilder sahen*).

Nach seinem Tode (3 v. Chr.) herrschten die Römer auf politischem und die Pharisäer auf religiösem Gebiete unbedingt; des Herodes Söhne und Enkel, die „Tetrarchen" (Vierfürsten), waren nur Puppen unter dem Gebote römischer Statthalter, unter denen Pontius Pilatus (26—36 n. Chr.) der bekannteste ist. Das hinderte die Scheinfürsten aber nicht an sittenlosem Treiben. Das ehebrecherische Paar Herodes Antipas und Herodias ließ den in der Wüste predigenden prophetischen Täufer und Asketen Johannes, der ihm die Wahrheit sagte, hinrichten.

Johannes aber war nur der Vorläufer eines Größeren. Bevor wir zu diesem gelangen, müssen wir eines griechisch gebildeten jüdischen Schriftstellers gedenken, dessen Lehren mit denjenigen des Christentums die merkwürdigsten Berührungen darbieten. Philon aus Alexandria in Aegypten (geb. um 20 vor, † um 54 n. Chr.), den wir meinen, verehrte gleichmäßig die sog. mosaischen Schriften und die der griechischen Klassiker, die er in eine freilich unhistorische Verbindung brachte. Die Genesis legte er allegorisch aus; alle ihre Angaben hatten für ihn eine ethische Bedeutung. Er schloß sich vielfach an Platons Ideenlehre (s. oben S. 259) an. Seine Grundidee aber ist der Logos (das „Wort" des Evangeliums nach Johannes), d. h. die Idee, nach welcher Gott die Welt geschaffen; der Logos wird auch Gottes Sohn, Gott selbst und dessen Weisheit seine Mutter genannt. Im übrigen verirrte sich Philon in bodenlose kabbalistische und symbolische Spielereien.

Von diesen hellenisierenden Bestrebungen hielten sich zwar die das geistige Judentum und sein Synedrion (den hohen geistlichen Rat) beherrschenden Pharisäer fern; aber doch trat unter ihnen, seitdem die Saddukäer ihre Bedeutung verloren, zur Zeit des Herodes, eine milde und friedliche Richtung unter dem die Sittlichkeit betonenden Rabbi Hillel der streng am Getze haltenden des Rabbi Schammai gegenüber. Der Richtung Hillels entspricht jene, aus der das Christentum hervorging.

2. Die Stiftung.

Während und nach der Regierung des Herodes traten unter den Juden mehrere Propheten und Sittenlehrer auf, die eine neue und bessere Zeit verkündeten. Unter ihnen hat außer Johannes dem Täufer

*) Holtzmann a. a. O. S. 490 ff.

nur einer seinen Namen der Nachwelt überliefert, ja noch mehr, dem Glauben des am höchsten civilisierten Teiles der Menschheit seinen Namen und seine Lehre, wenn auch nicht ohne viele und arge Entstellungen, hinterlassen. Jesus aus Nazareth, Sohn des Josef und der Maria*), ohne Frage der in ethischer Beziehung am höchsten entwickelte Charakter, und man darf auch ohne religiöse Befangenheit sagen, der Mittelpunkt der Weltgeschichte, ein mit hoher Heilkraft begabter Wundermann, ist nach dem ersten Evangelium in der letzten Zeit des Herodes (s. oben S. 312) geboren, trat um das Jahr 30 unserer Zeitrechnung in Galiläa als Volkslehrer auf und wurde um 33 von der vereinigten römischen Gewaltherrschaft und jüdischen Beschränktheit als angeblicher Aufrührer in Jerusalem dem Kreuzestode überliefert. Das Nähere über seine Geschichte ist allgemein bekannt und hier nicht der passende Ort zu einer Wiederholung des tausendfach Gesagten, am allerwenigsten aber zum Eingehen auf theologische Streitpunkte.

Die erhabene Lehre Jesu und die Erzählungen von seiner Auferstehung sammelten bald eine kleine Gemeinde um seine Jünger, deren Führer, Petrus, Johannes und Jakobus (ein Bruder Jesu), nichts weniger als eine Trennung vom Judentum beabsichtigten**). Aber ihre besonderen Versammlungen und Gebräuche, besonders Abendmahl und Taufe, führten zum Einschreiten des Synedriums und zur Steinigung des ersten Martyrers, Stephanus. Die Jünger flohen: aber einer ihrer Verfolger, Saul aus Tarsos, bekehrte sich auf wunderbare Weise und wurde zu dem großen Apostel Paulus. Mit ihm fand eine neue Richtung in die junge Gemeinde Eingang, die zuerst in Antiochia um das Jahr 43 Geltung erhielt, wo auch der Name „Christen“ aufkam. Es sollten von nun an nicht nur Juden, sondern auch Heiden in die Gemeinschaft aufgenommen werden. Ein langwieriger Streit zwischen den Parteien der Juden- und der Heidenchristen spaltete die Anhänger Jesu. Petrus schien sich dem überlegenen Geiste des Paulus fügen zu wollen, zog sich aber mit allen als Juden geborenen Christen wieder von den als Heiden Aufgenommenen zurück, und die Petriner folgten dem Paulus auf seinen Missionsreisen durch Syrien, Kleinasien und Griechenland und beriefen sich auf ihr Zusammenleben mit Jesus, den Paulus nicht gekannt hatte. In seinen prachtvollen Briefen trat dieser kräftig für seinen Standpunkt ein. Eine Versöhnung mit Petrus und Johannes ist nicht nachgewiesen; aber die Richtung des Paulus siegte überall, wo er wirkte, allerdings mit Hilfe von Zugeständnissen an das Judentum, ausgenommen in Jerusalem, wo er in Lebensgefahr geriet und eingekerkert wurde. Der

---

*) Matth. 1, 16; Lukas 3, 23. — Holtzmann a. a. O. S. 561.
**) Holtzmann a. a. O. S. 615 ff.

römische Statthalter sandte ihn als Gefangenen nach Rom, wo er (64) unter Nero als Blutzeuge starb. Nicht besser war es dem Führer der Judenchristen, Jakobus, dem Bruder Jesu, ergangen, der (62) in Jerusalem gesteinigt wurde. Seine Anhänger, Ebioniten genannt, bestanden noch über hundert Jahre als jüdische Sekte (mit Beschneidung vor der Taufe).

Das Judentum hatte keinen Gewinn von der Ausstoßung des Christentums. Der Juden blutiger Aufstand gegen Rom endete mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70.

In dieser erschütternden Katastrophe erblickte die Christengemeinde „das Strafgericht Gottes über die christusmörderische Stadt" *). Eine jüdische Prophezeiung, die den (nicht errungenen) Sieg über die Heidenwelt feierte, wurde in Kleinasien (um 95) christlich umgearbeitet und erhielt die Bezeichnung der Offenbarung (Apokalypse) des Johannes. Aber noch waren die Juden nicht völlig niedergeworfen. Erst der Aufruhr des Bar Kochba hatte (135) dieses tragische Ende. Jerusalem hieß nun als römische Feste Aelia Capitolina.

Das Christentum dagegen breitete sich, gegründet auf die Thätigkeit des Paulus, rasch aus; es wandte sich an die Armen und Elenden, und gerade sein mystischer Charakter, der die Gläubigen „in Zungen reden" und „weissagen" ließ, verschaffte ihm den Beitritt aller, die sich unglücklich und bedrückt fühlten und, wenn nicht in diesem, doch in jenem Leben auf ein besseres Los hofften. In Gütergemeinschaft und Askese, noch ohne Priesterstand lebend, erwarteten sie in Liebe die Wiederkunft Christi. —

II. Die verfolgte und kämpfende Kirche.

1. Die Martyrer.

Der Gegensatz zwischen Christen und Heiden verschärfte sich, nicht zum mindesten durch das Fernbleiben der Christen vom sittenlosen heidnischen Theater, vom streitvollen Cirkus und vom blutgetränkten Amphitheater. Noch mehr aber fürchteten die Heiden die Erfolge der Christen, in denen sie mit Recht die Vorboten des Unterganges ihres Reiches erblickten; sie verschrieen sie daher als Atheisten d. h. Götterleugner, und dichteten ihnen alle möglichen Verbrechen an. Den Gebildeten war ihre scheinbare Gleichgiltigkeit gegen Künste und Wissenschaften verächtlich. Es erschienen die heftige Streitschrift des Celsus (zwischen 150 und 200), die bissigen Satiren Lucians u. a. Dem Staat aber, dem römischen Reiche, waren die Christen Verschwörer und Aufrührer. Nero benutzte den Haß gegen sie, ihnen den von

*) Holtzmann a. a. O. S. 657 ff.

ihm selbst verursachten Brand Roms zur Last zu legen und ließ ihre Führer grausam zu Tode martern. Später waren es gerade die besseren Kaiser, wie Trajan und Mark Aurel, die sie verfolgten, während die schlechten Herrscher sie in Ruhe ließen. Nur Alexander Severus ehrte den Weisen von Nazareth. Nach einer längeren Ruhe fand unter Decius (250) die erste größere Christenverfolgung statt; es wurde gegen alle gewütet, die die römischen Götter nicht anbeteten. Noch grimmiger verfuhr, obschon (oder weil?) die Christen bereits im Staat und am Hofe von Einfluß waren, Diokletian (s. oben S. 303), der (seit 303) die Kirchen niederreißen und die Evangelien verbrennen ließ. Unzählige Christen starben durch Schwert, Feuer, Strang und wilde Tiere einen Heldentod, während (besonders in Afrika) viele sich feige vor Götter- und Kaiserbildern niederwarfen und ihnen opferten. Einige Jahre nach Diokletians Rücktritt hörte endlich die Verfolgung auf. Sein früherer Gehilfe, jetzt Kaiser, Galerius und dessen Kollege Konstantin erließen 311 das Toleranzedikt, das den Christen, sofern sie Ergebenheit gegen das Reich bewiesen, Glaubensfreiheit gewährte, das in den zwei folgenden Jahren noch erweitert wurde, indem jetzt auch der Uebertritt zu ihnen Gestattung fand und sie die geraubten Kirchengüter zurückerhielten. Licinius, der dabei mitgewirkt, suchte diese Edikte wieder rückgängig zu machen, aber umsonst; er fiel im letzten der blutigen Bürgerkriege jener wilden Zeit, und Konstantin war Alleinherrscher. Dieser handelte den Christen gegenüber aus reiner Staatsklugheit. Ein herzloser Blutmensch wie er, der seinen ältesten Sohn Crispus und seine zweite Gattin Fausta morden ließ, konnte sich nicht aus Ueberzeugung zum Christentum hingezogen fühlen, wohl aber finden, daß die äußerst zahlreich gewordenen Christen ihm ein Heer ergebener Unterthanen bieten würden. Er krönte die Rolle, die er spielte, durch seine Taufe auf dem Sterbebette (337), und seine Söhne kehrten den Stiel um, indem sie nun die Heiden verfolgten. Der Kreuzglaube war jetzt Staatsreligion, wenn auch nicht ohne eine jähe Unterbrechung. Der Neffe Konstantins und Nachfolger seiner Söhne, Julian (geb. 331, reg. 360, † 363), zugleich als Grieche und Christ erzogen, verehrte jene und verachtete diese Richtung. Nicht ohne theatralische Neigung den Philosophen spielend, unterdrückte er als Kaiser die neue Staatskirche, ohne die Christen zu verfolgen, und führte ein selbsterfundenes Heidentum, eine Art Sonnenkult ein, der jedoch mit seinem Tode im Perserkriege rasch verschwand und der konstantinischen Ordnung wieder Platz machte.

2. Die Sekten.

Das Zusammentreffen der heidnischen Religionen mit dem Juden- und Christentum mußte in den religiös empfänglichen Gemütern, für

die noch kein Grund vorhanden war, eine bestimmte Glaubensansicht als unfehlbar richtig zu betrachten, notwendig eine zahllose Menge verschiedener Auffassungen hervorrufen, die häufig genug aus Ideen der drei Hauptrichtungen, des Heiden-, Juden- und Christentums bunt und ohne Kritik zusammengesetzt waren.

Das Christentum war noch kein Jahrhundert alt, als in seinem Schoße bereits jene Art vermengter Anschauungen auftauchte. Die unter dem Namen der Gnosis bekannte, von dem Judenchristen Kerinthos in Ephesos am Ende des ersten Jahrhunderts gestiftete Sekte lehnte sich an die platonische Philosophie und trennte scharf Geist und Materie als Sitze des Guten und Bösen, sowie den höchsten Gott (der als Christus Mensch wurde) und den Weltschöpfer (Demiurgos). Abarten der Gnostiker waren die Ophiten, die in der Schlange des Sündenfalls das höchste Wissen erblickten, und die Doketen, für die der Leib Jesu bloß eine Vorstellung gewesen. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts schwärmten die Montanisten für die Wiederkunft Jesu und das himmlische Jerusalem und glaubten sich vom heiligen Geiste (Paraklet) zu Ekstase und Prophetie begeistert. Die Monarchianer verschmolzen den Vater und den Sohn zu einem einzigen Wesen.

Noch eigentümlicher als die sich durch die Entstehungsgeschichte des Christentums von selbst darbietende Verknüpfung desselben mit Juden- und Griechentum erschien diejenige mit der zoroastrischen Lehre im Manichäismus (s. oben S. 185), der sich über fast das ganze römische Reich verbreitete, aber im Westen mehr und mehr von seinem orientalischen Charakter verlor und in Italien schon Mitte des fünften Jahrhunderts durch Kaiser und Papst unterdrückt wurde. Mit den Manichäern und Gnostikern verwandt waren die Priscillianisten, eine zugleich asketische und schwärmerische Schule, deren Stifter, der Spanier Priscillian, von den Orthodoxen nach Trier geschleppt und dort, ungeachtet des Protestes der edeln Kirchenfürsten Ambrosius von Mailand und Martin von Tours, 385 mit sechs Anhängern hingerichtet wurde — der erste Ketzermord der christlichen Religion!

So früh schon machte sich der Fanatismus in der jungen Kirche geltend! Er trieb aber noch mehr merkwürdige Früchte, so namentlich die Schrift des Laktantius, in der er (313) gegen die Urheber der kaum beendeten Verfolgung in glühender Sprache den Tod verlangte, und dann eine Sekte, die orthodoxer sein wollte, als alle übrigen Christen. Das waren die Donatisten in Nordafrika — wild schwärmerische Leute, die sich von den von ihnen verachteten, weil nicht so fanatischen Christen trennten, und als Kaiser Konstantin sich gegen sie erklärte, in ihren heftigsten Elementen, den sog. „Cirkumcellionen“, mit Feuer und Schwert wüteten, bis der Herrscher nachgab und ihnen

Freiheit gewährte, was sie später auch von Julian mit gleichen Greueln erzwangen.

Keine von der herrschenden Kirche als ketzerisch gebrandmarkte Richtung hat aber solches Aufsehen erregt, so lange gedauert und so weit Geltung erlangt, wie die Partei der Arianer, benannt nach dem Presbyter Arius zu Alexandria in Aegypten, der Christus nicht als gleichen, sondern nur als ähnlichen Wesens mit Gott betrachtete. Der dortige Diakon und spätere Bischof Athanasius, sein Hauptgegner, behauptete das gleiche Wesen von Vater und Sohn, und die ganze christliche Welt teilte sich in zwei einander leidenschaftlich bekämpfende Parteien. Kaiser Konstantin, obschon noch Heide, griff in den Streit ein und versammelte 325 das Konzil von Nikäa, wo die Mehrheit von 300 Bischöfen sich auf den Wunsch des Kaisers für Athanasius aussprach und den Arius verdammte — damit war die Dreieinigkeit dekretiert! Konstantin aber wechselte seine bisherige Ansicht; ein Konzil in Tyros entsetzte und verbannte den Athanasius und begnadigte den Arius, und der Kaiser berief ihn nach Konstantinopel, wo er aber 336 auf rätselhafte Art plötzlich starb. Konstantins Söhne standen auf verschiedenen Seiten, und der Kampf dauerte fort. Ja, die Arianer herrschten zeitweise in mächtigen Reichen, wie wir noch in diesem und dem nächsten Buche sehen werden, bis sie überall unterdrückt und ihre Schriften vernichtet wurden.

Soweit die griechische Philosophie auf christliche Richtungen eingewirkt hatte, gehörte sie der letzten Aeußerung des antiken Geistes, der neuplatonischen Schule an. Sie war ein Versuch, die vom Christentum bedrohte griechische Kultur durch wieder zu erweckende heidnische Gläubigkeit zu retten. Der vom Christentum abgefallene Aegypter Ammonios Sakkas war ihr Stifter, ihr bedeutendstes Haupt aber sein Landsmann Plotinos (205—270), der in Rom großen Einfluß auf Hof und Stadt ausübte. Sein System bestand im Streben nach Vereinigung mit der Gottheit, die er unendlich und gestaltlos nannte und durch eine Stufenreihe von Zuständen mit der Seelenwelt oder Weltseele verband, während er die Körperwelt als bloßen Schein und böse, aber auch als notwendig betrachtete. Die Seelen hielt er für ewig, vor und nach dem Körper bestehend, auch in Erde, Pflanzen und Tieren waltend, zwischen denen je nach Verdienst eine Seelenwanderung stattfinde. Er litt an Ekstasen, glaubte an die Magie und alles Mystische, behandelte aber die Mythologie durchaus willkürlich. Sein Schüler Porphyrios aus Tyros († um 300) trat in maßvoller Weise, nicht verdammend, gegen das Christentum auf. Dessen Schüler Jamblichos aus Chalkis in Syrien († 330) verlor sich noch mehr in das mystische Wesen; ihm hing Kaiser Julian an. Zu dieser Schule gehörte auch eine edle, geistvolle Jungfrau, Hypatia, die in Alexandria lehrte, aber 415, auf Anstiftung des

fanatischen Bischofs Kyrillos von einem „christlichen“ Pöbelhaufen in einer Kirche(!) gräßlich ermordet wurde. Der christliche Bischof Synesios von Kyrene, ihr Schüler, aber schon vor ihr gestorben, verehrte sie hoch.

Die letzten Neuplatoniker, Proklos aus Lykien (410—485), der in Athen lehrte, und Damaskios aus Damask (um 529), der die Schließung der Schule in Athen unter Justinian erleben und bei den Persern Zuflucht suchen mußte, waren bereits so sehr in Mystik, Ekstase und Magie versunken, daß ihre Richtung nur noch der Taufe bedurfte, um in der mittelalterlichen Scholastik aufzugehen. Die antike Kultur hatte sich vollständig ausgelebt.

3. Die allgemeine Kirche.

Den Sekten gegenüber bildete sich die höhere Einheit der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche aus und stärkte sich nach und nach durch Ausstoßen der dem Christentum fremden Elemente, doch nicht, ohne von den Sekten manches anzunehmen, was der Lehre Jesu fremd gewesen war. Was dessen nicht würdig schien, wurde unter dem Namen der Häresien (hairesis, d. h. Lehrart) zusammengefaßt und als ketzerisch erklärt — nicht ohne Willkürlichkeit und oft nur durch zufällige Mehrheit der Konzilien, deren Mitglieder die Bischöfe (Episkopoi) wurden, ursprünglich Aufseher der Gemeinden, jetzt die Obersten der Priester (Presbyteroi, d. h. Aelteste der Gemeinden), unter welchen wieder die Helfer (Diakonoi) standen. Zusammen bildeten diese Rangstufen ein System, das Kleros (eigentlich Los, Erbgut) hieß. Eine heftige Polemik wurde zwischen Orthodoxen und Häretikern geführt, dabei aber beiderseits wenig Rücksicht auf eine anständige Sprache genommen.

Die beste Seite der christlichen Gemeinschaft war und ist noch die Nächsten- oder eigentlich Menschenliebe (caritas), die von den ersten Gemeinden her sich durch alle Zeiten fortpflanzte, indem die Begüterten (früher sämtlich, später nur noch teilweise) die Armen, namentlich die Angehörigen der Martyrer, reichlich unterstützten, was trefflich organisiert wurde, aber später zu Mißbräuchen führte. Dem Christentum war es freilich nicht möglich, die Sklaverei aufzuheben, wozu es die Macht nicht hatte; aber gemildert hat es sie sehr in seiner bessern Zeit.

Im römischen Reiche war schon in vorchristlicher Zeit die Feuerbestattung in Abnahme gekommen und statt ihrer die Beerdigung in Sarkophagen immer mehr üblich geworden. Schon dies, vorzugsweise aber das Beispiel der Juden, aus denen das Christentum hervorgegangen, muß die Christen bewogen haben, ihre Toten ausschließlich der Erde zu übergeben. Dies geschah in besonderen Friedhöfen, Köme-

terien, d. h. Orten des Schlafes. In und bei Rom legten sie zu diesem Zwecke, unter dem Schutze der Gesetze, und zur Zeit der Verfolgungen in der Eigenschaft von Armenkorporationen, an den Stätten der Reste ihrer Märtyrer jene unterirdischen Grabstätten an, die unter dem Namen der Katakomben bekannt sind. Dort hielten sie auch ihre Versammlungen, und als diese verboten wurden, brachten sie geheime Eingänge an und erweiterten die Galerien zu förmlichen Labyrinthen, und so noch an vielen anderen Orten des Reiches. Nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, wurden die Katakomben nach und nach aufgegeben und später sogar — vergessen, bis sie in neueren Zeiten wieder entdeckt wurden*).

Die Katakomben Roms sind die reichsten Fundorte der altchristlichen Kunst. Natürlich konnte in diesen Gängen mit Nischen für die Sarkophage die Architektur weniger zur Geltung kommen als die Plastik, und diese wieder weniger als die Malerei. In Fresco wurden an Decken und Wänden symbolische Darstellungen christlicher Ideen in Gestalt von Menschen, Tieren, Pflanzen und Verzierungen und in wunderbar feiner Ausführung angebracht, aber auch rührende Scenen aus der Bibel, der Leidensgeschichte u. s. w. Künstlerisch genommen sind sie allerdings Nachahmungen antiker Kunst.

Nachdem der christliche Glaube frei geworden, durfte er seine gottesdienstlichen Orte aus der Erde ins Freie verlegen, zuerst in die Kapellen über den Katakomben, dann in die Basiliken, denen die römischen Paläste als Muster dienten, so daß sie von den heidnischen Tempeln scharf abstachen. Ihre rechteckige Anlage verbreitete sich über das gesamte christlich gewordene Reich. Neben ihnen entstanden aber auch kirchliche Rundbaue nach dem Vorbilde der Thermen, zuerst für Grab- und Taufkapellen, dann auch für Kirchen. In Statuen und Sarkophagen entwickelte sich eine altchristliche Plastik, an den Wänden der Basiliken eine kirchliche Malerei, der Mosaikarbeiten würdig zur Seite gingen. Diese Werke sprechen durchaus nicht für Mangel an Kunstsinn der Christen.

Gleiches kann nicht von der Wissenschaft gesagt werden, die in altchristlicher Zeit durchaus in der Religion aufging. Sie wurde schon dadurch an einem Aufblühen verhindert, daß sie bei den Heiden bereits untergegangen war, als das Christentum siegte, und daß der Wunder- und Aberglaube, der jene damals beherrschte, wenn auch meist in anderen Formen, auf die Christen überging.

Die altchristliche Wissenschaft, die also lediglich Theologie war, begann ihr Leben in dem nach dem Jünger Johannes benannten vierten Evangelium, in dem die den jüdischen Gelehrten Philon (oder

*) Soltau a. a. O. S. 497 ff. — Fäh, Geschichte der bildenden Künste. Freiburg i. Br. 1897. S. 214 ff.

S. 313) beseelende Idee des Logos eine christliche Gestalt erhielt. Seine Entstehungszeit, wie auch die der drei älteren (synoptischen) Evangelien ist nicht genau ermittelt. Es folgten ihnen zahlreiche „apokryphische“ Jesusleben, die zum Teil mit kindischen Wundern angefüllt sind. Seit Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts treten die Kirchenväter an die Spitze der christlichen Litteratur. Die ersten derselben, Clemens von Alexandria (um 190) und sein Schüler Origenes (185—254), standen der Gnosis nicht ferne, behandelten aber mehr moralische Fragen. Dagegen bekämpften Irenäus, Bischof von Lyon, und Tertullian aus Karthago († 220) die Gnostiker heftig; letzterer wurde ein Hauptverfechter starrer Orthodoxie und Feind der Philosophie. Als rhetorisch hochgebildet erwies sich Cyprian, Bischof von Karthago († 258).

Im 4. Jahrh. traten die ausgezeichnetsten der Kirchenväter auf. Doch wurden die beiden Gregore (von Nazianz und Nyssa) und Basilios von den zwei folgenden überstrahlt. Hieronymos aus Dalmatien (um 340—um 420) war erst Einsiedler, dann Priester und Lehrer in Rom, dessen Unsitten und Scheinchristen er scharf geißelte, obschon er nicht frei von Eitelkeit war; die lateinische Uebersetzung der Bibel (Vulgata) ist sein Werk. Sein Zeitgenosse Augustinus, wieder ein Afrikaner (354—430), durch seine Bekehrung von Ketzerei und wildem Leben zur Frömmigkeit und seine freimütigen „Bekenntnisse“ bedeutend, seit 395 Bischof von Hippo, bekämpfte in edler Sprache die Häresien, obschon seine Lehre von der Gnadenwahl selbst zu einer solchen wurde, und war gerecht gegen die heidnische Philosophie; mit brennenden Farben schilderte er in seinem „Reich Gottes“ das Jenseits (Himmel und Hölle) und das letzte Gericht. Sein Bekehrer, Bischof Ambrosius von Mailand (340—397), war ein heftiger Gegner der Arianer, deren Unterdrückung im römischen Reiche er beförderte, aber auch der Vater der christlichen Tonkunst. Als Dichter schilderte das Jenseits der Syrer Ephraem. Begeistert besang der Spanier Prudentius (348—410) die Martyrer. Doch gab es auch christliche Dichter, in deren Schaffen die Religion zurücktrat und antike Lebensfreude sich geltend machte. An ihrer Spitze steht der liebenswürdige Gallier Ausonius aus Burdigala (Bordeaux, um 310—370), in dessen Versen die Dogmatik keinen Platz fand.

Die christliche Geschichtschreibung begründete Bischof Eusebios von Cäsarea (um 270—340) durch seine Welt- und Kirchengeschichte, schrieb aber auch eine unwürdig kriechende Biographie des blutigen Konstantin. In höherem Maßstabe folgte ihm der schon genannte Hieronymos. Ob Ammianus Marcellinus (um 325—400), der den Tacitus fortsetzte, wovon wir aber nur die Geschichte seiner Zeit besitzen, ein Christ war, ist streitig. Entschieden zeigte dies der

spanische Presbyter Orosius, dessen Geschichte von Adam bis auf seine Zeit (410) reicht. Als letzter Kirchenvater mag der gewandte Prediger Johannes Chrysostomos aus Syrien († 407) gelten.

III. Die herrschende Kirche.

1. Das Byzantinische Reich.

Hatte schon unter Diokletian (oben S. 303) Rom aufgehört, den Mittelpunkt des nach ihm benannten Reiches zu bilden, wofür aber dieser Kaiser noch keinen Ersatz gefunden, so ging dagegen Konstantin I. energisch vorwärts, indem er dem Reiche, in dem der römische Senat keine Stelle mehr hatte, eine neue Hauptstadt gab und damit — die orientalische Frage schuf. Die kleine griechische Kolonie Byzantion am Bosporos wurde vergrößert, durch prachtvolle Bauten und in Griechenland geraubte Kunstwerke geschmückt und Konstantinopel genannt (328—330). Versprechungen aller möglichen Vorteile lockten aus allen Teilen des Reichs eine starke Bevölkerung und mit ihr auch einen zügellosen Pöbel nach der neuen Metropole. Das byzantinische Reich hatte bereits begonnen zu bestehen; denn ein römisches war es nicht mehr. In seinem vollen Umfange war dieses später nur noch zur Ausnahme vereinigt, sonst immer zerteilt, und zuletzt wurde der Osten der Hauptteil und blieb sogar allein noch übrig. Das Reich hatte hart zu kämpfen gegen die an und in seine Grenzen dringenden Germanen und Hunnen, deren Wanderungen und Schicksale in unser nächstes Buch gehören. Aber im Westen wie im Osten standen bereits Germanen an der Spitze der Reichsverwaltung, wie ein Stilicho, und der Heere des Reiches, ein Botherich, Arbogast, Merobaudes, die oft genug die Geschicke der Welt entsc[illegible]

Für immer zerfiel nach dem [illegible]htigen Spaniers Theodosios I. (395) das frühere [illegible]eich in zwei Reiche seiner unfähigen Söhne, in das östliche (byzantinische) unter Arkadios und das nur noch zum Sterben bestimmte westliche unter Honorius, mit dem Sitze in Mailand. Die Grenze bildete das ionische Meer und eine von dessen nördlichem Ende bei Skodra (Skutari) ausgehende, bis zur Donau laufende gerade Linie. Damit war für alle bisherige Zeit Europa in Morgen- und Abendland geteilt, die durchaus verschiedene Entwickelungen durchmachten und Bedürfnisse hatten. Das östliche Reich blickte nach Asien zurück, das westliche und mehr noch seine Nachfolger nach dem Atlantischen Ocean voraus. Dort schlief die mittelländische Kultur ein, um nur auf kurze Zeit durch einen morgenländischen Vorstoß (den Islam) aufgerüttelt zu werden. Hier begann die abendländische Kultur ihr Leben durch die frische Kraft der Germanen.

Hellas, das früher dem Osten Leben verliehen, war tot; Theodosios hatte noch die olympischen Spiele verboten; jetzt, unter dem schwachsinnigen Jungen Arkadios konnte Alarich dort verwüsten, was überhaupt noch stand. In dieser Schwäche verharrten die Byzantiner bis auf Justinian I. Als aber das westliche Reich (476) erlosch, hatten sie doch so viel Findigkeit, dieses Ereignis als einen Abfall von ihrem Reiche zu betrachten und auf die Hoheit über das ganze ehemalige Reich Anspruch zu erheben. Die Diplomatie ist gewissermaßen ein Erbteil der Byzantiner geworden; sie waren darin die Lehrmeister Europas; nur schade, daß sie ihnen nicht viel genützt hat. Kaiser Zenon sandte 488 den Ostgoten Theoderich dem Usurpator Odovakar auf den Hals, in der Hoffnung, durch ihn Italien zu gewinnen; er hat nur den schwächern durch einen stärkern Nebenbuhler ersetzt und damit zugleich die von den Goten bisher bewachte Donau den Slawen und den damals noch finnischen Bulgaren preisgegeben*), zwei Völkerstämmen, vor denen das Byzantinerreich niemals Ruhe bekam bis zu seinem Untergange! Im Angesichte dieser Gefahren war es der Kaiser Justinian (527—565), der dem Reiche nicht nur Festigkeit verlieh, sondern ihm sogar, wenn auch nur sehr vorübergehend, Italien und Afrika zurückgewann, ja in Spanien Fuß faßte.

Das Byzantinische Reich bildete ein ebenso buntes Völkergemisch wie das gewesene römische, aber mit dem Nachteile, daß ein herrschendes Volk, wie die Römer waren, nun fehlte. Diesen Mangel mußte eine stramme Staatsordnung ersetzen, und diese schuf Justinian. Erst in seinen letzten Zeiten, nachdem das Reich alles verloren, was nicht von alters her griechisch war, erhielt es einen hellenistischen Charakter, der sich im Neugriechentum erhalten hat. Die Byzantiner nannten sich, obschon sie Rom nicht mehr oder nur noch zum Schein besaßen, mit Stolz Romäer; in Wahrheit waren es außerhalb Griechenlands Slawen, Bulgaren, Armenier, [illegible]er, Aramäer, Araber, Aegypter, Libyer u. s. w., die der [illegible] der Kaiser noch bunter untereinander warf, um übe[illegible]rlässigsten Unterthanen zur Bewachung der unzuverlässigen verteil[illegible] zu sehen. Herrschende Sprache des Reichs wurde, wie schon vorher in der Kirche, seit Ende des 6. Jahrhunderts die griechische.

Die Regierung des Reiches war streng centralisiert. Ein Hauptmittel zu diesem Ziele bildete die günstige Lage und bedeutende Größe, die Festigkeit und Pracht der Hauptstadt, mit der sich keine andere Stadt des Reiches vergleichen konnte, namentlich seitdem im 7. Jahrhundert der Islam dem Reiche Antiochia, Damask, Jerusalem und Alexandria weggenommen hatte, seit welcher Zeit in Byzanz ebensosehr das gesamte Reich vertreten war, wie in Paris das neuere Frank-

*) Hertzberg, Geschichte der Byzantiner u. s. w. Berlin 1883, S. 9 ff.

reich. Die Macht der Kaiser war dem Namen nach unumschränkt. In Wirklichkeit aber hatte die Bevölkerung der Hauptstadt und hatten die obersten Truppenführer, bei schwächeren Monarchen auch die höheren Hof- und Staatsbeamten, einen großen Einfluß auf die Regierung. Die geheiligte Person des Autokrators umgab ein undurchdringliches Gehege von Höflingen mit blendenden Titeln und glänzenden Gewändern und ein steifes Ceremoniell. Ueber die Thronfolge war nichts förmlich festgesetzt. In normalen Zeiten war sie erblich, wenn ein Erbe vorhanden war; sonst wurde sie durch den Willen ehrgeiziger Kaiserinnen oder einflußreicher Köpfe eingebrochen oder neu geregelt, so daß oft rasch verschiedene Dynastien und einzelne Usurpatoren, nicht selten durch Mord und andere Greuel, einander verdrängten. Auch Blendung und andere Gewaltthaten, Aufstände und Bürgerkriege sind dabei neben der sprichwörtlich gewordenen byzantinischen Falschheit und Treulosigkeit wiederholt vorgekommen und wurden durch die Christlichkeit und Kirchlichkeit des Reiches nicht verhindert. Trotzdem war die anatolische Kirche eines der Mittel, das Reich zu befestigen. Ein zweites bildete die Bureaukratie, die mit ihrer vortrefflichen Gliederung, Schulung und Arbeitskraft das Vorbild der neuen europäischen geworden ist, ein drittes die tüchtige Finanzwirtschaft, die, weil sparsamer als im römischen Reiche, keinen Staatsbankrott zu verzeichnen hatte, ein viertes endlich die in der frühern Zeit ausgezeichnet organisierte und disziplinierte Armee, die aus ausgehobenen brauchbaren Kriegern und aus angeworbenen Söldnern meist fremder Völker bestand, unter Justinian 150 000 Mann zählte und Feldherren wie Belisar und Narses an der Spitze hatte. Kaiser Leon III. im 8. Jahrhundert teilte sowohl das Heer als das Reich, statt der früheren Provinzen, in „Themata“, deren jedes sowohl ein Gebiet, als eine Legion umfaßte und unter einem Strategen stand. Germanen bildeten vorzugsweise die Leibgarde der Kaiser. Dazu kam eine besonders von Griechen bemannte Flotte von Dromonen (leichten Kriegsschiffen).

Solcher festen Einrichtungen bedurfte das Byzantinerreich in der That. Hatte es ja vom römischen Reiche die unselige Hinterlassenschaft der endlosen Kriege mit den persischen Sassaniden übernommen, die vom Kaukasos bis zum Libanon wüteten und das Tigris- und Euphratgebiet, zeitweise sogar Kleinasien verheerten. Justinians großer Zeitgenosse Chosru Nuschirwan machte den Oströmern besonders heiß. Mußten sie ja zu gleicher Zeit in Europa auf der ganzen Donaulinie und bis nach Dalmatien die Awaren, Bulgaren und Slawen abwehren! Ganz neue Verhältnisse aber brachte das 7. Jahrhundert. Die rasch gesunkenen Sassaniden erlagen 633—637 dem wilden Ansturme der Anhänger Mohammeds, und Byzanz erhielt in den siegreichen Arabern oder Sarazenen neue furchtbare Feinde, durch die das Reich nicht weniger als ganz Syrien und Aegypten

verlor; rasch folgte auch das übrige Afrika nach; ja die Beduinen erschienen in Kleinasien, und der Chalif Moawijah dachte Konstantinopel zu erobern, das die Araber 672 zu Land und See angriffen. Aber das „griechische Feuer" vertrieb sie mit großen Verlusten, und 718 abermals. Dagegen überschwemmte eine slawische Völkerflut, die auch die Bulgaren mit sich riß, den Norden und bald auch den Süden der Balkanhalbinsel, und das Bulgarische Reich begann dort sein für Byzanz verderbliches Dasein, das sich bis vor die Thore der Hauptstadt furchtbar machte, bis Kaiser Basilios II. dieses gefährliche Volk — mit schändlichen Grausamkeiten — (1014) unterwarf, nach welcher That Byzanz zu neuer Macht emporstieg, obschon es nur noch zwei Halbinseln, den Balkan und Kleinasien, und die zwischen ihnen liegenden Inseln besaß.

Alle diese entsetzlichen Kriege aber hinderten das Volk von Konstantinopel nicht, einerseits seinen dogmatischen Liebhabereien, auf die wir zurückkommen werden, und anderseits dem aufregenden Treiben der „Blauen" und der „Grünen" (s. oben S. 306) im Hippodrom der Hauptstadt, das unter Justinian (532) zum Schlachtfelde wurde, das lebendigste Interesse zu widmen — was auch in den übrigen größeren Städten des Reiches Nachahmung fand. Aber nicht nur diesen unnützen Beschäftigungen lebten die Byzantiner. Sie waren auch ein Handelsvolk, vertrieben ihre Waren und führten fremde Stoffe ein sowohl auf dem Schwarzen und Mittelmeer, auf dem sie ihren Zeitgenossen weit voran waren, wie auf dem Seewege nach Indien, und durch sie wurde die Seidenzucht aus dem fernen Tsina nach Westasien und Europa verpflanzt*). Griechen und Syrer beherrschten den byzantinischen Handel, der natürlich durch die Eroberungen des Islam starke Einbußen erlitt.

2. Die Kirchenstreitigkeiten.

Nach dem Tode Julians des „Apostaten" gab sein Nachfolger Jovian der Kirche alles ihr Entzogene zurück und erklärte für Christen und Heiden gleicherweise Religionsfreiheit. Von dieser humanen Politik fiel der unkluge junge Kaiser Gratian (376) ab, indem er auf den Rat des edeln, aber in Glaubenssachen unduldsamen Ambrosius, den „Häretikern", d. h. den Anhängern der Minderheit von Nikäa, alle Zusammenkünfte verbot, ihnen ihre Kirchen entriß, diese den „Rechtgläubigen" übergab und die Zuwiderhandelnden mit den härtesten Strafen bedrohte. Gegen die Donatisten, deren Stärke man fürchtete, wurde aber milder verfahren als gegen die Arianer, die unnachsichtig unterdrückt wurden. Diese Intoleranz setzte Theodosios

*) Hertzberg a. a. O. S. 92 ff.

fort, und sein Wille wurde auf brutale Weise durchgesetzt, obschon die Arianer im Ostreiche die Mehrheit hatten. Der Arianismus schwand in der Mitte des 5. Jahrhunderts, soweit einst Rom geboten hatte — aber nur, um unter den Germanen wieder zu erstehen, wie wir sehen werden. Eine kleine Nemesis traf freilich Theodosios, der wegen eines Volksaufstandes in Thessalonike gegen die gotische Besatzung dort (390) im Cirkus 7000 Menschen niedermetzeln ließ, dafür aber vor Ambrosius bittere Buße thun mußte.

Im Byzantinischen Reiche und besonders in dessen Hauptstadt bildeten, wie bereits angedeutet, dogmatische Streitigkeiten neben den Wettrennen eine Hauptleidenschaft der Bevölkerung. An der Spitze der Kirche stand dort nicht die Geistlichkeit, sondern der Kaiser, dem sich diese fügen mußte (Cäsareopapismus). Sein Geschöpf war der Patriarch von Konstantinopel, welche Würde 586 geschaffen wurde, und zwar im Gegensatze zu dem vom Osten her mit Eifersucht angesehenen Bischof von Rom oder dem Papste.

Trotz der Unterdrückung der Arianer traten neue Sekten auf, so die Nestorianer (seit 428), die zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in Christus scharf zu unterscheiden suchten, und die Monophysiten (auch Jakobiten genannt), die nur eine, und zwar die göttliche Natur anerkannten. Vergebens versuchte das Konzil in Chalkedon (451) zu vermitteln; die Spaltung nahm zu. Sie hatte bereits zwei Jahrhunderte gedauert, als die Araber dem Reiche die monophysitischen Patriarchate von Antiochia, Jerusalem und Alexandria wegnahmen, was durch jene unfruchtbaren Streitigkeiten ungemein erleichtert war. Die Monophysiten zogen die Herrschaft des Islam derjenigen der byzantinischen Orthodoxie vor! Es war zu spät, als nun eine Einigung gelang, indem 681 das Konzil von Konstantinopel die Lehre von zwei Willensäußerungen und Willen in der Person Christi als orthodox erklärte. Es waltete nun einige Zeit Ruhe, bis im 8. Jahrhundert ein neuer kirchlicher Kampf entbrannte.

Kaiser Leon III. (seit 717), der Isaurier genannt, der Sieger über den zweiten arabischen Angriff (s. oben S. 325), der auf mehreren Gebieten als Verbesserer der Zustände des Reiches auftrat, wagte sich endlich auch an die Kirche. Der allerdings götzendienerisch übertriebene Reliquien= nnd Bilderdienst erschien diesem persönlich frommen „Kulturkämpfer“ als abergläubisch und heidnisch, und diese Ansicht teilten mehrere Bischöfe und alle höher gebildeten Leute mit ihm. Im Jahre 726 erließ er mit dem Senate der Hauptstadt ein Dekret, das die Anbetung der Bilder verbot, die indessen nicht entfernt, sondern nur höher gehängt wurden. Aber ein großer Teil des Reiches, die Griechen voran, unterstützt von Rom, lehnte sich gegen den Kaiser auf. Dieser warf den Aufstand nieder und verordnete nun (728) die Entfernung der Bilder aus den Kirchen und die Uebermalung der Fresko=

gemälde. Wilder Kampf brach aus zwischen den Ikonoklasten (Bilderstürmern) und Ikonodulen (Bilderverehrern), zu denen überall besonders die Frauen und Mönche zählten. In ihrem Eifer wüteten jene nicht nur gegen die Bilder, sondern auch gegen die Kunst, nicht nur gegen die Klöster, sondern auch gegen deren Wissenschaft. Die Spannung zwischen Rom und Byzanz wuchs zur Feindschaft an. Papst Gregor II. erließ den Bann gegen die Bilderstürmer, worauf Leon damit antwortete, daß er das byzantinische Unteritalien und Sicilien, sowie den Westen der Balkanhalbinsel, der bis dahin unter Rom stand, vom Papsttum losriß und unter den Patriarchen von Konstantinopel stellte. Sein gleichgesinnter und als Regent gleich tüchtiger, aber auch ebenso einseitiger Sohn und Nachfolger (seit 741) Konstantin V., von den Gegnern „Kopronymos“ (etwa: Schmutzerich) geschimpft, verfuhr noch derber als der Vater und begünstigte überdies die allen äußerlichen Gottesdienst verwerfende und nur moralisch wirkende gnostische Sekte der Paulicianer. Aber die für seinen Enkel regierende, gebildete, jedoch herrsüchtige Athenerin Irene trat auf die Seite der Ikonodulen und bewirkte, daß 787 ein Konzil in Nikäa, in dem die von den ikonoklastischen Kaisern Verfolgten die Hauptrolle spielten, die Bilder und deren Verehrung herstellte und ihre Gegner verdammte. Daß es der Kaiserin dabei nicht um die Religion zu thun war, bewies sie, indem sie ihren bereits zur Regierung gelangten, freilich mißratenen Sohn Konstantin VI. (797) blenden ließ! Aber unter Leon V., dem Armenier, der den Niedergang des Reiches beklagen mußte, lebte der Bildersturm wieder auf, den das Heer und manche Bischöfe stürmisch verlangten. Alles wiederholte sich, Gewalt, Widerstand und Aufruhr, bis zum Kaisermord. Endlich erneuerte die Kaiserin Theodora das Werk Irenens und stellte 842 den Bilderdienst für immer her; die Paulicianer aber wurden unterdrückt oder vertrieben. Ehrenvoller für die orientalische Kirche war jedenfalls die Bekehrung der Bulgaren durch die Slawenapostel Methodios und Kyrillos, die Uebersetzer der Bibel. Dem letzteren ist weiter das slawische Alphabet zu verdanken.

Dem Bilderstreite folgte der völlige Bruch zwischen den Kirchen von Rom und Byzanz. Papst Nikolaus (seit 858), in dem Streite zwischen dem wegen seiner Freimütigkeit entsetzten Patriarchen Ignatios und dem vom Hofe willkürlich zu dieser Würde berufenen (gelehrten, aber charakterlosen) Photios zum Schiedsrichter aufgerufen, anerkannte den ersteren. Photios aber blieb, vom Hofe gestützt, Patriarch und begann den Rachekampf gegen Rom, das er in der Frage der Aussendung des Heiligen Geistes vom Vater und Sohne (wie Rom) oder bloß vom Vater (wie Byzanz wollte) der Ketzerei beschuldigte. Eine von ihm berufene Synode sprach 867 den Bann gegen den Papst aus. Obschon Kaiser Basilios I. der Makedoner

den Photios entfernte und Ignatios wieder einsetzte, verlangte Papst Hadrian II. förmliche Absetzung des Photios. Und Byzanz gab nach, nicht aber gegenüber den Ansprüchen Roms auf die Bulgaren, die die griechischen Popen vertrieben hatten. Aber Kleros und Volk von Byzanz verabscheuten jenes Nachgeben und wandten sich dem Photios zu, den der Kaiser, als Ignatios starb, wieder einsetzte. Rom hob nun die Kirchengemeinschaft mit dem Verhaßten auf und bannte ihn. Seitdem sind die abend- und morgenländische Kirche getrennt und haben beide an ihren Auffassungen des heiligen Geistes festgehalten. Daran änderte es nichts, daß des Basilios Sohn Leon VI., ob nun dem Frieden zu lieb, oder weil er mit Photios zerfallen war, diesen in ein Kloster schickte, wo er 891 starb. Dieser Kaiser, der den Despotismus im Reiche auf die Spitze trieb, hatte in der That an Wiederverbindung mit Rom gedacht; aber mit seinem Tode erlosch diese der Bevölkerung des Ostens durchaus verhaßte Tendenz für immer. Die christliche Kultur des Morgenlandes verknöcherte dagegen mehr und mehr, während sie im Abendlande das bewegteste Leben entfaltete.

3. Die byzantinische Kunst und Wissenschaft.

Wie das Byzantinische Reich gewissermaßen eine Erneuerung der westlichen Hälfte des Reiches Alexanders des Großen war, so wiederholte sich auch in ihm, was sich in jenem vollzogen hatte, eine Verbindung des diesmal noch tiefer entarteten und gesunkenen Griechentums mit morgenländischer Kultur, nur daß jetzt noch das Christentum als dritter Faktor hinzutrat. Aus diesem Zusammentreffen verschiedener Ideen entwickelte sich ein neuer Kunststil, der byzantinische. In der Baukunst bewirkte der Mangel an Bauholz den Verzicht auf die horizontale Balkenbedachung der Basiliken und die Einführung des Gewölbebaues, und zwar vorzugsweise des Centralbaues mit einer Kuppel über auf Pfeilern ruhenden Bogen, oder einer mit Kuppeln gewölbten Halle*). Zuerst trat die byzantinische Architektur in der Ostkaiser italischer Provinz, dem Exarchat Ravenna, auf, am reinsten in der achteckigen Kirche San Vitale. In Konstantinopel bildete die weltberühmte Sophienkirche, von Justinian (537) prachtvoll erneuert, den Triumph dieser Baukunst: eine Vermittelung zwischen Basilika und Centralbau. Der Kaiser errichtete noch 24 weitere Kirchen in der Hauptstadt; aus seiner Zeit stammen die gleichnamige Kirche und weitere in Thessalonike. Der Bilderstreit unterbrach die Baulust, die aber im 8. Jahrhundert neu erwachte. Die Plastik war auch nach Wiederherstellung der Bilder aus den Kirchen verbannt, bethätigte sich aber in weltlichen Statuen, auch Reiterstandbildern, und in Sarkophagen, wenn

*) Fäh a. a. O. S. 239 ff.

auch schwach — besser in kleineren Kunstwerken, wie Elfenbeinplatten und Diptychen (Doppeldecken zu Notizbüchern), auch aus Gold und Silber. Die Malerei umfaßte vortreffliche Mosaiken, wenn auch nicht ohne Schwächen, an den Chorwänden der Kirchen, nachdem aber diese in Verfall geraten, an Wand-, Tafel- und Buchmalereien (Miniaturen). Die menschlichen Figuren der byzantinischen Malerei sind sowohl keusch, als prachtvoll und faltenreich gekleidet, aber ungemein steif, ungelenk, dünn und demütig, und heben sich von goldenem Hintergrunde ab. Die Künstler waren eben fast durchweg Mönche.

Die byzantinische Dichtkunst besteht aus mißlungenen Nachahmungen der klassischen Dichtungen Griechenlands. Das beste Epos ist noch das über die Thaten des Dionysos von dem am Ende des 4. Jahrhunderts lebenden Aegyptohellenen Nonnos, der sich aber, Christ geworden, zu einer Paraphrase des Evangeliums Johannis wandte. Im 5. Jahrhundert wagte es Quintus aus Smyrna, die Ilias in matten Versen fortzusetzen. Im 12. Jahrhundert schrieb Johannes Tzetzes „Geschichten Ilions“ und „Chiliaden“ in bereits entarteter Sprache.

Weit höher steht die Geschichtschreibung der Byzantiner; sie ist sehr umfangreich und höchst wahrheitliebend, zeugt aber von mäßiger Begabung. Der Mönch Georgios Synkellos im 8. Jahrh. schrieb eine Weltchronik von Adam bis auf Diokletian, die der Abt Theophanes, ein verfolgter Ikonodule, bis 813 fortsetzte; der Patriarch Nikephoros verfaßte eine Reichsgeschichte des 7. und 8. Jahrhunderts. Eine Leuchte der byzantinischen Wissenschaft war der uns bereits bekannte Photios; er pflegte Grammatik und Philologie, sowie kirchliche Schriftstellerei und bereitete die nachfolgende Periode litterarischer Thätigkeit vor.

Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos (der im Purpur Geborene, 913—959) begünstigte die Wissenschaften eifrigst, sowohl das Studium der alten Litteratur, als die Pflege der neuen. Dieser Kaiser war auch selbst als Schriftsteller thätig und überließ die Regierung anderen Händen. Doch bestanden seine Werke nur in Sammlungen und Zusammenstellungen aus allen Wissenschaften, während sich ein Kreis von Gelehrten seiner Umgebung sowohl mit derlei Arbeiten, als mit weiteren Fortsetzungen der Reichsgeschichte beschäftigte, die auch in der späteren Zeit eine ganze Bibliothek fleißiger historischer Werke ins Leben rief. Grundlegend für noch spätere wissenschaftliche Thätigkeit war die Stiftung der großartigen Klosterwelt auf dem Vorgebirge Athos seit 963.

Ein unsterbliches Verdienst um die Rechtswissenschaft erwarben sich Kaiser Justinian und sein Minister Tribonian durch die Sammlung der Grundsätze des römischen Rechts (Corpus juris civilis, noch lateinisch, später aber auch mehrfach griechisch bearbeitet

und vervollständigt, so durch die Ekloga von des Bilderstürmers Leon III. Minister Niketas, durch die Basilika unter Basilios I. 884 u. a.).

Seit dem 11. Jahrhundert war die byzantinische Litteratur im Verfalle begriffen.

4. Die byzantinische Kulturkolonie Rußland.

Das byzantinische Kirchentum und damit sowohl das System der Staatskirche, als die mit ihm verbundene Kultur gewann in der Zeit, da das byzantinische Reich noch eine Macht darstellte, eine Abzweigung in dem damals schon größten, wenn auch später vorübergehend verkleinerten Lande Europas, in dem den Hauptteil der sarmatischen Tiefebene umfassenden russischen Reiche. Hier, wo in der Zeit hellenischer Kulturblüte die Skythen hausten, wohnten bereits die dem arischen Völkerstamme angehörenden Slawen, freilich streckenweise von finnischen Völkern durchsetzt und begrenzt, im Westen von Germanen, eine Völkerverteilung, die durch Wanderungen mehrfach abgeändert wurde. Namentlich breiteten sich die Slawen vom 5. Jahrhundert vor bis zum 7. nach Chr. auf allen Seiten weiter aus, seit Mitte des 6. Jahrhunderts sogar bis in den Süden von Griechenland, während ihnen die türkischen Awaren und Bulgaren nachdrängten. Die Slawen, mit denen wir es hier zu thun haben, die Voreltern der Russen, wohnten im 9. Jahrhundert in der Gegend zwischen Nowgorod und Kiew und vom Waldai-Rücken bis zu den Karpathen. Ihre Kultur beruhte auf der Dorfgemeinde, der aller Grund und Boden gehörte und von ihr unter die Familien verteilt wurde. Es gab aber auch Privatgrundbesitzer und etwa zwanzig Städte, wenn auch erst hölzerne. Die Herrschaft führten mehrere kleine Fürsten. Eine kriegerische Ordnung gab es nicht; dagegen wurde auf der Straße vom finnischen Meerbusen nach dem Schwarzen Meere lebhafter Handel getrieben*). Die Religion dieser östlichen Slawen kannte weder Priester, noch Bilder oder bestimmte Vorstellungen von Göttern; sie verehrten aber einen obersten Lichtgott und dessen Kinder: Sonne und Feuer und glaubten an Wasser- und Walddämonen. Die Leichen wurden meist verbrannt, mit dem Herrn auch Sklaven und Haustiere, Waffen und Geräte, und man warf über der Asche einen Hügel auf. Nach einem arabischen Berichte wurde oft ein Toter in und mit einem Flußschiffe und mit ihm ein Weib, das man geopfert, verbrannt. Es kamen aber auch Beerdigungen vor. Reich war das Volk an Liedern und Zauber-

*) Schiemann, Th., Rußland, Polen und Livland. Berlin 1886. I. Bd., S. 25 ff.

sprüchen. Es liebte Musik, war vollständig bekleidet und reich mit Schmuck versehen.

Unter ihren Nachbarn war den Russen am gefährlichsten das an das Schwarze Meer und den Kaspisee grenzende Reich der türkischen Chasaren, die im 8. Jahrhundert die jüdische Religion angenommen hatten und hebräische Namen führten; ein Chakan beherrschte sie, und ein stehendes Heer von 12000 Mann war ihre Schutzwehr.

Die Ostküste des Baltischen Meeres wurde schon früh von skandinavischen Flotten unter Seekönigen besucht, die dann auch in das Innere des Landes eindrangen und sich dort ansiedelten. Sie nannten sich Wäringer oder Waräger; die Finnen hießen sie Rus. Ihnen zuerst Widerstand leistend, entschlossen sich endlich die Slawen, drei schwedische Brüder, deren erster Hrurekr, slawisch Rurik, hieß, als Fürsten zu berufen. Sie folgten diesem Rufe im Jahre 862 (?) mit ihren Familien. Rurik wurde bald Alleinherrscher und trug auf sein Reich den Namen des russischen über. Er setzte sich in Nowgorod fest und sandte zwei seiner Mannen, Askold und Dir, nach Kiew, wo sie sich selbständig benahmen und von wo sie bereits 865 einen Raubzug zu Schiff nach Byzanz unternahmen. Mit den Warägern kamen Götterbilder und nordische Götter, darunter Perun (Thor), in das Land. Statt aber Konstantins Feste zu erobern, wurde Rußland vom byzantinischen Christentum erobert. Schon 866 gründete Photios (oben S. 327 f.) eine Kirche mit Bischof in Kiew. Ruriks Nachfolger Oleg (eig. Helgi) nahm Kiew unter Beseitigung der beiden Usurpatoren, erweiterte das Reich und erschien mit 2000 Wikingerbooten 907 vor Konstantinopel, das seinen Abzug durch Gold und einen Handelsvertrag erkaufen mußte. Ruriks Sohn Igor (eig. Ingwar), der ihm folgte, bedrohte, um Störungen des Vertrags zu rächen, neuerdings Byzanz, wurde aber durch das griechische Feuer heimgetrieben. An der Donau aber erzwang er 945 einen neuen Vertrag, der bereits die Russen in Christen und Nichtchristen unterscheidet. Igors Witwe Olga (eig. Helga), die für ihren minderjährigen Sohn Swjätoslaw (der erste reinslawische Name eines russischen Großfürsten) regierte, eine kräftige Frau, schuf Ordnung im Reiche und zog 957 friedlich nach Byzanz, wo sie sich unter der Patenschaft des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos taufen ließ und den Namen Helena erhielt. Seitdem herrschte Spannung zwischen russischen Christen und Heiden, bei denen auch der junge Großfürst verharrte. Namentlich waren die beständig nachströmenden Wikinger dem unkriegerischen Christentum abgeneigt. Swjätoslaw, trotz seinem Namen noch ganz ein heldischer Normanne, unterwarf die Chasaren und die Bulgaren an der Wolga und auf byzantinisches Gesuch jene an der Donau, wo er sich aber selbst festsetzen wollte, wurde jedoch von den wilden (türkischen) Petschenegen erschlagen. Damit endete das wäringisch-heldische Rußland.

Ein neues Rußland, ein byzantinisch-slawisches, begann, als Wladimir, Swjätoslaws unehelicher Sohn von einer slawischen Magd, nicht mehr durch Heldensinn, sondern durch tückischen Brudermord Alleinherrscher wurde. Ein eifriger Heide noch und Götzendiener, ja Menschenopferer, wollüstig und grausam, schickte er die ihm lästig gewordenen Waräger nach Byzanz und wurde, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Berechnung, daß es ihm nützlich sei, weil das Land schon mit Christen angefüllt war, wie Konstantin ein Bekenner des griechischen Kreuzes (989), wofür er die Hand der byzantinischen Prinzeß Anna erhielt. Byzanz und Rußland wurden damit für immer zwei orthodoxe Geschwisterreiche. Die Götzen wurden zertrümmert oder verbrannt, sogar ertränkt und die Bewohner Kiews getauft. Der Großfürst und griechische Metropoliten zogen bekehrend im Lande umher; aber noch gab es oft blutigen Widerstand der Heiden. Die Hauptsache aber ist, daß in Rußland mit dem Christentum überall höhere Kultur ihren Einzug hielt; Lesen und Schreiben verbreitete sich langsam. Wladimir selbst wurde als Christ milder und mäßiger, wenn er auch das Volk durch Gastmähler zu gewinnen wußte. Das Herrscherhaus gab das Normannentum völlig auf und slawisierte sich vollständig. Leider legte es durch die nach Wladimirs Tode beginnende Unsitte der Teilung des Reiches unter des Großfürsten Söhne, die (und deren Nachkommen) häufig Kriege gegen einander führten, den Grund zu jener Schwäche, die das russische Reich vom 13. bis 15. Jahrhundert zum Vasallenlande der Mongolen herabwürdigte, welche traurige Zeit noch lange durch das Eindringen mongolischer Barbarei und Unsitten nachgewirkt hat.

In der Zeit von der Gründung des russischen Reiches unter Rurik bis zum Einbruche der Mongolen (1222) hatte der Anbau des Landes wenig Fortschritte gemacht*). Die Ausrodung der das Reich bedeckenden Wälder schritt von Süden nach Norden fort, und die Landwirtschaft stand auf sehr unentwickelter Stufe. Ergiebiger waren Jagd, Fischerei und Honigausbeutung. Gebaut wurde nur mit Holz. Die Städte überwogen an Bedeutung immer mehr die Dörfer, deren Bauern eine niedrige Stellung im Staate einnahmen. Ihre geringe Bildung ließ nach Annahme des Christentums stetsfort noch heidnische Ansichten und Gebräuche fortdauern, und im besten Falle wurden die Eigenschaften und Feste der Götter auf die Heiligen übertragen und die „schwarzen" Götter in Teufel verwandelt, deren Werkzeuge, Zauberer und Hexen, Vampire und Wärwölfe, gefürchtet wurden. Damit ging die niedere Geistlichkeit, die meist nicht höher stand als das Volk, durchaus einig. Schon damals war die Trunksucht allgemein verbreitet. Noch lange kam sogar Vielweiberei vor. Bauern stiegen indessen oft

*) Schiemann a. a. O. S. 127 ff.

durch Aufnahme in die Städte oder den Hofdienst in der Kultur empor. Die Städte wuchsen um einen befestigten Mittelpunkt, den Kreml, an, um den sich Sloboden (Vorstädte) reihten, so daß eine neue Stadt oder mehrere um die alte entstanden. Die Bürger der Hauptstädte und ihres Gebietes (Wolost) versammelten sich in Gesamtheit zu einer Wetsche; sie zerfielen in drei (keineswegs für sich abgeschlossene) Stände: Bojaren (Großgrundbesitzer), Kaufleute und kleine Leute oder Bauern, die aber alles Wichtigere den beiden oberen Klassen überließen, ohne jedoch auf Tumulte zu verzichten. Die Wetsche konnte den Fürsten (doch stets aus den zu sehr großer Zahl angewachsenen Nachkommen Ruriks und mit Rücksicht auf deren Erbfolgerecht) wählen und absetzen und lebte oft in Streit mit ihm. War er aber stark, so drängte er sich ihr auch auf. Im Norden hatten neben den Slawen die Finnen vielen Einfluß; im Süden lebten unter ihnen Armenier, Juden, Griechen u. a. In Nowgorod wohnte eine bedeutende deutsche Kolonie, und die Stadt mit weitem Gebiet war mehr Republik als Fürstentum. Die Gewerbe standen in den Städten auf keiner geringen Stufe; Baumeister aber waren meist Griechen oder Abendländer. Als Geld dienten in älterer Zeit Leder und Felle; später wurden Münzen gebraucht, aber in Byzanz geprägte (schon früh mit der Bezeichnung „Rubel"), noch später nach dortigem Muster im Lande selbst geprägte.

Die Haupthandelsplätze waren die auch politisch bedeutendsten Nowgorod und Kiew; mit ersterem wetteiferte Polozk. Da die Slawen keine Neigung zur See hatten, verschwanden die warägischen Flotten, und den Seehandel betrieben die Deutschen. Doch behielten die Fürsten noch das altgermanische Gefolge auch in slawischer Zeit als Druschina bei, deren ältere Glieder, die Bojaren, der Fürst als Statthalter in die von ihm abhängigen Städte und Bezirke sandte, aus denen er die Wojewoden, Heerführer, wählte, und die auch seinen Rat (Duma) bildeten. Setzten sie sich irgendwo fest, so gesellten sie sich zu den bereits angesessenen Bojaren als Landadel.

In kirchlicher Hinsicht blieb Rußland stets von Byzanz abhängig, dessen Patriarch auch sein religiöses Haupt war und dem gegenüber es nur eine Kirchenprovinz (Metropolie) bildete. Der Metropolit in Kiew und alle ersten Bischöfe waren Griechen. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde auf Kosten der weltlichen bedeutend ausgedehnt; die Bischöfe aber waren der Willkür der Fürsten preisgegeben.

Von geistiger Bildung in jener Zeit ist wenig zu sagen. Schulen gab es nur private und fast nur für Lesen und Schreiben. Geschrieben wurde nur von den Geistlichen, und nur Theologisches, ausgenommen einige Historiker, unter denen der Mönch Nestor vom Höhlenkloster in Kiew um 1091 hervorragte.

Die russische Kirche hätte in jener Zeit unter Umständen eine wichtige Wendung machen können; der völlige Bruch (Schisma) zwischen Rom und Byzanz war nämlich erst im Jahre 1054 erfolgt, als die Legaten des Papstes in der Sophienkirche die Byzantiner feierlich exkommunizierten, weil der Patriarch Michael Kerularios auf gleichen Rang mit dem Papste (Leo IX.) Anspruch erhob, dessen Namen aus den Kirchenbüchern strich und die lateinischen Kirchen und Klöster schloß, ja die Lateiner für Ketzer erklärte. Aber Rom gab die Hoffnung noch nicht auf, wenigstens Rußland für seine Kirche zu gewinnen, das schon vor jenem Ereignisse christlich geworden war. Es kam daher 1075 Gregor VII. nicht ungelegen, als der aus Kiew vertriebene Großfürst Isjaslaw durch seinen Sohn Jaropolk in Rom um des Papstes Hilfe bat. Gregor willfahrte gern unter der Bedingung, daß Kiew Roms Oberhoheit anerkenne; aber obschon Isjaslaw mit polnischer Hilfe sein Reich wieder gewann, scheiterte der Plan an der Zersplitterung Rußlands in eine Menge Fürstentümer*).

Sechster Abschnitt.

Die Völker des Islam.

I. Die Entstehung des Islam.

1. Die Heimat.

Die Hoffnung, daß das Christentum die Religion sämtlicher Völker um das Mittelmeer herum, was es ja bereits war, auch bleiben würde, sollte sich leider nicht erfüllen. Seine Zersplitterung in Sekten schon im ersten Jahrhundert seines Daseins, in Sekten, die sich fanatisch bekämpften, hat seinen Bestand in jenen Gegenden, die nicht von einem einheitlichen Volke bewohnt oder beherrscht waren, untergraben und die Herrschaft über die christlichen Völker Südwestasiens und Nordafrikas in die Hand eines nicht christlichen Volkes fallen lassen, das aber soeben eine neue, gleich dem Juden- und Christentum auf dem Eingottglauben beruhende Religion angenommen hatte. Dieses sehr einheitliche, festgefügte und zur Herrschaft über andere Völker bis zu einem gewissen Grade sehr geeignete Volk waren die Araber.

---

*) Hertzberg a. a. O. S. 238 ff. — Schiemann a. a. O. S. 101 ff.

Arabien, die westlichste der drei südlichen Halbinseln Asiens, die sich von den beiden anderen, indischen, in Lage und Gestalt sehr scharf unterscheidet, gleicht in Natur und Klima mehr Afrika, während sie mit Asien enger zusammenhängt. Dieser Umstand berief Arabien umsomehr zur Herrschaft über die ihm zunächst gelegenen Länder beider Erdteile, als es noch eine frische Kraft darstellte, mit kleinen Ausnahmen weder ägyptischen, noch assyrischen, persischen, makedonischen oder römischen Erobern erlegen war und bis dahin seine Gaben noch nicht verbraucht hatte, weil es noch keine Rolle in der Weltgeschichte spielte.

Da Arabien zum größten Teile aus wüstem Hochlande besteht, so kann es auf seiner einem Drittel von Europa gleichkommenden Oberfläche nur eine geringe Bevölkerung ernähren (2 Seelen auf den □Kilometer, dagegen Indien 60 und Tsina 100). Die dem semitischen Völkerstamme angehörenden Araber sind daher, mit Ausnahme der wenigen Städte Nomaden, und die in Zelten wohnenden Beduinen schauen auf die seßhaften Landsleute stolz herab. Sie leben mäßig, essen wenig Fleisch und trinken keinen Alkohol. Dagegen verachten sie die Arbeit und haben gegen Raub, Betrug und Mord aus Blutrache kein Vorurteil. Familienleben und Gastfreundschaft stehen hinwieder auf hoher Stufe, und die Frauen sind, wenn auch streng untergeordnet, doch geachtet; die große Mehrheit übt nur einfache Ehe. Die aus Afrika eingeführten Sklaven werden gut behandelt und gehören zur Familie. Deren Erweiterung, der Stamm, ist festgefügt und betrachtet sich als völlig unabhängig. Der Schech, sein Haupt, darf nur raten, nicht befehlen, sogar der Scherif oder Emir, der mehreren Schechen übergeordnet ist. Häufige Fehden finden zwischen den Stämmen statt, nicht selten um Kamele und Pferde, ihr bestes Eigentum.

Ungeachtet ihrer inneren Kämpfe fühlen sich die Araber als ein Volk und hassen alles Fremde. Sie lieben ihr Land und ihre Sprache und dichten in dieser sowohl wilde Gesänge, die Haß atmen, als rührende Lieder der Liebe. Diese Wüstenpoesie, ausschließlich lyrisch, hatte ihre großen Dichter schon in heidnischer Zeit, reckenhafte Gestalten, die Säbel und Bogen und Wurfspieß gleich der Leier führten. Am Ende des 5. Jahrhunderts blühte Soheir, der einen Friedensschluß zwischen feindlichen Stämmen besang. Größer war in der Mitte desselben Jahrhunderts Imruulkeis, der, vom Kaiser Justinian, der ihn gegen die Perser benutzen wollte, begünstigt und nach Byzanz gerufen, ein Opfer seiner ungebändigten Leidenschaften wurde. Nâbiga besang den dichterfreundlichen Araberkönig Noman von Hira, einen unbotmäßigen Vasallen der Sassaniden, die ihn um 602 beseitigten. Schanfara und Taabbata waren im 6. Jahrhundert ebenso gefürchtete Krieger wie begeisterte Sänger. Der vom Volke gefeiertste

aber war Antara, Sohn einer Negersklavin und wegen einer tapferen That frei geworden. Die besten Gedichte dieser und anderer Sänger wurden der Ehre gewürdigt, in der Kaaba zu Mekka aufgehängt zu werden, und hießen daher Moallakat (die aufgehängten)*).

2. Der Prophet.

Die Religion der Araber bis zum 7. Jahrhundert war ein roher Götzen- und Fetischdienst, mit Totemismus (s. oben S. 61 f.) gemischt. Jeder Stamm hatte sein Idol, deren sich aber bisweilen mehrere ansammelten; von religiösen Gefühlen war dabei wenig oder nicht die Rede, wenigstens im Norden. Im Süden, den ein von den beduinischen Arabern verschiedenes Volk, die Himjaren, bewohnte, fanden religiöse Kämpfe statt. Die von hier aus nach Afrika ausgewanderten Abessinier, die dort Aethiopien beherrschten, hatten von Aegypten aus das Christentum erhalten und im 6. Jahrhundert zeitweise sich im arabischen Jemen festgesetzt, dessen Bewohner aus Fremdenhaß sich vielfach dem Judentum zuwandten, das auch auf dem Stufenlande der Westküste, Hidschas, zahlreich vertreten, aber arabisiert war. Hier hauste, im Gegensatze zu den Beduinen, eine Handel treibende Bevölkerung, wie im Südosten, im alten Reiche Saba und dessen Umgebung, die mit Indien im Tauschverkehre stand. Den Mittelpunkt dieser Bevölkerung bildete Mekka, wo ein Heiligtum, die Kaaba, gleichsam den Handel gegen die räuberischen Beduinen schützen sollte**). Dort wurden jährlich im Frühling große Feste in Verbindung mit Jahrmärkten gefeiert, die auch den Beduinen Nutzen brachten und sie zum Friedenhalten bewogen. Die Kaaba verwaltete und ihre Festlichkeiten leitete der mächtige Stamm Koreisch. Aus dem zu diesem gehörenden, aber nicht angesehensten Geschlechte der Benu (Söhne) Haschim wurde im Jahre 570 Mohámmed, Sohn des Abdallah, geboren. Schon als Kind elternlos, wurde er Kaufmann und heiratete seine Herrin, die 15 Jahre ältere, aber reiche Witwe Chadidscha. Wie er zum „Propheten" wurde, hat die Sage abenteuerlich ausgeschmückt***). Wahrscheinlich ist, daß er auf seinen Handelsreisen die in Arabien zerstreuten Juden und Christen kennen gelernt und, mit dem farblosen arabischen Heidentum zerfallen, sich dem Monotheismus zugewandt hat. Er suchte die Einsamkeit auf, hatte Visionen und glaubte Offenbarungen

---

*) Müller, A., Der Islam im Morgen- und Abendland, Berlin 1885, Bd. I, S. 3 ff., 37 ff., 49 ff.

**) Müller a. a. O. S. 22 ff.

***) Grimme, Hubert, Mohammed. I. Teil: Das Leben. Münster 1892. S. 8 ff. — Müller a. a. O. S. 44 ff., 51 ff.

zu empfangen. Es bildete sich eine Gemeinde um ihn, zunächst aus seinen Verwandten, welcher aber sein Freund Abu Bekr (Vater des Bekr) weitere Gläubige zuführte. Seine Lehre hatte indessen auch einen sozialistischen Beigeschmack: wie das Christentum, wandte sie sich an die Armen; den Reichen wurde mit dem Weltgerichte gedroht, und das machte sie dem Großteil des Stammes Koreisch noch verhaßter als die dem Handel schädlichen Phantasien des Propheten. Auch die Befreiung der Sklaven gehörte damals noch zu den Zielen der neuen Lehre. Mohammeds Beharrlichkeit im Predigen wurde von den Koreischiten mit Hohn und Schimpf beantwortet. Heftige Gegner traten auf; es gelang ihnen, die Vermehrung der Gemeinde zu verhindern. Schon dachte er in seiner Bedrängnis an eine Verbindung mit den (äthiopischen) Christen, hielt sich aber doch lieber an seine Landsleute. Die Verfolgung wurde jedoch so hart, daß die Gläubigen auszuwandern begannen; sie erhielten aber auch Zuwachs, so z. B. durch Omar, einen der bisherigen Verfolger, der Mohammed aufforderte, bei der Kaaba Gottesdienst zu halten. Die gegenseitige Spannung wurde immer heftiger; die Mohammedaner wurden boykottiert. Mohammed verlor seine besten Stützen, die Gattin Chadidscha und den Oheim Abu Talib, durch den Tod. Schließlich wurde sein Verweilen in Mekka unmöglich, und die Bekehrung von Pilgern aus Medina (damals der Judenstadt Jathrib) bewog ihn 622 zur Flucht dahin, mit welchem Zeitpunkte (Hidschra oder Hedschra) seine Anhänger ihre Zeitrechnung beginnen, und zwar unverständigerweise nach bloßen Mondjahren (zu 354 Tagen) zählen, deren 33 auf 32 Sonnenjahre kommen und deren Beginn nach und nach in alle Jahreszeiten fällt! Die kleine Gemeinde zog dahin; aber seitdem der Prophet dort war, ging mit ihm eine schlimme Veränderung vor sich. War er bisher nur ein Schwärmer, so wurde er dort zum Heuchler und Gewaltmenschen. Die Geschichte des Religionsstifters hört damit auf, und die des wollüstigen und grausamen Despoten beginnt. Mit den Juden überwarf er sich und vertrieb sie zuletzt. Ihrer über 600 wurden abgeschlachtet, die Frauen und Kinder als Sklaven verkauft. Mit den vier Frauen, die er den Gläubigen gestattete, nicht zufrieden, ließ er sich „offenbaren“, daß ihm allein deren neun erlaubt seien. Die mekkanischen Kaufleute wurden ausgeraubt. Der „Prophet“ stellte sich selbst an die Spitze der Räuberbanden, die mit der Zeit zu Kriegsheeren wurden. Gewaltsame Bekehrungen von Heiden und Morde an Gegnern folgten sich. Im langen Kriege gegen die Koreischiten wurde 630 Mekka und bald ganz Arabien erobert. Die Bande der Stämme lockerten sich; denn die Bekehrten verrieten dem neuen Propheten zulieb ihre Genossen. Die reiche Beute der Kriegszüge lockte allerlei Gesindel und Verbrecher in den Schoß der Lehre Mohammeds. Dieser starb als unumschränkter Herr Arabiens am 8. Juni 632 in Medina.

3. Der Koran.

Korán heißt eigentlich eine Lesung oder Vorlesung, mit Bezug auf Mohammed auch eine Offenbarung. Mit der Zeit aber wurde das Wort (mit Artikel: **el korán**) zur Bezeichnung der Gesamtheit aller Offenbarungen dieses „Propheten". Gesammelt wurden diese erst nach Mohammeds Tod, ohne alle Ordnung zusammengestellt und ihre einzelnen Stücke Ssuren (Abschnitte, 114 an der Zahl) genannt. Die Form ist die einer gereimten Prosa, und das im größten Teile äußerst langweilige Buch ist nicht ohne einzelne poetisch schöne Stellen.

Die Lehre Mohammeds als Ganzes heißt **Islám**, Ergebung, weil von jedem Gläubigen unbedingte Ergebenheit verlangt wird. Wer sich ihr ergibt, ist ein **Muslim**, d. h. ein Hingebender.

Der Inhalt des Islam ist ungeheuer ärmlich und öde. In seinem Hauptgrundsatze: „Kein Gott außer Gott (arab. **la ilâha illâ 'llahu**) und Mohammed der Bote Gottes", ist nur das zweite Glied etwas Neues*). Aber auch Allah unterscheidet sich von Jahwe und dem Christengotte durch den Mangel an bestimmten ethischen Eigenschaften. Allah ist ohne Milde und Barmherzigkeit, er ist der reine orientalische Despot, der nur nach Willkür handelt. Der Mensch ist nicht sein Kind, sondern sein Sklave. Es ist (wie bei Calvin) vorbestimmt, wer selig werden und wer verloren sein wird, und so alles im Leben auf Erden (Fatalismus, Kismet). Die Folge war nach kurzer, auf einzelne Gegenden beschränkter Blüte der Verfall und das Erstarren des Islam, wie er sich heute darbietet. Obschon Mohammed (in Sure 112) gegen eine Gottessohnschaft protestiert, stellte er sich Allah doch durchaus menschenähnlich vor und sprach von seinen Körperteilen, sogar von Sandalen Gottes!

Mohammed anerkannte die großen Geister des Juden- und Christentums; er wollte von mehreren Propheten (Adam, Noah, Abraham, Mose und Jesus, wozu noch weitere Personen des A. und N. T. kamen) nur der letzte, aber auch der höchste sein!

Das Jenseits des Islam nimmt ein furchtbares letztes Gericht, ein mit den süßesten materiellen Freuden erfülltes Paradies und eine Hölle mit ewigen Strafen an. Zum Paradies führt eine Brücke, scharf wie ein Schwert, über welche die Erlösten leicht weg kommen, von der aber die Verdammten in die Hölle stürzen. Alle Ungläubigen sind diesem gräßlichen Straforte verfallen. Der wahre Gläubige aber darf auf das Paradies und seine Houris hoffen.

Der Gläubige hat aber im Diesseits strenge Pflichten zu erfüllen. Diese sind: 1) die Waschungen vor dem Gebet und Reini-

---

*) Müller a. a. O. S. 184 ff. — Grimme a. a. O., Band II: System der koran. Theologie. Münster 1895.

gungen nach jeder Berührung von unreinen Dingen und Personen (d. h. Ungläubigen); 2) die Gebete, die aus festgesetzten Formeln und Koranstellen in Verbindung mit vorgeschriebenen Körperhaltungen bestehen, zusammen aus 17 Akten, die zusammen eine „Reka“ bilden, deren an fünf Tageszeiten je 4—8 zu beten sind; am Freitag findet öffentliches Gebet statt; er ist aber kein Feiertag; 3) die Fasten, während des Monats Ramadan, bestehend in völliger Enthaltung von Speise, Trank und allen sinnlichen Genüssen von der Morgendämmerung bis Sonnenuntergang; 4) die Wallfahrt, wenigstens einmal im Leben, nach Mekka zum schwarzen Stein an der Kaaba, die vom Heidentum ohne Angabe eines Grundes auf den Islam übertragen wurde, und zur heilbringenden Quelle Semsem; 5) die Entrichtung einer Armensteuer. Weitere Pflichten sind: der heilige Krieg (Dschihâd) gegen die Ungläubigen, die Enthaltung von unreinen Genüssen (Schweine und Raubtiere, geistige Getränke, Spiel u. s. w.), die Beschneidung der Knaben im 5. bis 6. Jahre. Gestattet ist die Ehe mit höchstens vier Frauen; aber praktisch machen davon nur die Reichen Gebrauch; Sklavinnen sind außerdem freigestellt; indessen werden die Sklaven sehr milde behandelt. Der Koran gilt als bürgerliches und Strafgesetz, ohne für alle Fälle auszureichen. Seine Uebersetzung in fremde Sprachen ist verboten. Alle Muslime müssen entweder arabisch lernen oder verstehen nicht, was sie beten.

Da indessen der Koran viele Dunkelheiten und Zweideutigkeiten enthält, haben die islamitischen Theologen eine Sammlung von Ueberlieferungen angelegt, wie der „Prophet“ diese und jene Stellen „habe verstanden wissen wollen“. Diese Sammlung, die Ssunna genannt, ist für die mohammedanischen Orthodoxen ebensosehr eine notwendige Ergänzung des Korans, wie der Talmud der Juden eine solche des Alten Testaments. Die Sunniten sind daher die eigentlichen Rechtgläubigen des Islam.

II. Die Blüte des Islam.

1. Das Reich der Chalifen.

Wie sehr Mohammeds Herrschaft auf bloße Gewalt gegründet war, zeigte sich, als sofort nach seinem Hinschiede der größte Teil der Araber, geführt von Leuten, die sich ebenfalls für Propheten ausgaben, sich gegen die steuerbegierigen Muslime empörte. Aber seines Nachfolgers, des milden Abu Bekr, des ersten Chalifen, blutige Feldherren, besonders der grausame Chalid, warfen die Aufrührer nieder. Und bei diesem Erfolge blieb es nicht. Der schon 2 Jahre nach dem ersten sein Amt antretende zweite Chalif, Omar, war die

gewaltige Persönlichkeit, unter der sich die anfängliche Räuberbande zum Weltreiche, einem der größten, aber auch vergänglichsten in der Geschichte entwickelte. Schon Mohammed hatte in seinem Dünkel, noch ehe er Mekka besaß, die Herrscher der beiden großen Nachbarreiche, Byzantiner und Sassaniden, nebst anderen Machthabern zur Unterwerfung aufgefordert. Sie lachten über ihn, aber sie sollten es bereuen. Omar machte des Meisters Traum unerwartet schnell zur Wahrheit! In wenig Jahren (635—650) wurden von den fanatischen Muslimen nicht weniger als vier große Kulturländer erobert: Syrien, Babylonien, Persien und Aegypten nebst Tripolis und Karthago.

Die Vaterländer des Zoroastrismus, wie des Juden- und Christentums waren dem Islam zugefallen, das byzantinische Reich um die Hälfte verkleinert, das sassanidische vernichtet! Die Schwäche des letztern, das kurz vorher von Byzanz besiegt war, und die Abneigung der Syrer und Aegypter gegen Konstantinopel (oben S. 326) bahnten der ungebeugten Kraft Arabiens den Weg. Die arische Kultur war damals im Niedergange, die semitische im (freilich erst materiellen) Aufschwunge begriffen, wenn auch beides nicht auf die Dauer. Der Islam beherrschte bereits ein Reich von der Größe der Hälfte Europas; aber die Gegensätze in der buntgemischten Bevölkerung zögerten nicht, eine Empörung gegen Othman, den Nachfolger des von einem Christensklaven ermordeten Omar, hervorzurufen, der er ebenfalls zum Opfer fiel, so auch der vierte Chalif, der edle Ali, trotz dem Siege über seine Todfeindin, Mohammeds Witwe Aïscha (die Tochter Abu Bekrs). Aber all dies Blutvergießen und neuer Bürgerkrieg gegen die Aliden hinderten nicht die Fortsetzung der Eroberungen des Islam, dem unter der neuen Dynastie der Omaijaden in den Jahren 705—715 die turanischen Länder, die Grenzprovinz Indiens, Armenien, Georgien, Nordafrika bis zum Ocean, ja sogar Spanien anheimfielen; nur an Byzanz scheiterte er (oben S. 325) und an der frischen Kraft der Franken unter Karl Martell. Das Reich der Omaijaden, die ihren Sitz nach Damask verlegten und nichts weniger als fromme Muslime waren, mochte zwei Dritteln von Europa gleichkommen. Trotzdem fraß der Wurm der Zwietracht darin. Der herrschenden indifferenten Partei stand stets diejenige der Anhänger Alis, der Schiiten gegenüber, welche die Sunna verwarfen und in ihre Ansichten Schwärmereien von einer Wiederkunft des Propheten aufgenommen hatten, die an die jüdische Erwartung des Messias und die persische eines Nachfolgers Zarathustras (oben S. 185) erinnerten. Es ist fast ein Wunder, daß diese verheerenden Bruderkriege und Chalifenmorde dem Islam nicht ein Ende bereiteten. Freilich, die Omaijaden kostete dieser Kampf den Thron; nicht hundert Jahre hatten sie ihn besessen, als sie, fast gleichzeitig wie die Merowinger den Karo-

lingern, 750 den Abbasiden weichen mußten, den Nachkommen von Mohammeds Oheim Abbas, die sich zum Schein mit den Aliden verbunden hatten, aber, zur Macht gelangt, sie auf die Seite warfen und die noch lebenden Omaijaden auf scheußliche Weise ausrotteten. An die Stelle der weltlichen Leichtfertigkeit trat heuchlerische Scheinheiligkeit und unmenschliche Grausamkeit. Die neue Dynastie schlug ihren Wohnsitz in dem von ihrem zweiten Chalifen El Manßur gegründeten, später so glänzenden Bagdad auf; sie war weniger volkstümlich als die vorige, weniger „arabisch“, sie näherte sich mehr persischem Wesen und strebte einem centralistischen Absolutismus zu, über dem sie aber, so groß ihr Glanz war, schon von Anfang ihrer Herrschaft an eine Provinz des Weltreiches nach der andern verlor. Die erste war Spanien, das ein auf merkwürdige Weise geretteter Omaijade, Abderrachman, (759) zum unabhängigen Reiche erhob und damit sein Haus rächte. Schon Harun Er Raschid (786—809), der größte Chalif und Freund Karls des Großen, beherrschte nicht mehr das gesamte Reich, und schon nach seinem Tode ging es abwärts; er untergrub es durch die Vernichtung der Barmakiden, dieser trefflichen persischen Ministerfamilie seines Hauses, und durch die Teilung des Reiches unter seine feindseligen Söhne (von denen Ma'amun den Emin erschlagen ließ). Nach einander fielen nun Marokko, Tunis, Aegypten, sogar Syrien, dann nach und nach auch Persien ab, alle unter eigenen, einander rasch, meist durch Krieg und Mord, ablösenden Dynastien. Die Chalifen, denen kaum noch Babylonien gehorchte, sanken zu entnervten Wüstlingen herab; türkische Söldner und Haremsklaven herrschten am Hofe, bis die persischen Bujiden, aufgeklärte Schiiten, als Emire al Omara (Hausmeier) an die Spitze traten und die Chalifen (seit 945) nur noch dem Namen nach als geistliche Oberhäupter figurieren ließen.

2. Verfassung und Verwaltung.

Da die Araber in politischen Dingen keine Erfahrung hatten, nahmen sie für die Einrichtung ihres Reiches im Westen die byzantinische und im Osten die persische zum Muster; im Finanzwesen, in Münze, Maß und Gewicht führten sie die Ordnungen jener Reiche vollständig ein. Eigentümlich war ihnen nur der Charakter des Reiches, der in der Theorie ein gemischt geistlicher und weltlicher war. In dem Chalifen ehrte der Araber vor allem den Nachfolger des Propheten. In der That übten die Herrscher in älterer Zeit selbst geistliche Verrichtungen aus und predigten sogar, in ihrem Namen auch ihre Statthalter in den Provinzen, Freitags in der Moschee. Damals lebten sie noch einfach, etwa wie Beduinenschechs; seit dem Aufkommen der Omaijaden überwog die weltliche Seite, der Luxus und die Prachtliebe nahmen immer mehr zu, bis die Macht der Abbasiden, wie er-

wähnt, gebrochen war*). Eine bestimmte Thronfolge gab es nicht, obschon das arabische Recht sie dem jeweiligen Aeltesten der Familie zusprach. Wohl suchten die Chalifen, wenn sie Söhne hatten, diesen die Nachfolge zu sichern; in der Regel aber vollzog sich diese durch Wahl der herrschenden Partei, durch einen erfolgreichen Aufstand oder auch einfach durch Mord, in der entarteten Zeit nach dem Willen der (türkischen) Leibwache.

In der älteren Zeit hatten die Chalifen die Regierung selbst geführt und selbst Recht gesprochen. Als der Luxus durch die reiche Kriegsbeute zunahm, zogen sich die Beherrscher der Gläubigen immer mehr aus dem Audienzsaale in das Harem zurück. Unter den Abbasiden herrschten die Wesire, solange ihnen die Gnade lächelte und ihr Kopf feststand. Das war aber nicht alles; sie mußten zugleich Ceremonienmeister, Spielordner, Hofgelehrte, Hofdichter und Märchenerzähler sein. Die Chalifen verfügten über Leben und Tod ihrer Unterthanen und über die Einkünfte des Staates, die sogar der große Harun je nach Laune an Günstlinge und Haremsdamen verschenkte. Der Hof sog das Reich, die Statthalter sogen die Provinzen aus, und beduinische Räuber, wie türkische Söldner nahmen noch weg was übrig blieb. Aber es wurde auch viel Treffliches geleistet; es entstanden schöne Straßen, Wasserleitungen, Karawanserais, und ein geregeltes Postwesen verband das weite Reich, allerdings nur zum Nutzen des Staates in Frieden und Krieg.

Die bedeutendste Einnahme des Reiches bestand in der vom Koran vorgeschriebenen Armensteuer. Unter den ersten (patriarchalischen) Chalifen bestand sie in Kamelen oder Schafen im Verhältnis zu der Menge solcher Tiere, die die Unterthanen besaßen. Sie wurde jedoch nur zum Teile für die Armen verwendet, zu größeren Teilen für den Krieg und für die Beamten, die sie einzogen. Später vermehrten sich die Einnahmen durch Zölle und durch Kriegssteuern der unterworfenen Völker. Parsen, Juden und Christen mußten eine Kopfsteuer, eine Grundsteuer und Naturalleistungen an die Truppen entrichten.

Im Kriege herrschte eiserne Zucht; barbarischen Strafen unterlagen die Fehlbaren. Die Araber ordneten sich nach Stämmen. Seitdem aber andere Völker zum Reiche kamen, wurden drei Armeekorps gebildet: Nord- und Südaraber und Perser, später ein viertes, die Türken, und ein fünftes, die Afrikaner. Das Heer zerfiel in Abteilungen von 10, 100 und 1000 Mann; ihrer 10 000 standen unter einem Emir. Seit der Eroberung Aegyptens gab es auch eine arabische Flotte, deren Schiffe die griechischen zum Muster hatten.

---

*) Kremer, Alfr. v., Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Wien 1875, I. Bd., S. 48 ff. 159 ff. 256 ff. 380 ff.

Für die **Rechtspflege** ernannte der Chalif als oberster Richter Kadis, aber nur Mohammedaner. Sonst waren vielfach Juden und Christen als Beamte angestellt. Das Strafrecht war seltsam; während auf Vergehen gegen den Glauben Todes- oder wenigstens Leibesstrafen (Verstümmelungen und Hiebe) standen, wurde Mord und Totschlag mit Sühnegeld abgemacht, und die Blutrache ging ganz frei aus.

3. Sitten und Zustände.

Da das Chalifenreich ein ungeheures Gemisch der verschiedensten Völker darstellte, mußte es auch die mannigfaltigsten Sitten und Zustände in sich fassen. Wohl waren die Araber im ganzen Reiche eingedrungen, aber je weiter von ihrem Vaterlande, in desto geringerem Maße. Außer Arabien selbst, in dessen südlicher, himjarischer Hälfte der nordarabische Geist bald die Oberhand gewann, wurden Syrien und das Gebiet des Euphrat und Tigris am frühesten arabisiert, da ihre aramäische Bevölkerung der arabischen ohnehin nahe stand. In Aegypten war die einheimische Rasse so heruntergekommen, daß die Araber bald das herrschende Element wurden. Weniger war dies im fernern Westen und Osten der Fall. In Nordafrika machten die tüchtigen und freiheitliebenden Berber den Arabern das Feld streitig und sind niemals von ihnen aufgesogen, wenn auch mit ihnen vermischt worden. Noch fremder blieben den Eroberern ihre Unterworfenen im Osten, in Eran die Perser, in Turan die Türken. Diese verschiedenen Volksverhältnisse begünstigten ungemein die nur zwei Jahrhunderte nach Gründung des Reiches sich vollziehende Zersplitterung desselben.

Aber auch die herrschende Nationalität erlitt manche Veränderungen. Die Araber gewöhnten sich vielfach an das Stadtleben, wenn sie auch in diesem ihre Stammeigentümlichkeiten soweit beibehielten, daß jeder Stamm ein eigenes Quartier mit besonderen Mauern und Thoren, mit Moschee und Bazar, bewohnte. Eine eigenartige arabische Stadt aber gab es, da die übrigen schon ältere Bewohner anderer Abkunft umfaßten, außerhalb des Mutterlandes erst seit der Gründung von **Bagdad**, einer an Palästen der Chalifen und ihrer Großen reichen Prachtstadt, die mit dem alten Babylon wetteiferte, der es aber auch nicht an ärmlichen Vierteln mit elenden Hütten fehlte*).

Das Leben in Bagdad näherte sich aber unter den Abbasiden immer mehr dem persischen Typus. Der ungeheure Luxus, der mit prachtvollen Gebäuden, sowie mit Schiffen zu Lustfahrten auf dem Tigris und mit pompösen Festen getrieben wurde, stand dem arabischen Charakter ganz fern. Man hatte sogar die persische Zeiteinteilung

*) **Kremer** a. a. O. Bd. I, S. 22 ff. 114 ff. Bd. II, S. 47 ff.

angenommen. Ein besonderer Sport war die Vorführung wilder Tiere. Im Chalifenpalaste waren (im Jahre 966) hundert Löwen angekettet, sogar zu beiden Seiten des Thrones, und Elefanten in Reihen aufgestellt. Goldene Bäume mit künstlichen Vögeln standen in den Sälen. Körbe voll Gold und Silber wurden vor den Gästen ausgeschüttet, die davon mitnehmen durften.

Die Sitten wurden im erweiterten Reiche lockerer und nach dessen Zerfall noch schlimmer. Selbst im Mutterlande, in Mekka und Medina, machte sich Prostitution breit, wie viel mehr in Damask und Bagdad! Die meist einfache Ehe der Beduinen wich einem üppigen Haremsleben, in dem Eunuchen und Favoriten die Hauptrolle spielten. Sängerinnen und Tänzerinnen gewannen fabelhafte Summen von schwachen Herrschern, die dafür das Land in Armut stürzten. Tingeltangel waren in allen Städten zu finden. Schamloser Handel wurde mit Sklaven und Sklavinnen betrieben. Die ehrenhaften Araber kehrten nach Beendigung der Eroberungskriege als Beduinen in die Wüste zurück und überließen die Städte einer entnervten Noblesse und einem vaterlandslosen Pöbel *).

Die Mohammedaner nichtarabischer Herkunft, besonders Berbern, Perser und „bekehrte“ Byzantiner, obschon rechtlich als „Klienten“ (Mawâli) mißachtet, überflügelten die Herrschenden nach und nach in Reichtum und Bildung; sie stiegen auch im Staate empor. Unter den „Ungläubigen“ waren bei den Machthabern die Juden als Semiten bevorzugt. Einem Fürsten gleich war der aus dem Sassanidenreiche mit übernommene jüdische Exilarch in Babylonien, neben dem ein Gaon die religiösen Angelegenheiten leitete. Ganz ungestört bekämpften sich die jüdischen Parteien und eiferten die Karäer, die Nachfolger der Sadduzäer, gegen die orthodoxen Rabbinen, die an die Stelle der Pharisäer getreten waren, und gegen ihren Talmud, eine ganze Bibliothek von Auslegungen des mosaischen Gesetzes, die um 30 v. Chr. in Palästina begonnen und um 475 in Babylonien vollendet worden war.

Die Christen genossen je nach dem Charakter der Herrschenden Freiheiten oder wurden verfolgt, in welchem Falle sie sich massenhaft zum Uebertritte bequemten. Der Glaubensmut der Christen im römischen Reiche scheint damals verschwunden zu sein. Am besten befanden sich Mönche und Nonnen und die von der Orthodoxie abweichenden Sekten, besonders die Nestorianer, deren Patriarch in Bagdad saß und am Hofe großen Einfluß hatte. Sie zählten über 250 und die Jakobiten 150 Bischöfe. Verachtet dagegen wurden die Parsen als „Feueranbeter“.

Sehr verbreitet war allerlei Wahnglaube, so an den bösen Blick

*) Kremer a. a. O. S. 95 ff.

an Teufel und Dämonen (arabisch Dschinns) und an Zauberei. Da letztere erlaubt war, kannte der Islam keine Hexenprozesse.

Gewerbe und Handel lagen in den Händen der Juden, Christen und Parsen. Dem Mohammedaner erschien die Arbeit als eines Mannes unwürdig. Als Geldleiher und Aerzte machten sich indessen jene „Ungläubigen“ unentbehrlich. Der Nestorianer Gabriel war Haruns Leibarzt und erwarb große Reichtümer. Als aber die Eroberungen aufhörten, trieb der Erwerbssinn auch die „Gläubigen“ zur Arbeit. Es bildeten sich Zünfte; ja sogar Diebe, Kuppler, Gaukler u. a. durften zu solchen zusammentreten. Der arabische Handel umspann mit der Zeit Asien und Afrika und reichte nach Europa, wo er die Produkte des Landes der Wohlgerüche absetzte, wie Datteln, Zucker, Kaffee, Kleiderstoffe, persische Schleier und Teppiche u. s. w. Durch die Araber kamen der Reis und die Palme in den Süden unseres Erdteils.

4. Künste und Wissenschaften.

Die Araber waren so rasch und unversehens aus Nomaden zu Weltherrschern geworden, daß sie nicht Zeit hatten, einen neuen und eigenen Kunststil zu schaffen. Sie sahen sich daher darauf angewiesen, die in den eroberten Reichen vorgefundenen Kunstformen zu benutzen und auf ihre Art weiter zu bilden. Mohammeds erste Moschee in Medina war ein vergrößertes Zelt. Wollten sie größere Gotteshäuser bauen, so mußten sie christliche Kirchen zur Grundlage nehmen. Der Omaijade Abdelmelik (685—705) war es, der damit begann, indem er in Jerusalem an der Stelle von Salomos Tempel die Felsenmoschee nach byzantinischen Vorbildern errichtete; und sein Sohn Walid I. (705—715), der den Christen die ihnen von Omar gelassene Hälfte der prachtvollen Johanneskirche in Damask abkaufte und sie zur ebenso imposanten Omaijaden-Moschee umbaute*), ohne ihren byzantinischen Charakter zu verwischen. Dem Koran gemäß ist aus der Kunst des Islam jedes Bild lebender Wesen verbannt und sind nur Verzierungen („Arabesken“) und Koransprüche gestattet, was dazu Anlaß gab, die arabischen Schriftzüge in schöner Weise abzurunden. Ferner verlangt der Islam, der keine Glocken kennt, um die Moscheen schlanke Türme (Minarets), von denen der Mueddhin die Gebetsstunden ausruft. In Aegypten benutzten die Mohammedaner einheimische, römische und altchristliche Bauten zu Moscheen, deren erste 643 in Kairo entstand. In dieser Islamstadt des Nillandes erhob sich als erstes größeres Gotteshaus die Moschee Ibn Tulun. Spitz- und Hufeisenbogen wurden charakteristisch für diese Bauten. Noch eigentümlicher gestaltete sich die Baukunst des Islam in Persien, Indien

*) Fäh a. a. O. S. 272 ff. — Müller a. a. O. S. 398 ff.

und Spanien, welcher Länder wir später zu gedenken haben. Infolge des Bilderverbots fallen Plastik und Malerei in der Kunst des Islam außer Betracht.

Die Dichtkunst seit Gründung der Religion Mohammeds hat die altarabische Poesie (oben S. 335 f.) an urwüchsiger und natürlicher Kraft nicht mehr erreicht, wohl aber an Eleganz und Kunst der Sprache übertroffen. An die Stelle des Kampfgesanges der Wüste trat immer mehr das Liebesgedicht der Städte*). Die ersten Sänger dieser Richtung waren Omar Ibn Abi Rabia und Aragi, beide aus Mekka im 7. Jahrhundert, zur Zeit der Eroberungen, in denen übrigens die alten Streitlieder noch oft genug die Wachtfeuer begleiteten. Seit der Errichtung des Chalifensitzes in Damask begünstigten die Omaijaden südarabische Dichter, die von der Pracht und den Siegen der alten Könige von Saba sangen und mehr die epische als die lyrische Dichtung pflegten, daneben aber auch Schmäh- und Spottgedichte gegen politische und religiöse Gegner in den damaligen Partei- und Sektenkämpfen schleuderten. Ein echter Dichter war Wabdach, aber auch ein Don Juan, den der eifersüchtige Chalif Walid (705—715) lebendig begraben ließ**). Vielseitiger war Farazdak am Ende der Omaijadenzeit.

Die Abbasiden in Bagdad zogen die entartete nordarabische Dichtung heran, an deren Spitze Moti Ibn Ajas stand, ein Hofschmeichler, Possen- und Zotenreißer trotz schönem Talent. Unter Harun und seinen Söhnen blühte der zugleich cynische und gefühlvolle Abu Nowâs, dem die herrschende Mode sogar Verhöhnung des Islam und das Lob des Weins gestattete; als er aber alt wurde, ergab er sich der Frömmigkeit. Von diesen Verirrungen hielt sich frei der volkstümlichere Abul Atahija aus Kufa, der sich auch höherem Geistesfluge widmete und im Geruche der Ketzerei stand, weil man seine Religion nicht begriff. Die Verderbtheit seiner Zeit machte ihn pessimistisch. Ein gesinnungsloser Höfling, der nur um Geld und Gunst sang, war Motanabbi († 965), ein ritterlicher Held dagegen Abu Firâs Hamdani († 968), der als Gefangener in Byzanz ein Gedicht an seine Mutter richtete und eine natürliche Poesie wieder ins Leben zu rufen suchte; der letzte arabische Dichter von Bedeutung aber war Abulala Maarri († 1057), der sich als freier Geist hoch über seine entartete Zeit erhob, an der er verzweifelte.

Der versiegenden eigentlichen Poesie folgte die Prosadichtung, in Reimen ohne Versmaß, die indessen in den Makamen köstlichen Humor mit wertvollen Beiträgen zur Sittengeschichte verband; als ihr vorzüglichster Schöpfer ist Hariri aus Basra (1054—1121) hervorzuheben.

---

*) Kremer a. a. O. Bd. II, S. 355 ff.
**) Müller a. a. O. S. 397.

Im Abendlande ist aber aus dem Gebiete der arabischen Dichtung kein Werk besser und weiter bekannt als die Märchen-Sammlung „Tausend und eine Nacht“ (arab. Elf Leila). Sie ist jedoch kein echt arabisches Buch, sondern aus dem Persischen und durch dieses aus dem Indischen entlehnt, wozu noch chinesische, arabische und griechische Sagen kamen. Vollendet aber wurde die Sammlung erst im 15. Jahrhundert in Aegypten.

Indem wir uns zu den wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete des Islam wenden, muß vorausgeschickt werden, daß die ersten Schulen in diesem Kulturkreise aus den Moscheen hervorgingen, wo sich die Lehrenden und Lernbegierigen versammelten. Nicht etwa nur die Religion, sondern alle Wissenschaften wurden dort behandelt. Mit der Zeit aber entstanden besondere Lehranstalten (Medreseh) in schönen Gebäuden, zuerst 993 in Bagdad, wo die Lehrer und oft auch die Schüler aus Stiftungen freie Wohnung und Kost erhielten und Bibliotheken zur Verfügung hatten.

Die dem Islam nächstliegende Lehrgattung war natürlich die Theologie. Man disputierte über schwierige Fragen des Glaubens; daraus entwickelten sich die Sekten, und aus diesen gingen die Religionskriege hervor, so besonders zwischen den Sunniten (s. oben S. 339) und Schiiten (s. oben S. 340), und zwischen diesen und den fanatischen Charidschiten. Diesen standen wieder die Morgiten gegenüber, die den Fanatismus verwarfen, aber am Fatalismus festhielten. Die Kadariten verfochten dagegen die Willensfreiheit. In Damask, wo die beiden letztgenannten Sekten ihren Hauptsitz hatten, maßen sie sich mit den dort zahlreichen Christen byzantinischer Richtung, besonders mit dem Kirchenlehrer Johannes von Damask, deren Einwirkung bei ihnen nicht zu verkennen ist. Als der Schwerpunkt des Islam nach Bagdad verlegt war, wurde Bassora oder Basra der Mittelpunkt wie des Handels so auch des Wissens*). Es fanden dort Berührungen mit persischen und indischen Ideen statt, und Werke dieser Sprachen, wie auch griechische, wurden ins Arabische übersetzt. Dies pflanzte freisinnige Anschauungen, die in der Sekte der Motasiliten ihren Ausdruck fanden. Ihre Anhänger verwarfen jede Menschenähnlichkeit Gottes und jede übernatürliche Offenbarung, besonders des Korans, wurden zu einer philosophischen Schule mit hohen ethischen Grundsätzen und endlich zur herrschenden Partei, die unter Ma'amun (833) sogar die Orthodoxen maßregelte**), deren Ansichten aber der Chalif Mutawakkil aus politischen Gründen (851) wieder als einzig richtige anerkannte, während die Motasiliten sowohl, als die Schiiten verfolgt und unterdrückt wurden.

---

*) Kremer a. a. O. II, S. 396 ff.
**) Müller a. a. O. I, S. 514 ff.

Indessen hatten die freisinnigen Ideen doch eine nicht mehr zu beseitigende Wirkung ausgeübt; durch sie wurde die Naturwissenschaft samt der Astronomie und der Heilkunde unter den Arabern begründet. Es wurden in Bagdad durch Ma'amun, in Kairo durch Hakim Sternwarten errichtet, Akademien und Bibliotheken (36 in Bagdad) gegründet. Mathematik, Optik und Mechanik verdanken den Arabern bedeutende Fortschritte. Allerdings bildeten die Werke der alten Griechen, besonders des Aristoteles, Hippokrates u. a. die Grundlage dieser Leistungen. Die Chemie lag noch in den Banden der Alchemie, wie die Astronomie in denen der Astrologie. Eine medizinische Hochschule, die auf der Grundlage griechischer Wissenschaft schon unter den Sassaniden zu Gondeschapur in Chusistan gegründet worden, war von syrischen Christen geleitet und wurde von den Abbasiden begünstigt. Große Polyhistore, die das gesamte Wissen ihrer Zeit umfaßten, zugleich Philosophen, Mathematiker und Aerzte, waren Abdallah Ibn Sina (Avicenna) aus Bochara (980—1037) und Mohammed Ibn Roschd (Averroes) aus Cordova (1126—1198). Auch die Erdkunde, wenn schon fast nur die der Länder des Islam, hatte ihre tüchtigen Förderer in Edrisi aus Ceuta (um 1100—1180), der Karten zeichnete, aber nicht frei von phantastischen Träumen war, in dem eifrigen Reisenden Jakut (1179—1230) und in dem Sultan Abulfida von Hamah (1273—1331). In der Geschichte waren die Araber durchaus unkritisch und schrieben im Interesse ihrer religiösen oder politischen Parteien.

III. Der Zerfall des Islam.

1. Die Länder des Ostens.

Daß die Abbasiden bestrebt waren, die Perser mit der arabischen Herrschaft soviel als möglich zu befreunden, haben wir bereits angedeutet. Diesem Ziele dienten besonders die persischen Barmakiden als Minister mehrerer Chalifen bis auf Harun, der sie vernichtete. Werke beider Nationen wurden durch vom Hofe begünstigte Gelehrte in die andere Sprache übertragen. So erhielt die arabische Sprache persischen Schliff; sie verlor an Kraft und gewann an Feinheit und wurde zugleich als allein statthaftes Korangewand kosmopolitisch für das Gebiet des Islam. Jene Versöhnungsversuche waren aber vergeblich; die Araber und mit ihnen der orthodoxe Islam blieben den schiitischen, ja noch halb zoroastrischen Persern verhaßt, und zwar je weiter nach Osten und Norden, desto heftiger; ja es gab in diesen Gegenden nicht nur noch viele Feuertempel, sondern auch Masdakiten, eine kommunistische Sekte, die den Sassaniden als ketzerisch gegolten,

und sogar Buddhisten. Es folgten sich mehrere Aufstände gegen das Chalifat, der Tod des perserfreundlichen Chalifen Ma'amun zerriß die beiden Völker vollends, und unter dem Feldherrn Tahir, einem Perser, riß sich dessen Vaterland (822) vom Chalifenreiche los. Im Islam verblieb nun freilich die Mehrzahl der Perser; aber er erhielt bei ihnen ein besonderes, halb persisches Gesicht; es war der Schiitismus, dem die Verehrung des wieder kommenden Ali als „Mahdi" und seiner Nachkommen, der Imame, die Haupt-, der Koran aber Nebensache und die Wallfahrt nach Mekka gleichgiltig ist (die Türken verwehrten sie den Persern bis in unser Jahrhundert). Alis und Husseins Gräber in Nedschef und Kerbela sind ihnen heiliger*).

Den Tahiriden folgten weitere Herrscherhäuser, die uns hier nicht berühren; auch war nie ganz Eran unter einer Herrschaft vereinigt. Für die höhere Kultur ist erst der türkische Sultan (früher Söldnerführer) Machmud von Gasna wichtig, der seit 997 Afghanistan beherrschte, aber später seine Herrschaft über weitere Teile Erans, Turans und Indiens, wo er den Islam befestigte, ausdehnte. Er war Sunnit; aber die Perser waren zu verkommen, um zu mucksen, als er die Schiiten ebenso grausam verfolgte wie in Indien die Brahmanisten; von Ketzerbüchern ließ er ganze Kamelslasten verbrennen. Mit dem, was übrig blieb, begünstigte er Kunst und Wissenschaft. Unter ihm blühte der persische Dichter Abul-Kasim Manßur, genannt Firdusi aus Tus (940—1020), der nach alten Sagen seines Volkes das Königsbuch (Schah-Nameh) neu bearbeitete, das größte Epos des Islam, das in erhabenen Zügen die persische Geschichte von fabelhaften Zeiten an bis zum Ende der Sassaniden besingt. Die filzige Weise, wie ihn Machmud belohnte, trieb ihn in die Verbannung; doch starb er zu Hause.

Ihrem Charakter gemäß konnte die Türkenherrschaft in Persien, namentlich die der Seldschuken (s. unten S. 352), der Verdränger von Machmuds Familie, nicht länger kulturfreundlich wirken; das geistige Leben verflachte wieder unter fortwährenden Kriegen. Der Schiitismus versumpfte; ein mystisches System, der Ssufismus, kam auf und verkörperte sich in den Orden der Derwische. Zu ihnen gehörten die persischen Dichter Dschelaleddin aus Balch (1207—1273), genannt Rumi, da er in Kleinasien lebte, und Ssaadi aus Schiras (1184 bis 1281), der Sänger des „Rosengartens", beide reich an lehrhaft-schwärmerischer Symbolik. Ein bedeutender Epiker nach und trotz Firdusi war Nisami aus Gendscha in Kaukasien (1140—1202), dessen drei Dichtungen Alexander den Großen und die Liebespaare Leila-Medschun und Chosrau-Schirin zu Helden haben. Der letzte große Dichter Persiens, auch ein Derwisch, war Schemmseddin Mo-

*) Müller a. a. O. I, S. 493 ff.; II, S. 3 ff.

hammed, genannt Hafis aus Schiras († um 1390), der in anarchischen Zeiten seines Landes sich die Seelenruhe bewahrte, wie alle Perser das Verbot des Weins nicht achtete, in entzückenden Versen die Liebe besang und dem Weltverwüster Timur gegenüber seinen Freimut äußerte. Es ist hier zu erinnern, daß Schiras, die Vaterstadt des Saadi und Hafis, der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Persien und namentlich der Sitz einer wohlgeordneten Bibliothek war.

Persien war es vor allen Ländern, das die beiden Mongoleneinfälle unter Dschingis-Chan und Timur Lenk (Tamerlan), diesen Teufeln in Menschengestalt, auszuhalten hatte, denen es auch seinen späteren Ruin vorzugsweise verdankt. Temudschin, der den Titel Dschingis-Chan annahm, von türkischem Stamme, brach, nachdem er Nord-Tsina erobert (s. oben S. 149), 1218 an der Spitze seiner Mongolen verschiedener Völker über Turan unter namenlosen Greueln in Eran ein*) und zog, diese Länder als Wüsten zurücklassend, 1224 in seine Mongolei zurück. Er endete 1227; aber seine Söhne und Enkel setzten sein „Werk“ getreulich fort. Indessen erwarb einer der letzteren, Hulagu, das Verdienst, die Mordnester der Assassinen in Persien zerstört zu haben, einer entarteten, fanatisierten Sekte der Ismaeliten, die die Tendenzen der Aliden (s. oben S. 340) auf die Spitze trieben. In Persien setzten sich Hulagus Mongolen als Ilchane fest und machten von hier aus 1258 der schwachen Herrschaft der Chalifen in Bagdad ein Ende, versanken aber bald in die Schwäche aller morgenländischen (und auch einiger abendländischen) Herrscherhäuser. Man sollte nicht glauben, daß nach Dschingis-Chan, dessen Nachfolger allerdings manches Zerstörte wieder herstellten, noch viel zu vernichten gewesen wäre; dies brachte aber der zweite mongolische Wüterich, Timur (d. h. Eisen), auch von türkischem Stamme, zuwege. Zu Kesch in Turan 1336 geboren, schwang er sich nach abenteuerlichem Leben zum Herrscher von Turan auf, warf sich wie sein Vorgänger wieder besonders auf Persien, und unternahm 1398 einen Raubzug nach Indien. Nachdem er auch Westasien verwüstet, setzte ihm 1405 in seiner Heimat der Tod ein Ziel. Sein Reich zerfiel schneller als es entstanden.

Nun geschah aber etwas Merkwürdiges. Während Persien, nach langer türkisch-mongolischer Unterdrückung, durch den Ssefiden Ismail, einen echten Aliden und Ssufi, am Anfange des 16. Jahrhunderts wieder ein schiitisches und nationales Reich wurde, gelang es dem ebenfalls schiitischen, aus Turan verdrängten, aber Kabul besitzenden Enkel Timurs, Babur II., das von seinem Großvater verwüstete Hindustan, wo türkische Kleinherrscher in den letzten Zügen lagen und Afghanen sich zu behaupten versuchten, diese Wirren klug benutzend,

*) Müller, Bd. II, S. 199 ff.

im Jahre 1526 zu erobern und zu einem großen Kulturstaate zu gestalten, den man als das Reich der **Großmogule** zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Im nördlichen Indien hatte sich bereits seit zwei Jahrhunderten ein spezifisch indischer Islam gebildet, der den Hindus schon seit einem halben Jahrtausend ihre Herren gab, aber in seiner Kultur wesentlich von persischen Mustern abhängig blieb. Verkehrssprache war das aus Indisch, Persisch und Türkisch gemischte Hindustani, Hof- und Gelehrtensprache aber Persisch. In der Litteratur wurde nicht viel geleistet, desto mehr aber in der Baukunst, die hier (wie am anderen Ende der Islamwelt, in Spanien) die höchsten Triumphe feierte. Wie die Abbasiden dem persischen, so näherten sich die mongolischen Herrscher dem indischen Wesen. War auch Babur dem Großvater durchaus unähnlich, d. h. menschlich, so ist doch die Blüte des Reiches erst seinem Enkel **Akbar** (1556—1605) zu verdanken; ohne religiöse Vorurteile, groß und erhaben denkend, für seine Völker treu besorgt, übte er allgemeine Duldung, schuf eine vortreffliche Verwaltung und hielt wohlthätigen Frieden. Er verkehrte wöchentlich mit Gelehrten aller Religionen: Brahmanen, Persern, Moslimen, Juden und Christen (Jesuiten) und strebte nach einem gereinigten Gottesglauben*). Er lebte einfach, besaß eine große Bibliothek und ließ eine Menge guter Bücher aller Kulturvölker übersetzen. Die islamitischen Geistlichen waren sehr erbost über seine Glaubenslosigkeit und seine Abwendung vom Moscheendienste. Leider machte sich nach seinem Tode der allmächtige Atavismus geltend und ließ seine Nachkommen in Timurs Fußtapfen treten, soweit es ihrer zunehmenden Schwäche möglich war.

Großartig und unerreicht sind die Bauten der Großmogule, in denen allerdings schon ihre Vorgänger geglänzt hatten, besonders in ihren Hauptstädten **Agra** und **Dihli** (Delhi). Sie beruhen auf einer verschwenderischen, aber geschmackvollen Anordnung von Säulenhallen mit aufgesetzten Kuppeln und Kiosken. Die Dschama (Hauptmoschee) in Dihli, der Palast zu Agra, die Moschee in Fatschpur (Akbars Lieblingssitz), Akbars Grab und das einer Gemahlin seines Enkels Schah Dschehan (Tadsch i Mahal) in Agra u. a. sind wunderbare Werke, die selbst dem Renaissance-Europäer imponieren.

2. Die Länder der Mitte.

Die höhere Kultur, die im Osten des ehemaligen Chalifenreiches neue Blüten getrieben, läßt uns im Stiche, wenn wir uns den mittleren und westlichen Teilen des einstigen Weltreiches zuwenden (allerdings

*) **Max Müller**, Einleit. in die vergleich. Religionswissenschaft. Straßburg 1874. S. 62 ff.

Spanien ausgenommen, das aber in die abendländische Kultur gehört). Jene mittleren und westlichen Länder, d. h. Westasien und Nordafrika, ließen sich an den im Gebiete des Islam so häufigen und so verheerenden Kämpfen um Herrschaft und Macht genügen. Die Nachkommen der Chalifen waren, wie oben (S. 341) gesagt, nur noch Schattenbilder früherer Größe und selbst in dem babylonischen Reste des Reiches ohnmächtige Werkzeuge ihrer Vormünder, der Bujiden-Sultane, ja noch schlimmer, deren Opfer und Diener. Es ging aber jenen nicht besser; noch schneller als die Abbasiden gingen sie in blutigen Kämpfen unter, und in der Mitte des 11. Jahrhunderts kamen neue Türkenscharen, die Seldschuken aus Persien, das sie zum Teil beherrschten, nach Bagdad, wo sich ihr Häuptling Togrulbeg festsetzte und die Rolle der Bujiden übernahm, und zwar mit mehr Erfolg. Sein Neffe Alp Arslan (1063—1072) und sein Großneffe Melikschah (1072—1092) eroberten alle die in Vorderasien entstandenen Miniaturstaaten und geboten auch über Syrien und Palästina. Als Türken waren auch die Seldschuken im Ausbeuten und Verwüsten, in Raub und Mord am größten*). Im christlichen Armenien wurden die Kirchen in Moscheen verwandelt; fast ganz Kleinasien verloren die Byzantiner, deren Reich immer schwächer und kleiner wurde. Dagegen waren die Seldschuken, wenn ihr Länderhunger gestillt, wirklich gute Regenten, mit Hilfe geistvoller Wesire umsichtige Verwalter, Hersteller zerstörter Orte und Bauten, Freunde der Kunst und Wissenschaft, ohne daß jedoch etwas Bedeutendes unter ihnen geleistet wurde. Als aber Melikschah starb, der kurz vorher seinen freimütigen greisen Wesir Nisam El Mulk hatte ermorden lassen, zerfiel das Seldschukenreich unter wilden Kämpfen zwischen Brüdern und Verwandten wieder in viele Teile. Und das waren nun die Zustände, welche die Kreuzfahrer trafen, deren Geschichte, weil vom Abendlande aus geleitet, in das nächste Buch gehört.

Die fortgesetzten Kriege unter den Seldschuken benutzte 1132 ein ausnahmsweise rüstiger Abbaside, Mustarschid, sich wieder zum Herrn über Bagdad zu erheben. Das ging so notdürftig auf und ab über ein Jahrhundert, bis im Jahre 1258 die Mongolen Hulagus, vom thörichten Chalifen Naßir gegen seine Bedränger zu Hilfe gerufen, Bagdad einnahmen und den letzten Chalifen Musta'aßim töteten. So endete die Nachfolgerschaft des „Propheten“.

So wenig wie die Kreuzzüge, können hier die Anfänge des auf die zertrümmerte Herrschaft der Seldschuken in Kleinasien folgenden Reiches der Osmanen Platz finden. Ihr enger Zusammenhang mit dem Abendlande verweist auch die Kämpfe mit ihnen in das nächste Buch.

*) Müller, a. a. O. Bd. II, S. 74 ff.

3. Die Länder des Westens.

Das Verhältnis Nordafrikas zum Kalifenreiche war vor allem bestimmt durch die Abneigung der halb wilden und tapferen Berbern sowohl gegen den Islam, als gegen die für diesen erobernd wider sie andringenden Araber. Sie lebten ebenso als freie Nomaden wie jene vor Mohammed und waren daher nicht gesonnen, sich ihnen unterzuordnen. Eine prophetische Frau an der Spitze, widerstanden sie der Invasion, bis sie unterlagen und sich ergeben mußten. Ihre Hauptstadt Karthago war im Kriege zerstört, und sie fügten sich dem Islam; aber die Feindschaft zwischen beiden Völkerstämmen blieb bestehen, auch nachdem Spanien von den Berbern für die Araber erobert war. Auch hier gehört der weitere Verlauf in den Kreis der abendländischen Kultur.

In Afrika aber stritten sich nicht nur Araber und Berbern, sondern ebenso heftig Nord- und Südaraber (die Hauptstämme Keiß und Kelb)*). Die Härte und Strenge der Nordaraber machte sehr böses Blut; die Barbaren fielen massenweise der chalifenfeindlichen Sekte der Charidschiten zu und erhoben sich gegen die Araber wiederholt. Nichts beweist besser die Ohnmacht der damaligen Christen, als der Umstand, daß sie gegen die einander zerfleischenden Mohammedaner nicht vorgingen. Der Untergang der Omaijaden gab endlich das Zeichen zum Abfalle Afrikas und der Bruderkrieg zwischen Emin und Ma'amun zu dem Aegyptens vom Chalifate, das auf Asien beschränkt blieb. Ja in den abgefallenen Ländern machten sich nun die von den Abbasiden (s. oben S. 341) verratenen Aliden die Lage zu nutz und gründeten sich Machtbereiche im Westen Nordafrikas. In dessen Mitte (jetzt Tunesien) hielten sich noch die scheinbar den Abbasiden ergebenen blutdürstigen Aglabiden, die zwar die byzantinische Insel Sicilien, also bereits eine zweite europäische Provinz, dem Islam gewannen, wozu sie über 70 Jahre (828—902) bedurften, und selbst in Italien verwüstend eindrangen, aber sich nicht dort halten konnten und dann selbst von den Berbern vernichtet wurden. Nun erlangten auch hier die Aliden (oder Fatimiden, nach Fatime, der Gattin Alis und Tochter Mohammeds), d. h. persische Abenteurer, die sich als Aussendlinge geheimer Verbindungen der fanatischen Ismaeliten für Fatimiden ausgaben, die Macht**). Obeidallah, ihr Haupt, der angebliche Machdi (s. oben S. 349), eroberte an der Spitze schiitischer Barbaren Tunesien (910). Den Abbasiden trat damit ein neues afrikanisches Chalifat gegenüber, dem in den nächsten Jahren auch Algerien, Marokko, Tripolis und Aegypten zufielen, letzteres freilich erst nach anfänglichen Miß-

*) Müller a. a. O. Bd. I, S. 446 ff.
**) Ebenda S. 596 ff.

erfolgen, 969, unter Obeidallahs Urenkel El-Moïs, der dort El-Kahira gründete, wohin die Fatimiden bald ihre Hauptstadt verlegten und wo sie zwei Jahrhunderte ein sunnitisches Volk beherrschten. Auch Syrien kam nach heftigem Widerstande der Karmaten, einer ebenfalls schiitischen Sekte, unter ihre Herrschaft, war ihnen aber nie recht sicher; denn dort stießen sie auf die asiatischen Sultane und die Byzantiner und verloren das Land schließlich an die Seldschuken (siehe oben S. 352). Das wahnsinnige, grausame Treiben des fatimidischen Chalifen Hakim (996—1021), seine Verfolgungen der Juden und Christen, sein Versuch, Aegypten schiitisch zu bekehren (er verschwand spurlos), führten den Verfall dieser dämonischen Dynastie herbei. Afrika war schon vorher verloren gegangen, und seit 1062 beherrschten Türkensöldner die nur den Namen tragenden Chalifen. Damit sind wir auch hier am Vorabend der Kreuzzüge angelangt und müssen nun unsere Blicke dem Abendlande zuwenden.

Viertes Buch.

Die abendländische Kultur.

Ueberblick.

Die morgenländische Kultur zeigte uns Völker, die sich im allgemeinen ohne Meer behalfen und an großen Flüssen ihre kulturgeschichtliche Aufgabe lösten. Die mittelländische Kultur blühte rings um ein Meer. Die abendländische dagegen richtete sich zwischen zwei Meeren ein; die ihr folgende wird alle Meere der Erde durchqueren. Noch mehr: die Völker des Morgenlandes blieben einander fremd, ein jedes lebte für sich abgesondert; die des Mittelmeers standen in fortwährendem Verkehre, bald in freundlicher Verbindung, bald in feindseligem Kampfe; das Abendland ging einen Schritt weiter und nahm eine allen seinen Völkern gemeinsame Religion und damit auch gemeinsame Züge auf verschiedenen Kulturgebieten an. Wir Heutigen haben diese Gemeinsamkeit über alle Erdteile auszudehnen wenigstens begonnen. Was heißt nun aber Abendland? Wir verstehen darunter, um uns gleich so genau wie möglich auszudrücken, Europa, soweit es vor der Reformation in religiösen Dingen unter dem Papsttum stand. Durch diese Thatsache erhält die abendländische Kultur ihren eigenartigen Stempel. Da aber das Papsttum nicht von Anfang seines Daseins an in jenem Gebiete allgemeine Anerkennung fand, so muß gefragt werden, womit denn die abendländische Kultur ihren Anfang nahm. Dies geschah, wie sich zeigen wird, durch das Auftreten eines Völkerstammes in der Geschichte, der nicht am Mittelmeer erwachsen ist, dem vielmehr dieses Gewässer ursprünglich fremd war. Dieser Völkerstamm ist derjenige der Germanen. Er war wie von der Natur und damit vom Weltgeiste, der sie schafft, dazu bestimmt, in der Geschichte einen neuen Zeitraum zu beginnen. Denn die Germanen unterscheiden sich scharf von der übrigen Menschheit; sie allein sind blond, alle übrigen Völker der ganzen Erde aber schwarzhaarig.

Ueberall, wo Germanen siegend eindrangen oder als Ansiedler einwanderten, begann damit die abendländische Kultur ihr Dasein und fand die mittelländische in ihrem bisherigen Sinne ihr Ende. Wo aber die Germanen einheimisch waren, hat es überhaupt keine andere Kultur gegeben als die abendländische.

Das Abendland ist eine aus kleineren Halbinseln bestehende größere, die sich zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Mittelmeere von Nordost nach Südwest erstreckt. Geschichtlich zerfällt es in zwei Hauptteile: in die Länder, die zum römischen Reiche, und in die, welche nicht dazu gehörten. Zu diesen muß auch die britische Inselwelt gerechnet werden, die nur vorübergehend und teilweise den Römern gehorchte und erst nachdem diese abgezogen, von Germanen erobert wurde. In jenen Ländern nun, die bis zum germanischen Eindringen römisch blieben, wurden die Germanen in der Sprache romanisiert; die höhere Kultur besiegte die Sieger, vermochte sich aber ihrem erfrischenden Einfluß nicht zu entziehen. In den niemals römischen oder nicht römisch gebliebenen Ländern dagegen blieben die Germanen was sie waren; die größere Kraft unterwarf die schwächeren Völker, Kelten oder Slawen. Im ganzen schauten die germanisch Gebliebenen nach dem Ocean voraus und blieben dem Mittelmeere fern, während die romanisch Gewordenen, gleich den Romanen selbst, auch wenn sie am Ocean hausten, sich nach dem Mittelmeere zurückwandten, wenigstens bis zu einer Zeit, da dieses seine Rolle ausgespielt; aber auch dann ist die oceanische Rolle der Romanen ebenfalls nicht von Dauer gewesen.

Was Europäer mit Hilfe germanischer Kraft, römischer Bildung und christlichen Glaubens bewirkt haben, das ist abendländische Kultur.

Werfen wir nun einen Blick auf die einzelnen Länder, in die das Abendland zerfällt. Da ist zuerst *Italien*, das noch völlig dem Mittelmeer angehört, aber seit dem Ende des weströmischen Reiches für das ganze sog. Mittelalter ein Tummelplatz der Germanen und für dieselbe Zeit der Sitz des geistlichen Oberhauptes über das ganze Abendland wurde, am Ende jener Periode aber demselben Länderbegriffe die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften vermittelte, also trotz seiner mittelländischen Lage einen Hauptfaktor der abendländischen Kultur bildet. Beiden Meeren zu gleichem Teile gehört *Spanien* (mit Portugal) an und ist auch für beide wichtig geworden: denn über das Mittelmeer her wurde es eine Provinz des Islam, den es aber mit europäischem Geiste tränkte und mit europäischer Kraft vertrieb, während es zugleich auf der Bahn des Oceans den übrigen Europäern voranging, leider aber auch auf die Abwege religiöser Verfolgung geriet. Die Folge war, daß es von *Frankreich*, dem die Abwehr des Islam gleich anfangs gelungen, politisch und geistig

überflügelt wurde; diesem aber drohte bereits dasselbe Schicksal von Seite Großbritanniens, das den Vorteil hat, auf allen Seiten vom allbefreienden Ocean umgeben zu sein. Dessenungeachtet hat Deutschland in unserer Kulturperiode, weil ein Ursitz der Germanen, die mächtigere Rolle gespielt, bis Partikularismus der Stämme im Innern und Romanismus der Kirche von außen das stolze Reich schwächte, aber durch die Reformation ein geistiges Gegengewicht erhielt, was in politischer Beziehung erst in weit späterer Zeit gelingen sollte. Während Großbritannien und Deutschland noch in einem Teil ihres Gebietes römische Kultur, heidnische und christliche, empfangen hatten, mußte dagegen die nördlichere germanische Heimat, Skandinavien, das vom Mittelmeer entfernteste Land Europas, seine Kultur von vorne anfangen und alles, was es wurde, wenn auch mit deutscher Hilfe, aus sich selbst bewirken. Das Abendland umfaßt indessen auch zwei rein kontinentale, vom Meere entfernte Länder, die aber durch deutsche Einwirkung (nicht Eroberung) in das Haus des Abendlandes eingeführt wurden. Dem hat Polen zu verdanken, daß es an die Ostsee, Ungarn, daß es an die Adria vordringen konnte, wenn auch beide der Undankbarkeit gegen Deutschland geziehen werden müssen!

Ueber Europa hinaus hat das Abendland nie gereicht, wenn es auch seine Kultur versuchsweise nach fremden Gestaden trug. Die Vandalen konnten nicht Nordafrika, die Wikinger nicht Grönland und Winland, die Kreuzfahrer nicht Syrien abendländisch machen, und was Spanier, Portugiesen und Engländer jenseits des Oceans entdeckten und gewannen, damit sind sie bereits aus der abendländischen Sphäre in die folgende, die gesamte Erde umfassende Kulturperiode hinübergeschritten; sie bildet aber mit der abendländischen ein großes Ganzes, das sich nur allmählich erweitert und seinen Schauplatz ausdehnt, bis er einst keine anderen Grenzen als die unsern Planeten umgebende Atmosphäre kennen wird.

Eine solche Ausdehnung seiner Interessen hat im Gebiete der abendländischen Kultur schon frühe begonnen. Das Abendland erhielt einen gemeinsamen Gegner schon in dem die mittelländische Kultur, die bereits ganz christlich war, zerreißenden Islam, wie wir oben sahen. Die Abwehr seiner maßlosen Ansprüche, bei Konstantinopel (S. 325) und Poitiers beginnend, wuchs zum Heldenkampf um die iberische Halbinsel und um das heilige Land aus. Aber die Spannung zwischen griechischer und römischer Kirche und zwischen Romanen und Germanen machte die Kreuzzüge scheitern und verurteilte Europa zur Ohnmacht gegenüber dem türkischen Ueberfall, der Griechenland auf Jahrhunderte zu Grunde richtete und bis in das Herz Europas sich einfraß. Daß dieses kulturfeindliche Attentat nur langsam und unvollständig abgewehrt werden konnte, ist dem Eintritt einer neuen Gegnerschaft unter Europas Christen zu verdanken. Das von dem Joche

der Mongolen endlich befreite Rußland trat als slawische Macht und als Anwärter auf den Balkan und Bosporos den Germanen in den Weg. Die Ausdehnung der abendländischen Kultur auf diesen östlichen Koloß hatte eine lähmende Wirkung auf jene; denn er wollte nicht Schüler, sondern Meister sein. So haben die Schwierigkeiten, mit denen die abendländische Kultur zu kämpfen hatte, sich mit ihrer Erweiterung zur erdumfassenden nur vermehrt, und unsere heutige politische Kultur, zu der wir es „so herrlich weit" gebracht, heißt: stete Kriegsbereitschaft.

Auf geistigem Gebiete ist anzuerkennen, daß, wie die Germanen die politischen, so die Klöster die litterarischen und künstlerischen Bahnbrecher einer Zeit waren, in der es galt, die Errungenschaften des griechisch-römischen Geistes vor dem Untergange zu bewahren, was mit Hilfe des Christentums großenteils gelungen ist. Allerdings sind sie mit der Zeit überholt worden. Neue Gesichtskreise haben dem Abendlande die Kreuzzüge eröffnet. Noch aber bedurfte Europa eines heftigen Kampfes gegen Aberglauben, gegen Standesvorurteile, gegen brutale Verfolgung der Ketzer, Hexen und Juden und andere Barbarei in Sitten und Gesetzen. Der Humanismus und die Renaissance nahmen diesen Kampf auf; Entdeckungen und Erfindungen waren ihm behilflich; das 16. Jahrhundert leistete, woran die Reformation gescheitert war; in Philosophie, Naturwissenschaft, Litteratur und Kunst leuchteten neue Sonnen auf; die Fesseln der Vorurteile brachen trotz allen Bemühungen der Dunkelmänner; freiheitliche Bestrebungen regten sich aller Orten, und wenn auch sowohl blutige Ausschreitungen bei Anlaß solcher als gewaltsame Rückdrehungen des Rades der Zeit nicht ausgeblieben sind — trotz alledem geht es, wenn auch langsam, vorwärts, und es muß nach jedem Winter stets wieder Frühling werden! —

Erster Abschnitt.

Die Völkerwanderung und ihre Folgen.

I. Die nordeuropäischen Völker in vorchristlicher Zeit.

1. Die Kelten.

Früher als die Germanen sind die Kelten auf den Schauplatz der Geschichte getreten, haben aber weder Reiche gegründet, noch auf die Kulturentwickelung anderer Völker direkten Einfluß ausgeübt, einen indirekten erst in späterer Zeit durch Vermittelung romanischer oder christlicher Kultur auf die Germanen. Sie haben wohl unter ihren

Fürsten oder Brennen Italien und Griechenland überzogen, Rom (389 v. Chr.) verbrannt, Delphi (278 v. Chr.) angegriffen und sich nach scheußlichen Verwüstungen in Kleinasien (Galatien) niedergelassen. Diese „Thaten“ gehören in die mittelländische, die Sitze und Sitten der Kelten dagegen in die Einleitung zur abendländischen Geschichte. Ihre Heimat ist mehr oceanisch als kontinental und gar nicht mediterran. Sie bewohnten bis zur Zeit der römischen Weltkriege nicht weniger als ganz Britannien, den größten Teil Galliens, Teile Spaniens und Italiens (oben S. 379), West- und Süddeutschland, Böhmen und das Donaugebiet bis nach Ungarn. Es fehlte ihnen aber an Widerstandskraft; sie erlagen entweder Römern oder Germanen und wurden von ihnen aufgesogen; jetzt kennt man sie an ihrer Sprache nur noch in der Bretagne, Wales, Westirland und Nordskotland; ihren Charakter freilich können die romanisierten Franzosen nicht verleugnen; auch vereinzelte andere Spuren ihres Wesens lassen sich noch auffinden*).

Die Kelten waren ein kriegerisches, aber mangelhaft organisiertes Bauernvolk. Ihre Dörfer waren großenteils befestigt, auf Hügeln oder zwischen Sümpfen gelegen und in Kriegszeiten überfüllt. Größer waren die von den Vornehmen (Rittern) bewohnten stadtartigen Festungen (Dunum). Die einzelnen Stämme oder Völkerschaften lebten für sich unabhängig in einer Mischung lokaler Monarchie, Aristokratie und Demokratie mit mehr lebhaften als fruchtbaren Volksversammlungen. Die früheren Fürsten wurden mit der Zeit durch auf ein Jahr gewählte Beamte (Vergobreten, Rechtwirker) ersetzt. Die Römer heben außer der Kriegslust der Kelten deren Beredsamkeit hervor. Der Handel war es fast allein, der die Stämme verband, deren manche indessen Bünde bildeten. Von der Bildung der Kelten weiß man wenig. Im Süden Galliens, wo die hellenische Kolonie Massalia großen Einfluß ausübte, bedienten sie sich für ihre Sprache der griechischen Schrift, im Norden nach der römischen Eroberung, die im öffentlichen Leben *ihre* Sprache vorschrieb, der lateinischen. In Britannien dagegen war die aus Strichen und Punkten auf und unter einer geraden Linie bestehende sog. Ogham-Schrift üblich.

Die keltische Religion hatte einen düstern, wilden Charakter. Ihre Götter (Ogmius, Esus u. a.) glichen blutigen Ungetümen und waren ähnlich ausgestattet wie die indischen. Ihnen dienten als Priester die Druiden, eine herrschsüchtige Kaste, die mit geheimnisvoller Weisheit zu prunken liebte und Menschenopfer brachte, wozu Verbrecher dienten. Sie waren auch Richter, Lehrer, Aerzte, Zauberer u. s. w. und hatten ein gewähltes Oberhaupt. Die Bevölkerung war ihnen sehr ergeben und lebte eigentlich vorzugsweise unter geistlicher Herr-

---

*) Driesmans, Heinr., Das Keltentum in der europ. Blutmischung. Leipzig 1900. Das Buch enthält viel Richtiges, aber auch manche Irrtümer.

schaft. Sie liebte die Dichtkunst, mit der sich Sänger (Barden) beschäftigten, die besonders kriegerische Thaten verherrlichten. Dagegen war die Kunst noch sehr unentwickelt und geschmacklos*). Folgen hat diese primitive Kultur nicht gehabt.

2. Die Germanen.

Am Anfange unserer Zeitrechnung teilten sich die Germanen in drei Gruppen: eine nördliche, östliche und westliche. Die Nordgermanen wohnten in Skandinavien (Schweden, Norwegen und Dänemark), die Ostgermanen oder Goten im heutigen Altpreußen, Polen und Südwest-Rußland, die Westgermanen oder Deutschen im heutigen Deutschland östlich vom Rhein und nördlich von der Donau, welche beide Ströme sie aber nach und nach überschritten und aus deren jenseitiger Gegend sie die dort hausenden Kelten verdrängten oder sich mit ihnen vermischten. Da die Goten erst später und die Skandinavier noch weit später in der Geschichte auftreten als die alten Deutschen, so haben wir es hier nur mit diesen zu thun. Wir finden sie zuerst als Wanderer nach dem Süden, getrieben von Not, aber auch von Sehnsucht nach warmem Klima, anfänglich gemeinsam mit Kelten, später allein. Schon hundert Jahre vor Christus flößten die von der Nordsee kommenden Kimbrer und Teutonen dem bereits die damalige Welt beherrschenden Rom Schrecken ein. Ein einheitliches Volk waren die alten Deutschen nicht; sie hatten auch keinen gemeinsamen Namen; „Germanen" wurden sie von fremden Völkern genannt. Beim Beginn unserer Zeitrechnung hatten sie bereits feste Wohnsitze, auch am linken Rheinufer, wenn auch keine Städte, und lebten von Ackerbau, Viehzucht und Jagd; zuweilen auch führten sie Fehden unter sich oder Kriege mit fremden Völkern. Sie wohnten in Blockhäusern; Nahrung und Kleidung waren höchst einfach. Die Frauen wurden hoch geachtet, die Liebe und Ehe war treu, Entführung kam nicht selten vor. Doch herrschte der Hausvater unumschränkt in der Familie, deren Glieder in seiner Munt standen, aus der die Söhne durch Wehrhaftmachung, die Töchter durch Heirat entlassen wurden. Die Munt über die Frau wurde durch Kauf der Braut um Waffen oder Vieh erworben. Die Verwandten wohnten als Sippe im Dorfe, die Gemeindegenossen als Hundertschaft im Gaue beisammen, das unter einem Fürsten stand. Mehrere Hundertschaften bildeten ein Volk, das sich im „Ding" über öffentliche Angelegenheiten besprach, für den Krieg als Führer einen Herzog wählte und später einen stän-

*) Mommsen, Theod., Römische Geschichte, Bd. III, 2. Aufl. S. 212 ff. 3. Aufl. S. 227 ff., Bd. V, S. 90 ff. — Soltau in Hellwalds Kulturgesch., 4. Aufl. S. 309 ff.

digen König an der Spitze hatte, der aber durch den Volkswillen eingeschränkt war. Unbedingt gebot er nur über sein kriegerisches Gefolge (so auch der Herzog und Fürst). Die ganze Einrichtung des für sich unabhängigen Volkes war kriegerisch. Hauptwaffe war der Speer (Ger). Das Gericht, wie die Volksversammlung „Ding“ genannt, urteilte unter dem Vorsitze des Fürsten auf der Mal- oder Dingstatt nach „Weistümern“, die sich mündlich fortpflanzten. Das Volk zerfiel in Stände: Adelige, Freie, Hörige und Knechte, d. h. Führer, Krieger, Unterworfene und Kriegsgefangene oder zur Knechtschaft Verurteilte, die aber freigelassen werden konnten. Grund und Boden war gemeinsames Eigentum, Haus und Fahrhabe aber besonderes der Besitzer. Jenes gehörte den Markgenossenschaften und wurde den Familien zur Benutzung zugeteilt oder blieb auch Gemeinbesitz (Allmännde).

Pflicht der Sippeglieder war unbedingte Treue und Genugthuung für jeden an einem von ihnen verübten Frevel, besonders Totschlag. Doch stand die Wahl zwischen Klage und Fehde frei. Diese hatte ihre festen Regeln und wurde meist durch eine Buße, das Wergeld beigelegt; durch Geschlechter fortgesetzte Blutrache gab es nicht. Mit dem Tode wurde dagegen heimlicher Mord, sowie Landesverrat, großer Diebstahl, Brandstiftung u. s. w. bestraft. Wurde gegen andere Vergehen geklagt, so traf den Schuldigen die Aechtung. Er war recht- und friedlos und durfte als „Waldgänger“ erschlagen werden. In geringeren Fällen erfolgte Geldbuße. War die Schuld zweifelhaft, so schritt man zum Gottesurteil, wenn nicht Eideshelfer oder Zeugen entschieden; Unfreie wurden gefoltert.

Die Leichen wurden ohne Regel begraben, verbrannt oder in Kähnen dem Meer überlassen. Ueber Grab oder Brandstelle warf man einen Hügel auf; später aber traten an deren Stelle Reihengräber. In beiden Fällen wurden dem Toten Waffen, Schmuck u. s. w. mitgegeben*).

Als sittliche Eigenschaften der alten Deutschen finden wir: Mut, Tapferkeit, Keuschheit, Gastlichkeit, Treue gegen die Eigenen (den Feinden gegenüber wurde dagegen alles erlaubt), Achtung des Eigentums und Ehrfurcht vor Alter und Verdienst.

Die Religion der alten Deutschen beruhte, wie diejenige aller Arier, auf der Verehrung des Lichtes und Scheu vor der Finsternis. Im übrigen nahm sie verschiedene Formen an. Es ist jedoch falsch, den weit später in der sog. „Edda“ ausgebildeten Götterglauben der

*) Schröder, Rich., Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig 1889. — Dahn, Felix, Deutsche Geschichte, I. Bd., Gotha 1883. — Ders., Urgeschichte der germ. und rom. Völker, I. Bd., Berlin 1881. — Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte, I. Bd., Berlin 1894. — Des Verf. d. B. Kulturgeschichte des deutschen Volkes, I. Bd., Berlin 1892, S. 17 ff.

Skandinavier schon den alten Deutschen zuzuschreiben, deren Religion weit früher als die jener, vom Christentum verdrängt wurde und daher nur unvollkommen bekannt ist. Ihre Hauptquelle sind die Volkssagen, deren Alter wieder als sehr ungewiß betrachtet werden muß. Darin findet man viele Spuren der Verehrung von Sonne, Mond und Sternen, der Personifizierung von Naturdingen und Naturgewalten, wie Wind, Wolken, Blitz und Donner, Feuer, Wasser u. s. w., der Belebung und Beseelung von Pflanzen, besonders Bäumen, der Verwandlung und Verkleidung von Geisterwesen in Tiere aller Arten, ferner einen Glauben an die Dämonen der Erde (Zwerge und ihr Gegenbild: Riesen), der Häuser (Kobolde und Truden), der Gewässer (Nixen), des Waldes und Feldes (Korn- und Baumgeister). Weit weniger Spuren haben die Götter zurückgelassen, deren Ausbildung im Volksglauben wohl auch noch nicht weit vorgeschritten war. Wie bei Indern, Griechen und Italikern war der Licht- und Himmelsgott, hier Zio oder Er, gotisch Tius, der älteste, später aber nur noch Schwertgott (Saxnot). Ihn verdunkelte der Donnergott, Donar oder Thunar, als der sich bemerkbarer machende. Dieser Volksgott wich aber dem Gotte der Vornehmen, dem Kriegs- und Siegesgotte Wuotan (hochdeutsch) oder Wodan (niederdeutsch), der zum Hauptgotte, zum Vater der Götter und Ahnherrn hochstehender Menschen erhoben wurde. Als seine Gattin galt wohl auch in Deutschland Freia oder Fricka (die noch eine Person bildeten). Weitere göttliche Wesen sind nur in unklarer Weise genannt, und was von heutigem Volksglauben alt zu sein scheint, ist oft nicht als alt nachzuweisen*).

Der Ort des Götterdienstes war meist im Freien, in umzäunten „Frithöfen“, bei heiligen Bäumen, Säulen, Quellen, Seeen. Er bestand in Gebeten und Opfern (von Pflanzen, Tieren, Verbrechern oder Kriegsgefangenen). Priester des Hauses war der Vater, des Gaues der Fürst, des Volkes der König; erst spät gab es besondere Priester und Wahrsager, auch Priesterinnen oder weise Frauen. Festliche Umzüge und Feuer auf den Höhen zu gewissen Zeiten verherrlichten die Götter. Zu Zauber und Weissagung dienten die geheimnisvollen Zeichen der Runen, die erst später, mit römischen Buchstaben vermischt, zu Inschriften verwendet wurden.

Die außerordentliche Bedeutung der Germanen beweist außer ihrer körperlichen Erscheinung der Umstand, daß sie allein von der gemeinsamen arischen Grundsprache durch die Lautverschiebung abwichen, indem sie von den weichen zu den harten, von diesen zu den gehauchten und wieder zu den weichen Lauten übergingen (z. B. d in t, t in th und th

*) Wuttke, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube, 2. Bearb., Berlin 1869. — Mannhardt, Wilh., Der Baumkultus der Germanen, Berlin 1875. — Simrock, Karl, Handbuch der deutschen Mythologie, 3. Aufl., Bonn 1869. — Golther, Wolfg., Handbuch der german. Mythologie, Leipzig 1895.

wieder in d verwandelten), was sich später, im 5. bis 10. Jahrhundert, auch im Hoch- oder Oberdeutschen wiederholte, nur daß hier th verschwand und durch z oder ß ersetzt wurde (z. B. sanskr. **tad**, gotisch **thata**, hochd. **daß**; griech. hy**d**or, altsächs. wa**t**ar, hochd. **W**asser). Die alten Deutschen liebten auch, allein in diesem Grade, treffende Wortzusammenstellungen mit Gleichklang in Anfang, Mitte oder Ende (z. B. **R**oß und **R**eiter, J**a**hr und T**a**g, Wal**d** und Fel**d**), und kein Volk hat wie sie einen so unerschöpflichen Reichtum an tiefes Gemüt verratenden und in dieses eingreifenden Redensarten, Wortbildern, Sprichwörtern, Rechtssprüchen, Rätseln u. s. w.*) Nach dem Zeugnisse des Römers Tacitus (oben S. 309) hatten die alten Deutschen auch Heldenlieder, in denen sie ihren sagenhaften Stammvater Tuisko (Tuisto), dessen Sohn Mann und ihren tapfern Volkshelden Armin feierten, und es ist nicht zweifelhaft, daß die Wurzeln unserer Volksmärchen und Volkssagen in das graueste Altertum zurück reichen.

An den Germanen und zwar den Deutschen ist das weitere Vordringen der römischen Weltherrschaft über den Rhein nach Nordosten gescheitert. Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang kämpften die Römer, in deren Heeren auch massenhaft Germanen dienten, gegen den Andrang der freien Germanen und sahen sich schließlich vom Angriff auf die Verteidigung ihres Reiches zurückgeworfen. Aber auch diese erlahmte. Am Ende unseres 2. Jahrhunderts waren Rhein und Donau bereits keine sicheren römischen Grenzen mehr. Es gab aber abwechselnd oder gleichzeitig mit dem kriegerischen, auch ein friedliches Vordringen der Germanen, die sich als römische Soldaten, zum größern Teile als Militär-Kolonisten, auf römischem Gebiete niederließen und hier das Nachdringen ihrer freien Volksgenossen vorbereiteten. Die „Völkerwanderung" hatte bereits begonnen, zwei Jahrhunderte früher, als die „Weltgeschichte" sie gewöhnlich annimmt! —

II. Die Völker der östlichen Germanen und ihre Reiche.

1. Die erweiterten Germanenvölker und der Hunneneinbruch.

Seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts wanderten immer mehr Germanen, oft ganze Völker, wider Willen der Römer in das Reich derselben ein. Man verständigte sich aber mit ihnen, gab ihnen Land, was ja ihr Hauptzweck war, und erklärte sie zu Föderierten (Verbündeten). An Eroberung dachten sie noch nicht; sie wollten nur

*) Schrader, Hermann, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, 2. Aufl., Weimar 1894. — Derselbe, Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache, Weimar 1896.

bessern Boden, dessen sie in der Heimat entbehrten nud der ihre anwachsende Volkszahl nicht mehr ernährte. Sie mußten aber sehen und erfahren, wie ihre im Kriege gefangenen Landsleute als Sklaven, nach Rom und anderen Städten geschickt, in Amphitheatern als Gladiatoren und Bestiarier (oben S. 306) kämpfen mußten, wie andere aus der Heimat weggeschleppt und als Zwangsansiedler (Kolonen) ausgebeutet wurden, wie dagegen ihre Stammesgenossen als römische Krieger an Zahl zunahmen und in Heer und Staat eben solche Rollen spielten wie Römer selbst (s. oben S. 322), wie es bei den verweichlichten Römern Mode wurde, germanische Kleidung, und bei den Römerinnen, blonde Haare zu tragen. Damit ging Hand in Hand eine derartige Verschiebung der Völkerschaften im freien Germanien, daß diese in einander wuchsen und sich zu größeren Völkern verbanden. Es verschwanden die Cherusker, Chatten, Semnonen und andere kleine Völker, und an ihrer Stelle tauchten nun die Achtung gebietenden neuen Namen der Alamannen, Franken, Thüringer, Langobarden u. a. auf, und im Osten hörte man von dem noch größeren Volke der Goten. Zuerst nahmen die Alamannen (die sich selbst Sueben, Schwaben nannten) den Kampf mit der sinkenden, nur unter den Konstantinern sich vorübergehend noch einmal aufraffenden Weltmacht auf. Sie eroberten 282 das „Zehntland" (zwischen Oberrhein, Oberdonau und dem Grenzwalle, limes, der beide Ströme verband), und am Ende des 4. Jahrhunderts überschritten sie den Rhein und besetzten sowohl das Elsaß, als das nördliche Helvetien, d. h. die heutige deutsche Schweiz, deren Bewohner von ihnen stammen. Was sie am obern, thaten die Franken am mittlern und untern Rhein und gewannen die Niederlande, Belgien und das linke Rheinufer. Ja sie wagten sich auf die See und segelten als Seeräuber durch das ganze Mittelmeer.

Gleichzeitig dehnten sich auch die ostgermanischen Goten aus, die sich in zwei Hauptvölker, die Greutungen (Steppenleute) oder Ostgoten und die Terwingen (Waldleute) oder Westgoten und mehrere kleinere, wie Vandalen, Gepiden, Rugier, Heruler u. a. teilten. Wie die Alamannen und Franken das westliche, so schreckten die Goten zunächst das östliche Römerreich und beunruhigten Rom zu Land in Thrakien und zur See in Kleinasien und Griechenland das 3. und 4. Jahrhundert hindurch. Den Glanz ihrer Thaten unterbrach aber auf furchtbare Weise im Jahre 374 der Einbruch der mongolischen Hunnen aus Asien nach Europa, denen die am Schwarzen Meere hausenden Ostgoten nach dem Tode ihres sagenumwobenen Heldenkönigs Ermanarich zinspflichtig wurden. Dagegen retteten sich die Westgoten über die Donau auf byzantinisches Gebiet. Wir werden beiden Völkern weiterhin begegnen.

Die Hunnen waren ein grundhäßlicher Mongolenstamm, würdige Vorläufer der Horden Dschingischans und Timurs. Auf kleinen, aber

gewandten Pferden, wie mit ihnen verwachsen, rasten diese gelben und schmutzigen Reiter durch die Steppen, erfüllten ihre Bewohner mit Entsetzen, verwüsteten und mordeten, was sich ihnen entgegenstellte. Solchen, die sich ihnen unterwarfen, ließen sie, gegen Zins und Heeresfolge, ihre inneren Einrichtungen, so den Ostgoten ihre Könige und Sitze. Später aber duldeten die Hunnen diese Vasallen nur solange es ihnen gefiel, und die geknechteten Ostgoten mußten unter Attilas, des großen Hunnenchans, Befehl in Gallien (451) gegen ihre Brüder, die Westgoten, kämpfen.

Attila, von dem wir nur den gotischen, nicht den hunnischen Namen kennen, war kein gewöhnlicher asiatischer Wüterich, obschon er schauerlich genug hauste, wohin er seine Reiterscharen führte, wofür der Zuname „Geißel Gottes" spricht, den ihm die erbebende Mitwelt gab. Seit 433 herrschend, wenn auch über ein Reich ohne bestimmte Grenzen, das eben nur bestand, wohin sein Arm reichte, schlug er seine hölzerne Hauptstadt an der Theiß in Ungarn auf. Sein Hof war eine Verbindung asiatischer Roheit und durch Vermittelung der Goten angelernter byzantinischer Kultur. Fremde Gesandte und Gäste fanden dort eine festlich geschmückte Halle, mit Edelsteinen besetzte Waffen, goldene und silberne Gefäße, auserlesene Speisen, römische Bäder, Goten, Griechen und Römer als Höflinge und Schreiber. Er selbst lebte sehr einfach, schritt aber gegen Unbotmäßigkeit mit barbarischen Strafen ein, bis ihn (454) bei neuer Ehe mit einer Germanin der Tod traf und sein lockeres Reich zerfiel.

2. Das Reich der Vandalen.

Die ältesten bekannten Sitze der Vandalen lagen zwischen Elbe und Weichsel. Nach manchen Kreuz- und Querzügen zogen sie im 4. Jahrhundert mit den Alanen über den Rhein nach Gallien und zu Anfang des 5. Jahrhunderts über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie sich mit den Alanen in ein Reich vereinigten und das herrschende Volk wurden; auch zur See wurden sie mächtig und gefürchtete Piraten. Ein ungetreuer römischer Statthalter in Afrika, Bonifacius, rief 427 die Vandalen in seine Provinz, wohin sie unter König Genserich übersetzten, Spanien im Stiche lassend. Aber nicht als römische Hilfstruppen, sondern als Herrscher kamen sie, machten, nachdem sie die Römer geschlagen und deren letzte Besitzungen weggenommen, Karthago zur Hauptstadt und setzten Land und Meer in Schrecken durch ihre sprichwörtlich gewordene Barbarei. Im Jahre 455 nahm der dämonische Genserich mit seiner Flotte Rom ein und plünderte es, zerstörte aber nichts; mit der Beute wurden tausende Gefangener weggeführt. Die Vandalen aber eroberten fast die ganze Inselwelt des westlichen Mittelmeeres: die Balearen, Corsica, Sardinien und teilweise Sicilien.

Nach dem Tode des Gewaltigen (477) sank das Reich der Vandalen, die das afrikanische Klima schwächte, immer tiefer, verzehrte sich in inneren Kämpfen und erlag schließlich den unter Justinian mächtig gewordenen Byzantinern. Im Jahre 534 ergab sich Genserichs Urenkel Gelimer dem Feldherrn Belisar (oben S. 324) und kam als Gefangener nach Kleinasien.

Da die Vandalen nicht, wie die Germanen in den übrigen von ihnen besetzten Ländern, durch Vertrag mit dem römischen Kaiser, sondern durch Eroberung zu ihrem Reiche gelangt waren*), da sie nicht, wie ihre germanischen Verwandten, eine Teilung des Landes mit den bisherigen Bewohnern, die man überall „Römer" nannte, vorgenommen hatten, so sahen sie sich durch keine Schranke abgehalten, gegen diese ihre neuen Unterthanen als rücksichtslose Unterdrücker aufzutreten. Dies war besonders in der Umgegend der Hauptstadt der Fall, wo Genserich zur Sicherung seiner Herrschaft sein Volk um sich versammelte und zu dessen Gunsten die römischen Grundbesitzer vertrieb oder niedermachen ließ, in den entfernteren Provinzen aber sie schwer mit Steuern belastete. Das Königtum wurde dem altgermanischen Brauche entfremdet und nach römischem Kaisermuster umgestaltet; auch die römische Verwaltung und Rechtspflege wurden beibehalten. Der Hort oder Schatz des Königs und der des Staates fielen zusammen und wurden nach Belieben für beide verwendet. Den alten Adel der Vandalen, der sich gegen die wachsende Macht des Königs verschwor, vernichtete Genserich größtenteils und schuf einen neuen ihm ergebenen Dienstadel. Eine scharfe Kluft bildete, außer der Stammesverschiedenheit zwischen „Römern" und Vandalen, die Religion. Die arianischen Herren des Landes sahen in jedem Orthodoxen einen Feind und Landesverräter; daher wütete die barbarische Minderheit gegen die in sehr blühendem Zustande befindliche Kirche der Heimat Augustins und ihre Gläubigen (oben S. 321) mit wenig Unterbrechungen.

Von höherer Kultur ist bei den Vandalen wenig oder nichts zu bemerken. Sie waren eine zu kleine Anzahl gegenüber der gebildetern römischen Bevölkerung, der sie in so kurzer Zeit nicht gleichkommen konnten. Vielmehr ahmten sie die Ueppigkeit und Weichlichkeit derselben nach und entkräfteten sich hierdurch. Die vandalische Sprache war ein gotischer Dialekt, von dem wenig erhalten ist, leider namentlich nicht Gelimers Lied auf seinen Sturz. Viele Vandalen lernten allerdings lateinisch, manche, auch Könige, sogar griechisch. Was Römer in ihrem Reiche schrieben, betraf fast nur Theologie oder unbedeutende Poesie. Die arianischen Geistlichen hatten an ihrer Spitze einen Patriarchen von Karthago und Bischöfe.

*) Dahn, Urgeschichte, Bd. I, S. 194 ff.

3. Das Reich der Westgoten.

Die Goten hatten das Christentum zum Teil schon am Anfange des 4. Jahrhunderts kennen gelernt. In der Mitte dieses Zeitabschnitts wirkte unter ihnen ihr trefflicher Apostel Wulfila (318 bis 388), dessen Bibelübersetzung das kostbarste Denkmal gotischer Sprache ist*). Er war arianischer Bischof, von Geburt Grieche, und schuf den Goten ein Alphabet aus Zeichen der hellenischen und römischen Sprache. Es gab aber Streit um des Glaubens willen zwischen den gotischen Führern, dem christlichen Fridigern und dem heidnischen Athanarich; denn, sagte letztere Partei, christlich werden heiße so viel als römisch werden und sein Volk aufgeben. Aber Byzanz bestach durch seinen Glanz die starren Goten. Gegen die Neigung vieler seiner Volksgenossen, den Römern zu dienen, empörte sich aber der junge Alarich aus dem Geschlechte der Balthen, d. h. Kühnen (geb. zwischen 370 und 375), und verließ das Heer. Die Elendigkeit beider römischen Reiche nach dem Tode des Theodosios führte zum Bruche zwischen Römern und Germanen und zur Erhebung Alarichs (395) als König der Westgoten. Sie durchzogen unter ihm Griechenland, entschieden sich aber für Italien, belagerten und besetzten Rom. Alarichs früher Tod (410) in Kalabrien bewog seinen Nachfolger Ataulf, nach Gallien abzuschwenken. Das Land war bereits für Rom verloren und ein Tummelplatz der Bagauden, aufständischer Bauern, so daß Kaiser Honorius sich nicht besann, den Westgoten Land anzuweisen; aber erst nach langen Kämpfen erhielten sie Aquitanien mit der Hauptstadt Tolosa (Toulouse) unter König Walja, dehnten ihr Reich bis zur Loire und Rhone aus, eroberten nach dem Aufhören des weströmischen Kaisertums unter Eurich das von den Vandalen verlassene Spanien und die Provence, verloren aber schon im Jahre 507 Gallien bis auf Narbonne an die Franken und zogen sich nach Spanien zurück, wo ihr Reich in Toledo einen neuen Mittelpunkt fand, bis es, durch mannigfache Wirren im Innersten geschwächt, 711 dem Ansturme der Araber und Berbern erlag. Die Grundursache dieses unrühmlichen Ausgangs war schon nach dem Tode des letzten kräftigen Königs Leowigild, im Jahre 586 durch den Uebertritt seines Sohnes Rekared I. vom arianischen zum katholischen Glauben gegeben, nicht wegen des in diesen Bekenntnissen liegenden Unterschiedes, sondern weil mit der Unterwerfung unter die römische Richtung der gotische Charakter des Reiches verloren ging und einem Priesterstaate wich, in dem die kriegerische Tüchtigkeit dahinschwand und Verfolgungen der Arianer und Juden, neben fortwährenden, mit Königsmord abwechselnden Unruhen, zur Hauptsache wurden. Der neue Glaube begünstigte durch seine Kirchensprache die Romanisierung und damit die

---

*) Dahn, Urgeschichte, Bd. I, S. 422 ff.

Entkräftung der Goten, die hierdurch mit den verweichlichten Romanen verschmolzen wurden. Direkt unter dem Papsttum stand nach dieser Aenderung das Westgotenreich zwar nicht; aber das Konzil von Toledo, das vier Fünftel Geistliche und ein Fünftel Weltliche zählte, schrieb dem König, der es von Zeit zu Zeit berufen mußte (es waren im ganzen ihrer 18), die staatlichen und kirchlichen Gesetze und Verordnungen vor, wogegen der Monarch nichts zu sagen wagte, wollte er nicht entthront werden*). Die Kirche erwarb durch Schenkungen der Frommen ungeheure Reichtümer, war die größte Grundbesitzerin im Reiche und besaß eine Unzahl Unfreier. Die Geistlichen standen an Rechten über dem Adel. Die Bischöfe regierten in ihren Sprengeln unumschränkt und straften nach Belieben; doch gab es manche edle Inhaber dieser Würde. Sie gründeten zahlreiche Klöster, in die sie und die Könige sich oft zur Buße zurückzogen.

Soweit es die Kirche seit dem Uebertritt erlaubte (vorher ohne dies), war der König absoluter Herrscher**). Der ihn früher zügelnde Adel war durch Kriege und innere Fehden aufgerieben, eine Volksversammlung konnte es in dem weiten Reiche nicht geben, und so bildete sich eine neue Gewalt, neben der romanischen Aristokratie, aus den von der Gunst des Königs emporgehobenen Goten — ein Dienstadel, der, wie in allen germanischen Reichen, auf großem Grundbesitze beruhte und dem König oft seinen Uebermut zeigte, so daß die Kirche sich seiner annahm. Durch den Reichtum der Kirche und des neuen Adels wurden die freien Leute erdrückt und zur Dienstpflicht gezwungen: einen Mittelstand gab es nicht mehr.

In der geistigen Kultur leisteten die Goten in Aquitanien und Spanien nichts; ihre romanischen Landsleute schrieben wohl viel über Theologie, einige dichteten auch. Aus der Zeit ihrer früheren gallischen Herrschaft ist Apollinaris Sidonius (430 bis 490), Bischof von Arverna, als philosophischer und poetischer Schriftsteller, aus ihrem spanischen Reiche Bischof Isidor von Sevilla († 636) als Encyklopädist und Historiker zu nennen. Im Gebiete des Kunstgewerbes ist der in Guarrazar gefundene Kronenhort der Gotenkönige bemerkenswert.

4. Das Reich der Ostgoten.

Nach dem Tode Attilas rissen sich, gleich den übrigen unterworfenen Germanen, auch die Ostgoten unter der Führung der drei Brüder Walamir, Theodemir und Widemir von der Hunnenherrschaft los und erhielten von Rom Land in Pannonien (Westungarn).

*) Dahn a. a. O. S. 500 ff.
**) Ebenda S. 450 ff.

Theodemirs Sohn war **Theoderich** der Große (geb. 454); als Knabe und Geisel in Byzanz erzogen, führte er schon als Prinz Kriege auf eigene Faust und wurde 475 in Mösien (Bulgarien) König, immerhin mit Anerkennung des byzantinischen Kaisers als Oberherrn, aber mit Wahrung seiner Rechte. Mit Byzanz bald zerfallen, bald vom Hofe mit Gunstbezeugungen überhäuft, wird er endlich auf Italien hingewiesen, wo der Skire oder Rugier **Odovakar** 476 als Offizier in römischem Dienste den letzten Kaiserling Romulus Augustulus entthront und als König in Ravenna seinen Germanen ein Drittel des Bodens von Italien verliehen hatte. Eine Losreißung vom römischen Reiche, das jetzt nur **einen** Kaiser, **Zenon** in Byzanz (oben S. 323) hatte, war dies noch nicht; Odovakar nahm von ihm den Titel eines Patricius an. Aber er war dem Kaiser lästig, der nun Theoderich gegen ihn sandte und damit zwar Byzanz, das die Goten auch angelockt hätte und leicht ihre Beute werden konnte, vor ihnen rettete, aber dafür Italien, das er halten wollte, verlor. Die Ostgoten zogen mit Weib und Kind, Wagen und Vieh dahin (488), eine Viertelmillion stark; nach hartem Kampfe wurde Odovakar 490 geschlagen und trotz geschlossenem Frieden von Theoderich (493) ermordet, der nun König von Italien nebst Illyrien, Pannonien und Rätien war*).

Theoderich machte das einzige Verbrechen seines Lebens reichlich gut. Er war ein ausgezeichneter Herrscher; während er den Kaiser stets als seinen Oberherrn anerkannte, blieb in seinem Reiche **er** der Herr und zeigte dies auch dem Kaiser, wenn dieser in sein Gebiet eingriff, selbst mit den Waffen. Nach allen Seiten erzwang er sich Achtung. Streng hielt er auf Recht und Ordnung. Oft weilte er in Rom, das er sehr liebte, wie ein Vater behandelte er die Stadt. Den Römern ließ er alle ihre Einrichtungen und Beamten und den Cirkus; in das Heer aber nahm er nur Goten auf, die nun das Landdrittel der Krieger Odovakars übernahmen. An die Stelle der Volksversammlung trat der Hof (Palatium) des Königs. Theoderich ist derjenige germanische König, der am meisten Sinn für klassische Bildung hatte, die er schützte und beförderte; der Philosoph **Boëtius** war bei ihm hochgeehrt, bis er ihn als Hochverräter opfern mußte. War er auch Arianer, so gewährte er allen Glaubensformen, auch der jüdischen, weitgehende Duldung, die ihm aber (obschon er auch den Papst gegen die unruhigen Römer schützte) von der römischen Partei mit Undank vergolten wurde. Die deutsche Heldensage nennt ihn Dietrich von Bern (nach seiner Lieblingsstadt Verona). Er starb 526, und sofort begann auch der Rückgang seines Reiches. Die Goten empörten sich gegen die nun folgende Weiber- und Kinderherrschaft (denn Theoderich hatte keinen Sohn), und in Byzanz sah Justinian die Zeit gekommen, das nach seiner Auffassung

*) **Dahn** a. a. O. S. 225 ff.

abgefallene Italien wieder zu unterwerfen. Und das gelang, freilich erst nach langen Kämpfen gegen die letzten gotischen Königshelden Witiges, Totila und Teja dem Nachfolger Belisars, Narses, mit Hilfe germanischer Söldner im Jahre 555. Nur kurz aber war der Erfolg; denn schon nach 13 Jahren vereitelten ihn die Langobarden zum größern Teile.

Warum alle diese gotischen Reiche keinen Bestand hatten? Die Germanen bildeten darin eine kleine Minderheit ohne Zuwachs; die römische Mehrheit war ihnen an Bildung und wirtschaftlich überlegen; das Klima war ihnen ungünstig, und sie verfielen der Verweichlichung und der Nachahmung des Römertums*). Speziell in Italien waren die Ostgoten sehr ungleich unter die Bevölkerung verteilt; im Süden und auf Sicilien fehlten sie fast ganz. Der auch hier aufgekommene Dienstadel konnte an Tüchtigkeit und Ansehen den zusammengeschmolzenen Volksadel nicht ersetzen und beherrschte doch den Hof, während die römische Aristokratie in den Städten und durch ihren Grundbesitz auf dem Lande mächtig war, die geistlichen Stellen besetzte und mit Byzanz gegen die „Barbaren" konspirierte. Die Freien nahmen hier weniger ab als in Spanien; aber es drückte sie schwer, daß die Adeligen ihre Strafen abzahlen konnten, denen die Unbemittelten erliegen mußten, und das war zuletzt doch ihr Untergang**).

Unter Theoderich wurde viel für Herstellung antiker Kunstwerke gethan, die die Römer selbst verwahrlosten oder sogar zerstörten, worauf er Strafen setzte. Er errichtete einen prachtvollen Palast in seiner Residenz Ravenna; dort steht auch noch sein imposantes Grabmal. Es wurden ihm Standbilder errichtet, nach dem Untergange des Reiches aber zertrümmert. Es erstanden Wasserleitungen, Bäder und Theater; Sümpfe wurden trocken gelegt.

Die Goten lernten häufig griechisch und lateinisch, das die amtliche Sprache war. Litterarisch aber bethätigten sich nur Römer. Neben Boëtius ragte der Senator Kassiodorus als Schriftsteller, aber mehr mit kirchlicher Färbung hervor. Bei Theoderich war er sehr angesehen und schrieb eine Geschichte der Goten, die bis auf den von dem gotischen Geistlichen Jordanis gelieferten dürftigen Auszug verloren ist.

III. Die deutschen Völker und Staaten in der Fremde und Heimat.

1. Die Angelsachsen.

Ganz anders als die ostgermanischen oder gotischen, wanderten die westgermanischen, deutschen Völker. Sie irrten nicht verheerend,

*) Dahn, Urgeschichte IV, S. 360.
**) Ebenda I, S. 289 ff.

kreuz und quer in wildem Drängen von einem Lande zum andern, unbesorgt, wohin das Schicksal sie verschlagen werde, sondern hatten gleich von Anfang an ein bestimmtes klares Ziel im Auge, die Angelsachsen Britannien, die Franken Gallien, die Langobarden Italien. — Aber noch ein zweiter Unterschied ist zwischen beiden Gruppen von Völkern hervorzuheben. Die gotischen Völker gingen in ihren südlichen Reichen spurlos zu Grunde; sie konnten die neue Umgebung nicht bewältigen. Die deutschen Völker dagegen machten sich in den fremden Ländern, die sie eroberten, bis heute geltend; ungeachtet des Verlustes der Sprache sind die Franken in Gallien und die Langobarden in Italien noch zu erkennen; die Angelsachsen vollends haben auch ihre Sprache dem größten Teile der Kelten Britanniens auferlegt, soviel sie auch zum Teile von ihnen angenommen haben. Denn die angelsächsische Kultur ist so innig mit der britisch-keltischen verwachsen, daß, ehe jene auftritt, ein Blick auf diese vor dem Erscheinen der deutschen Eroberer geworfen werden muß.

Britannien stand zum Teil (England, später auch Südschottland) von 43 bis 407 unter nie ganz vor fremden Völkern (Pikten) sicherer römischer Herrschaft, die aber aufgegeben wurde, als Rom seine Soldaten gegen den Einbruch der Goten nötig hatte. Es blieb allerdings noch römische Kultur im Lande, sowie die lateinische Sprache im Gebrauch, und Römer waren in führender Stellung bei den britischen Kelten. Ja das Römertum gewann neue Gestalt unter ihnen als Christentum, das langsam und still Eingang fand. Im Jahre 429 wurde Bischof **Germanus** von Auxerre vom Papste nach Britannien gesandt. Auch nach Irland ging römische Propaganda, als deren Apostel seit 432 **Patricius** (Patrick), ein Gallier, mit großem Erfolg wirkte. Es erstanden Klöster, in denen sich eine eigenartige irisch-christliche Kultur entwickelte mit einer originellen Schrift und Zeichnungsmanier. Britannien aber wurde neuerdings durch die Pikten und Skoten überfallen, gegen welche der britische Fürst **Guorthigirn** um 450 Sachsen aus Deutschland herbeirief und damit seinem Lande neue Herren gab. Als ihre ersten Anführer werden die Brüder **Hengist** und **Hors** genannt, die vom Fürsten das Ländchen **Kent** erhielten*). Es kamen immer mehr Sachsen nach, sowie Angeln und Jüten, und gründeten nach und nach sieben, zeitweise acht kleine Reiche, deren Könige Nachkommen Wodans zu sein vorgaben. Die Pikten wurden nach Schottland, die Briten nach Wales, Cumberland und Cornwales zurückgeworfen. Die angelsächsische „Heptarchie" war jedoch noch ein ungefüges Ganzes mit unsicheren Grenzen und durch innere wie äußere Kriege verwüstet. Von Gallien aus, durch die Bemühung Papst **Gregors** I. und durch dessen Missionar **Augustinus**, kam

*) **Winkelmann**, Ed., Geschichte der Angelsachsen. Berlin 1883, S. 21 ff.

das Christentum seit 596 zu den Angelsachsen, welches Werk Gregor mit großer Liberalität und Nachsicht gegen alte Gebräuche leitete. Es fehlte freilich nicht an Reibungen zwischen der ältern britischen Kirche und der neuern römischen Mission. Sie unterschieden sich in der Berechnung der Ostern, in der Taufpraxis und darin, daß die Briten mehr das moralische, die Römer mehr das dogmatische Element pflegten. Das Christentum siegte in England erst völlig, als 655 der letzte heidnische König, Penda von Mercia, bei Leeds von Oswiu, dem Bruder des königlichen Martyrers Oswald, geschlagen wurde. Nun kämpften aber die britische und die römische Kirche um die Obmacht im christlichen Gebiete und bei den noch übrigen Heiden, bis Oswiu auf einer Disputation 664 die römische Osterberechnung (denn nur um diese handelte es sich noch) zum Siege brachte. Es erstanden größere, prächtigere Kirchen statt der einfachen britischen, und die römisch gebildeten Angelsachsen wetteiferten mit den Iren in Schrift und Bild. Die letzten heidnischen Gebiete, besonders die Insel Wight, wurden leider unter argen Greueln durch das Schwert dem Christentum gewonnen*). Ein mönchischer und asketischer Geist erhielt die Oberhand unter den Angelsachsen, deren Könige oft im Kloster Buße thaten und deren germanischer Trotz gebrochen war. Bischöfe und Aebte nahmen den ersten Rang in den königlichen Räten ein, blieben aber doch von den Königen abhängig. Die starke Zunahme der Klöster sticht aber von häufigen inneren Fehden und dem oft beklagten Verfalle der Kirchenzucht scharf ab.

Während angelsächsische Apostel, wie früher britisch-irische, das Kreuz auch auf dem europäischen Festlande verbreiteten, erhob sich in ihrem Vaterlande ein neues geistiges Leben. Es blühten im 7. Jahrhundert der hochbegabte geistliche Sänger Caedmon, der mehr gelehrte Dichter (auch Abt und Bischof) Aldhelm, von dem aber nur lateinische Werke vorhanden sind, im 8. Jahrhundert der Kirchenhistoriker, Theolog, Grammatiker und Dichter Beda der Ehrwürdige; aber ihre kirchliche Richtung verhinderte nicht, daß auch weltliche Dichtkunst zu ihrem Rechte gelangte, selbst unter Geistlichen. Um das Jahr 700 erschien das großartige Epos Beowulf, das noch ganz im nordischen Heidentum wurzelt. Ja noch im 11. Jahrhundert kamen im Volksleben heidnische Gebräuche vor. Die angelsächsischen Gesetze waren in der Volkssprache, nicht lateinisch, wie auf dem Festlande, abgefaßt. Die auf Vergehen und Verbrechen gesetzten Strafen bestehen vorwiegend in Geldbußen.

Grundlage der angelsächsischen Verfassung war die Dorfgemeinde**). An Rechten war von ihr die Stadtgemeinde nicht verschieden; beide

---

*) Winkelmann a. a. O. S. 63.
**) Ebenda S. 95 ff.

hatten Vorsteher (gerefa) an der Spitze, die der Grundherr oder die Gemeinde selbst wählte. Mehrere Gemeinden bildeten eine Hundertschaft, deren Angehörige sich zu gewissen Zeiten versammelten, über ihre Angelegenheiten Beschlüsse faßten und Vorsteher wählten. Als höhere Einheit entstand im 9. Jahrhundert die Shire, deren Versammlung (folkesmot) bedeutende politische Rechte ausübte und einen Ealdorman zum Oberhaupt hatte; über ihm stand nur der König, der aus einem bestimmten Geschlechte vom Witenagemot, der Versammlung der Witan (Weisen, Großen), gewählt wurde, welcher auch die Gesetzgebung oblag. Auch hier verdrängte ein durch Königsdienst erworbener Adel den alten Volksadel; „Aethelinge" waren zuletzt nur noch die Glieder des Königshauses, und Witan nur die vom Könige mit Land ausgestatteten Beamten. So wuchs das Königtum an Macht, ja es wurden manche seiner Träger durch den Titel „Bretwalda" (Weitwaltender) vor ihren Würdegenossen ausgezeichnet, womit sich das spätere einheitliche Königreich Englands vorbereitete.

2. Die Franken unter den Merowingern.

Die, wie oben (S. 364) erwähnt, in den Niederlanden eingedrungenen Franken vereinigte im Jahre 481 der Gaufürst Chlodowech (Chlodwig) in ein Reich, vernichtete die Reste der Römerherrschaft im nördlichen Gallien, unterwarf 496 die Alamannen und wandte sich, sowohl in der Hoffnung auf weitere Siege, als bestimmt durch seine burgundische Gattin Chrotechilde, dem Christentum zu, und zwar im Gegensatze zu den gotischen Völkern, dem katholischen, was ihn indessen nicht an den furchtbarsten Verbrechen, an Morden seiner Verwandten und Volksgenossen hinderte. Er vertrieb die Westgoten aus Gallien, dessen Unterwerfung unter das blutige Geschlecht der Merowinger seine Söhne (532) durch die Vernichtung des Reiches der Burgunder vollendeten*). Die Unsitte, das Reich unter die Söhne des Königs zu verteilen, setzte sich unter seinen Nachkommen fort; aber diese Teile waren bunt durcheinander geworfen und nur darauf eingerichtet, eine Domäne ihrer Herrscher zu bilden. Diese bekriegten sich gegenseitig, und nachdem sie von Ungeheuern zu Schwächlingen herabgesunken, setzten jenes Werk die Großen der Krone fort, bis das verbrecherische Haus von den emporgestiegenen Karolingern (752) entthront wurde.

Im fränkischen Reiche fanden nicht, wie in dem der Ostgoten, Teilungen des Grundbesitzes zwischen den Germanen und den Romanen

*) Die Burgunder standen den Goten näher als die übrigen deutschen Völker, hatten ihre ersten bekannten Sitze zwischen Oder und Weichsel und waren 443 vom Rhein her in Savoien eingewandert, von wo aus sie ihr Reich über das südöstliche Gallien ausdehnten. Sie wurden schon früh romanisiert, wie das Gesetzbuch ihres Königs Gundobad zeigt.

statt, sondern diese Nationen bewohnten besondere Gebiete, die Germanen den Norden, die Romanen den Süden, während sie in der Mitte gemischt lebten. Allgemeine Sprache in Staat, Kirche und Schrifttum war und blieb die lateinische. Das Reich zerfiel in vier große Teile, die meist besondere Reiche mit wechselnden Grenzen bildeten: Austrasien im Nordosten, Neustrien im Nordwesten, Burgund im Südosten und Aquitanien im Südwesten; diese waren wieder in Provinzen, jede unter einem Herzog (Dux), und diese in Gaue, jedes unter einem Grafen (Comes), geteilt*). Beide Würdenträger walteten im Frieden und führten im Kriege an.

Die größten Grundbesitzer waren die keltisch-römische Aristokratie und die Kirche, deren Bischöfe in ihren Diöcesen beinahe unumschränkt regierten und große Reichtümer besaßen, von denen sie übrigens oft einen wohlthätigen Gebrauch machten. Meist aber wurden die Armen von Adel und Kirche so sehr bedrückt, daß den armen Freien nichts anderes übrig blieb, als ihre Freiheit zu verkaufen und Hörige zu werden**). Seitdem die Franken herrschten, gelangten sie durch Besitznahme herrenloser Güter ebenfalls zu Reichtümern. Weltliche und geistliche Großgrundbesitzer erhielten von den Königen die Immunität, d. h. wurden, mit Ausnahme der Verbrechen, von den öffentlichen Gerichten befreit und konnten ihre eigene Gerichtsbarkeit ausüben.

Die nicht mehr mögliche Volksversammlung wurde bei den Franken durch das Heer ersetzt, das auf dem jährlichen Märzfeld oft über Krieg und Frieden entschied. Seitdem es jedoch auch Unfreie umfaßte, ging die beratende Gewalt auf den aus den weltlichen und geistlichen Großen bestehenden Reichstag über, dessen Einfluß von der stärkern oder schwächern Persönlichkeit des Königs abhing. Die Macht des letztern kam derjenigen eines römischen Kaisers gleich, wenn er davon Gebrauch machen wollte. Er verfügte über den Reichsschatz, über Krieg und Frieden, über die Kirchenämter und war oberster Richter als Vorsitzender des Hof- oder Pfalzgerichtes. Nur die Gesetzgebung hing von der Zustimmung der Völker ab, für die sie galt. Jedes derselben hatte sein eigenes Gesetzbuch, so die zwei Hauptstämme der Franken, die salischen und ripuarischen, die Burgunder, Alamannen u. s. w. — christliche Bearbeitungen ihrer alten Rechte. Die Romanen wurden nach römischem Rechte gerichtet. Mit der Zeit trat eine Verschmelzung römischen und germanischen Rechtes ein.

Die Merowinger trugen weder eine Krone, noch hatten sie eine Residenz. Doch galten Metz, Paris, Soissons und Orleans als Hauptstädte der an Umfang und Grenzen oft wechselnden Teilreiche. Sie

---

*) Dahn, Urgeschichte u. s. w., IV, S. 3 ff.

**) Sickel, Wilhelm, Zum Ursprung des mittelalterlichen Staates. Wien 1886.

durchritten das Reich oder bereisten es in Ochsenwagen und wohnten in Villen. Nach ihnen kam im Range der von ihnen verliehene Dienstadel, der sie beherrschte, wenn sie schwach waren und dessen Einkünfte in Grundbesitz bestanden, der ihnen verliehen wurde. Von ihm stammt der Adel neuerer Zeiten. Die höchste Würde, die seine Glieder erstiegen, war diejenige eines Maior domus (Hausmeiers), des höchsten Ministers und leitenden Staatsmannes.

Das Volk war von drei Einrichtungen bedrückt, von den Grundsteuern, die oft Aufstände, vom Kriegsdienste, der oft Desertion (Herisliz) verursachte, worauf aber Todesstrafe stand, und von den nur für Reiche erschwinglichen Geldbußen, worin die meisten Strafen bestanden und die den Zahlungsunfähigen seiner Freiheit beraubten. Diese Zustände lockerten den Stand der Freien, die, wenn reich, zum Dienstadel auf-, wenn arm, zur Hörigkeit niederstiegen. Die Lage der noch tiefer stehenden Unfreien suchte die Kirche redlich zu verbessern, ohne sie befreien zu können, was ihnen auch nichts genützt — sie nur obdachlos gemacht hätte.

Die ursprünglich reinen Sitten der Germanen wurden in der Fremde durch das Zusammenleben mit den entarteten Romanen immer mehr verdorben, nirgends aber so sehr wie bei den Franken, die mehr Neigung zur Roheit hatten als andere ihrer Stammesgenossen. Mißachtung der Keuschheit und des Lebens waren bei den „christlichen" Franken so arg wie nur denkbar. Ihre Könige Chlodowech, Chlothar I., Chilperich I., Theoderich von Austrasien u. a. waren mehrfache Mörder, mit denen die schändliche Fredegunde, die von einer Sklavin zur Königin emporgestiegen, an Blutdurst wetteiferte, während ihre Todfeindin, die Westgotin Brunihilde, wohl herrschsüchtig war, aber von Chlothar II. fälschlich beschuldigt wurde, zehn Könige (die seine Eltern und er selbst hatten töten lassen) umgebracht zu haben, worauf er die Greisin von einem wilden Pferde totschleifen ließ. Mehrere Merowinger lebten in doppelter Ehe und mehrfachem Konkubinat.

Die Unfähigkeit zu sittlicher Gesinnung war so arg, daß der selbst tadellose Bischof Gregor von Tours, der verdienstvolle Geschichtschreiber der Franken (ein Romane am Ende des 6. Jahrhunderts), die kleinsten Belästigungen der Kirche mehr tadelte, als die entsetzlichsten Morde, und in den Siegen des blutigen Chlodowech eine Belohnung für seine Bekehrung erblickte! Das Christentum war unter den Franken nur dem Namen nach vorhanden und von Resten heidnischen Aberglaubens weit überwogen, der sich auch auf christliche Einrichtungen, wie Heiligen- und Reliquiendienst erstreckte. Einsiedler wurden als Wunderthäter angestaunt, und religiöse Schwindler fanden reichlichen Glauben und Anhang.

Im Frankenreiche waren die Juden zwar rechtlos, aber nicht verfolgt. Sie durften nur Kleinhandel treiben; den Großhandel be-

sorgten christliche Syrer. Aber auch Einheimische befaßten sich mit Handel, doch mehr mit Gewerben, unter denen Waffen-, Gold- und Silberschmiedekunst, Weberei, Stickerei und Flachmalerei großen Aufschwung nahmen.

3. Die Langobarden.

Die ältesten bekannten Sitze der Langobarden lagen zu beiden Seiten der untern Elbe. Später (um 170 n. Chr.) stehen sie an der Grenze von Pannonien, in welches Land sie König Audoin, der Besieger der Gepiden, führte.*) Sein Sohn Alboin setzte den Krieg gegen dieses Volk fort und tötete dessen König Kunimund, aus dessen Schädel er einen Becher machen ließ, und freite seine Tochter Rosamunde. Er unterstützte Byzanz gegen die Ostgoten; aber der in Ungnade gefallene Narses rief ihn aus Rache nach Italien, wohin die Langobarden 568 mit Weib und Kind und einer sächsischen Hilfsschar zogen, Norditalien eroberten und Pavia als Hauptstadt einnahmen. Alboin aber endete 573 durch die raffinierte Rache Rosamundens für den Tod ihres Vaters, der sie aber selbst zum Opfer fiel. Es folgte eine anarchische Zeit, was aber nicht verhinderte, daß der größere Teil Italiens langobardisch wurde; nur Ravenna, Rom, Neapel, die Südspitze und Sicilien blieben byzantinisch. Nachdem unter den Königen Authari und Agilulf, die nacheinander Gatten der herrlichen Theodolinde von Baiern waren, geregelte Zustände eingetreten waren, wurden diese durch die auswärtigen Verhältnisse gestört; denn das Reich der Langobarden konnte ohne den Besitz von Rom denjenigen Italiens nicht gesichert sehen; Papst Gregor I. aber, jetzt Herr von Rom, nahm gegen die, obschon katholischen und ihn hoch verehrenden Langobarden die Hilfe der Byzantiner und Franken in Anspruch. Ihre Könige wurden also in ihren Feldzügen gegen die Feinde lahm gelegt, und in ihrem eigenen Krongebiete gab es Zwiste zwischen Brüdern und Nebenbuhlern. An diesen Zuständen mußte das Reich verbluten und am Ende des 8. Jahrhunderts unter Karl dem Großen eine Beute der Franken werden.

Grundlage des langobardischen Rechtes wurde das von König Rothari 643 erlassene und von Adel und Volk „durch Zusammenschlagen der Speere" gut geheißene Edikt, das man für das beste der germanischen Gesetzbücher hält**). Sein Inhalt ist rein germanisch; die Romanen ließ man nach römischem Rechte leben. Die späteren Könige fügten Ergänzungen bei. Dem Reiche war der Mangel an Einheit schädlich. Die großen Herzoge betrachteten sich als beinahe

*) Dahn, Urgeschichte IV, S. 189 ff.
**) Ebenda S. 287 ff.

unabhängige Fürsten. Es hatten die Langobarden ferner keine Seemacht; sie verstanden sich nicht auf Belagerungen; sie nahmen auch keine Rücksicht auf hergebrachte Rechte der Italiener. Erst in späterer Zeit teilten sie mit diesen, indem sie ein Drittel — nicht einmal des Bodens, sondern nur der Früchte, in Anspruch nahmen. Mit Ausnahme der Kriegsgefangenen blieben die Romanen freie Leute.

Die Langobarden waren teils als Heiden, teils als Arianer eingewandert; seit 625—650 wurden sie katholisch, und seitdem verschmolzen sie in Oberitalien mit den Einheimischen zu dem „Mischvolke der Lombarden". Auch hier trat an die Stelle des Geburtsadels der Dienstadel. Auch hier bildete sich eine Kluft zwischen den reichen und armen Germanen wie Romanen. Der König wurde aus einem altadeligen Geschlechte gewählt; den Agilulf wählte seines Vorgängers Authari Witwe Theodolinde durch den ihm gebotenen Kuß. Den Grafen des fränkischen Reichs entsprachen Herzoge, von denen sich aber die vier großen von Trient, Friaul, Spoleto und Benevent abhoben, die einzelne Grafen unter sich hatten und die Macht des Königs so sehr schwächten, daß sie ihm oft überlegen waren. Sie wurden auch schon früh erblich. Das Heer, in dem auch die Römer dienen mußten, teilte König Aistulf (749—756) in drei Stufen: Schwer-, Mittel- und Leichtbewaffnete. Auf der zweiten fiel die Brünne, auf der dritten der Schild weg.

Die Geschichte der Langobarden schrieb, vermengt mit Sagen und reizenden Episoden, ihr Landsmann, der in Friaul 725 geborene Paul, Diakonus genannt. Er wurde Mönch in Monte-Cassino, lebte am Hofe Karls des Großen und starb um 795.

4. Die in Deutschland gebliebenen Völker.

Die nicht aus ihrem Vaterlande fortgewanderten deutschen Völker fuhren fort, unter ihren kleinen Königen zu leben. Eine Ausnahme bildeten die Sachsen, das nördlichste derselben. Von der Eider bis zur Ems und landeinwärts bis zur Lippe und obern Weser ausgebreitet, hausten sie in unabhängigen Markgenossenschaften, deren Vertreter, zwölf aus jedem Gau, sich jährlich in Markloh versammelten und in Kriegsfällen den Herzog wählten. Jeder Gau stand unter einem Grafen als Richter. Fürsten gab es nicht*). Der Adel war sehr angesehen und hatte das sechsfache Wergeld von dem der Freien. Die Liten, wohl Unterworfene, standen tiefer und zu unterst die Knechte. Als Seeräuber machten sich Sachsen bis nach der Betragne hin gefürchtet**). Aehnlich wie die Zustände der Sachsen waren die

*) Dahn, Urgeschichte IV, S. 184 ff. Deutsche Geschichte I, S. 218 f.
**) Derselbe, Deutsche Geschichte I, S. 513.

der Frisen, die in Westschleswig und westlich der Ems bis weit in die Niederlande wohnten und regen Handel trieben. Ihr Heiligtum war Fositesland, jetzt Helgoland *).

Die Freiheit der Sachsen und Frisen war den übrigen in der Heimat zurückgebliebenen Deutschen nicht vergönnt. Sie gerieten nach und nach unter die Herrschaft der Franken. Zuerst widerfuhr dies dem mächtig angewachsenen Reiche der Thüringer, das von der Leine bis an die Donau und von der Weser bis zur Elbe reichte, dem aber innerer Zwist und Brudermord unter König Herminfrid den Untergang durch die Söhne Chlodowechs (531) brachte, wozu die Sachsen gegen Erweiterung ihrer Grenzen leider mithalfen **). Es brachte ihnen keinen Segen; sie mußten bald den Franken zinspflichtig werden, unter deren Oberherrschaft auch die Baiern in Mitte des 6. Jahrhunderts kamen (eigentlich Bajuvaren, d. h. Männer aus Baju-hem, d. h. Böhmen, wo sie früher als Markomannen gesessen hatten) ***). An ihrer Spitze standen Herzoge aus dem Hause der Agilolfinger und fünf Adelsgeschlechter.

Daß die deutschen Stämme nicht frei blieben, verursachte besonders die Ueberschwemmung des von seinen Bewohnern (Goten, Vandalen, Burgundern, Langobarden u. s. w.) verlassenen Ostgermaniens durch die Slawen oder Wenden, nicht in stürmischem Kriegslaufe, sondern in langsamem Vordringen und Ansiedeln vom 3. bis 6. Jahrhundert bis über die Elbe (ihre Wanderung nach Süden ist schon oben S. 330 berichtet). Sie brachten es schließlich zu einem Reiche, das ein Franke Samo unter ihnen errichtete, der den Merowingern eine Niederlage beibrachte (es zerfiel aber nach seinem Tode). Als in solcher Weise die Merowinger schwach geworden, machten sich die Thüringer unter Herzog Radulf, ebenso auch die Baiern und Sachsen wieder unabhängig — leider nicht auf die Dauer. Denn jetzt waren die Deutschen auf den Westen beschränkt und mußten dem fränkischen Reiche, sobald es wieder starke Herren (die Karolinger) hatte, unterliegen.

Indessen entwickelte sich dieser Landesteil in wirtschaftlicher Beziehung sehr tüchtig. Der Ackerbau hob sich; der Weinbau begann sich auszubreiten; die Viehzucht und Geflügelzucht eroberten sich größere Gebiete; die Jagd räumte mit schädlichen Tieren auf; die Fischerei beutete den Reichtum der Flüsse aus. Die Häuser wurden wohnlicher; es erstanden große Gehöfte; die Leute ließen sich in Dörfern nieder, deren Namen noch heute auf die Art und Weise der Gründung Licht werfen †), und zwar in zwei Perioden, deren erste auf die Aus-

*) Dahn, Urgeschichte IV, S. 161 ff.
**) Ebenda S. 97 ff.
***) Ebenda S. 120 ff.
†) Näheres, was hier nicht Raum hat, in des Verf. Kulturgesch. des deutschen Volks, Bd. I, S. 64. 91 ff.

reutung von Wald, die Lage am Wasser u. s. w., die zweite auf die weitere Ausbreitung (Ober-, Nieder-, Alt-, Neu- u. s. w.), auf die Gründung von Kirchen, den Besitz von Herrschaften und Geschlechtern u. s. w. hindeutet.

Mit dieser Entwickelung ging die Ausbreitung des Christentums in Deutschland Hand in Hand, und zwar ebenfalls in zwei Perioden. In beiden ging jenes religiöse Werk von den britischen Inseln aus (s. oben S. 372). Im 7. Jahrhundert wirkten britische und irische Apostel, vor allen Columban, die über Gallien nach Südgermanien kamen, in seinem Gefolge namentlich Gallus, der Gründer des Klosters St. Gallen. Nach dem Norden Deutschlands dagegen wandten sich die ihm stammverwandten angelsächsischen Glaubensboten, so Erzbischof Wilfrid von York, zu den Frisen, nach ihm Willibrord u. a., Suidberht nach dem Rheinlande, wo er Kaiserswert stiftete. Nach den Schweizeralpen gelangte Pirmin, der Gründer von Reichenau und Pfävers. Im 8. Jahrhundert wurde Baiern durch Bischof Ruprecht von Worms und Emmeram bekehrt. Ebenso groß waren die Erfolge des Angelsachsen Wynfreth, genannt Bonifatius in Thüringen und am Mittelrhein, wo er das Ansehen des Papsttums begründete und Erzbischof von Mainz wurde; aber 754 fand er durch die noch heidnischen Frisen den Martyrertod. Sein Schüler Sturm gründete 744 das Kloster Fulda. Das fränkische Deutschland bedeckte sich mit Kirchen und Klöstern.

Zweiter Abschnitt.

Der christliche Staat und die Kirche.

I. Das Zeitalter der Karolinger.

1. Karl der Große und seine Zeit.

Die alten Kelten und Germanen hatten keinen Staat, der diesen Namen verdiente, d. h. vom Einzelnen ein Leben für die Allgemeinheit verlangte. Der Gefolgsmann lebte für seinen Herrn, der Einzelne für sich und seine Familie. Die Staaten der Vandalen, der Ost- und der Westgoten bis auf Rekareds Umkehr waren arianische, d. h. antikirchliche und halb heidnische Reiche. Die der späteren Westgoten, der Franken und der christlichen Angelsachsen, sowie das christlich-römische und das byzantinische Reich waren wohl kirchlich gesinnt; aber das reine Christentum kannten sie nicht. Der christliche Staat, der zwar

nicht das kirchliche, sondern das staatliche Interesse obenan stellte, dieses aber mit den christlichen, d. h. wahrhaft ethischen Zielen verband und sich mit der Kirche in ein Verhältnis setzte, das nicht seine Unter-, sondern die Nebenordnung beider zur Grundlage hatte, dieser christliche Staat, der grundsätzlich das königliche Verbrechen ausschloß, begann sein Dasein mit dem Auftreten der Karolinger. Nicht daß damit alles Schlimme beseitigt worden wäre; Unruhen, Fehden und Ungerechtigkeiten gab es noch genug; fortan aber war ausgeschlossen: die Thronbesteigung mit Hilfe des Mordes und die Willkür der Verfügung des Herrschers über Leben und Gut der Unterthanen. Das Sittengesetz gelangte wenigstens teilweise zur Anerkennung.

Es war daher bezeichnend, daß die Karolinger, als sie erst Hausmeier (s. oben S. 375), noch nicht Könige der Franken waren, aber doch statt der schwachen Merowinger herrschten, zugleich die Mission der britischen Glaubensboten begünstigten und das Reich befestigten. Pippin der Mittlere, dem dies gelang, verschaffte seiner Würde die Erblichkeit; sein Sohn Karl Martell (der Hammer) schlug die aus Spanien eingedrungenen Araber und Berbern 732 bei Tours und Poitiers zurück und rettete damit das christliche Europa vor dem Halbmonde, und dessen Sohn Pippin der Jüngere (nicht „Kleine") machte der Komödie ein Ende und setzte sich (752) die Krone auf; freilich konnte dies nur geschehen durch die Erhebung des Bischofs von Rom zum Landesfürsten eines Teils von Italien. Damit war die Grundlage des christlichen Staatensystems in Europa gegeben, das nicht ohne Verirrungen und Verwirrungen blieb, aber doch sich große Verdienste um die Erziehung der abendländischen Menschheit zu höherer Kultur erworben hat. Befestigt hat dieses System Pippins Sohn Karl der Große (König seit 768) durch die Eroberung des Langobardenreiches, wodurch Italien und damit der Sitz des Papsttums in die Machtsphäre der deutschen Herrscher einbezogen wurde. Papst Leo III. vollendete das System seinerseits, indem er (799) dem mächtigsten Könige seiner Zeit in Rom die Kaiserkrone aufsetzte. Weder Papst noch Kaiser ahnte, welche Folgen dieser verhängnisvolle Schritt einst haben werde. Karl aber war nicht der Mann, um Diener der Kirche zu sein; er beherrschte sie vielmehr, wie er auch sein Reich mit starker Hand lenkte. Durch ihn wurde dieses, nämlich das fränkische Reich, mit dem das italische nur in Personalunion stand, um Baiern und Sachsen vergrößert; letztere Eroberung erforderte freilich furchtbares Blutvergießen und grausame Hinrichtung von 4500 Aufständischen (bei Verden 782). Damit war aber der Grund zum spätern Deutschen Reiche gelegt.

Karl war der angesehenste Herrscher seiner Zeit. Byzantiner und Chalifen, Awarenchane und spanische Emire warben um seine Gunst. Sein Name wurde bei den Slawen zum Königstitel (Kral). Seine

Lebensart und Tracht waren einfach; weniger sein Familienleben. Er wechselte oft Frauen und Nebenfrauen, und seine Töchter, die er aber zärtlich liebte, lebten nicht keusch. Mit seinen Söhnen hatte er kein Glück. Den hoffnungsvollsten, Karl, entriß ihm der Tod, ebenso den zweiten, Pippin. Nur der schwächste, Ludwig, überlebte ihn. Er liebte die Jagd, auf der ihn Frau und Töchter begleiteten. Aachen, noch keine Stadt, sondern ein schön überbautes Landgut, war sein Lieblingssitz und diente seinen zahlreichen Villen, die in musterhafter Ordnung gehalten wurden, zum Vorbilde.

Die Kirche begünstigte Karl, soweit sie ihm keine Verlegenheiten bereitete, was sie freilich *ihm* gegenüber nicht wagte. Er war in hohem Grade für Verbreitung des Christentums und für dessen Befestigung durch Bistümer und Klöster besorgt, was zur Beförderung der Kultur beitragen mußte, so wie die Verhältnisse lagen; denn andere Mittel gab es damals noch nicht. Seine Zeit war aber späteren weit voraus; nicht angebliche Hexerei wurde bestraft, vielmehr die Bethätigung des Glaubens an solche. Ja, Karl war so selbständig, daß er durch eine Synode in Frankfurt am Main einen Beschluß gegen den damals (s. oben S. 327) in Byzanz hergestellten übermäßigen Bilderdienst ergehen ließ.

Ganz hervorragend waren Karls des Großen Verdienste um *Kunst, Litteratur* und *Wissenschaft*. Nicht nur drang er auf die Erwerbung höherer Kenntnisse durch die Geistlichen — die aus Italien nach Eroberung des Langobardenreiches in das fränkische Reich eindringende höhere Bildung veranlaßte ihn, an seinem Hofe alle bedeutenden Talente seiner Zeit zu versammeln, mit denen er eine Art von gelehrter Akademie bildete. Dazu gehörten der Langobarde *Paulus* Diakonus (oben S. 377), der in der antiken Welt bewanderte Angelsache *Alkuin*, der künstlerisch wirkende fromme *Einhard*, der später des Kaisers Geschichte schrieb, der politisch gewandte und dichterisch begabte *Angilbert* und mehrere Andere. Karl war ein Freund altdeutschen Wesens; er sammelte die (später leider verlorenen) alten Heldenlieder und gab den Windrichtungen und Monaten deutsche Namen. Er gründete Schulen, namentlich eine Hofschule, deren Lehrer Alkuin war, ja lernte selbst noch lateinisch. Unter ihm verbreitete sich die Liebe zum klassischen Altertum, veredelte sich die vorher mißhandelte lateinische Sprache in Rede und Schrift, verschönerten sich die Schriftzüge, die in prächtigen Initialen gipfelten, erhob sich die kirchliche Kunst zu herrlichen bildlichen Schöpfungen, deren Charakter eine tiefsinnige Allegorie bildete, wurde der vom edeln Papste Gregor I. verbesserte ambrosianische Kirchengesang eingeführt und erstanden Sängerschulen in den bedeutenderen Klöstern und Bischofssitzen, die sich als Notenschrift der sogenannten Neumen, einer Art stenographischer Zeichen, bedienten.

2. Die Entstehung des Feudalwesens.

Als die fränkische Monarchie unter den letzten Merowingern im Verfalle begriffen war, wurde die Verteilung des Grundeigentums eine immer ungleichmäßigere; der Grundbesitz der Großen wuchs in dem Maße an, daß er sowohl den unmittelbaren Besitz der Krone, als den Grundbesitz der kleinen Leute immer mehr zusammendrängte. Das Einspruchsrecht der Markgenossenschaften und Geschlechter gegen zu weit gehende Vererbung (d. h. weitere als an die Söhne) der Grundstücke geriet in Vergessenheit*). Das Gemeineigentum schwand zusammen, das Sondereigentum nahm zu, ebenso der Besitz der Kirche. Sie und die Großen erhielten vom Könige massenhafte Schenkungen an Land, um der Krone ergeben zu sein. Unter den Karolingern besaßen Adel und Kirche bereits hunderte von Dörfern; sie konnten sie nicht mehr überblicken und übergaben sie Dienern (Meiern) zur Bewirtschaftung. Je mehr sich der Grundbesitz vergrößerte, desto mehr nahmen die Unfreien an Zahl zu; man schonte sie aber, weil man ihre Arbeit schätzte, und ließ sie, wenn sie dazu fähig schienen, zu Aemtern emporsteigen. Die Freien aber verarmten, gerieten durch die gerichtlichen Bußen in Schuldknechtschaft oder wurden in den Kriegen aufgerieben, oder mußten notgedrungen ihre Gütchen den Großen übergeben, um deren Schutz zu erlangen. Diese aber machten sich vom Staate immer mehr unabhängig, erhielten Steuer-, Dienst- und Bußenfreiheit, stellten Beamte an und wurden Richter, Besteuerer und Heerführer ihrer Untergebenen. Zahllose kleine Mächte wuchsen neben derjenigen der Könige, zu deren ohnmächtigem Verdrusse, empor. Heere aus armen Freien strömten ihnen zu, schwuren ihnen als Vassen den Eid der Treue und ersetzten mit der Zeit die Heere der zusammenschmelzenden Freien, die Karl der Große umsonst zu erhalten suchte. Diese Vassalität, d. h. das Dienst- und Treueverhältnis eines Mannes zu seinem Herrn, der ihn gegen jeden Dritten schützte, war eigentlich eine Fortbildung des altgermanischen Gefolges (oben S. 361), aber nicht mehr auf den Fürstendienst beschränkt. Es spitzte sich in Form einer Pyramide zu, deren Gipfel der König als oberster Schutzherr aller Herren bildete. Aus ihm entwickelte sich das Feudalwesen mit Hilfe eines zweiten Verhältnisses, des Benefiziums, das dadurch entstand, daß die Vasallen (besser Vassallen) mit Gütern belohnt wurden, wogegen sie sich mit Handschlag und Eid zum Kriegsdienste (diese allein hießen „rechte“, auch „Ritterlehen“) oder zu anderen Dienstleistungen verpflichteten**). Verliehen werden konnten Grundbesitz, Zehnten, Renten.

*) Lamprecht, Deutsche Geschichte, II. Bd. S. 83 ff.

**) Schröder, Rich., Lehrbuch der deutschen Rechtsgesch. Leipzig 1889. S. 152 ff. 381 ff.

Zölle, Kirchen, Klöster, Aemter u. s. w.; die dabei übliche Form war die Uebergabe eines die Natur des Lehens bezeichnenden Gegenstandes, wie Schwert, Speer, Handschuh, Hut, Stab, Zweig, Fahne u. s. w. Das Lehens- oder Feudalwesen entstand in Südfrankreich und Italien, breitete sich unter den späteren Karolingern nach Burgund, Lothringen u. s. w., erst weit später nach Deutschland aus.

Unter diesen Verhältnissen gebot der König nur noch den Großen, und diese geboten ihren Vasallen, sowohl im Kriege als im Frieden. Es war schon Karl dem Großen nicht mehr möglich, die im Zuge der Zeit liegende Erblichkeit der Aemter zu verhindern. Dieser Zug wurde dadurch begünstigt, daß die Beamten mit Gütern belehnt wurden und somit ihr Gehalt aus Erzeugnissen der Landwirtschaft bestand. Der Staat verlor allen Einfluß auf die Besitzer der Benefizien, die nur noch dem Verhältnis der Treue, nicht einer Pflicht gehorchten. Die mit der Truppenschau des „Maifeldes" verbundenen Reichstage wurden bloße Versammlungen der großen Vasallen, erteilten dem König Ratschläge, statt von ihm um Rat gefragt zu werden, warnten ihn, ja drohten mit Abfall. Auf das Volk hatten nur noch Adel und Kirche Einfluß.

Je mehr die Macht des Königs gegenüber den Großen sank, desto mehr umgab er sich mit Prunk. Die Karolinger fügten dem Speere der Merowinger Schwert und Schild, Karl der Große das goldene Scepter bei. Unter Pippin kam die Salbung, unter Karl die Krönung auf. Unternahmen die Könige Reisen, so mußten die Unterthanen für Beherbergung und Weiterbeförderung des Hofstaates sorgen. So wenig Macht der König im Innern hatte, so vertrat er doch dem Auslande gegenüber das Reich allein, schloß Bündnisse, entschied über Krieg und Frieden und führte das Heer, dessen Willen er sich aber fügen mußte. Am höchsten stand im Innern noch seine Gerichtsbarkeit. Durch das Bannrecht konnte er nach dem Salischen Gesetze allgemein verbindliche Gebote und Verbote erlassen, soweit ihnen nicht das Volksrecht entgegen stand, aber nur für die Zeit seiner Regierung.

Die früheren Herzogtümer wurden unter den Karolingern, denen sie zu mächtig geworden, aufgelöst; in den Grenzlandschaften setzte dafür Karl der Große Markgrafen ein, um das Reich nach außen zu schützen. Er teilte das Reich in Bezirke, in denen er sich durch je zwei Königsboten, meist einen weltlichen und einen geistlichen, vertreten ließ, die ihr Gebiet bereisten. Die Spitze des Staates stellte der Hof dar, der seinen Namen nach den Höfen des Adels erhielt und nach deren Muster eingerichtet wurde. So trugen auch die höchsten Beamten oder Ministerialen die nämlichen Titel und besorgten in höherem Grade die Verrichtungen der oberen Hofdiener, so der Mariskalk den Marstall, der Kämmerer die Zimmer, der Truchseß die

Speisen, der Schenk die Getränke. Ueber ihnen stand als Haushofmeister der Seniskalk. Eines Hausmeiers bedurften die von diesem Amte zur Krone emporgestiegenen Karolinger nicht mehr.

3. Die Auflösung des Frankenreiches.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, lag in dem weiten Reiche Karls des Großen bereits der Keim der Auflösung, der sich nach dem Ausleben des einzigen das Reich zusammenhaltenden Willens (28. Jan. 814) geltend machen mußte. Dazu trug noch der Widerstreit zwischen den verschiedenen das Reich bewohnenden Nationalitäten, hauptsächlich der deutschen im Osten und der romanischen im Westen, sowie zwischen ihnen und der ihnen von der Kirche und dem Staate in allen öffentlichen Handlungen auferlegten lateinischen Sprache bei. Ludwig der Fromme, Karls Nachfolger, war nicht nur nicht der Mann, das Riesenreich zusammenzuhalten, sondern geradezu derjenige, es aufzulösen, was merkwürdigerweise beinahe gleichzeitig mit der Zerreißung des Chalifenreiches eintrat. Dieser der Kirche unbedingt ergebene Monarch, der zwar unter den leichtfertigen Elementen am Hofe des Vaters aufräumte, aber auch dessen altdeutsche Heldenlieder (wahrscheinlich) verbrennen ließ, legte den Grund zum Zerfalle des Reiches durch den Einfluß seiner zweiten Gattin, der herrschsüchtigen Welfin Judith, deren Sohn Karl (später „der Kahle") durchaus König werden sollte. Die Folge war der blutige Bürgerkrieg zwischen dem Vater und den beiden älteren Söhnen Lothar und Ludwig dem Deutschen. Drei Jahre nach des Kaisers Tode teilte (843) der Vertrag von Verdun das Reich in das östliche unter Ludwig, das westliche unter Karl und das mittlere nebst Italien unter Lothar. Natürlicher war die neue Teilung nach Lothars II. Tode durch den Vertrag von Meersen (870), der nun den Grund zu den späteren Reichen von Deutschland und Frankreich legte und Italien von ihnen absonderte. Deutschland unter Ludwig (freilich erst dessen westliche Hälfte) begann damit sein Leben, während Frankreich unter Karl dem Kahlen an inneren Kämpfen und an den unheilvollen Folgen des Feudalwesens litt; es gewann 890 ganz Lothringen und erfreute sich noch vieler Volksrechte, die im Westen geschwunden waren. Auch war es Deutschland allein, das, als die Karolinger ebenso verkamen wie früher die Merowinger, unter ihrem unechten aber tapfern Sprossen Arnulf noch eine Blütezeit feiern konnte und später auf die Dauer im Besitze der sog. römischen, in Wahrheit deutschen Kaiserkrone blieb.

Die angedeutete Blütezeit ist freilich, bei den damals häufigen Unruhen, Fehden, inneren und äußeren Kriegen, nicht in wirtschaftlichem Sinne zu verstehen; aber es erfolgte in jener Zeit ein merkwürdiges Erwachen des deutschen Geistes, eine Rückkehr zu den von

Ludwig dem Frommen verdrängten Bestrebungen Karls des Großen, bezeichnender Weise zugleich mit der Entstehung eines deutschen Staates, — während dagegen der romanische Geist völlig brach lag, mit dem Durchdringen der zweiten Lautverschiebung (oben S. 362 f.) und mit dem Aufkommen des Namens diutisk (d. h. volkstümlich, von diot, Volk, daher: deutsch) für die Volks- d. h. deutsche Sprache. Es entstanden Dichtungen aus der deutschen Heldensage, die leider meist nur in Bruchstücken vorhanden sind. Die Perle derselben ist das Hildebrandslied, das den Kampf zwischen dem heimkehrenden Recken Hildebrand und seinem ihn nicht erkennenden Sohne Hadubrand zum Inhalte hat. Das Waltharilied existiert nur in der lateinischen Bearbeitung des St. Galler Mönches Ekkehard I. (Scheffels Ekkehard beigegeben), ist aber von deutschem Heldengeist erfüllt. In solchem ertönt auch, freilich in die Karolingerzeit versetzt, das Ludwigslied eines wandernden Spielmanns über den Normannensieg des westfränkischen Königs Ludwig III. (881) in kräftigen Assonanzen.

Auch in die christliche Religion drang dieser deutsche Geist ein, indem er sie mit germanischen Ideen verband, so im Wessobrunnergebet, das zur Schöpfung zurück, und im Muspilli, das zum Weltende voraus schaut. Selbst der christliche Erlöser erhielt heldenhafte Färbung in dem altniederdeutschen Evangeliengedichte, das neuere Zeit „Heliand“ betitelte, dem der oberdeutsche (868 vollendete) „Krist“ des Weißenburger Mönches Otfried nur schwach gegenübersteht.

Mit diesen deutschen Dichtungen können sich die gleichzeitigen lateinischen nicht messen, noch weniger die zahlreich auftauchenden nüchternen Klostergeschichten.

Dagegen schuf lateinische Geschichtschreibung recht tüchtige Werke in Einhards, des Freundes Karls des Großen († 844 im Kloster Seligenstadt), Geschichte dieses Kaisers und in des kriegerischen Titularabtes Nithard, eines Sohnes Angilberts von Karls Tochter Bertha, Geschichte der Kriege zwischen Ludwigs Söhnen. Gelehrte von Ruf waren Walahfrid Strabo, Abt von Reichenau († 849), und Hrabanus Maurus, Erzbischof von Mainz († 856).

II. Die neuen Reichsbildungen.

1. Das deutsche Reich.

Das ruhmlose Ende der Karolinger in Deutschland (911), dem das ihrer Verwandten in Frankreich erst 987 in ebenso ohnmächtiger Weise folgte, war blutig gefärbt und brandig erhellt durch die wilden Einfälle der Normannen und Dänen von Norden, der Slawen von Osten, der Magyaren von Südosten und sogar der Sarazenen von

Süden her*). Einen wirksamen Schutz des Reiches gab es nicht, und so sahen sich die einzelnen Stämme auf sich selbst angewiesen. In dieser Not traten wieder Herzoge an die Spitze der Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben, während Lothringen ein Kampfplatz zwischen Deutschen und Franzosen war und noch lange blieb. Und im Jahre 911 traten die Wähler der vier deutschen Stämme diesseits des Rheins in Forchheim zusammen und kürten den Frankenherzog Konrad zu ihrem Könige. So entstand das 900 Jahre dauernde deutsche Wahlkönigreich. War Konrad der erste deutsche König und Heinrich I., durch den die Spitze des Reiches von den Franken an die Sachsen überging, der erste Mehrer und Verteidiger Deutschlands, so ehren wir Otto den Großen als den ersten deutschen Kaiser. Sein Ruhm wetteiferte mit dem Karls des Großen und reichte von England bis Byzanz und von Polen bis Andalusien. Sein Banner, der einfache schwarze Adler, überschritt die Elbe und wehte an der Nordspitze Jütlands. Durch die Erwerbung Norditaliens stellte er das seit den letzten Karolingern verwaiste westliche Kaisertum wieder her. Sein Hof war „eine Zufluchtstätte aller tüchtigen Menschen jener Zeit. Er selbst lernte lateinisch und schaffte aus weiter Ferne Rätselhaftes und Wunderbares herbei; was Geschichtschreiber, Redner, Dichter und Philosophen Neues und Großes verkündeten, untersuchte er mit Lehrern der betreffenden Sprache“. Es war eine der „Karolingischen“ würdig nachfolgende „Ottonische Renaissance“ der Wissenschaft**). Nach Ueberwindung von Aufständen seiner nächsten Verwandten bot Ottos Familienleben ein ebenso zärtliches, aber weit reineres Bild dar als das Karls des Großen. Die Frauen seines Hauses waren oder wurden hehre Vorbilder deutscher Treue und Häuslichkeit. Nur in der Politik wirkten sie nicht günstig. In den von ihnen erzogenen allzu jungen Herrschern Otto II. und Otto III. verirrte sich der Gedanke des deutschen Reiches in ein bodenloses Haschen nach dem Phantom eines neuen Römerreiches, das sich nicht herstellen ließ, da ihm die Anerkennung von Seite der nichtdeutschen Völker fehlte, die sich dem Mittelpunkte des Abendlandes immer mehr entfremdeten. Mußten sich auch die Nachfolger der Ottonen auf Deutschland beschränken und Italien halten so gut sie konnten, so waren doch Heinrich II., der Sachse aus jüngerer Linie, und die salischen Franken Konrad II. und Heinrich III. Festiger und Mehrer des Reiches, die freilich dem durch das Feudalwesen mächtiger werdenden Adel und der durch Schenkungen an Reichtum zunehmenden Kirche in hohem Maße sich gefällig zeigen mußten, um das Ansehen der Krone zu retten, was ihr Streben nach deren Stärkung, ja sogar nach weltbeherrschender Stellung lähmte. Tief sank

---

*) Lamprecht, Deutsche Geschichte, II. Bd. S. 109 ff.
**) Ebenda S. 209 ff.

das Reich, als in Heinrich IV. ein Kind unter Regentschaft seiner Mutter die Krone trug und sich genötigt sah, diese in Canossa in einem Grade zu demütigen, der sich nicht wieder gut machen ließ; denn Heinrichs V. eiserne Strenge und Härte schützte ihn nicht vor dem Wormser Konkordat (1122), durch das die Kirche vom Reiche unabhängig wurde. Nachdem der Sachse Lothar die Kaiserwürde noch tiefer hatte sinken lassen und unter dem ersten Staufer Konrad III. der Kampf zwischen den päpstlichen Welfen und den kaiserlichen Ghibellinen ausgebrochen war, erhob sich endlich in Friedrich I., dem Rotbart, der deutsche Name wieder zu neuem Glanze; den Fremden wurde zwar nicht Unterordnung, aber Achtung abgenötigt. Die das Land verheerenden Fehden wurden seltener, die Gesetze wurden besser; Kultur und Christen- wie Deutschtum verbreiteten sich wieder nachhaltiger in die slawischen Länder. Unter Kaiser Friedrich I. ist das deutsche Reich in einen wichtigen Wendepunkt eingetreten; es steht im Mittelpunkte des damaligen Weltgetriebes, das sich in den Römerzügen und den Kreuzzügen weit über das deutsche Land, über das Abendland, ja über die Welt des Mittelmeeres hinaus erstreckte und seine Wellen warf.

Das deutsche Reich war seit dem Zerfalle des fränkischen Reiches ein sehr lockeres Staatswesen. Die Herzoge benahmen sich im Bereiche ihrer Stämme und die Markgrafen in ihren Grenzländern wie unabhängige Fürsten. Der König oder Kaiser blieb Herzog seines Stammes und wurde nur als der Erste unter seinesgleichen betrachtet; war er aber stark, so verteilte er die Herzogtümer unter seine Brüder und Söhne oder Günstlinge oder ließ sie auch unbesetzt, worauf sie in kleine Herrschaften zerfielen, die, wenn weltlich, erblich wurden, wenn geistlich, der Kirche verblieben. Die Grafen wurden aus Richtern ihrer Gaue Burg- und Landesherren, und die Gaugrenzen verwischten sich.

Kaiser wurde der König, der amtlich stets „römischer“, nicht deutscher hieß, erst durch seine Krönung in Rom, oft gegen den Willen des ihm feindlichen Papstes durch einen von ihm erhobenen Gegenpapst. Um die Kaiserkrone zu erlangen, unternahmen die Könige ihre Römerzüge, auf denen ungezählte Tausende von deutschen Kriegern wälscher Tücke und heißem Klima erlagen. Es war im Grunde ein ideales Streben, dessen schöne Seite im Kultureinflusse des gebildetern Italien auf das rohere Deutschland lag.

Die lockere Reichsverfassung schloß sowohl ein Beamtentum, als regelmäßige Reichstage aus. Jenes ersetzten Hofwürdenträger und Geistliche; diese bestanden aus den Herzogen, Markgrafen, Grafen, Bischöfen und Aebten. Die Reichstagssitzungen waren öffentlich; das Volk konnte dreinreden; Protokolle wurden nicht geführt. Die Rechtspflege zerfiel in geistliche und weltliche, von denen jene dieser so viel als möglich zu entziehen suchte, namentlich alles, was irgendwie

mit Religion zusammenhing. Die Gerichte waren öffentlich, und ihre Abhaltung im Freien, immerhin mit Beschränkung auf eine geheiligte Ding- oder Walstatt, wich nur langsam der in geschlossenen Räumen. An Stelle gerichtlicher Untersuchung der (damals mangelhaften) Gesetze und juristischer Bildung entschieden die Eidesleistung und die Gottesurteile, in der hier behandelten Zeit besonders der gerichtliche Zweikampf. Die Geistlichkeit zog dagegen die Wasser- und Feuerprobe vor.

Die öffentliche Sicherheit war im Reiche, wie übrigens in ganz Europa, eine äußerst geringe. Herrschten nicht kräftige Kaiser oder Könige, so überschwemmten Räuberbanden die Lande, und zwischen den hohen Herren, weltlichen und geistlichen, wüteten so beständig Fehden, daß Edle, Volk und Kirche verarmten und verzweifelten. Um diesem Unwesen zu steuern, wurde im 11. Jahrhundert wiederholt ein Gottesfriede (treuga Dei) verkündet; es konnte aber höchstens erreicht werden, daß er gewisse Wochentage umfaßte.

Dazu kamen noch die häufigen von der herrschenden Gewalt unternommenen Kriege. Seit dem 10. Jahrhundert traten an die Stelle der durch den Rückgang der freien Leute (oben S. 382) hinschwindenden Volksheere notgedrungen Söldnerheere, die die Vasallen des Reiches aus ihren Leibeigenen und zusammengelaufenen Leuten als Fußvolk bildeten. Die Reiterei wurde den ritterlichen Lehensleuten überlassen, die übrigens nur dienten, solange sie wollten. Mit diesen unzuverlässigen Heeren wurden die Römerzüge unternommen, deren Teilnehmer sich in der Regel auf den roncalischen Feldern bei Piacenza zur Musterung sammelten. Waren Vasallen und Söldner einmal in fremden Landen, so mußten sie wohl oder übel aushalten. —

2. Die nordischen Reiche.

Dem gesamten Nord- und Osteuropa hat das 9. Jahrhundert neue und größere Reiche an Stelle der Kleinstaaten oder der Staatenlosigkeit gebracht. Den Anfang damit machten die Angelsachsen. Es gab unter ihren sieben kleinen Königreichen (oben S. 371) vielerlei Reibungen und Kämpfe um den Vorrang und die Obmacht, durch welche manche von ihnen zeitweise oder dauernd untergingen, während andere keck nach Schottland und Irland übergriffen, was aber ohne Folgen blieb*). Auch in ihrem Innern gab es Thronstreitigkeiten, Bürgerkriege und Königsmord. Am Ende des 8. Jahrhunderts schien König Offa von Mercia, Zeitgenosse Karls des Großen, die Oberhand zu gewinnen; dies gelang aber erst Egbert von Wessex, der im Jahre 830 fast alle angelsächsischen Reichlein unter seiner Oberhoheit ver-

*) Winkelmann, Geschichte der Angelsachsen. S. 112 ff.

einigte und die Krone erblich machte. Das neue Reich erhielt den Namen Anglia (England); es litt aber durch fortwährende Einfälle und Raubzüge der Dänen, bis Egberts Enkel Alfred der Große 897 ihrem Treiben ein Ende setzte und dem Reiche die wirkliche Einheit gab. Seine Regierung war eine äußerst glückliche. Um künftige Einfälle zu verhüten, verbesserte er die Wehrverfassung und schuf eine Flotte, die erste, noch kleine, Englands. Die Rechtspflege wurde sicherer, die Gesetzkenntnis der Richter besser. Ein neues Gesetzbuch entstand. Durch den walisischen Mönch Asser, seinen Biographen, wirkte Alfred für Herstellung der gesunkenen Bildung seines Volkes, lernte selbst lateinisch und übersetzte, ja bearbeitete sogar und ergänzte lateinische (historische und philosophische) Werke in seiner Muttersprache, deren Volkslieder er sammelte. Er begünstigte auch Gewerbe und Künste; kurz, er war ein segensreicher Kulturförderer. Nur 52 Jahre zählte er, als er 901 starb. England hat er freilich noch nicht festgegründet, wohl aber wesentlich vorbereitet. Sein Werk setzten besonders sein Nachkomme Edgar († 975) und die Geistlichen Dunstan und Alfrik fort.

Konnte England auf der Grundlage einer Jahrhunderte alten Kultur arbeiten, so mußten dagegen die skandinavischen Völker, die Norweger, Dänen, Schweden und die von diesen aufgesogenen Gauten von vorn anfangen und sich die Mittel zum Fortschreiten in der Bildung selbst verschaffen. Wie die alten Deutschen und die Angelsachsen, so waren auch sie in eine große Menge winziger Staaten zerteilt, bis am Ende des 9. Jahrhunderts Gorm der Alte das dänische, Harald Harfagr das norwegische und Erik Emundsson das schwedische Reich in einer Hand vereinigte*).

Zur Begründung höherer Kultur in Skandinavien haben ohne Zweifel die Züge der dortigen Seehelden, beziehungsweise Seeräuber, der sog. Wikinger (Buchtenleute), beigetragen, die auf ihren schnellen offenen Schiffen alle europäischen Küsten des Atlantischen Oceans, sogar des Mittelmeeres, befuhren und da allerdings barbarisch hausten, aber auch fremde Bildung kennen lernten und nach Hause brachten. Auf der Fahrt über die Ostsee haben wir sie bereits (oben S. 331) als Gründer des russischen Reichs kennen gelernt. Nach Westen und Süden ziehend, schufen sie die Herzogtümer der Normandie und Apuliens. Lange setzten sie die britischen Inseln in Schrecken, die zweimal von ihnen erobert wurden, erst unter Alfreds schwachen Nachkommen vorübergehend durch den Dänenkönig Knud (1016—1035) und dann auf die Dauer durch Herzog Wilhelm von der Normandie (1066), dessen Dynastie England auf längere Zeit französierte.

---

*) Mogk, Dr. E., Europas Norden, in Hellwalds Kulturgesch. 4. Aufl. Bd. III, S. 113 ff.

Eine zweite Kulturquelle wurde für die skandinavischen Völker das Christentum. Der heidnische Glaube und Götterdienst der Nordleute war im Grunde derselbe wie jener der alten Deutschen (oben S. 361 f.); nur ist davon mehr erhalten geblieben, weil das Christentum dort später eindrang, nicht ohne auf die heidnischen Sagen Einfluß auszuüben. Der alte arische Lichtgott ist hier bereits verschwunden; als älteste Gottheit erscheint Thor, der Donnerer, der mit seinem Hammer die Winterriesen schlägt, so besonders in Norwegen und Island. In Schweden genoß Freyr, der frohe Beförderer der Fruchtbarkeit, besondere Verehrung. Beiden wurde später der deutsche Wodan als Odhinn vorangesetzt und zum höchsten Gott erhoben, zu dem nach Walhall die gefallenen Helden eingehen, der aber auch die Sänger schützt. Um ihn als Vater sammelten sich die Asen, unter denen der milde Sonnengott Baldr hervorragt, und die Asinnen, deren erste sich in die ernste Frigg und die fröhliche Freya gespalten hat. Die gewöhnlichen Sterblichen und selbst die Götter kommen zur furchtbaren Unterweltsgöttin Hel. Am Ende der Dinge erliegen die Asen in der Götterdämmerung den wilden Jötunn (Riesen), werden aber in verjüngter Gestalt neugeboren und die Erde mit ihnen.

Des Kreuzes erster Glaubensbote im Norden war der spätere (831) Bischof von Hamburg, Anskar, der Dänemark und Schweden zu bekehren begann. Der Dänenkönig Harald Blaatand ließ sich 982 in Ingelheim am Rhein taufen und verchristlichte sein Land. Der erste christliche König von Schweden war Olaf Eriksson um das Jahr 1000; aber das Kreuz siegte dort erst in Mitte des 12. Jahrhunderts und wurde von da nach Finland getragen. Die Norweger waren die hartnäckigsten Heiden; zweimal wurde das bereits eingedrungene Christentum wieder gestürzt, bis Olaf der Heilige im 11. Jahrhundert es gewaltsam einführte. Sogar auf Island, das die Norweger seit 874 besiedelten, war das Kreuz schon um das Jahr 1000 herrschend. Unermüdlich drangen die Nordmannen von dort nach dem unbekannten Nordwesten. Eirik der Rote entdeckte 983 Grönland, das von Island aus bevölkert wurde. Sein Sohn Leif brachte die christliche Lehre dahin und war der erste Europäer, der die Neue Welt, über 400 Jahre vor Columbus, betrat. „Winland" (Neu-England) wurde aber wieder aufgegeben und vergessen und auch Grönland in Mitte des 15. Jahrhunderts verlassen.

Das häusliche und gesellige Leben der skandinavischen Völker war dem der alten Deutschen (oben S. 360 f.) höchst ähnlich; sie waren ja die nächsten Stammverwandten. Wie unsere Vorfahren, liebten die Nordleute nur allzuviel Trunk und Spiel in den weiten, vom Herdfeuer erleuchteten Hallen der Könige und Edeln, mit besonderer Feierlichkeit am Julfest (am kürzesten Tage). Sie rechneten die Tage nach

Nächten und die Jahre nach Wintern. Bei ihren Gelagen war denn auch für ihre gefeierten Sänger, die Skalden, der Ort, von den Thaten der Vorfahren zu „singen“ und zu „sagen“. Die alten Helden- und Zauberlieder wurden mündlich fortgepflanzt; die aus dem Süden im 9. Jahrhundert eingewanderten und oft veränderten Runen (oben S. 362) dienten nur zu Inschriften. Das Christentum führte die lateinische Schrift ein, verdrängte aber die Heldenlieder und Sagas nicht. Vielmehr wurden diese erst unter seiner Herrschaft aufgeschrieben, und zwar zuerst auf dem fernen Island, das am Ende des ersten Jahrtausends eine unabhängige Republik war. Der Skalde Ari begann damit im Uebergange vom 11. zum 12. Jahrhundert; in dem vom 12. zum 13. Jahrhundert verfaßte der vorzügliche Staatsmann und Geschichtschreiber Snorri Sturluson die Edda, d. h. eine mit mythologischen Erzählungen verbundene Anleitung zur Dichtkunst, deren Titel auch auf die im 9. und 10. Jahrhundert entstandenen tiefsinnigen Götter- und Heldenlieder des Nordens übertragen worden ist*). Die Isländer beschäftigten sich in jener ihrer Blütezeit viel mit wissenschaftlichen Studien und schrieben eine Unzahl wertvoller Sagengeschichten. —

3. Die östlichen Reiche.

Unter den osteuropäischen Ländern ist das von Byzanz aus kultivierte Alt-Rußland bereits (oben S. 330 ff.) erwähnt. Die übrigen slawischen Völker erhielten ihre Bildung vom Abendlande aus. Wahrscheinlich war das uns näher als Rußland gelegene Polen schon im 9. Jahrhundert ein organisierter Staat; denn im 10. Jahrhundert berichtet darüber der spanische Jude Ibrahim Ibn Jakub, indem er das Land des Mschka das größte der slawischen Länder nennt, das bereits ein discipliniertes Heer von 3000 Mann und eine geordnete Finanzwirtschaft hatte**). Jede Geburt wurde vom Fürsten belohnt, und jedes Hochzeitpaar erhielt ein Geschenk. Mschka heißt in der Geschichte Mscislaw, und sein Volk nannte sich Lechen; es bewohnte das Land von diesseits der Oder bis jenseits der Weichsel und von den Karpathen bis an die Südgrenze Pommerns und Ostpreußens. Mscislaw († 992) anerkannte übrigens die Oberhoheit Kaiser Ottos des Großen und nahm 966 das Christentum an, und zwar das römische. Zwei Jahre darauf wurde das Bistum Posen errichtet, es stand unter dem Erzbischof von Magdeburg. Dessenungeachtet erhielten sich im Lande noch lange heidnische Ansichten und Gebräuche. Mscislaws

---

*) Golther, Germanische Mythologie S. 66 ff.
**) Schiemann, Rußland, Polen und Livland. Bd. I, S. 383 ff.

Sohn Boleslaw der Kühne breitete die polnische Herrschaft bis zur Ostsee aus, unterstützte die phantastischen Pläne Ottos III. (oben S. 386) zu eigenem Vorteil und machte sein Land durch Stiftung des Erzbistums Gnesen faktisch unabhängig; dort ruhten die Reste des von den heidnischen Preußen 997 erschlagenen Apostels Bischof Adalbert von Prag, zu denen der junge Kaiser im Jahre 999 pilgerte, vom Polenherzog prunkvoll empfangen und heimgeleitet. Nach dessen Tode aber riß sich Boleslaw treulos vom Reiche los, eroberte das Land bis zur Elbe und nahm den Königstitel an (er starb 1025). Polen war gegründet; gab es auch später Rückschläge seiner Macht und Rückfälle in das Heidentum, so entschieden sie doch nichts auf die Dauer.

Eine geringere Rolle als Polen spielte das stammverwandte Volk der Tschechen in Böhmen. Am Ende des 9. Jahrhunderts erhielt es in Boriwoi seinen ersten Herzog; er wurde auch Christ. Fiel seinen Nachfolgern auch der Königstitel und Mähren zu, so gehörte Böhmen doch seit Heinrich I. als Lehensstaat zum deutschen Reiche, wenn es auch im Innern vollständige Unabhängigkeit bewahrte*).

Aehnlich wie Polen entwickelte sich dagegen das Reich der Magyaren in Ungarn. Als ein asiatisches Volk von 7 oder 8 Horden im 9. Jahrhundert nach dem mittlern Donaulande gekommen, brachen sie während des 10. Jahrhunderts verwüstend in Deutschland ein, bis Heinrich I. und Otto der Große sie aufs Haupt schlugen, so daß sie die Rückkehr vergaßen. Eine Alleinherrschaft über sie erlangte erst Geisa I. († 997), und sein Sohn Stephan I. erhielt 1001 vom Papste die Königskrone**).

Polen, Böhmen und Ungarn, deren Geschichte in der Folge, sogar teilweise durch gemeinsame Könige, verschmolzen wurde, haben ihre ganze höhere Kultur den Deutschen zu verdanken, die, nicht zum wenigsten auf königliche Einladung, besonders im 12. und 13. Jahrhundert, sowohl als Bauern das Land besiedelten und bebauten, als in der Eigenschaft von Kaufleuten und Handwerkern den Städten ihre Bevölkerung und Bedeutung verschafften***). In Polen wurde das Deutschtum zwar seit 1386 unterdrückt; dagegen ist das erst neuerlich vergewaltigte Siebenbürgen noch heute ein Beweis deutscher Thatkraft und Ausdauer; nicht minder sind es auch die Randgebiete von Böhmen und Mähren. Der höhern Kultur ist kein brutaler Fanatismus auf die Dauer gewachsen.

---

*) Huber, Alfr., Oesterreichische Reichsgeschichte. Wien 1895, S. 66 ff.
**) Ebenda S. 92 ff.
***) Des Verf. Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2. Aufl., Bd. I, S. 474 f.

III. Die abendländische Kirche.

1. Das Papsttum.

Wie alle Erscheinungen der Kulturgeschichte, so entwickelte sich auch das Papsttum nur allmählich zu der Höhe, auf der es in seiner Blütezeit die Einheit der abendländischen Kultur verkörperte. Der Bischof von Rom hatte sein bis zum Primat der Kirche emporsteigendes Ansehen dem Umstande zu verdanken, daß sein Sitz der Mittelpunkt des weltumfassenden römischen Reiches gewesen war. Seine Stellung und sein Recht, Glaubensfragen zu entscheiden, sind in keinem der alten Glaubensbekenntnisse erwähnt. Noch im ganzen 4. Jahrhundert gingen solche Entscheidungen nur von Synoden aus*). Es war zuerst Innocenz I. (401—417), der dieses Recht in Anspruch nahm, das aber noch bestritten und von seinem Nachfolger Zosimus in entgegengesetzter Weise ausgeübt wurde. Leo I. (440—461) war schon erfolgreicher, indem er den Kaiser Valentinian III. bewegen konnte, alle Bischöfe des Westreiches, das aber wenig mehr über Italien hinaus reichte, dem Papste als unterworfen zu erklären. Noch Gregor I. der Große (590—604) lehnte die später von den Päpsten in Anspruch genommene Machtfülle ab**). Dessenungeachtet wurden vor und nach ihm verschiedene Schriftstücke verfaßt, welche beweisen sollten, daß jene Machtfülle dem Papsttum von Anfang an innegewohnt habe. So entstand in der Mitte des 8. Jahrhunderts in Rom die Behauptung, daß Konstantin I. dem Papste Sylvester das weströmische Reich geschenkt und die Oberhoheit über die vier morgenländischen Patriarchen zugestanden habe, womit bezweckt wurde, den Frankenkönig Pippin zur Schenkung oder „Wiedererstattung" eines Landesteils (des „Exarchates" von Ravenna) an den Papst zu bestimmen, das er erst erobern mußte, woraus der Kirchenstaat entstand, den zu vergrößern Karl der Große aber sich weigerte***). Als dann das Reich Karls zerfiel, faßte man in Rom den Plan, an die Stelle der staatlichen die kirchliche Einheit zu setzen. Zu diesem Zwecke entstand in der Mitte des 9. Jahrhunderts in der Diöcese Reims eine Sammlung teils echter, teils unechter Konzilienbeschlüsse und päpstlicher Dekrete unter dem Namen des Bischofs Isidor von Sevilla (oben S. 368), nach welchen der Papst zum unbedingten Herrn der Kirche und ihrer Gläubigen gestempelt wurde. Papst Nikolaus I. (858—867) anerkannte diese „pseudo-isidorischen Dekretalen" nicht nur, sondern suchte sie auch

*) Döllinger, J. v., Das Papsttum. Neubearbeit. von Janus „der Papst und das Concil". Von J. Friedrich. München 1892. S. 1 ff.
**) Ebenda S. 20.
***) Ebenda S. 27 ff.

durchzuführen*). Aber derselbe Papst verlor auch seine freilich nie förmlich anerkannten Ansprüche auf die Oberherrschaft über die morgenländische Kirche, die wie (oben S. 327 f.) erwähnt, sich von der abendländischen trennte. Auch das Papsttum selbst sank im 10. Jahrhundert so tief, daß Rom der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Papst- und Adelsparteien wurde, bis Otto der Große die Ordnung herstellte. Seines Enkels Schwärmerei (oben S. 386) brachte aber das Papsttum zu neuer Macht, mit der zwar im 11. Jahrhundert das Kaisertum an Ansehen wetteiferte, die aber Hildebrand (als Papst Gregor VII.), der größte aller Päpste (1073—1085), zu vorher nie geahnter Höhe erhob. Mit seinen geistlichen Gehilfen schuf er Schriften, nach welchen nur der Papst Synoden versammeln dürfe und demselben alle Monarchen unbedingt unterworfen seien, deren Unterthanen er von ihrem Treueid entbinden, wie er auch Reiche nach Belieben geben und nehmen könne. Er nahm auch die völlige Unfehlbarkeit und persönliche Heiligkeit für jeden Papst in Anspruch**). Noch weiter schritt diese Richtung in dem in Mitte des 12. Jahrhunderts von der kanonischen Rechtsschule in Bologna ausgegangenen Dekret des Gratian, welches den Glaubenszwang und die Verfolgung, ja Hinrichtung der Häretiker verteidigte und den Papst über alle Gesetze erhob, ja Christo gleich stellte. Und dies wurde das angesehenste und herrschende Gesetzbuch der abendländischen Kirche***). In diesem Geiste fuhren die späteren Päpste zu walten fort und hielten an ihrer Hoheit über allen weltlichen Herrschern fest; Papst Bonifaz VIII. (1294—1303) erklärte geradezu, beide „Schwerter", das geistliche und weltliche, in seiner Hand zu halten, und schloß jeden, der nicht daran glaube, vom ewigen Heile aus. Die Besetzung geistlicher Würden hing nur noch von Rom ab, wo die Theologie gänzlich durch das kanonische Recht verdrängt und die Kurie der oberste Gerichtshof des Abendlandes wurde. Nicht nur etwa „Ketzer", sondern Bischöfe, ja Päpste selbst und sogar Heilige verurteilten dieses System in den schärfsten Ausdrücken†). Die Konzilien hatten nichts mehr zu beraten, sondern nur noch die päpstlichen Machtsprüche entgegenzunehmen; die Litteratur aller Nationen wurde „gegen das Papsttum und die Kurie immer feindseliger". Das hielt aber die Anhänger der päpstlichen Ansprüche nicht ab, noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts erdichtete Kirchengeschichten im Interesse jenes Systems zu schreiben††).

Das Papsttum hat diese Ausschreitungen seiner falschen Freunde und seiner Aufhetzer bitter büßen müssen. Das unglückliche Ende der

*) Döllinger a. a. O. S. 35 ff.
**) Ebenda S. 41 ff.
***) Ebenda S. 55 ff.
†) Näheres ebenda S. 92 ff.
††) Ebenda S. 106 ff. 132 ff. 143 ff.

Kreuzzüge, die Greuel der Inquisition und der Hexenprozesse drückten sein Ansehen tief herab. Im 14. Jahrhundert waren die aus Rom verbannten Päpste französische Unterthanen in Avignon, und im Uebergange zum 15. gab es zwei, zuletzt sogar drei Päpste, und es folgte die Reformationsbewegung. —

Es muß indessen zugegeben werden, daß den genannten Uebertreibungen des päpstlichen Strebens im tiefsten Grunde ein ideales Streben innewohnte, das nur in eine Zeit fiel, in der es Hoch und Niedrig mit frommem Betruge und mit Fälschungen zu einem für gut gehaltenen Zwecke nicht genau nahmen. War einmal das Papsttum als eine nach katholisch-orthodoxer Bibelauslegung göttliche Einrichtung anerkannt, so konnte es, vermöge der Ueberordnung des Geistigen über das Leibliche, also auch des Geistlichen über das Weltliche, von jenem Standpunkte aus mit Recht als die Stellvertretung Gottes und als aller Welt übergeordnet betrachtet werden. Es kam nur darauf an, ob man jene Voraussetzungen als berechtigte anerkannte oder nicht. Jedenfalls hat es höchst edle Päpste gegeben, die für die Völker ihren Unterdrückern gegenüber eintraten, die guten Sitten und den Frieden, die Künste und die Wissenschaften beschützten — freilich leider auch solche, die das Gegenteil thaten, wie wir noch sehen werden.

2. Die Klöster.

Ein ganz anderes Bild als die hochstrebende römische Kurie bietet die Demut und Bescheidenheit der älteren Klöster dar, die, überall wo sie bestanden, die Gründer oder Erneuerer höherer Kultur waren. Allerdings konnte ihr Ursprung noch nicht auf dieses Lob Anspruch erheben. Sie entwickelten sich nämlich aus den von der Welt sich absondernden Einsiedeleien in Wäldern und Einöden, wahrscheinlich zuerst in Aegypten. Seitdem es Klöster gab, traten die Eremiten zurück; aber ihre Stelle nahmen die Klausner (männliche und weibliche) ein, die in der Nähe von Kirchen sich in Zellen einschlossen und ein beschauliches Leben führten, oft mit gründlicher Verachtung von Genuß und Reinlichkeit. Die Blütezeit der Klöster fällt in das 9. und 10. Jahrhundert, und bis in das 13. gehörten sie ausschließlich dem Orden des heiligen Benedikt von Nursia (im 7. Jahrhundert) und seinen Abzweigungen an. Sie waren namentlich in den Zeiten des Fehdewesens willkommene Asyle, in denen (wenn auch nicht immer) Friede und Ruhe herrschten. Deutschland zählte damals wohl hundert Männerklöster und 10000 Mönche, weniger Frauenklöster und Nonnen. Dem Ruhme von Benedikts Kloster Monte Cassino in Italien kam nördlich von den Alpen wohl keines so nahe, wie St. Gallen (siehe oben S. 379), das seit 720 eine Abtei war. Dieses schon im 9. Jahr-

hundert weitläufige Gotteshaus*) glänzte weit mehr durch seine Schule, seine Bibliothek und das ideale Streben seiner Brüder, als durch Askese oder deren Gegenteil (weltliches Treiben). Es wurden hier prachtvolle Handschriften gefertigt, mit goldglänzenden und farbensatten Bildern geschmückt, Diptychen (Doppeltafeln) von Holz und Elfenbein geschnitzt und mit Schmelzarbeit verziert. Die Arbeiten bestanden in Abschriften und Uebersetzungen aus Bibel und Klassikern, in Zusammenstellung deutscher und lateinischer Wörterbücher, in Dichtungen und musikalischen Tonsetzungen, besonders aber in Abfassung der Klostergeschichte. Die Tutilo, Ratpert, Notker, Folchard, Sintram und die Ekkeharde, sowie der Ire Möngal erwarben sich unschätzbare Verdienste.

Aehnliches ist auch von anderen deutschen Klöstern zu sagen, wie Reichenau im Untersee, Fulda, Corvey, Hersfeld, Prüm u. a., mit denen in ihren Leistungen auch viele Bischofssitze wetteiferten.

Unter den Nonnenklöstern ragte Gandersheim hervor, wo zur Zeit Ottos des Großen Hrotsuit (935—nach 973) sich durch epische Gedichte und Dramen in der Sprache Roms auszeichnete.

Die großen Schenkungen, welche fromme Leute den Klöstern machten, waren ihr Verderben. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts, viele schon früher, versanken sie in Unthätigkeit und weltliches Treiben, lebten der Jagd und der Pflege ihrer oft unermeßlichen Güter, führten Fehden und vernachlässigten die Studien, ja gaben sie oft völlig auf. Die Klosterzucht lockerte sich, und schon in Mitte des 10. Jahrhunderts begannen Bischöfe, an einer Reform des Klosterwesens zu arbeiten, die besonders von der Abtei Clugny in Frankreich ausging und eine strengere Beobachtung der Regeln bezweckte. Durch diese Reform entstanden die Abzweigungen der Benediktiner, die Cluniacenser, die Cisterzienser (von Citeaux), deren großer Apostel, Bernhard von Clairvaux, 1800 Klöster stiftete, die Prämonstratenser (von Prémontré), die Kartäuser (von der Chartreuse bei Grenoble) u. a. Sie wuchsen zu tausenden von Klöstern an; ein neuer Geist regte sich in ihnen, ein Geist innerer Frömmigkeit, der sowohl den päpstlichen Absolutismus, als die Wundersucht des Reliquiendienstes bekämpfte**); aber auch sie (mit Ausnahme der Kartäuser) entarteten gleich denen, die sie hatten verbessern wollen.

3. Das kirchliche Leben.

Die Religion des Abendlandes ist, selbst nach der Einführung des Christentums, noch keineswegs eine rein christliche geworden. Die Bevölkerungen jenes Länderbegriffs haben nirgends das Kreuz frei-

*) Näheres in des Verfassers Kulturgesch. des deutschen Volkes. 2. Aufl. I. Bd., S. 144 ff.

**) Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. II, S. 358 ff.

willig angenommen; es wurde ihnen durch Gewalt (wie den Sachsen, durch Karl d. Gr.), durch das Beispiel ihrer Fürsten oder die Macht des Wortes der Glaubensboten beigebracht. Die Letztgenannten schonten klug die Vorstellungen des Volkes, wenn es sich nur taufen ließ und die kirchlichen Gebräuche beobachtete. Die alten Götter wurden zu bösen Geistern; ihre guten Seiten übertrug man auf die Engel und Heiligen. Heilige Quellen, Bäume, Steine u. s. w. konnten nach wie vor geehrt werden. Dies änderte sich aber, seitdem das Christentum weiter verbreitet war (etwa seit der Mitte des 10. Jahrhunderts); die Geistlichen wurden strenger und verpönten alles, was an Heidentum erinnerte; der Staat unterstützte sie darin, um in ihnen Stützen zu finden, und das die kirchlichen Strafen fürchtende Volk fügte sich und wurde wenigstens der Form nach streng kirchlich gesinnt. Waren ja die Geistlichen die einzigen Gelehrten und höher Gebildeten; sie mußten also wissen, was wahr und gut war. Dies dauerte ohne Veränderung bis zu dem Auftreten der ersten „Ketzer", und diese waren ja stets eine verfolgte Minderheit. Strenge Kirchlichkeit galt als die Hauptsache in der Moralität; rein weltliche Sünden wurden durch die Beichte abgemacht; kirchliche Vergehen aber unterlagen dem Banne. Waren die geistlichen Pflichten erfüllt, so überließ man sich gern den weltlichen Freuden, und die Priester machten sie mit. Denn es fehlte nicht an Festen, die, wenn auch aus der Heidenzeit her stammend, durchaus einen christlichen Charakter angenommen hatten.

Das Heidentum hatte sich in das Gebiet zurückgezogen, das wir Aberglauben nennen. Das Volk ließ sich (und läßt sich noch heute) in diesem Gebiete die ärgsten Beschränkungen der persönlichen Freiheit gefallen, und gegen dasselbe haben die christlichen Priester um so weniger etwas vermocht, als ihre eigenen Vornahmen (z. B. Beschwörung böser Geister) damit nahe verwandt waren*). Vieles davon spielte bei der stets zunehmenden Verehrung der Heiligen mit, die dem Volke mehr oder weniger die Stelle der Anbetung des ihm unerfaßlichen Gottes vertrat. Zuerst entschied über die Heiligkeit die öffentliche Meinung; seit dem 10. Jahrhundert wurde dies dem Papste überlassen; maßgebend waren dabei Wunder und Spenden an die Kirche. An der Spitze aller Heiligen stand Maria, die mehr verehrt wurde als Gott und Christus; sie hieß: Königin des Himmels. Jeder und jede Heilige erhielt ein besonderes Fach der Wirksamkeit und hatte besondere Verehrer.

Mit dem Heiligendienste stand der Reliquienkultus im engsten Zusammenhange. Die Orte, besonders in Rom, wo Martyrer gelitten hatten, dienten als Magazine zur Erwerbung von Reliquien, um die sich die Kirchen stritten, die hohe Herren oft gewaltsam weg-

*) Des Verf. „Reise durch das Reich des Aberglaubens". Leipzig 1893.

nahmen, waffenlose Leute aber ohne Bedenken — stahlen, was sogar für ein gutes Werk galt. Auf die Echtheit wurde nicht streng geachtet. Sowohl Heiligenbildern als Reliquien wurden Wunder zugeschrieben: man sah aber auch oder glaubte Wunderzeichen am Himmel zu sehen. Ebenso hatten nervöse Personen im Zustande der Ekstase Visionen, in denen sie den Himmel, das Fegfeuer oder die Hölle zu sehen, ja sogar zu durchwandern glaubten. Den Gipfel der religiösen Aufregung aber erreichten jene Schwärmer, die sich um ihres Seelenheils willen selbst peinigten. Im Abendlande trat an die Stelle morgenländischer Selbstquälereien (s. oben S. 142) fast nur die Selbstgeißelung, der wir wieder begegnen werden.

Weitere Verirrungen der Zeit waren der als furchtbares Schreckbild dem Heiligendienste gegenübergestellte Teufelsglaube, dessen Gegenstand übrigens vielfach auch mit Spott und Hohn, ja mit Humor behandelt wurde, und die stark verbreitete Erwartung der Erscheinung des Antichrists und des Untergangs der Welt auf das Jahr 1000.

Es wäre indessen irrig, zu glauben, daß diese Abwege von der Geistlichkeit durchweg gebilligt worden wären. Die Bischöfe, namentlich die deutschen, waren im 10. bis 12. Jahrhundert die gelehrtesten und tugendhaftesten Männer ihrer Zeit. (An Ausnahmen fehlte es natürlich nicht.) An ihren Höfen blühten, in Verbindung mit dem Aufleben der Wissenschaften unter den Ottonen, Schulen, die das von den gesunkenenen Klöstern aufgegebene Werk weiter pflegten und die großen Schriftsteller im Uebergange vom 10. zum 11. Jahrhundert ausbildeten. Die deutschen Bischöfe jener Zeit waren volksfreundlich, sorgten väterlich für ihre Diöcesen und ließen sich von oben wenig vorschreiben; es gab sogar Bischöfe, die sich, wie fast die gesamte niedere Geistlichkeit, gegen die von Papst Gregor VII. (nicht zum ersten Male, aber auf wirksamste Weise) erlassene Vorschrift der priesterlichen Ehelosigkeit (Cölibat) auflehnten. Ja es wird berichtet, daß unter dem Volke und vielfach unter dem Klerus der Papst nur wenig bekannt war; er wurde auch in den Schriften jener Zeit auffallend selten erwähnt, und als wirkliches Haupt der Kirche galt in jedem Lande der König, der die Bischöfe ernannte und Bistümer gründete. Erzbischof Adalbert von Bremen († 1072) arbeitete sogar den Bestrebungen Gregors VII. entgegen und strebte nach einem vom Papsttum unabhängigen nordischen Patriarchate, während sich sein früher gleichgesinnter Zeitgenosse, Erzbischof Anno von Köln, dem Papste unterwarf. Unter Friedrich I. war dessen Kanzler, Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, eifriger als der Kaiser im Kampfe gegen Rom: er erstürmte die ewige Stadt, starb aber dort 1167. Andere Kirchenfürsten zogen die friedlichere und doch auch mit Kämpfen (geistigen) verbundene Thätigkeit der Ausbreitung des Christentums, besonders bei

den slawischen Heiden vor. Der bedeutendste dieser Missionare war wohl Otto, Bischof von Bamberg, der bei den Pommern (1124) für höhere Kultur wohlthätig wirkte*).

4. Die kirchliche Kunst und Litteratur.

In den hier behandelten Jahrhunderten, dem früheren Teile des sog. Mittelalters, ging noch jede Kulturthätigkeit, also namentlich Kunst und Wissenschaft, von der Kirche aus oder diente der Kirche. Diese war das herrschende Element in allen geistigen Interessen; wie mancherlei Verirrungen, verdanken wir ihr auch den Anstoß zu allen Fortschritten, die später über ihre Kreise hinausgegangen sind. Es war keine finstere Zeit, die wir hier schildern, sondern eine Zeit des Erwachens, des Auffindens neuer Wege auf allen Gebieten. So verharrte man auch in der bildenden Kunst nicht auf den ausgetretenen Pfaden des klassischen Altertums, sondern erfand neue Stile der Kunst. Allerdings war es der Mangel an Marmor, der auf die antiken Architrave über den Säulen zu verzichten zwang. So verfiel man auf den Rundbogen. Könige und Bischöfe verwendeten ihn zuerst im 11. Jahrhundert in Sachsen zu monumentalen Kirchenbauten. Bischof Bernward von Hildesheim (993, † 1022) stand an der Spitze dieser Bewegung; sie äußerte sich besonders in dem regelmäßigen Wechsel von Säulen und Pfeilern, wozu noch die Einführung der Wölbung der Kirche über der der Krypta kam. Damit vollendete sich der sog. romanische Baustil, der seinen Höhepunkt im Rheinlande fand, wo er sich mit der Basilika (s. oben S. 320) verband**). In den Domen von Mainz, Speier und Worms gipfelte er; in Köln und Trier nahm er im 12. Jahrhundert bereits neue Elemente auf. Diese kamen aus Frankreich, von wo aus sich seit dem 11. Jahrhundert in Kunst, Litteratur und Gesellschaft mannigfache Einflüsse auf Deutschland geltend machten, wie wir noch sehen werden. Das Wahrzeichen dieser Einflüsse bildete in der Baukunst der Spitzbogen, der den Bauten eine größere Abwechselung und Lebendigkeit verlieh als sein Vorgänger. Gleich den Dichtungen, deren Stoff aus Frankreich bezogen wurde, nahm aber auch der neue Baustil in Deutschland seinen eigenen Weg und gelangte zu weit großartigeren Werken mit mannigfaltigen Formen in Bogen, Säulen und Kapitellen. Die Cisterzienser beförderten ihn besonders, und im 13. Jahrhundert steht er in den wundervollen

*) Die Quellen dieses Paragraphen sind: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. — Gerdes, Heinr., Gesch. d. deutschen Volkes u. seiner Kultur im Mittelalter. Leipzig 1891. — Prutz, Hans, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter. 2 Bde. Berlin 1885 u. 1887.

**) Fäh, Gesch. d. bild. Künste., S. 285 ff. — Dohme, Rob., Gesch. d. deutschen Baukunst. Berlin 1887.

Aeußerungen, hochstrebenden Kunst- und Glaubenseifers da, die wir als den gotischen Stil bezeichnen, und die in Deutschland die herrschenden wurden. Die ersten bedeutenderen Dome und Kirchen, an denen der gotische Stil erscheint, waren die zu Limburg, Basel, Gelnhausen, Bamberg u. a.

Hand in Hand mit dem Aufschwunge der Baukunst ging derjenige der Bildhauerkunst und äußerte sich, auch zuerst unter Bischof Bernwards Leitung, in erzgegossenen Domthoren mit Reliefs aus der heiligen Geschichte, dann in bronzenen und steinernen Grabplatten mit Bildnissen der Bestatteten, die anfangs noch roh waren, aber im 13. Jahrhundert sich vervollkommneten, nicht zum wenigsten durch das Hinzutreten weltlicher Künstler zu den geistlichen; die Kirchen füllten sich mit steinernen Standbildern, die wie im Altertum bemalt wurden. Die Verwendung der Metalle wurde meist auf die Kirchengeräte beschränkt.

Der in Verfall geratenen Buchmalerei der Klöster folgte in der Mitte des 12. Jahrhunderts eine neue Periode dieser Kunst, die in dem „Lustgarten" der Nonne Herrad von Landsperg (im Elsaß) die Kultur ihrer Zeit charakteristisch darstellte. Die Rittergedichte jener Zeit gaben ihr neue Nahrung. Der romanische Baustil begünstigte die Wandmalerei der Kirchen; der gotische aber schloß sie aus. Auch das Kunstgewerbe diente noch fast ausschließlich den kirchlichen Bedürfnissen. Die Glasmalerei, die später besonders die gotischen Fenster schmückte, begann ihr Dasein um das Jahr 1000.

Endlich war es auch die Tonkunst, die ihre höhere Ausbildung zuerst der Kirche verdankte. Die Neumen (s. oben S. 381) verdrängte, nachdem von der Schule des Benediktiners Guido von Arezzo (um 995—1050) die Tonleiter eingeführt war, Franko von Köln (1170 bis 1230) durch die viereckige Notenschrift auf vier Linien*). In wissenschaftlichem Geiste beschäftigten sich mit der Musik der Franzose Gerbert, Lehrer Kaiser Ottos III. und später Papst (Sylvester II.) und der damals gelehrteste Deutsche, Otrik, unter dem die Schule Magdeburgs blühte. Beide forschten auch in den Gebieten der klassischen Litteratur, der Physik und Mathematik; Gerbert gehörte zu den ersten, die die sog. arabischen (eigentlich indischen) Ziffern anwendeten: er verfertigte auch einen Himmelsglobus und andere astronomische Instrumente.

Das Meiste leistete die Thätigkeit von Geistlichen in lateinischer Sprache auf dem Gebiete der Geschichte oder vielmehr der Chronik. Liudprand, Bischof von Cremona (962, † 972), verherrlichte Otto den Großen, als dessen Gesandter er nach Byzanz ging; Ruotger des Kaisers Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln; der Sachse Widu-

*) Naumann, Illustr. Musikgeschichte, Bd. I, S. 194 ff.

kind, Mönch von Corvey, die Geschichte seines Volkes; Thietmar, Bischof von Merseburg († 1018), schrieb die Geschichte seiner Zeit, der Domherr Adam von Bremen die seiner Kirche, der Mönch Lambert von Hersfeld diejenige Kaiser Heinrichs IV., Abt Ekkehard von Aura eine Weltchronik bis 1106, Bischof Otto von Freising († 1158) die Geschichte seines Verwandten, Kaiser Friedrichs I., und eine Weltgeschichte. Viele andere Historiker, die aber wenig kritisch verfuhren, müssen wir übergehen. Die Anfänge christlicher Philosophie in jener Zeit sind des Zusammenhanges wegen in einen der nächsten Abschnitte zu verweisen.

Dritter Abschnitt.

Die Kreuzzüge.

Charakter.

Die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts, die wir bereits gestreift, aber in ihrer wahren Bedeutung erst noch zu erfassen haben, ist eine für die kulturgeschichtliche Entwickelung des Abendlandes höchst bedeutungsvolle Periode. Denn sie umfaßt nicht nur die Weiterentwickelung der beiden Kreise, in denen sich das Abendland bewegt, des geistlichen und des weltlichen, sondern sie bringt auch in beiden ganz neue Erscheinungen zutage, hier das Rittertum und dort die Bettelorden, und verbindet überdies beide durch die eigenartige Erscheinung der geistlichen Ritterorden. Und dies ist noch nicht alles! Alle diese drei neuen Erscheinungen stehen in engster Verbindung mit einem kühnen Hinausschreiten der Völker des Abendlandes über dessen Grenzen, einem Zurückgreifen in die Kreise der Mittelmeerwelt und des Morgenlandes, einem Zusammenstoße mit dem Islam und dem byzantinischen Reiche. Diesen Zusammenstoß nennen wir die Kreuzzüge; denn in der Auffassung der großen Menge hatten sie den Zweck, dem Christentum die Wiege und das Grab seines Stifters zu gewinnen, im Kreise der die Bewegung leitenden Geister aber denjenigen, das Morgenland dem Abendlande zu unterwerfen, es zur Provinz des letzteren und das Mittelmeeer zu einem europäischen See zu machen. Diesem Doppelziele zu dienen, war die Bestimmung des Rittertums und der Bettelorden.

Im 12. und 13. Jahrhundert gehen also zweierlei Reihen von Bestrebungen des Abendlandes miteinander parallel, eine innere und

eine äußere. Infolgedessen umfaßt jene Periode zwei gleichzeitig verlaufende Abschnitte, unter denen wir den eigentlich grundlegenden, in ältere Kulturkreise zurückgreifenden und auch in seinen Aeußerungen früher beginnenden vorausgehen und den größtenteils durch ihn bedingten nachfolgen lassen.

Die Kreuzzüge, die den Inhalt des vorangehenden dieser beiden Abschnitte bilden, haben in ihrem weitesten Begriffe drei Schauplätze, aber im engeren Sinne nur einen. Diese Schauplätze entsprechen drei Vorstößen, zweien von Osten nach Westen und einem die Mitte einnehmenden von Westen nach Osten, den eigentlichen Kreuzzügen. Alle drei aber bilden ein Ganzes, eine Kette von Aktionen und Reaktionen, in denen sich Abend- und Morgenland messen und reiben, ja aufzureiben versuchen. Diese Reibungen haben schon im vorgeschichtlicher Zeit begonnen, wie die Sagen von den Argonauten und dem Kriege um Troia zeigen, sich dann in altgeschichtlicher Zeit, in den Perserkriegen und in Alexanders des Großen Zug, wie in den römischen Eroberungen fortgesetzt, hängen aber eigentlich nur seit dem Auftreten des Islam zusammen. Dieser begann den ersten der eine Kette bildenden Vorstöße durch den mißlungenen Versuch der Eroberung Konstantinopels (s. oben S. 325) und durch die gelungene Ueberschwemmung Spaniens. Diesen beiden gegen Europa gerichteten Angriffen antworten im zweiten Stoße die Europäer durch das Zurückdrängen des Islam aus Spanien und durch die Kreuzzüge nach dem Morgenlande, das aber nur teil- und zeitweise gewonnen wurde. Darauf antwortete hinwieder das Morgenland durch den dritten und zeitweise erfolgreichsten Stoß, nämlich durch das Andringen der Osmanen gegen Osteuropa, das sie leider zum Teile eroberten, aber schließlich, was indessen erst einer späteren Periode zu berichten vorbehalten ist, nur zu einem kleinen Teile behaupten konnten, der ihnen auch nicht auf die Dauer sicher ist. Unsere Anordnung dieser Kämpfe muß indessen eine geographische sein. Sie richtet sich nach den drei Schauplätzen: der Iberischen Halbinsel, des westlichen Asien und des östlichen Europa, in welchem sie allerdings das 12. und 13. Jahrhundert um zwei weitere überschreitet, aber des Zusammenhanges wegen überschreiten muß.

I. Der Kampf um die Iberische Halbinsel.

Auf der Iberischen Halbinsel (Spanien und Portugal) handelte es sich in dem langen Kampfe zwischen Kreuz und Halbmond nicht, wie in den Kreuzzügen nach Syrien und Palästina, um die Gewinnung heiliger Oertlichkeiten und die Gründung von Herrschaften für die Anführer; das Ziel war ein viel näher liegendes und praktischeres und darum auch endlich erfolgreiches; es bestand in der Wiedergewinnung

ihres Vaterlandes für die Erben des im Jahre 711 (s. oben S. 340) vernichteten Westgotenreiches, die christlichen und romanisierten Spanier. Es war ein nicht viel weniger als achthundertjähriges heißes Ringen, in dessen Verlauf die christlichen Gebiete stets größer und die islamitischen stets kleiner wurden.

Schon gleich nach der Eroberung Hispaniens durch Araber und Berbern, von denen jene die Regierung, diese das Heer bildeten, während das Volk aus Einheimischen, teils Christen, teils zu Mohammed übergetretenen Renegaten bestand, hatten sich im Norden der Halbinsel kleine christliche Staaten gebildet: Asturien und Navarra, die später zu größeren, Leon, Castilien, von dem sich später Portugal ablöste, und Aragon auswuchsen. Die Araber beherrschten somit schon von Anfang an nicht die ganze Halbinsel; schon Karl der Große nahm die von Pyrenäen und Ebro begrenzte „spanische Mark" in sein Reich auf. Aber auch die Chalifen behielten das Land nicht, in welchem schon 756 einer der von den Abbasiden (s. oben S. 341) teils ausgerotteten, teils vertriebenen Omaijaden, Abderrachman I., sich zum unabhängigen Emir erhob. Sein Reich bestand indessen wesentlich aus Andalusien und hieß auch so, und zwischen dieser Landschaft und den wachsenden christlichen Staaten lag lange ein als Kampfplatz dienendes und daher wüstes neutrales Gebiet, das erst vom Duero bis zum Tajo und später von diesem bis zum Guadiana reichte. Ueberdies war der Anfang des andalusischen Reiches von inneren Kämpfen zwischen Berbern und Arabern und zwischen diesen selbst erfüllt, stets von Aufständen der Christen bedroht und von den christlichen Staaten angegriffen. Aber auch die letzteren waren oft unter sich uneinig, sogar feindlich, und es kam vor, daß sich christliche Fürsten mit mohammedanischen Häuptlingen gegen Glaubens- und Volksgenossen verbündeten*). Eine eigentümliche Stellung nahm die einstige Westgoten-Hauptstadt Toledo ein, die lange eine von beiden Parteien unabhängige Republik bildete, worin ihre christlichen und islamitischen Bewohner einig waren. Ebenso gefährlich als der dort genährte Widerstand war dem Reiche von Andalusien (das zur Hauptstadt Cordova hatte) der Fanatismus, mit dem viele schwärmerische Christen den Martyrertod förmlich suchten, besonders im 9. Jahrhundert, an dessen Ende der zum Christentum zurückgekehrte Renegat Omar Ibn Haffson Cordova zittern machte, bis er dem großen Abderrachman III. erlag. Erst diesem würdigen Zeitgenossen Ottos des Großen gelang es (seit 912, also zwei Jahrhunderte nach der arabischen Eroberung), das islamitische Spanien zu befestigen und zu einer hohen Blüte zu bringen, die aber nicht viel über ein halbes Jahrhundert dauerte.

Diese Blüte rief im 10. Jahrhundert die Bewunderung von ganz

---

*) Müller, A., Der Islam, Bd. II, S. 434 ff.

Europa, selbst der strengsten christlichen Kreise hervor. Der Emir, der 929 den Titel eines Chalifen annahm, deren es nun drei (Bagdad, Afrika und Spanien) gab, that alles, um seine Hauptstadt und sein Reich zu Glanz und Ruhm zu erheben*). Sein Schatz war gefüllt, die Landwirtschaft blühte, Gewerbe und Handel nahmen ungemeinen Aufschwung, Prachtbauten erhoben sich; Cordova zählte eine halbe Million Einwohner, 3000 Moscheen und 300 Bäder, und in ihrer Nähe entstand die Palaststadt As-Sachra, an der 10 000 Mann arbeiteten. Es herrschte Duldung gegen alle Bekenntnisse. Christen und Juden vereinigten sich mit den Islamiten zu wissenschaftlichem und dichterischem Wirken in arabischer Sprache und wurden selbst zu hohen Aemtern im Staate berufen. Der Jude Chisdai Ben Schaprut war des Chalifen Finanzminister, Leibarzt und einflußreicher Günstling. Daß sich ihm die früher rebellischen arabischen Häuptlinge unterwerfen mußten, bewirkte der Chalif durch Vermehrung seiner Leibwache, die aus verschiedenen Völkern zusammengekauft war und deren Glieder man Ssakâlibe (Sklaven oder Slawen) nannte. Er schuf auch eine achtunggebietende Flotte. Seine Diplomatie spielte bis nach Deutschland und Byzanz gegen die afrikanischen Fatimiden (s. oben S. 353 f.). Zwischen diesen und den spanischen Christen mußte er ja seine Kräfte stets bereit halten, und er hatte sehr wechselndes Glück im Kriege; aber schließlich starb er als Schiedsrichter zwischen den streitenden christlichen Königen (961). Er soll gezählt haben, daß er in 50 Jahren der Herrschaft nur 14 Tage ungetrübtes Glück genossen! Unter seinem Sohne Hakam II. dauerte die Blüte des Reiches noch fort. Er begünstigte namentlich die Dichtung, die im arabischen Spanien schon früher ungemein prächtige Schöpfungen hervorgebracht hatte und zahllose Jünger beschäftigte. Auch in allen gelehrten Fächern wurde viel gearbeitet, am meisten in Geschichte und Länderkunde; allerdings schrieben die Historiker als Höflinge und verschwiegen alles, was ihren Herrschern unangenehm sein mußte. Die Naturwissenschaft litt unter dem Zwange der islamitischen Orthodoxie, die des Philosophen Ibn Massarra Schriften verbrennen ließ. Denn in der Religion herrschten unbedingt die Fakihs, mohammedanische Mönche. Freier bewegten sich Mathematik und Heilkunde, allerdings auf griechischer Grundlage. Maslama Ibn Achmed begründete das Studium der Astronomie. Hakam selbst war ein Gelehrter, in der arabischen Litteratur überaus bewandert und sammelte aus dem ganzen Orient eine Bibliothek von 400 000 Bänden. Er gründete in Cordova 27 Schulen mit unentgeltlichem Unterricht für Arme. Beinahe alle Andalusier konnten lesen und schreiben — bei den damaligen Christen fast nur die Geistlichen! Sehr stark besucht war die freilich orthodox gefärbte Hochschule der Hauptstadt. Unter Hakam erhielt

*) Müller, A., Der Islam, Bd. II, S. 507 ff.

die Perle spanisch-arabischer Baukunst, die imposante Moschee von Cordova, ihren schönsten Schmuck. Uebrigens waren die Baumeister Andalusiens keine Araber, sondern Spanier; die Wüstensöhne verachteten jedes „Handwerk“.

Mit dem Tode Hakams (976) begann der Verfall des spanisch-arabischen Reiches. Die letzten Omaijaden waren Schwächlinge, verkommen in Günstlings- und Haremswirtschaft, und einzig ihr hervorragendster Minister Mohammed Ibn Amir, genannt El Mansur (der Sieger), zeigte männliche Kraft, die er aber nur zu Raubzügen gegen die Christen verwendete, wodurch deren Rachedurst geweckt und der Untergang des Halbmondes in Spanien angebahnt wurde. Seinem Tode (1002) folgte Anarchie, und das Reich zerfiel in kleine Staaten, unter denen nur Sevilla noch einige Blüte sah. Die Araber verschwanden vom Schauplatz; Berbern aus Magrib (Marokko), erst im 11. Jahrhundert die rohen Murabitin (Almoraviden), im 12. die gebildeten Muwachidin (Almohaden) rissen sich mit den Christen um Spanien. Sogenannte Kreuzfahrer aus Frankreich kamen den letzteren zu Hilfe, richteten aber nichts aus. Der große Sieg bei Navas de Tolosa (1212), durch Alfons VIII. von Castilien, der es dessen Nachfolger Ferdinand III. ermöglichte, Andalusien zu erobern, war der Spanier alleiniges Werk.

In die Zeit der Almoraviden und Almohaden fällt indessen noch eine merkwürdige Erscheinung; es ist der Höhepunkt wissenschaftlicher und dichterischer Thätigkeit der spanischen Juden. Wir können hier nur deren wichtigste Vertreter nennen. Schon seit dem 10. Jahrhundert war das arabische Spanien, besonders durch den (oben S. 404) genannten Chisdai, der Sammelplatz der gelehrten Juden geworden, die in Cordova ein Lehrhaus hatten; aber ihre geistige Blüte begann erst, als die arabische im Verfalle begriffen war. Samuel Ibn Nagrela (993—1055) war Minister der Emire von Granada, schrieb über Bibel und Talmud und dichtete Psalmen. Zu gleicher Zeit wirkten der Arzt und Grammatiker Ibn Ganach und dessen Gegner, der tiefe pantheistische Denker und melancholische Dichter Salomo Ibn Gebirol (von den ihn schätzenden Christen Avencebrol genannt), der sich besonders auf Platon stützte und die jüdische Orthodoxie ablehnte. Nach einiger Zeit des Niedergangs erhob sich neue Blüte in dem Philosophen Jehuda Halevi (um 1086—um 1142), der das Judentum einseitig über Christentum und Islam erhob, aber der größte und vielseitigste neuhebräische Dichter zu nennen ist. Freier im Glauben dachte der Arzt Abraham Ibn Daud Halevi (um 1110—1180). Der bedeutendste Jude des Mittelalters war aber Mose Ben Maimuni aus Cordova (1135—1204), in späteren Jahren Rabbiner in Kairo und zuletzt Leibarzt von Salaheddins Sohn in Damask. Er bezweckte nichts Geringeres als mit seiner freien Religionslehre die alte jüdische Ueberlieferung zu ersetzen. Den Verfall der neuhebräischen

Dichtung bezeichnet der talentvolle, aber leichtsinnige Salomo Alcharisi (1170—um 1230). Die späteren jüdischen Dichter schrieben arabisch, spanisch oder in anderen Sprachen.

Den Mohammedanern war seit 1266 in Spanien nur noch das kleine Reich von Granada geblieben, das sie freilich noch über ein Vierteljahrtausend behaupteten und wo sie noch eine Nachblüte ihrer Kultur zeitigten, aus welcher der größte arabische Geschichtschreiber Ibn Chaldun (1332, † 1406) und der Wesir und Dichter Ibn El Chatib († 1374) hervorragten, beide aber, unter sich erst Freunde, dann Feinde, den Wechsel der Hofgunst mit Verbannung, der Zweite seinen Freisinn mit dem Tode, büßen mußten*).

Im christlichen Spanien nahm, je mehr es sich ausdehnte, düsterer Glaubenseifer die Stelle des frühern toleranten Patriotismus ein, und der spanische Hochmut wuchs ins Ungeheuerliche, am schlimmsten in Kastilien, weniger in dem freiern Aragon und Portugal. Eine fanatische Geistlichkeit nahm das Volk für sich ein und bereitete die Zeit der Inquisition vor, während dagegen die Könige ihre Selbständigkeit der Kirche gegenüber zu behaupten suchten. Unter ihnen ragte Alfons X., der Weise (reg. 1252—1284), durch seinen hohen Sinn für Künste und Wissenschaften hervor; er ließ astronomische und historische Werke abfassen, hob die Hochschule Salamanca zum Range von Paris und Bologna, führte die kastilische statt der lateinischen Sprache ein und schuf vorzügliche Gesetze. Später sank Spanien in geistiger Beziehung immer tiefer, bis es sich, wie wir weiterhin sehen werden, ohne seine schlimmen Regungen aufzugeben, zur Großmacht erhob, allerdings um wieder tief zu fallen.

II. Die Kreuzzüge nach dem Morgenlande.

1. Die Vorgeschichte der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge nach dem Morgenlande waren nichts anderes als bewaffnete Pilgerfahrten für die Menge, Eroberungszüge zur Erwerbung von Fürstentümern für die Anführer und, nur den Teilnehmern unbewußt, Kriege zur Unterwerfung des Morgenlandes unter das Abendland. Schon als Palästina noch byzantinisches Gebiet war, fanden Pilgerfahrten, natürlich unbewaffnete, zur Kirche des heiligen Grabes und den übrigen dort entstandenen Kirchen statt und nahmen mit diesen Gotteshäusern stets zu. Ein Rückgang der Wallfahrten war seit der arabischen Eroberung zu bemerken; allein die Chalifen legten ihnen kein Hindernis in den Weg. Dies wurde jedoch anders, als an die Stelle der Chalifen allerlei Kleinfürsten traten, die die Pilger be-

*) Müller, Der Islam II, S. 666 ff.

lästigten. Da begannen die ersten Kriege zur Wiedergewinnung des heiligen Landes von byzantinischer Seite im 10. Jahrhundert, hatten aber keinen dauernden Erfolg. Auch blieb der erste Aufruf zu einem Kreuzzuge durch Papst Sergius (1009) unbeachtet. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nahm dann die Unsicherheit in Syrien und die Bedrückung der Pilger so zu, daß bereits bewaffnete Wallfahrten unternommen wurden, so 1064 von deutschen Bischöfen mit ungefähr 10 000 Mann, von denen nur 2000 zurückkehrten. Die Ausdehnung des Reiches der Seldschuken verhinderte weitere solche Züge, infolgedessen der byzantinische Kaiser Michael VII. 1074 den Papst Gregor VII. um Hilfe rief. Gregor war bereit, einen Kreuzzug zu unternehmen; aber der Kampf mit Heinrich IV. verhinderte ihn daran. Sein Nachfolger Viktor III. veranlaßte die Seestädte Genua und Pisa zu einem Zuge nach Tunis. Wirkliche Eroberungen auf Kosten des Islam (von Spanien abgesehen) begannen aber die in Unteritalien eingedrungenen Normannen, deren Herzog Robert Guiscard und sein Bruder Roger 1060—1091 Sicilien eroberten. Von dem nämlichen Hause aber wurde der Beweis geleistet, daß der Kampf gegen das Morgenland nicht nur dem Islam, sondern auch der schismatischen griechischen Kirche galt; denn noch während des Krieges in Sicilien unternahm Herzog Robert einen Zug gegen Byzanz, das mit Not durch das Eingreifen Venedigs gerettet wurde. Kaiser Alexios I. Komnenos wurde aber, da ihn zugleich die Seldschuken bedrohten, bewogen, den Hilferuf an den Papst zu wiederholen.

Die dreifache Krone trug seit 1088 Urban II., ein Franzose. Und die Franzosen waren es, die mit den italienischen Normannen die Hauptrolle in den ersten Kreuzzügen spielten, sie waren es, die diese später hauptsächlich beherrschten. — Dies wurde ihnen durch die eigenartig sich entwickelnden politischen Verhältnisse ihres Landes möglich. Auch hier waren die eingedrungenen Normannen ein bestimmendes Element, durch das die bunt aus Kelten, Romanen und Franken gemischte Bevölkerung einen energischen Charakter erhielt*).

In Frankreich, wo das Feudalwesen (oben S. 382 ff.) infolge des Mangels an freien Leuten früher Eingang und Ausbildung fand als in Deutschland, nahm unter den letzten Karolingern die Bedeutung des Königtums so sehr ab, daß das Land in kleine Herrschaften zu zerfallen drohte. Aber die seit 987 regierenden Kapetinger verstanden es, durch die strenge Auffassung der Huldigung ihrer Vasallen, sowie durch die Feierlichkeit der Salbung und Krönung, nach und nach das Ansehen des Königs zu erhöhen, ihm einen moralischen und religiösen Charakter zu verschaffen. Während Deutschland ein Wahlreich

---

*) Prutz, Hans, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter. Berlin 1887, II, S. 15 ff.

blieb, wurde die Krone in Frankreich erblich und befestigte sich hierdurch, was dem Lande den in Deutschland fehlenden innern Frieden gab. Und das gelang, obschon kein Kapetinger mit den großen Kaisern einen Vergleich aushielt. Dazu half, daß Frankreich keine geschlossenen Stämme kannte, wie Deutschland, und daß die französischen Könige von der verhängnisvollen Verbindung mit Rom frei blieben, die das Streben nach der Kaiserkrone den deutschen Königen auferlegte. Was die Päpste den Kaisern stets verweigerten, das gewährten sie ohne Bedenken den französischen Königen, die nichts von ihnen verlangten, die sie aber gern als Verbündete benutzten. Daher wurden auch in Frankreich die Bischöfe keine Fürsten, keine Gegner der Könige, vielmehr deren Stützen. Für die Kreuzzüge aber war es eine Hauptsache, daß die der Krone gefährlichen Vasallen als Führer dieser Unternehmungen sich aufrieben und ihre Lehen nach und nach an die Krone fielen!

2. Die Entwickelung der Kreuzzüge.

Den Hergang der Kreuzzüge nach dem Morgenlande zu erzählen, kann so wenig die Aufgabe der Kulturgeschichte sein wie andere Kriege zu verfolgen*); wohl aber muß sie sich mit der Frage beschäftigen, warum diese Züge so und nicht anders verlaufen konnten, als wie sie verlaufen sind. Auf dem Konzil von Clermont am 18. Nov. 1095, unter dem Vorsitze des Papstes Urban II., waltete wohl große Begeisterung für das Kreuz; an einen Feldzugsplan aber dachte niemand. Es fehlte durchaus an einer sachkundigen und zielbewußten Leitung. Eine solche hätte sich mit Byzanz, von wo aus doch der Hilferuf ergangen war, über das Vorzunehmende verständigen müssen; sie hätte nicht zugeben dürfen, daß zügellose Haufen von allerlei Gesindel den geordneten Kreuzheeren voranstürmten und den griechischen Kaiser und seine Völker kopfscheu machten. Es geschah alles möglichst so, wie es nicht hätte geschehen sollen und dürfen; der Keim des Fehlschlagens lag in allen Vornahmen der Kreuzfahrer vom Anfang bis zum Ende der Kreuzzüge. Die Anführer des ersten Kreuzheeres leisteten dem östlichen Kaiser den Lehenseid für die zu gründenden Herrschaften und — brachen ihn. Sie durchzogen Kleinasien zwischen feindlichen Scharen und bedachten nicht, daß dieses Land gesichert werden mußte, um Syrien zu besitzen. Sie hatten eben nur ihre Fürstentümer im Sinne und die große Menge nur das heilige Grab. So bereiteten sie allen auf demselben Wege Nachfolgenden den Untergang. Und Byzanz wurde zum Feinde gemacht, statt zum Verbündeten; so hatten die

*) Eingehender geschildert in des Verf. Werk „Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit". Leipzig 1885.

Abendländer zwei Feinde statt eines einzigen, und diese haben sich auch später richtig verbunden!

Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, war vielleicht der einzige ehrliche Anführer, aber durchaus kein Feldherr; die Boemund, Tankred, Raimund, Robert, Balduin u. a. waren Condottieri ohne eine Idee von der zu erfüllenden Aufgabe. Es befehdeten sich vielmehr die Einzelnen, und keiner schritt gegen die entsetzlichen Blutbäder ein, die die Träger des erlösenden Kreuzes der Liebe unter Mohammedanern und Juden anrichteten. Die Kämpfer des Halbmondes machten es allerdings nicht besser; aber sie verteidigten wenigstens ihr Land. Und das machten ihnen die Kreuzfahrer so leicht wie möglich. Das eroberte Gebiet hing nur lose zusammen, war ein schmaler Küstenstrich ohne Hinterland und ohne genügende Besetzung, da keine Heereszucht bestand und jeder Kreuzfahrer als Pilger wieder heimkehren konnte, wann er wollte, so daß, abgesehen von den Schwierigkeiten des Nachzugs aus so weiten Entfernungen, niemals für hinreichende Streitkräfte in der syrischen Kolonie gesorgt war. So tapfer die Kreuzfahrer fochten, wenn es zum Schlagen kam, so viel Opfer an Zeit und Arbeit sie auf die riesigen Türme verwendeten, mit denen die Belagerungen fester Städte, besonders Jerusalems (1099), durchgeführt wurden, so zogen sie doch stets den kürzern, wenn sie, stets mit zu geringen Kräften, sich in das Innere des Landes wagten. Schon 1144 verloren sie den allzu exponierten Vorposten Edessa. Die Folge war der von dem edeln Prediger Bernhard von Clairvaux (oben S. 396), der ganz Mitteleuropa bereiste, gepredigte Kreuzzug von 1147, den der Staufer Konrad III. und der Franzose Ludwig VII. unternahmen, der aber teils zu Grunde ging, teils nichts ausrichtete und überdies den Bruch mit Byzanz herbeiführte. Die Kreuzzugslust nahm ab, die Macht der Sarazenen zu, und als an ihre Spitze der kühne Salaheddin trat, erfolgte Schlag um Schlag gegen die Kreuzfahrer, deren Unglück im Verluste Jerusalems (1187) gipfelte. Von da an gab es nur noch ein Hinsiechen der Bewegung, der vollends Friedrich Barbarossas Tod im Salef (1190) den Todesstoß gab. Der Einzige, der ein geordnetes Heer geführt, der im stande gewesen, Byzanz und Salaheddin die Stirne zu bieten, war dahin; Philipp August von Frankreich und Richard von England, dieser trotz seiner Löwenherzigkeit, erreichten nichts! Mit Byzanz war vollständig gebrochen, und dies hatte furchtbare Folgen. Des Kaisers Sohn Heinrich VI., Besitzer nicht nur der römisch-deutschen Krone, sondern auch beider Sicilien, hegte Pläne der Weltherrschaft, denen er aber jung entrissen wurde. Was war da zu thun? Die nächsten Kreuzfahrer wußten, was: die Rache an Byzanz! Französische Edle und Venedig nahmen sie gegen den Willen des Papstes (Innocenz III. 1197—1216) in die Hand und stürzten das Reich am Bosporos (1204). Hat es sich

auch wieder emporgerafft — erholen konnte es sich nie wieder. Die Kopflosigkeit der Kreuzfahrer hat mit diesem wahnwitzigen Streiche das Eindringen der Türken in Europa erst möglich gemacht! Und was von Seite der Abendländer weiter geschah, war ebenso kopflos. Nur auf kurze Jahre hat Friedrich II., des Rotbarts Enkel, durch Vertrag und gegen den Willen des ihn unverdienterweise bannenden Papstes Gregor IX. Jerusalem gewonnen. Ludwig IX., der Heilige, fiel von einem Unglück ins andere und starb darüber. Die letzten Versuche sind nicht mehr der Rede wert. Im Jahre 1291, nicht zwei Jahrhunderte nach Beginn der Kreuzzüge, fiel deren letzte Feste Ptolemais in die Gewalt der Mameluken!

Mit edler Begeisterung hatten Päpste die ersten Kreuzzüge befördert; mit niemals zu sühnenden Maßregeln haben sie später die im Grunde herrliche, aber namenlos mißbrauchte Bewegung selbst untergraben. Innocenz III., ein persönlich hochachtbarer Kirchenfürst, begann dieses verderbliche Werk, weniger dadurch, daß er den tollen Kinderkreuzzug (1212—14) billigte, durch den die Blüte der Jugend unterging, als vielmehr durch den von ihm veranstalteten blutigen „Kreuzzug“ gegen die den Manichäern verwandte Sekte der Albigenser in Südfrankreich (1207—1227). Im gleichen Geiste ließ Gregor IX. zu, daß die norddeutschen Stedinger (1229—34), die nicht einmal eine Sekte waren, sondern bloß dem Erzbischof von Bremen ungerechte Abgaben vorenthielten, weshalb er sie beim Papste als Ketzer angeschwärzt hatte, durch angebliche Kreuzfahrer nach tapferer Gegenwehr niedergemacht wurden. Dies geschah zu derselben Zeit, als Friedrich II., der selbst ein Ketzer war, um Frieden mit dem Papste zu haben, den er trotzdem nicht erreichte, bluttriefende und feuerflammende Gesetze gegen die Ketzer von niedriger Herkunft erließ, durch welche u. A. der fanatische Ketzerrichter Konrad von Marburg zu seinem wütenden Treiben ermächtigt wurde, bis ihn der rächende Stahl der Verwandten seiner Opfer traf — derselbe Konrad, der die edle und heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen durch harte Bußübungen mit der Geißel einem frühen Tode überliefert hatte.

Der abscheulichste Mißbrauch des Wortes „Kreuzzug“ verband sich aber mit dem von Clemens IV. (1265) bewilligten Raubzuge, der mit dem Morde des armen letzten Staufersprößlings Konradin durch den französischen Thronräuber Karl von Anjou endete!

3. Die Schöpfungen der Kreuzzüge.

Das Unglück der durch die Kreuzzüge geschaffenen Staaten war ihre Einrichtung nach dem im Abendlande herrschenden Feudalsystem, ihre Unabhängigkeit von europäischen Reichen, ihre Ueberlassung an obskure Adelsfamilien und die vollständige Planlosigkeit ihrer Organisation.

Die erste dieser Schöpfungen, das sog. **Königreich Jerusalem**, entbehrte einfach aller Bedingungen der Lebensfähigkeit*). Es war an Streitkräften und sogar an Lebensmitteln auf durchaus unzuverlässigen Zufluß aus Europa angewiesen. Die abendländische Bevölkerung war dünn gesäet und stetem Wechsel unterworfen; sie litt unter den Wirkungen des Klimas und fühlte sich fremd und unbehaglich. Außerhalb der befestigten Städte war das Land unsicher und steten Einfällen der Feinde ausgesetzt. Selbst die einheimischen Christen haßten die abendländische Herrschaft und hielten es mit den Mohammedanern. Vermehrten sich auch die Einwanderer aus Europa nach und nach, so wurden sie doch bald, weil mit allerlei Gesindel und Abenteurern vermengt, durch Verbindungen mit den Eingeborenen zu einem charakterlosen Mischvolk, den **Pullanen**, zu denen der neue Staat kein Zutrauen haben konnte. Französische Sprache und Sitte herrschte allgemein; die Deutschen wurden überall zurückgesetzt und mißachtet; nur in den Seestädten wogen die Italiener vor. Die öffentliche Sittlichkeit sank auf eine sehr tiefe Stufe, selbst in den höheren Kreisen der Hauptstadt.

Das Königreich Jerusalem umfaßte dem Namen nach außer Palästina noch die Grafschaften Tripolis und (nur kurze Zeit) Edessa und das Fürstentum Antiochia, also ganz Syrien (aber nur das Küstenland); diese Vasallen waren aber thatsächlich unabhängig. Der König besaß überdies nur eine Anzahl Städte und Flecken; alles übrige Land zerfiel in kleine Lehens- und Afterlehensherrschaften. Mit den Mannschaften der Lehensleute kam das Königreich auf die lächerlich geringe Zahl von 340 (mit den Städten 600) Rittern und 5000 Fußgängern, oft nicht einmal so hoch. Die Krone war an das Feudalgesetzbuch der „Assisen von Jerusalem“ gebunden, nach dem nur die Vasallen Rechte hatten; die Städte thaten was sie wollten. Erst kurz vor dem Untergange des Reiches erhielt dieses eine festere Verfassung. Zuerst war dasselbe ein Wahlreich, wurde aber später erblich, doch mit größter Willkürlichkeit, indem sogar die Königin dem König folgen konnte. Oberster Gerichtshof war ein aus den weltlichen und geistlichen Würdenträgern, den großen Vasallen und den Anführern der Kreuzheere bestehendes „Parlament“. Im übrigen waren des Reiches Zustände den französischen nachgeahmt, und so auch die der genannten kleineren Staaten.

Eigentlich war das Königreich Jerusalem nur ein permanent befestigtes Kriegslager mit wechselnden Grenzen; seine größte Stärke lag in seinen Festungen und in den weiterhin zu behandelnden geistlichen Ritterorden, die aber unter sich zerfallen, ja einander feindselig waren und sogar Verrat übten. Jerusalem und die Seestädte

---

*) **Prutz**, Hans, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883. S. 91 ff.

waren sehr gut befestigt, aber nicht uneinnehmbar, wie die Ereignisse zeigten.

Es ist anzuerkennen, daß die Kreuzfahrer für den Anbau Palästinas sehr thätig waren, jedenfalls weit mehr als die heutigen Herren, die Türken, die gar nichts dafür thun. Wein- und Obstbau und Seidenzucht blühten. Einem gedeihlichen Zustande war aber hinderlich, daß alle nicht römisch-katholischen Einwohner, also griechische und nichtchristliche, wie Sklaven behandelt und sogar mitunter verkauft wurden. Am wenigsten waren die mißlichen Verhältnisse in den Städten zu spüren. Jerusalem und die Seestädte, besonders Akkon oder Ptolemaïs, blühten mächtig auf und waren stark bevölkert. Letzteres war unter der Herrschaft des Kreuzes geradezu eine prachtvolle Stadt, reich an schönen Bauten von Kirchen, Klöstern, Ordenshäusern, Spitälern u. s. w., wenn auch in besondere Quartiere der einzelnen Nationalitäten geschieden. Ein lebhafter Handel verband die Seestädte mit den europäischen, besonders mit Venedig, Pisa und Genua. Im Kriege zerstörte Städte waren die Kreuzfahrer stets bestrebt wieder aufzubauen. Auf alle Zustände aber wirkten die durch die Kosten der Kreuzzüge hervorgerufenen übeln Finanzverhältnisse lähmend ein.

Daß die Kreuzfahrer echte Christen gewesen wären, dagegen sprechen namentlich ihre Grausamkeit im Kriege und ihr ganz fabelhafter Aberglaube, z. B. an die Wunderkraft des heiligen Kreuzes und der heiligen Lanze, denen Siege zugeschrieben, Niederlagen aber nicht zur Last gelegt wurden, sowie an Wunderzeichen am Himmel und an die Entzündung der Lampen in der Grabeskirche durch heiliges Feuer. An der Spitze der Kirche im heiligen Lande stand der Patriarch von Jerusalem, der oft mit der Krone im Streite lag.

Die Zustände der übrigen, durch die Kreuzzüge entstandenen, aber sämtlich mit der Zeit verkommenen und schließlich untergegangenen Staaten waren durchaus denen des Königreichs Jerusalem nachgeahmt. Es sind dies: das Königreich Kleinarmenien im Südosten von Kleinasien (1196—1374), das Königreich Cypern (1192—1489, wo es an Venedig fiel), das elende „lateinische Kaisertum“ in Konstantinopel (1204—1261), das Fürstentum Achaia (1205—1259) und das Herzogtum Athen (1205—1311, dann eine Beute katalonischer Söldner, erneuert 1380, von den Türken erobert 1456). Sie alle haben keine besonderen Kulturleistungen aufzuweisen.

Den Schöpfungen der Kreuzzüge standen außer den Mohammedanern noch andere Mächte gegenüber. Zuerst trat zwischen die Symbole des Kreuzes und des Halbmondes noch ein drittes, das des Dolches. Gleichzeitig mit den Kreuzfahrern (am Ende des 11. Jahrhunderts) erschien nämlich in Syrien, im Nossairier-Gebirge, nördlich vom Libanon, eine Abteilung der in Persien hausenden Mördersekte der Ismaeliten (schiitischer Fanatiker, s. oben S. 350) und setzte

sich dort in unzugänglichen Burgen fest. Da sie sich mit Haschisch (einem Hanfpräparat) zu ihren Unthaten berauschten, nannten die Araber sie Haschaschijin, woraus die Franzosen „Assassinen“ machten und damit ihren Ausdruck für Mörder bildeten. Unter dem Befehle des Schech al Dschebal (Häuptling des Gebirges) gehorchten sie blind jedem Mordbefehle gegen Feinde der Sekte, ob Christen oder Islamiten, sicher, dafür das Paradies zu erlangen. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“, soll das Losungswort ihres höchsten Grades gewesen sein und ist dasjenige einer modernen Schule geworden. Der gefährlichste Feind der Christen, der Mamelukensultan Beibars war es, der im Jahre 1270 sie unterwarf.

Als die Mongolen Dschingischans und seiner Nachkommen Vorderasien überschwemmten (s. oben S. 350), drangen sie auch nach Syrien (Mitte des 13. Jahrhunderts), und die armseligen Reste der Kreuzfahrer hofften einen Augenblick, auf eine irrige Sage bauend, als wären sie Christen, sie zu Bundesgenossen gegen den Islam zu gewinnen. Papst Innocenz IV. und König Ludwig der Heilige ordneten Gesandte an sie ab, die bis in die Mongolei gelangten. Auch ein kleinarmenischer König und Prinzen seines Hauses reisten dahin. In der That geschahen von ihrer Seite Schritte zu gunsten der Kreuzfahrer; aber sie unterlagen den tüchtig disziplinierten Mameluken Aegyptens, und schließlich wurden sie selbst Mohammedaner, womit die letzte Hoffnung der Christen im heiligen Lande zu Wasser wurde! —

4. Die Folgen der Kreuzzüge.

Die nächste Folge der durch die Kreuzzüge nach dem Morgenlande gesammelten Erfahrungen, die in namenlosen, nicht zu ersetzenden Verlusten an Menschenleben gipfelten, war die Thatsache, daß diese Art von Unternehmungen im Abendlande endgiltig aufgegeben wurde und kein Versuch, sie neuerdings ins Leben zu rufen, mehr irgend welchen Anklang fand. Dieser negativen Folge gegenüber machten sich aber positive, und zwar nicht wenige, geltend. Vor allem bewährte sich die Regel, daß religiöser Glaubens- und wissenschaftlicher Forschungseifer in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen; der Erfolg des einen führt den Rückgang des anderen herbei und umgekehrt. Der Glaubenseifer des Islam hatte in Vertreibung der Kreuzfahrer einen ungeheuren Erfolg, derjenige der Christen in demselben Ereignis einen unermeßlichen Schaden zu verzeichnen. Die Folge war, daß nach dem Ende der Kreuzzüge im Abendlande die Wissenschaften auflebten, im Morgenlande aber in Verfall gerieten. Umgekehrt wie früher, war seitdem das Abendland im Wissen dem Morgenlande weit überlegen. Es schritt rüstig vorwärts, das Morgenland dagegen versumpfte. Düsterer Fanatismus, harte Bedrückung der Unterthanen, Ab-

neigung gegen Kunst und Wissenschaft waren seine Signatur. Dies beruhte indessen auch noch auf einem anderen Grunde. Die Abendländer hatten in den Kreuzzügen das Morgenland kennen gelernt; die Morgenländer waren aus diesem nicht herausgekommen. Der Gesichtskreis jener hatte sich erweitert, derjenige dieser war unverändert geblieben. Eine Menge Sitten und Ausdrücke orientalischen Ursprungs verbreitete sich in Europa. Wir erinnern nur an die überhand nehmenden Bäder, an das Wachsenlassen des Bartes, an Wörter wie Diwan, Sofa, Alkoven, Baldachin, Tarif, Admiral, Magazin, Arsenal, Algebra, Zenith u. a. m., an die Einführung der Falkenjagd, der Armbrüste, der Säbel, des Rosenkranzes, den die Mohammedaner von den Buddhisten entlehnt hatten, u. s. w.

Handel und Verkehr wurden durch die Kreuzzüge in großartigem Maße belebt und ausgedehnt. Sogar Handelsverträge wurden zwischen Staaten beider Parteien geschlossen, und da der Handel ein neutrales Gebiet ist, pflanzte er durch den Umgang zwischen Glaubensgegnern eine größere Nachsicht und Duldung zwischen beiden. Die Häfen des Königreichs Jerusalem, besonders Tyros und Ptolemais, waren Welthandelsplätze. Die Pilgerflotten führten Waren von Westen nach Osten und von Osten nach Westen mit sich, und vom Morgenlande gingen die Handelswege weiter zu Land und Wasser nach Persien, Arabien, Indien und Tsina. Durch diesen Verkehr fanden asiatische Pflanzen und daraus bereitete Getränke Eingang in Europa, so Mais, Safran, Citronen, Melonen u. s. w., ferner Gewebestoffe, wie Damast, Atlas, Samt u. a., Kleidungsstücke wie Joppe, Kaftan, Pantoffeln, endlich Färbestoffe, Glasspiegel, Waffen u. s. w. Es folgte aus diesem Verkehr, daß auch nach dem Ende der Kreuzzüge die christlichen Wallfahrten nach dem heiligen Lande ruhig ihren Fortgang nehmen konnten.

Der Wetteifer zwischen den an den Kreuzzügen teilnehmenden europäischen Völkern führte dazu, daß diese sich besser fühlen lernten. Sie besannen sich auf sich selbst, übten ihre Sprachen fleißiger, setzten sie an die Stelle der früher herrschenden Zunge Roms und hielten immer mehr auf Unabhängigkeit ihrer Länder vom Papst- und Kaisertum, wie von anderen Mächten. Die das meiste dabei verloren, waren leider die Deutschen; sie wurden in der Politik von den Franzosen, in Handel und Verkehr von den Italienern überflügelt. Dagegen schwächte sich der frühere Sieg des Papsttums über das Kaisertum ab, und dieses wurde nationaler und weniger römisch.

Eine wichtige Folge der Kreuzzüge war der Aufschwung der Städte, ihrer Zünfte und Gewerbe, auf den wir zurückkommen werden. Diese blühten besonders in Deutschland und Italien auf; in Frankreich erntete das Königtum den Hauptgewinn der Kreuzzüge (siehe oben S. 407 f.); in England dagegen waren es die höheren Stände,

Adel und Klerus, die, vereint mit den Städten, dem schwächlichen Tyrannen König Johann im Jahre 1215 die Urkunde ihrer Freiheit, d. h. ihrer Vorrechte dem König sowohl als dem gemeinen Volke gegenüber, die **Magna Charta** abtrotzten, die Papst Innocenz III. vergebens zu unterdrücken strebte, weil er darin eine Schwächung der Autorität erblickte.

Es war nicht anders möglich, als daß das Völkergewühl, das die Kreuzzüge herbeiführten und in dem nicht immer gute Beispiele vorwalteten, auf die Sitten verderblich einwirken mußte. Tänze und andere Vergnügungen wurden wilder und ausgelassener; in den Bädern und noch mehr in den sog. Frauenhäusern machte sich die Unkeuschheit so breit sie konnte. Damit gingen noch weitere Ausschreitungen Hand in Hand, wie der Rest dieses Buches näher zeigen wird.

Die Geschichte der Kreuzzüge schrieb bis auf seine Zeit der 1185 gestorbene Erzbischof Wilhelm von Tyros; es ist eines der letzten und zugleich besten lateinisch geschriebenen Geschichtswerke. Bald nachher mehrten sich solche in den Volkssprachen, und darin gingen die Franzosen voran. Gottfrieds von Villeharbouin († 1213) Geschichte der fränkischen Eroberung von Konstantinopel und des Sire Jean de Joinville († 1319) Darstellung des ersten Kreuzzugs Ludwigs des Heiligen sind unschätzbare Quellenwerke von Augenzeugen der geschilderten Ereignisse. In trefflicher Kulturschilderung jener und späterer Zeiten ragte der Chronist Froissart (1337—1401) rühmlich hervor.

III. Der Kampf gegen die Osmanen.

Wie jeder Stoß einen Gegenstoß hervorruft, wie dem Vorstoße der Araber gegen Byzanz und über Spanien gegen das Frankenreich der Gegenstoß der Europäer nach dem Morgenlande antwortete, so folgte dem letzteren beinahe unmittelbar der Gegenstoß der osmanischen Türken über Byzanz gegen Mitteleuropa. Er war die Folge des Fehlers, den die Abendländer begingen, indem sie unterließen, vereint mit Byzanz Kleinasien zu erobern und damit den Durchpaß nach Syrien zu sichern. Durch die unglückliche Unterbrechung des byzantinischen Reiches zu gunsten eines ohnmächtigen „lateinischen Kaisertums" haben sie blindlings den Türken den Weg nach Europa geöffnet.

Es hatte Europa noch keine so große Gefahr bedroht wie die von den Osmanen ausgehende. Mit Arabern und Berbern ist es fertig geworden; die Seldschuken hat es abzuhalten gewußt. Das einst große Reich dieser war am Ende der Kreuzzüge vollständig in kleine Stätchen zerfallen; aber in einem dieser Miniaturreiche, im ehemaligen Phrygien, erhob sich seit 1288 unerwarteterweise der türkische Häuptling Osman zum Herrscher eines größeren Gebietes, in dem er alle

Kirchen in Moscheen verwandelte. Unter seinem Sohne Urchan wurde Brusa die Hauptstadt des neuen Raubstaates und eine heilige Stadt. Alle Völker, die sich der Herrschaft und dem Glauben dieses ursprünglich kleinen Türkenstammes unterwarfen, wurden von da an Türken und Osmanen genannt und riefen damit die Fiktion eines ungemein zahlreichen Volkes hervor. Die Sultane führten die erste stehende Armee ein — in solchem Grade wie das Kriegswesen war ihnen kein Zweig der Kultur vertraut — und riefen dieses Heer durch den teuflischen Gedanken ins Leben, die auf ihren Zügen geraubten Christenkinder als Moslime zu erziehen und zur Unterwerfung der Glaubensgenossen ihrer Eltern zu verwenden. Man nannte diese Truppe Jenitscheri (neue Schar, Janitscharen). Ihre Kriegsmittel waren: Raub, Mord, Verwüstung von Ländern, Zerstörung von Städten, heimtückische Ueberfälle. Den Heldenmut besiegter Führer ihrer Feinde lohnten sie durch grausame Hinrichtungen*). Schon 1353 setzten sie den ersten Fuß nach Europa, eroberten 1361 Adrianopel, das später die Hauptstadt Sultan Murads I. wurde, wodurch ihr Reich bereits Byzanz rings umschloß, vernichteten 1389 auf dem Amselfelde die Freiheit der Serben, die sich bereits als Nachfolger der Byzantiner geträumt hatten, dann die der Bulgaren, machten 1391 die Walachei zinspflichtig, und der Hauptsache nach war ihr Reich nun festgegründet. Das byzantinische Reich bestand nur noch aus seiner Hauptstadt, war von den Türken durchaus abhängig und bettelte umsonst durch seine schwächlichen Kaiser im Abendland um Hilfe. Der erste, der den Gedanken faßte, gegen die Türken das Banner des Kreuzes zu entfalten, allerdings der zunächst Bedrohte, war der ungarische (später auch deutsche) König Sigismund (von Luxemburg). Französische, deutsche, polnische und andere Kreuzfahrer zogen unter ihm nach Bulgarien. Aber die Türken hatten bessere Mannszucht und schlugen die Kreuzfahrer 1396 bei Nikopolis. So traurig stand es um die Wehrhaftigkeit des Abendlandes, und dessen Zerrissenheit und Ohnmacht war so groß, daß es nicht einmal einen Streich gegen die Türken wagte, als deren Sultan Bajesid vom mongolischen Eroberer Timur (s. oben S. 350) gefangen war! Er ließ die Türken ruhig sich wieder erholen, denen nun die Balkanhalbinsel größtenteils erlag. Nur einen Helden gab es, Johann Hunyad (ein natürlicher Sohn Sigismunds), der die Türken 1440 bei Belgrad und bei Nisch schlug, aber an der Spitze eines neuen Kreuzheeres bei Warna 1444 unterlag, wo der junge König Wladislaw von Polen den Heldentod fand. Diesem Unglück folgten die nicht

*) Vergl. Hammer, Jos. v., Gesch. des osman. Reiches. 8 Bde. Pest 1827—32. — Zinkeisen, Wilh., Geschichte des osman. Reiches in Europa. 7 Bde. Hamburg 1840—63. — Hertzberg, Gust., Gesch. der Byzantiner u. des osman. Reiches. Berlin 1883. S. 437 ff.

mehr zu vermeidende Eroberung von Byzanz, jetzt Stambul, 1453, und die Einverleibung Griechenlands in das türkische Reich auf dem Fuße. Noch einmal erfocht der greise Hunyad 1456 bei Belgrad einen Sieg über die Türken. Aber umsonst predigte Papst Pius II. (Piccolomini) neuerdings das Kreuz; umsonst verblutete der tapfere Albanesenführer Georg Kastriota (Skanderbeg); gegen die Gewalt der Umstände war nicht mehr aufzukommen. Das zerrissene Abendland, das wütende Kriege unter sich führte, war der kriegstüchtigen Macht der Osmanen nicht gewachsen, wenigstens vorläufig noch ein Jahrhundert lang nicht.

Uebrigens stand das osmanische Reich lange nicht auf der tiefen Stufe eines mongolischen unter Dschingischan und Timur. Hat es auch namenlose Barbareien verübt, im Kriege sowohl als im Frieden, indem seit Bajesid I. die Ermordung der Brüder des Sultans Hausgesetz war, damit Thronstreitigkeiten verhütet würden, so besaß es doch eine feste Organisation, wenn auch meist nur zum Nutzen der Mohammedaner, für welche prachtvolle Paläste, Moscheen, Karawanserais, Hospitäler errichtet wurden; auch für Straßen und Brücken geschah manches. Oberstes Gesetz war und blieb aber der Koran; oberste Richter waren die Ulemas, Gesetzgeber die Muftis, die rechte Hand des Sultans im Gebiete der Religion war der Scheich ul Islam. Die politischen Angelegenheiten verwaltete der Diwan unter dem Vorsitze des Sultans, später des Großwesirs. Ein wohlgeordnetes Beamtentum und eine peinliche Etikette waren Stützen der Herrschaft, deren schwache Seite aber im Einfluß des Harems, seiner intriganten Frauen und brutalen Eunuchen lag, einem Einfluß, der mit der Zeit einer zunehmenden Verweichlichung der Sultane, ihrer Abhängigkeit von den stets anmaßender werdenden Janitscharen und damit dem späteren Verfalle des einst so furchtbaren Reiches vorarbeitete. Dessen Krebsübel lag in der rechtlosen Stellung der Rajah, d. h. der Christen (besser standen die Juden), unter denen die Fanarioten, die Griechen von Konstantinopel, als Schreiber, Dragomane, Aerzte und Bankiers eine wichtige Rolle zu spielen verstanden. Jedenfalls ging das Reich (und geht noch) seinem Verhängnis entgegen wie jedes andere, dessen Zustände eine Katastrophe unabwendbar machen.

Anhang zu den Kreuzzügen.

1. Das Kriegswesen der Zeit.

Im 12. und 13. Jahrhundert, d. h. im Zeitalter der Kreuzzüge, das zugleich dasjenige der Blüte des Rittertums war, bildeten die Ritter den Kern der Heere, deren Einrichtung durch das Feudalwesen

bestimmt wurde. Die Namen „Vasall" und „Soldat" (miles) hatten dieselbe Bedeutung. Der König jedes Landes war selbst Oberanführer und erschien stets im Waffenschmuck, was sich ja bis auf unsere Zeit erhalten hat. Um ihn sammelten sich seine eigenen Vasallen, und zu diesen stießen die der Herzoge, Grafen, Bischöfe, Aebte, so viele sie je nach der Art ihrer Lehen zu stellen hatten, die auch von ihnen geführt wurden. Kriegerische Geistliche waren damals nichts Seltenes. Die höheren Vasallen bildeten die Reiterei, stiegen aber oft ab und kämpften zu Fuß. Eine eigentliche Mannszucht gab es überhaupt noch nicht, und dies erschien noch schlimmer, als in der Heeresfolge, im Felde selbst, wo die Heere alles, was sie trafen, verwüsten zu müssen glaubten; es gehörte zum „Handwerk" (daher: verheeren). Die Lehensmannen wurden darin von den zugezogenen Söldnern noch weit übertroffen. Die Größe der Heere war in den Kreuzzügen beträchtlicher als in gewöhnlichen Kriegen; wer aber einmal das heilige Grab gesehen, zog ohne Umstände wieder nach Hause, so daß es dem heiligen Lande (s. oben S. 411) stets an genügendem Schutze fehlte.

Das aus niederen Vasallen und Söldnern bestehende Fußvolk war zehn- bis hundertmal stärker als die Reiterei und zerfiel in Legionen zu 1000 Mann oder in Abteilungen nach der Art der Waffen, z. B. Bogenschützen (später Armbrustschützen), Schleuderer, Gerwerfer, Piken- und Sensenmänner, Krieger mit Helmbarten, Streitäxten, Kriegsflegeln u. s. w. Schutzwaffen waren der Schild und die (nur bei den Rittern vollständige) Rüstung. Zur Sammlung dienten Fahnen, die den Deutschen ein Reiter voran trug, den Italienern aber ein mit Ochsen bespannter Wagen (carroccio) voran führte. Dem Heere folgte ein Troß von allerlei Volk (Krämer, Weiber, Buben u. s. w.). Den in fremdem Lande für die Nacht aufgeschlagenen Lagern waren die der Römer Vorbild. Vergehen und Verbrechen im Lager oder im Felde wurden sehr schwer, mit Körper- oder Todesstrafen, geahndet*).

Ort und Zeit der Schlacht wurden oft mit dem Feinde verabredet. Sie begann mit einem Schlachtgesang und Kriegsgeschrei, und es ging dabei regellos genug her. Die Kriegsgefangenen wurden grausam behandelt, jedenfalls ausgeplündert, oft geblendet, gefoltert oder hingerichtet. Feiglinge und Verräter wurden gehängt.

Die Heere der Kreuzzüge waren weit bunter zusammengesetzt als die in Europa verwendeten. Söldner und Freiwillige (bewaffnete Pilger) überwogen die Lehensleute weit. Die Ritter und ihre Pferde waren dabei viel schwerer gerüstet als sonst. Namentlich im Anfang gesellte sich dem Heere allerlei Gesindel bei, was unter Friedrich I. besser wurde, der solche Elemente, namentlich die liederlichen Weiber, nicht duldete.

---

*) Schultz, Alwin, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, II. Bd. Leipzig 1880. — Demmin, Die Kriegswaffen 2c. Gera 1891.

Andere Führer nahmen es weniger genau; am schlimmsten stand es im heiligen Lande selbst. Strafen gegen Ausschreitungen und Ausschweifungen waren weder streng noch wirksam genug. Viele kostbare Zeit wurde von den Kreuzfahrern mit Trunk, Spiel, Jagd und allerlei Abenteuern vergeudet. Es boten sich aber auch rührende Züge dar. Im Lager rief jeden Abend ein Herold dreimal laut: „Hilf, heiliges Grab!" was alle Mannschaft mit erhobenen Händen und Thränen in den Augen nachrief. Vor jeder Schlacht beichtete und kommunizierte das ganze Heer. Auch sang man fromme und tief ergreifende Kreuzfahrerlieder.

Eine Statistik gab es damals nicht. Alle Angaben über die Stärke der Heere und die Menge ihrer Verluste im Kriege sind unzuverlässig; doch kann nicht bezweifelt werden, daß die Opfer an Menschenleben auf diesen Zügen aller Vorstellung spotteten.

Nirgends in jener Zeit haben die Belagerungen eine so große Rolle gespielt, wie in den Kreuzzügen nach dem heiligen Lande. Auch in diesem selbst waren sie die schwierigsten Unternehmungen. Die Lehrmeister in dieser von den Römern ererbten „Kunst", wie in der des Festungsbaues, waren die Byzantiner, und durch die Kreuzzüge bürgerten sie sich in Europa ein. Die Mittel, eine befestigte Stadt zu gewinnen, waren: Abschneiden des Wassers, der Zufuhr von Lebensmitteln und Sturm. Wollten die Belagerten sich ergeben oder unterhandeln, so sandten sie einen Boten zu den Feinden; wo nicht, so hängten sie die Schilde vor die Mauerzinnen und man verhöhnte und beschimpfte sich gegenseitig. Die Feindseligkeiten, die dann begannen, bestanden im Untergraben der Mauern bis in die Stadt hinein und in Verwendung von Belagerungsmaschinen, die Steine, Pfeile, Bleimassen, sogar Bienenkörbe und Gefangene oder gar deren Köpfe schleuderten, was die Belagerten redlich erwiderten. Wirksamer waren die Sturmböcke, um die Mauern einzurennen, am gefährlichsten aber die Türme, die man an die Mauern rollte, worauf man Fallbrücken auf sie niederließ und sie unter furchtbaren Kämpfen in Besitz nahm. Eine Zerstörung der eroberten Stadt kam in Europa selten vor (wie 1162 die von Mailand auf Betrieb ihrer Feinde von Lodi gegen den Willen Kaiser Friedrichs I.), in den Kreuzzügen aber häufig, wenn die Sarazenen eine christliche Stadt nahmen.

2. Das Seewesen der Zeit.

Naturgemäß konnte sowohl von der Schiffahrt, als vom Kriege zur See in jener Zeit unter keinen Verhältnissen soviel Gebrauch gemacht werden, als in den Kreuzzügen. Dazu trugen besonders die ungeheueren Verluste auf dem Landwege bei, so daß dieser seit dem Tode Kaiser Friedrichs I. ganz aufgegeben und, wie schon zu seiner

Zeit von den Franzosen und Engländern, fortan allein der Seeweg gewählt wurde. Die Schiffe dazu lieferten Pisa, Genua und Venedig, dieses am häufigsten, und die teilnehmenden Fürsten mieteten sie von jenen Städten. Eine solche Miete kostete, je nach der Größe des Fahrzeuges, 700 bis 1400 damalige (je 40 heutige) Mark, die Fahrt für Ritter mit zwei Dienern und Pferd 8½, für einen Ritter allein 2¼ Mark, für Pilger ein Drittel davon. Die Schnelligkeit der Fahrt blieb hinter jener der Phöniker, Griechen und Normannen zurück. Von Otranto fuhr man in 28 Tagen, von Marseille in etwa der doppelten Zeit nach Akkon, dem gewöhnlichsten Landungsplatze. Jährlich gingen zwei regelmäßige Pilgerflotten nach Palästina ab. Ludwig der Heilige führte eine Flotte von 1800 Schiffen. Der Stürme wegen vermied man zu weite Entfernung von den Küsten und landete öfter. Die größten Kriegsschiffe, Dromonen genannt, faßten an 1500 Mann und 100 Kamellasten; kleiner waren die Galeen oder Galeren mit zwei bis drei Ruderreihen und die Galionen mit nur einer. An beiden Enden hatten diese Schiffe kastellartige Aufbauten. Die Ritter hatten gedeckte Plätze, die Knappen ungedeckte. Die Pferde und die Gefangenen wurden im untersten Schiffsraume untergebracht. Von irgend welchen technischen Kenntnissen der Schiffer, wie von Seekarten (und auf dem Lande von Landkarten) war keine Rede; es ist merkwürdig, wie man trotzdem an Ort und Stelle gelangte. Für die Pilger wurde auf dem Schiffe Gottesdienst gehalten, und am Bestimmungsorte empfing man sie mit Glockengeläute und Jubel. Auch zur See waren überaus strenge Strafen auf Vergehen und Verbrechen gesetzt.

Bei Seeschlachten war die hauptsächliche Waffe das griechische Feuer; überhaupt war das Hauptbestreben, die Fahrzeuge der Feinde in Brand zu stecken, dann auch, die Segel durch Pfeile unbrauchbar zu machen oder die Schiffe durch Sporen an den eigenen in den Grund zu bohren. Bei dem Entern gab es furchtbare Schlachtscenen.

Vierter Abschnitt.

Das Rittertum und Ordenswesen.

I. Das weltliche Rittertum.

Vorbemerkung.

Der Name des Ritters kommt in der griechischen und den romanischen Sprachen vom Pferde (hippeus, eques, cavaliere, chevalier u. s. w.), in den germanischen vom Reiten her, bezeichnet also ursprünglich überall ein Mitglied der Reiterei. Doch hat die Bedeutung dieses Namens verschiedene Wandelungen durchgemacht. Wir entlehnen ihm u. a. den Begriff der Ritterlichkeit, d. h. eines vornehm-männlichen Benehmens, das man vielfach sogar bei Naturvölkern beobachtet hat, auch wenn ihnen eine Reiterei fremd war, in größerer Ausdehnung bei den alten Persern, Indern, Japanern u. a.*). Dagegen ist ein Ritterstand stets aus der Reiterei hervorgegangen. Der aber im klassischen Altertum so hieß, ist, da er zugleich eine Steuerklasse bildete, in Athen zu einem Werkzeuge der Oligarchie und in Rom zu einer Geldaristokratie entartet. Die Wurzel des für den Zeitraum, mit dem wir uns hier beschäftigen, charakteristischen Rittertums ist nur bei den alten Germanen zu finden, und zwar zuerst in dem kriegerischen Gefolge des Königs. Eine weitere Stufe seiner Entwickelung bildete der an die Stelle des alten Adels getretene Dienstadel, der am königlichen Hofe und auf den königlichen Lehengütern hauste, die Erblichkeit erlangte und den Kern der Heere bildete (oben S. 383). Das Rittertum war nichts anderes als die kriegerische Seite des Feudalwesens. In Deutschland hing es mit diesem so eng zusammen, daß nur Ritterlehen, d. h. mit Kriegsdienst verbundene, als „rechte“ Lehen galten. Die ursprünglich unfreien Dienstmannen (Ministerialen) wurden, seitdem zur Zeit Friedrichs I. Edle in Menge diesem Stande beitraten, zu Herren vermöge ihrer im Königsdienste an den Tag gelegten Tüchtigkeit. Aus den freien Rittern ist der hohe, aus den einst unfreien Ministerialen der niedere Adel hervorgegangen. Unter diesen hatten wieder die Dienstmannen des Königs einen höhern Rang als die der Fürsten und freien Herren, die aber trotzdem zu den Rittern zählten**).

Die Treue gegen den Oberlehnsherrn war somit das erste Erfordernis des Rittertums, wie es sich im 11. und 12. Jahrhundert

*) Näheres in des Verf. Geschichte des Rittertums. Leipzig 1892.
**) Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte, S. 381 ff. 421 ff.

entwickelt und im 13. seinen Höhepunkt erreicht hat, von dem es seit dem 14. wieder heruntersank.

Der Charakter des mit den Kreuzzügen im ganzen gleichzeitigen, aber schon früher entstandenen Rittertums erhielt seine Vollendung, als sich der Ritterstand in Frankreich von dem rohen Fehdewesen lossagte und (in Mitte des 11. Jahrhunderts) sich bemühte, eine feinere Sitte einzuführen, die sich zunächst durch die Annahme gewisser Regeln des Kampfes kundgab, die ihren Ausdruck im Turnier fanden. Diese feinere Sitte verbreitete sich dann (etwa zu Ende des 11. Jahrhunderts) nach Deutschland und England. Dies sind die Schauplätze der Kultur des Rittertums geblieben, die einen ausgesprochenen christlichen, mit Begeisterung für Frauenliebe verbundenen und für die Dichtkunst eingenommenen Stempel trug, wie sich im nun folgenden Kapitel zeigen wird.

1. Die Ritterburgen.

Die Einfälle der Normannen, Magyaren und anderer unruhiger Völker boten in Deutschland (in Frankreich und Italien wohl früher schon die der Sarazenen) den Anlaß zur Anlage befestigter Plätze außerhalb der von den Römern herrührenden Städte im ehemaligen Umfange ihres Reiches. Im Norden und Osten Deutschlands hatten Städte und Burgen den nämlichen Ursprung; sie sollten die Bewohner gegen feindliche Ueberfälle „bergen". Die älteren Burgen, wenn sie nicht Städte wurden, waren so einfach wie das Leben des damaligen Ritters oder Edeln, der sich früher mit einem ländlichen Hofe begnügt hatte. Umfangreicher wurden die Burgen wohlhabender Herren mit dem Aufleben ritterlichen Geistes und ritterlicher Sitte*). Sie wurden deren Heimstätte, ein Heiligtum der Familie. Ihre wichtigste Eigenschaft war die Festigkeit, womöglich Uneinnehmbarkeit, und man legte sie daher mit Vorliebe auf Anhöhen an, oder wo diese fehlten, zwischen Wasseradern, und diese Lage bestimmte auch die Bauart und Einteilung der Burg. Die Gebäude und der Weg dazu mußten möglichst geschützt, die oft mehrfachen Mauern daher stark und hoch oder noch besser durch Felsen ersetzt sein. Je größer die Burg war, desto mehr Türme unterbrachen oder überragten die Mauern, während man die Thore gern möglichst beschränkte und nur durch Zugbrücken über den die Anlage umgebenden Graben zugänglich machte. Ein Hauptturm, der Bergfrit (franz. donjon), mit erschwertem Zugange überragte die ganze Burg; er hatte unten ein schauerliches Verließ; oben wohnte da, wo einfachere Verhältnisse walteten, die Ritterfamilie; waren aber diese

*) Schultz, Das höfische Leben, Bd. I.

günstiger, so bezog sie ein freundlicheres Haus, den Palas mit schönen Sälen und Zimmern und einer Kapelle. Wegen der Gefahr einer Belagerung waren die Fenster eng und boten wenig Licht. Zur Erhellung dienten Kronleuchter, zur Erwärmung Kamine. Die Wände waren bunt bemalt oder mit Teppichen, Waffen u. s. w. behängt. Die kleineren Räume, Kemenaten, dienten meist als Schlafzimmer. Die Geräte richteten sich nach dem Vermögen und sind ziemlich bekannt. Eine umfangreiche Burg enthielt außer den Wohngebäuden noch Speise-, Vorrats-, Bade-, Schatz- und Rüstkammern und war oft noch innerhalb der Mauern mit Höfen, Gärten, Zwingern und Ställen umgeben. Es bedurfte nur der Ansiedelung von Handwerkern, Kaufleuten und Landwirten um die Burg, so wurde diese zur Stadt und der ältere Teil zum Stadtschlosse (Citadelle); die Entwickelung der Städte wird uns weiterhin beschäftigen.

Außer der Ritterfamile lebte in der Burg die Dienerschaft, die durchweg aus Unfreien bestand; nur in fürstlichen Burgen wurden die höheren Dienststellen von freien Lehensleuten bekleidet (s. oben S. 383 f.). Wo diese Beamten fehlten, beaufsichtigte der Burgherr selbst die Diener, wie die Burgfrau die Mägde. Ihren Lohn erhielt die Dienerschaft meist in Leinwand und Kleidungsstücken; Leibeigene erhielten höchstens Geschenke. Vornehme Herren gestatteten sich überdies den Luxus von Lustigmachern: Narren, Zwergen u. dergl.

Zahlreich waren je nach dem Vermögen des Herrn die Besucher der Burg: Kaufleute, die ihre Waren feilboten, fahrende Leute, d. h. Spielleute, Sänger, Erzähler, Tänzer, Marionettenspieler, Gaukler, die sich produzierten. Unter den Gauklern sind erwähnt: Seiltänzer, Taschenspieler, Tierbändiger, Kunstreiter u. s. w. Sowohl Männer als Frauen widmeten sich solchen Gewerben und wurden belohnt und bewirtet. Ohne Gegenleistung nahmen Pilger und Bettler die Gastfreundschaft in Anspruch, die die Herrschaft aber noch lieber Verwandten, Freunden und guten Bekannten von gleichem Range gewährte. Aber auch fremde reisende Ritter erschienen oft, gegen die indessen Vorsicht geboten war; denn es konnten Raubritter sein, die nicht nur Züge von Kaufleuten überfielen, sondern sich auch in Burgen einschlichen, um sie verräterisch zu besetzen und an sich zu reißen.

In der Umgebung der Burg lebten die Unterthanen des Herrn, über die er, wenn Eigene, volle Gewalt hatte, wenn Hörige, nur bis auf einen gewissen Grad. Diese waren entweder Zinsbauern, die einen Zins, meist in Naturalien, zahlten, oder Dienstmannen (nicht zu Rittern emporgestiegene Ministerialen), die Kriegs- und Hofdienste zu leisten hatten. Die Eigenen waren entweder Liten, die eigene Haushaltung führten, aber an ihr Grundstück gebunden waren, oder Knechte, die zu jedem Dienste verwendet werden konnten. Sie alle konnten aber zu höherm Range emporsteigen, wenn sie sich gut hielten.

Hörige und Liten hatten dem Herrn eine Heiratsteuer zu entrichten, gegen die sie aber ein Geschenk erhielten; im Todesfall aber hatten sie ihm das beste Gewand und das beste Stück Vieh zu hinterlassen.

2. Das ritterliche Leben.

Der junge Ritter wurde bei seiner Geburt mit Jubel begrüßt, und sie wurde festlich gefeiert, wenn er der älteste Sohn, der Erbe der Burg und des Lehens war, weniger ein Nachgeborener; am wenigsten wurden die Töchter Gegenstand der Freude. Seine erste physische Erziehung war einer Amme überlassen, die das Kind zwei Jahre lang wartete. Nachher wuchs der Knabe ziemlich wild auf und beschäftigte sich mit Spielen und körperlichen Uebungen. Mit dem siebenten Jahre begann die Erziehung zum Rittertum, bei dem die Anleitung zur „höfischen Sitte“ (Hoveschheit, franz. courtoisie) die Hauptsache bildete, als deren verächtlicher Gegensatz die bäurische Roheit (Dörperie, franz. villenie) galt. Die Franzosen wurden nämlich in Deutschland und England als die Vorbilder feiner Lebenssitte oder „Zucht“ betrachtet, und ihre Sprache war dem Ritter unentbehrlich, oft sogar besser bekannt und geläufiger als die eigene. Selten lernten Weltliche schreiben, eher noch die Damen als die Herren. Was der künftige Ritter brauchte, brachte ihm ein Hofmeister bei; von seiner und der Eltern Seite waren „schlagende“ Gründe nicht die am seltensten zur Geltung gebrachten. Das Waffenhandwerk und was dazu gehört, Fechten, Reiten, Zielschießen u. s. w., sowie die Jagd wurden besonders eifrig gelehrt und gelernt. Schwächliche Jungen wurden zu Geistlichen bestimmt, kräftige aber mit 12 Jahren zur weiteren Ausbildung an einen Fürstenhof gesandt, hießen dann Knappen oder Junker und wurden u. a. als Boten verwendet, die als unverletzlich galten; sonst bedienten sie ihren Herrn und dessen Gäste zu Hause und auf Reisen. Hielt sich der Knappe löblich, so wurde er bei einem Feste zum Ritter erhoben, was mit kirchlichen Ceremonien verbunden, und wobei in Frankreich der Ritterschlag, in Deutschland aber die Schwertleite, d. h. die Umgürtung mit dem Schwerte die Hauptsache war, der Ritterschlag aber auch gebräuchlich wurde. Zum Schlusse erhielt der neue Ritter gute Lehren, wie er sich gegen die Kirche, den König und überhaupt im Leben zn verhalten habe.

Die weltlichen Ritter bildeten zwar keine feste Organisation, hielten aber doch zusammen, wo es immer möglich, halfen einander wo es notwendig war, achteten einander auch in feindlichen Heeren u. s. w. Sie liebten Freundschaftsbündnisse unter sich, schwärmerisch-religiöse Gelübde und suchten Thaten für den Glauben, für ihren König und für ihre Damen. Zwischen diesen und den Rittern bestand eine

große gegenseitige Anziehungskraft. Waren auch die Töchter der Burgherren keineswegs so ätherisch, wie Romane sie schildern, sondern oft derb, hausbacken und meist tüchtig in der Wirtschaft, wie in allen Arbeiten weiblicher Art und in der Pflege Kranker und Verwundeter, so liebten sie doch die feinere Sitte und besonders deren Träger, die Ritter. Eine strenge Etikette herrschte für beide Teile, die sie gegen andere Stände ebenso abschloß wie das angelernte Vorurteil. Beide liebten auch die Poesie, und dies begünstigte Verhältnisse, die in den Ansichten der Zeit dadurch nicht litten, daß der eine Teil schon verheiratet war, allerdings mit dem Wagnis, berechtigte Eifersucht und Rache herauszufordern. Die Damen waren wohl bewandert in Schönheitsmitteln und so wenig zimpferlich, daß sich die damaligen Gedichte, die ihnen nicht fremd blieben, die stärksten Anzüglichkeiten erlauben durften. Außer der Uebung der religiösen Formen und der gesellschaftlichen Etikette kannte man ja keine ethischen Gebote und Pflichtgefühle. Auf Römer- und Kreuzzügen waren die Gatten oft Jahre lang abwesend, und jungen Frauen erschienen Zerstreuungen während dieser Zeit um so weniger unstatthaft, als die meisten Beichtväter alle Ursache hatten, gegen die schönen Büßerinnen nachsichtig zu sein. Die Schriften der Zeit wimmeln von Schilderungen schlimmer Kleriker. Ueberdies war die Wahl der Gatten meist keine freie, sondern durch den Willen der Eltern bestimmt, und die zahlreichen armen Ritter waren auf die Heirat mit einer reichen Erbin angewiesen. Es fehlte also in der Ehe meist von vorne herein an Liebe. Oft wurden sogar Kinder verlobt, ja selbst verehelicht! Rechtsgültig war die Ehe schon, wenn der Vater die Braut an den Bräutigam übergab. Eine kirchliche Trauung wurde zwar von der Kirche verlangt, aber in der hier geschilderten Zeit nur selten vollzogen und war erst seit dem 14., ja teilweise 15. Jahrhundert allgemein gebräuchlich. Dagegen begleiteten große Gastereien das „Hochgezît“ wohlhabender Rittersleute.

Soweit es dem Ritter die Verwaltung seiner Burg und ihrer Güter erlaubte, verwendeten er und seine Familie die Muße in Friedenszeiten zu allerlei Vergnügungen wie Tanz, Spiele (Ball- und Bretspiele, das vornehmste war das Schach), und besonders zur Jagd, deren beliebteste Art die mit Falken auf wilde Vögel war. Die Zerlegung der erlegten Tiere galt als eine echt ritterliche Kunst. Einem großen Teile der Ritter wurde der Vorwurf nicht erspart, sich den verderblichen „drei W“ (Würfel, Wein und Weiber) allzusehr hinzugeben. Bezüglich der Tracht in der Ritterzeit muß, wie bezüglich anderer Zeiten, hier auf Kostümwerke verwiesen werden. Charakteristisch ist, daß die Ritter in jener Zeit meist keinen Bart und im Hause meist ebenso lange Kleider trugen wie die Damen. Auch die Beschreibung des Speisens und Trinkens würde hier zu weit führen.

3. Das ritterliche Wehrwesen.

Die Beschäftigung mit den Waffen war immerhin die Hauptsache für den Ritter, die Beschaffung des dazu erforderlichen Materials seine angelegentlichste Sorge. Vor Erfindung der Feuerwaffen mußte die Ausrüstung eine weit kompliziertere sein als nachher. Der Panzer oder Harnisch war dabei der wichtigste Teil. Dem Schuppenpanzer des 9. und 10. folgte der Ring- oder Kettenpanzer des 11. Jahrhunderts; doch kamen beide mit verschiedenen Zuthaten für die Bedeckung der einzelnen Körperteile bis in das 13. Jahrhundert vor; über ihm wurde der Waffenrock, bei Vornehmen mit Gold und Seide gestickt, getragen. Seit dem 12. und 13. Jahrhundert kam immer mehr der Plattenpanzer in Aufnahme, zuerst in Arm- und Beinschienen, dann als Brustwehr und endlich kam auch der ihm entsprechende Helm dazu. Alles dieses wurde (es ist für uns schwer zu begreifen) über dem Kettenpanzer und der Sturmhaube angelegt. Während der Kreuzzüge glich der Helm einem häßlichen Topfe; nach ihrem Ausgange erhielt er eine gefälligere Wölbung nnd wurde durch die oft prachtvolle Helmzier geschmückt. Die ganze Einrichtung war äußerst schwerfällig und führte bisweilen im Kampfe zum Erstickungstode. Dazu kam noch der Schild, der Form und Größe oft wechselte und mit dem Wappen bemalt wurde. Unter den Angriffswaffen war das Schwert die wichtigste, neben dem noch, obschon weniger wertgeschätzt, Dolch, Streitaxt, Streitkolben u. a. im Gebrauche waren, während die Lanze als notwendige Spitze der Ausrüstung galt und ein Fähnchen mit dem Wappen trug. Auch das Pferd hatte seinen Panzer und darüber eine mit dem Wappen gestickte Decke. Die Wappen waren bis zum Ende des 11. Jahrhunderts bloß Kennzeichen gewesen, wurden dann aber erblich und durch die Kreuzzüge, an die ihre Zeichen vielfach erinnerten, allgemein gebräuchlich. Nach diesen Zügen erscheinen die Herolde als Sachverständige der Wappenkunde und erhielten vom Landesfürsten einen Wappenkönig als Vorgesetzten.

Das Rittertum setzte, ungeachtet seiner feinern Sitte, dem Fehdewesen kein Ende, sondern verhinderte nur dessen roheste Auswüchse, soweit es konnte; denn aus dem Rittertum selbst sonderte sich ein schlechteres Element aus, die sog. Raubritter, die teils gewerbsmäßig reisende Kaufleute anhielten und ausplünderten, so daß niemand ohne königliches Geleite zu reisen wagte, teils aber ehrliche Ritter aus Rache oder Streitsucht anfielen, zum Kampfe zwangen, und wenn sie siegten, sie ihrer Waffen und Pferde beraubten oder auch töteten.

Die Fehde wurde übrigens schon früh in das Rechtsverfahren herübergenommen als gerichtlicher Zweikampf, der als Gottesurteil staatliche Anerkennung fand. Kein anderes Ordal gaben die Ritter in ihrer Blütezeit als ihrer würdig zu. Man schritt zu ihm nur, wenn

durch den Eid nichts zu erweisen war, und nur auf die Anklage wegen todeswürdiger Verbrechen. Sein Hergang war durch bestimmte Vorschriften geregelt. Der Kampf ging auf Leben und Tod. Ritter unter sich kämpften zu Pferde und in voller Rüstung, gegen andere Leute und solche gegen einander je nach dem Stande dieser mit verschiedenen Waffen zu Fuß. Auch Frauen konnten kämpfen, aber mit besonderen Vorrichtungen zu ihren Gunsten. Der Besiegte, ob Kläger oder Angeklagter, wenn er am Leben blieb, verfiel der Todesstrafe. Seit 1156 konnten aber dieses „Rechtsmittel" nur noch Adelige in Anspruch nehmen.

Endlich wurde die Fehde auch zur festlichen Veranstaltung und zu einem Vergnügen für die Ritter gestempelt. Dies geschah in den Turnieren, die das Rittertum in seinem höchsten Glanze erscheinen ließen (oben S. 422). In Deutschland fand das erste bekannte Turnier 1127 in Würzburg statt. So viele Päpste und spätere französische Könige es auch verboten, alles war umsonst. Denn den dabei sich auszeichnenden Rittern war die Gnade der Fürsten, die Gunst der Frauen und die Bewunderung des Volkes sicher. Die Turniere wurden in der Regel von einem hohen Herrn veranstaltet und die Ritter dazu eingeladen. Die Preise bestanden in Jagdtieren, Kränzen oder sonst passenden Gegenständen; die Ritter aber hatten nur die Ehre im Auge. Der als Beginn festgesetzte Tag war ein Fest, zu dem alles zusammenströmte, Kämpfende, Publikum und fahrendes Volk. Das Turnier wurde auf einem eingefriedigten Platze in oder außerhalb einer Stadt abgehalten, die sich prachtvoll schmückte. Als Vorspiel galt das Tjostieren, wozu einzelne Ritter einander herausforderten, dabei aber nur mit stumpfen Lanzen fochten. Der Besiegte verlor Roß und Rüstung und manchmal das Leben. Am andern, dem Haupttage, maßen sich ganze Gruppen von Rittern im eigentlichen Turnier, und wenn die mitgebrachten Speere zerstoßen waren, folgte ein Kampf mit Schwertern oder Streitkolben, alles unter wilden Kampfrufen und selten ohne Verlust von Menschenleben, sogar von Fürsten. Der lebende Besiegte mußte sich der Dame des Siegers vorstellen und ihre Gnade erbitten.

Ritter, die sich gegen die Turnierregeln vergingen, wurden in feierlichem Verfahren ihrer Waffen beraubt, wenn sie aber irgendwo Feigheit an den Tag legten oder sich des Wortbruches oder anderer ehrloser Handlungen schuldig machten, überdies schimpflich behandelt und hingerichtet, im Falle von Verbrechen nach vorheriger Verstümmelung je nach der Art der That. —

4. Die ritterliche Dichtung.

Weit über die feinere Sitte, die doch auch ihre bedenklichen Seiten hatte, erhebt sich das Rittertum in der Kulturgeschichte durch die von

ihm ausgehende Dichtkunst. Freilich sind nicht alle dichterischen Schöpfungen des 12. und 13. Jahrhunderts von Rittern verfaßt; aber alle, die irgendwie hervorragen, handeln vom Rittertum oder geben dessen Geist wieder, d. h. den der Thatenlust und des Minnedienstes. Unter allen Völkern Europas aber hat in jener Zeit keines so bedeutende Leistungen im Schrifttum aufzuweisen als das deutsche. Dies ist um so bemerkenswerter, als es für die Deutschen schwieriger war, die allgemein herrschende lateinische Sprache durch die eigene zu ersetzen, als für die ihre Zunge von dieser ableitenden romanischen Völker. Den Anfang machten hierin, abgesehen von unbedeutenden Dichtungen, sogar Geistliche, die ja an das Latein gebunden waren und sonst gegen alle weltliche Dichtung eiferten; es schrieben nämlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts der „Pfaffe" (wie sich die Geistlichen selbst nannten) Konrad das Rolandslied, noch in ganz kirchlichem Geiste, der „Pfaffe" Lambrecht aber das Alexanderlied in mehr weltlicher und humaner Richtung, beide übrigens nach französischen Originalen und ohne Rücksicht auf die wahre Geschichte*). Selbständiger dichteten unbekannte Verfasser den „König Rother" (Rothari, oben S. 376) und den „Herzog Ernst" (von Baiern). Alle 4 Dichtungen klingen an die Kreuzzüge an und erinnern in ihren bunten Abenteuern an die Odyssee. Einen Riesenschritt in der volkstümlichen Eigenart machte aber die deutsche Heldendichtung, von der sich nun die Geistlichen ganz zurückzogen, im Zurückgreifen auf die ureinheimische Sage. Dies geschah in dem unvergleichlichen Nibelungenliede, das in freier Weise die Sagenstoffe der Völkerwanderung mit den deutschen Sitten und Zuständen des 9. und 10. Jahrhunderts verknüpfte; denn wenn es auch erst am Ende des 12. (von einem unbekannten Dichter) vollendet wurde, so fehlt ihm doch aller Bezug auf das eigentliche Rittertum (Turniere, Abenteuerlust u. s. w.) und herrscht darin das kriegslustige, reckenhafte und lehnstreue Wesen älterer Zeit vor, wie die Charaktere eines Sigfrid und Hagen, einer Brünhild und Kriemhild klar zeigen. Das Christentum spielt gar keine Rolle in dem Werke. Eine lange Reihe von Heldenliedern folgte dem Nibelungenliede, ohne es zu erreichen; ihr Hauptheld ist indessen Dietrich von Bern (Theoderich, oben S. 369).

Ein Gegenstück zu den Nibelungen bildet die an der Nordsee spielende, wenn auch in Oesterreich verfaßte Gudrun (Kudrun), deren Fabel an die Wikingerfahrten und an die Edda erinnert, und deren sittlicher Kern ungemein hoch steht.

Diese alter- und volkstümliche Richtung in der Poesie sprach aber die höfisch-ritterliche Gesellschaft nicht an. Das ausgebildete Ritter-

---

*) Scherer, Wilh., Geschichte der deutschen Litteratur. 3. Aufl. Berlin 1885. S. 90 ff.

wesen mit seinen französischen Neigungen und seiner unerschöpflichen Abenteuerlust war es, dessen diese Gesellschaft bedurfte. Aber der deutsche Geist ließ sich in keine Schablone zwingen. Begannen auch die höfischen Dichter mit bloßen Uebersetzungen aus der wälschen Nachbarsprache, so schlossen sie doch mit großartigen Dichtungen, in denen die Originale nicht mehr zu erkennen waren. Der Niederdeutsche Heinrich von Veldeke begann diese Richtung, indem er in seiner „Eneit“ die Schicksale des troischen Aeneas und der karthagischen Dido in mittelalterliche und ritterzeitliche Trachten und Sitten kleidete. Der Schwabe Hartmann von Aue (Ouwe) brach mit den klassischen Stoffen, wandte sich im „Guten Sünder“ und „Armen Heinrich“ christlich-ethischen Fragen zu, führte dann aber in seinen schwülstigen Aventiuren „Erek“ und „Iwein“ den keltischen Sagenkreis des britischen Königs Artus in Deutschland ein. Damit wurde der frivole französische Reimchronist Chrestien de Troyes für eine lange Zeit die Quelle der höfischen Dichter Deutschlands, die aber weit über ihn hinausgingen und seine schwachen Seiten vermieden. Mit der Artussage verband Wolfram von Eschenbach den Sagenkreis vom „heiligen Gral“ (provençalisch grezal, die Schale, die im Abendmahl Christi verwandt worden und auch sein Blut aufgefangen haben sollte) und bildete daraus sein herrliches (1216 vollendetes) Heldengedicht „Parzival“ (auch Parsifal), die Geschichte des tapfern und frommen Gralkönigs, in der ein schwärmerisches Christentum ohne Dogmen und Hierarchie gefeiert wird, aber auch das weltliche Rittertum (in Gawan) und selbst naive Schalkhaftigkeit zu ihrem Rechte kommen.

Während Wolfram und seine Freunde sich der Gunst des Landgrafen Hermann von Thüringen (auf der Wartburg, 1190—1217) erfreuten, stand auf eigenen Füßen der bürgerliche Sänger Gottfried von Straßburg, der zwar noch den ritterlichen Anschauungen huldigte, die ritterlichen Sitten aber bei Seite legte und gegenüber dem christlich-kirchlichen Geiste in der von ihm eingeführten ebenfalls keltischen Sage von Tristan und Isolde eine durchaus skeptische und freigeistige, nicht von Frivolität freie Richtung vertrat, der es zwar an deutschem Sinne, nicht aber an hohem dichterischen Schwunge fehlt.

Nach diesen großen Dichtern sank in späteren Bearbeitungen der 3 keltischen Sagenstoffe die höfische Poesie in die geistige Armut ihrer französischen Quellen zurück.

Weit höher als die epische, steht die lyrische Dichtung der Ritterzeit sowohl in Süd- als Nordfrankreich. Doch konnte sie nicht verleugnen, daß ihre Vorbilder noch weiter südlich, in der durch die spanischen Kämpfe gegen Araber und Berbern genährten Dichtung der iberischen Halbinsel zu suchen waren, und zwar vor allem in den Liedern, die den tapfern Don Rodrigo Diaz, genannt der Cid (arab. Herr), einen übrigens charakterlosen Condottiere († 1099), feierten.

Diesem Vorbilde eiferten zuerst die in der schönen (zwischen spanisch und französisch stehenden) provençalischen Sprache dichtenden adeligen Trobadors (franz. Troubadours, eig. Finder) nach, die gleich gut Saitenspiel und Schwert zu führen und sich im Glauben von jeder Kirchlichkeit frei zu machen wußten. Mehr nach musikalischem Erwerb als nach Dichterruhm strebten neben und unter ihnen die Joglars (franz. Jongleurs, eig. Spaßmacher). Die Kunst verbreitete sich aber mit der Zeit auch auf Geistliche, Bürger und Bauern. Besungen wurden die Natur, die Liebe, Abenteuer, Fehden, Streitfragen u. s. w. Bertran de Born und Paire Cardinal waren ihre bedeutendsten Vertreter*).

In Nordfrankreich entsprachen den Troubadours die Trouvères; dem freien Geiste jener gegenüber teilten sie ihre Neigung zwischen strenger Kirchlichkeit und sittlicher Leichtfertigkeit. Als Sänger und Musiker wirkten neben ihnen die Menestriers oder Menestrels. Sie vermochten sich aber nicht mit den Provençalen zu messen. Aus ihren Kreisen ging das abenteuerliche Gedicht-Ungetüm „Roman de la Rose" hervor.

In Deutschland pflegten die lyrische Dichtung die Minnesinger, aus deren Wald von Zwergbäumen aber nur ein mächtiger Wipfel emporragt: Walther von der Vogelweide (ein Oesterreicher, 1230—46 blühend), der wackeren deutschen Sinn mit feinster Anmut im Liebesliede verband und wahre Edelsteine naiv-schalkhafter Dichtung zutage förderte. Er war auch frei von religiöser Befangenheit, und darin steht ihm gleich der sonst eine ganz eigenartige Stellung einnehmende Spruchdichter, dessen eine natürliche Weisheit atmendes Sammelwerk den Titel „Vridankes Bescheidenheit" führt. Beide waren Kreuzfahrer unter Kaiser Friedrich II., dabei warme Reichsfreunde und wahrscheinlich arme Ritter.

Auch diese Richtung verkam nach den Kreuzzügen, und die mittelhochdeutsche Dichtung hatte ihre Blütezeit gehabt.

II. Die geistlichen Ritterorden.

Vorbemerkung.

Das Leben und Treiben des Abendlandes bewegte sich bis zu den Kreuzzügen und in diesen selbst beinahe ausschließlich in Kämpfen, sowohl körperlichen als geistigen, in Kämpfen um Macht und um den Glauben. Die Führer des Kampfes der ersten Art waren die Ritter (vor ihnen die Krieger überhaupt), die des Kampfes der zweiten Art

*) Diez, Friedr., Die Poesie der Troubadours. 2. Aufl. Leipzig 1883.

die Mönche. Es ist daher nur natürlich gewesen, daß sich in den Kreuzzügen, in denen ja beide Stände thätig waren, die Mönche in der Kreuzpredigt und die Ritter in den Waffen — aus beiden eine neue Erscheinung bildete, die der geistlichen Ritterorden.

Diese Orden waren Mächte im sog. Mittelalter. Ihre „Meister", auch Ordens- oder Hochmeister (erst seit neuerer Zeit „Großmeister") genannt, nahmen den Rang nach den Päpsten, Kaisern und Königen ein und nannten sich: von Gottes Gnaden. Sie anerkannten sogar, schon vermöge ihres internationalen, an kein Land gebundenen Charakters, keinen weltlichen Herrscher über sich, sondern nur den Papst, und auch diesen nur dem Namen nach. Die Päpste begünstigten diese Orden und überhäuften sie mit Lob und Vorrechten, fürchteten sie aber und nahmen gern ihre Dienste in Anspruch; denn durch sie standen ihnen im Kampfe gegen die Staaten ja nun auch körperliche Waffen zur Verfügung.

Die Meister der geistlichen Ritterorden wurden von einem aus mehreren Rittern bestehenden Wahlkörper ernannt, der sich selbst ergänzte. Der Meister führte den Oberbefehl in Krieg und Frieden. Dort hatte er als Stellvertreter den Marschall, hier den Seneschall. Mit diesen und anderen Beamten bildete er den Konvent und mit sämtlichen Rittern höheren Ranges das Generalkapitel. Die geistlichen Ordensritter, die sich „Brüder" nannten, mußten natürlich unverheiratet sein und fügten zu den drei klösterlichen Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams noch das vierte der Verteidigung des heiligen Landes und des Kampfes für den Glauben.

Wie gesagt, sind die vornehmsten geistlichen Ritterorden in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande entstanden, nämlich ihrer drei. Unter ihnen schieden sich scharf zwei vorzugsweise romanische, die Templer und Johanniter, und ein germanischer, der Deutsche Ritterorden. Von den übrigen sind nur die Namen zu nennen, da sie keine weltgeschichtliche Rolle spielten. Im heiligen Lande entstanden weiter: der Orden des heiligen Lazarus für die Pflege der Aussätzigen und der Orden des heiligen Grabes, der aber keinen Zusammenhang hatte und nur eine Ehrenbezeugung für Kreuzfahrer bildete. Auch Spanien hatte in seinem Kampfe gegen den Islam geistliche Ritterorden entstehen gesehen: die von Calatrava und Alcántara in Castilien, von Avis in Portugal und von Santiago de Compostela in beiden Ländern.

1. Die Tempelritter.

Gestiftet wurde dieser Orden in Jerusalem 1118 oder 1119 durch acht französische Ritter, die sich zuerst „arme Ritter Christi" nannten und die Regel des heil. Benedikt annahmen. König Balduin I. überließ ihnen einen Teil seines auf der Stelle des Tempels Salomos

errichteten Palastes, infolgedessen sie den Namen der Ritter des Tempels erhielten. Sie trugen nach dem Vorgange der Cisterzienser ein weißes Kleid mit rotem Kreuze, empfingen zum Lohne ihrer Tapferkeit von Königen und Fürsten weitausgedehnte Güter in Asien und Europa, die zuletzt 5 Provinzen im Morgen- und 16 im Abendlande bildeten, und wurden hierdurch enorm reich, was zur Folge hatte, daß ihre anfängliche Bescheidenheit und Mäßigkeit einem hochfahrenden Wesen, der Schwelgerei und Ueppigkeit wichen. Um sich von der Kirche unabhängig zu machen, fügten sie den Rittern eine zweite, geistliche Ordensklasse, die der Kleriker, bei, die aber untergeordnet blieb, und eine dritte, die der Servienten oder dienenden Brüder, wozu endlich noch eine vierte, die der Affiliierten, kam, die an die Gelübde nicht gebunden waren und sowohl Männer und Frauen, als Kinder umfaßten, die von ihren Eltern zum künftigen Eintritt in den Orden bestimmt waren.

Ungeachtet ihrer Entartung hatten die Tempelritter das Verdienst, daß sie nach dem Ende der Kreuzzüge den letzten Versuch (1301 gegen Tortosa) gewagt hatten, im heiligen Lande wieder Fuß zu fassen, was freilich, mit großem Verluste für sie, vereitelt wurde. Und wenige Jahre darauf fanden sie ihren tragischen Untergang!

Ihr großer Reichtum, dem der keines Königs gleich kam, hatte ihnen vielen Haß und Neid zugezogen. Ihr bitterster Feind war Philipp IV. der Schöne, König von Frankreich, der schon 1305, als der von ihm abhängige Papst Clemens V. in Lyon gekrönt wurde, mit diesem das Einschreiten gegen den Orden besprach*). Philipp haßte diesen als Bundesgenossen des Papsttums und des Feudalwesens, die er als Hindernisse seines Strebens nach absoluter Herrschaft betrachtete, und war in seiner finanziellen Not nach den Schätzen der Templer lüstern, denen er ohnehin verschuldet war. Aeußerlich aber bildete die angebliche Ketzerei des Ordens, an die er selbst nicht glaubte, den Vorwand zu seinem Vorgehen. Der König brachte den neuen Papst, der selbst Franzose war, dazu, sich ganz mit französischen Kardinälen zu umgeben und sich in Frankreich, nicht in Rom, niederzulassen, und erzwang die Wahl der Bischöfe nach seinem Willen. Der Papst war völlig in den Händen des Königs, und so wurde er 1306 auf einer Zusammenkunft in Poitiers dazu gebracht, die beiden Ordensmeister der Templer und Johanniter, die in Limissol auf Cypern weilten, nach Frankreich vorzuladen, angeblich zur Besprechung eines neuen Kreuzzuges, bei welchem Anlaß er beide Orden in einen zu verschmelzen im Sinne hatte. Der Templermeister

*) Gmelin, Jul., Schuld oder Unschuld des Templerordens. Stuttgart 1893. S. 282 ff., 306 ff. — gegen Prutz, Hans, Entwickelung und Untergang des Tempelherrenordens. Berlin 1888.

Jakob von Molay, erschien in der That, während der Johanniter, Wilhelm v. Villaret, seine Reise verschob. Ueber die Anschuldigungen gegen seinen Orden unterrichtet, verlangte Molay selbst eine Untersuchung. Der Papst zögerte; Philipp aber griff ein, und in der Frühe des 13. Oktober 1307 wurden, was bereits einen Monat vorher angeordnet war, in ganz Frankreich alle Tempelritter verhaftet! Alle Welt war erstaunt über diesen Gewaltstreich, den der Papst entschieden verurteilte. Umsonst, der Inquisitor von Paris, Imbert, erklärte sich einverstanden und führte die infame Untersuchung durch, bei der neben verfänglichen Suggestivfragen die Folter die Hauptrolle spielte. Man darf sich daher nicht wundern, daß alles, was der König gegen den Orden erfunden (oder aus anderen Ketzerprozessen herübergenommen) hatte: christusfeindliche und unanständige Gebräuche bei den Aufnahmen, Anbetung eines Götzenbildes, überhaupt Ketzerei in jeder Richtung und endlich — Sodomie, ja sogar die Anwesenheit des Teufels als schwarzer Kater in den Versammlungen, von mehr oder weniger Rittern eingestanden wurde. Alle jene Anschuldigungen aber wurden von den Gefolterten nachher wieder mit Entrüstung und feierlichen Eiden zurückgewiesen.

Schon drei Tage nach der Verhaftung glaubte jedoch der König seiner Sache so sicher zu sein, daß er alle christlichen Fürsten zur Nachahmung seines Verfahrens aufforderte, ja sogar seine Residenz in das Ordenshaus, den „Tempel", verlegte, in dem nach fast einem halben Jahrtausend sein Nachkomme Ludwig XVI. als Gefangener des Volkes schmachtete! Was an den einander widersprechenden Aussagen der Gefangenen wahr sein mag, ist wohl nie ganz sicher nachzuweisen; die Anwendung der Folter macht alles mehr oder weniger verdächtig. Der Tempelorden war entartet und überlebt, das ist richtig; aber das Verfahren gegen ihn war eine ebensolche Schmach für die Kultur der Zeit, wie es überhaupt alle Inquisition war. —

Dem entsprach denn auch das entsetzliche Ende.

Der Zorn des Papstes, der wohl nicht sehr ernst gemeint war, hatte sich schon vor Ende 1307 nicht nur gelegt, sondern war völliger Uebereinstimmung mit dem Könige gewichen; ja Clemens erließ nun dieselbe Aufforderung an die christlichen Fürsten wie jener, und wenn er auch zu Anfang 1308 sich, mißtrauisch geworden, zurückziehen wollte, so machte ihn Philipp wieder mürbe, indem er ihm einen Teil der Untersuchung und die Bestrafung der Ordenshäupter überließ. Der König behielt aber thatsächlich alles in der Hand. Seine Kreatur, der Erzbischof Marigny von Sens (unter dem auch Paris stand), ließ durch sein Provinzialkonzil am 12. Mai 1310 vierundfünfzig Templer zum Feuertode verurteilen und ungeachtet des Einspruchs der päpstlichen Kommission noch am selben Tage lebendig verbrennen!

Etwa 20 weitere Flammenopfer folgten an verschiedenen Orten nach. Der Papst war nun ganz rabiat geworden und verlangte weitere Opfer; aber das von ihm nach Vienne berufene Konzil (Oktober 1311) weigerte sich, die Templer ungehört zu verdammen. Darauf erklärte er am 22. März 1312 durch eine Bulle den Orden als aufgehoben und schenkte durch eine weitere das Vermögen der Templer, mit Ausnahme Spaniens, den Johannitern, denen es aber wenig Nutzen brachte; König und Papst hatten sich schon vorher daraus entschädigt.

Viele Templer gingen auf der Flucht elend zu Grunde; viele starben oder verkamen in den Kerkern, mehrere wurden nachträglich verbrannt. Endlich wurden durch eine päpstliche Kommission der Ordensmeister Molay, der öffentlich vor allem Volke des Ordens Unschuld beteuerte, und der Großpräceptor Charney im März 1314 zu ewigem Kerker verurteilt, was den König in solche Wut versetzte, daß er durch seinen Kronrat den Flammentod beschließen ließ; die Unglücklichen endeten am 11. März auf einer Insel der Seine todesmutig. Das Volk betrachtete sie als Märtyrer, den schon nach fünf Wochen erfolgten Tod des Papstes aber und den acht Monate später eintretenden des Königs als Gottesgerichte. —

Bezeichnend ist, daß die Templer nur dort so oder ähnlich behandelt wurden wie in Frankreich, wo des Königs und des Papstes Einfluß mächtig waren, so in Lothringen, Brabant, Provence und Italien, aber nicht entfernt in demselben Maße. In allen anderen Ländern ergab entweder, wie in Großbritannien und Deutschland, die Untersuchung nichts, oder es wurde, wie in Spanien und Cypern, geradezu die Unschuld des Ordens erwiesen. Ja, in Portugal bestand er sogar unter dem Namen „Christus-Orden" fort und erhielt als solcher durch Johann XXII. päpstliche Bestätigung; ja er wurde zu einem päpstlichen Verdienstorden.

2. Die Johanniter.

Als geistlicher Ritterorden ist derjenige der Johanniter nur um weniges jünger als der vom Tempel; er entwickelte sich jedoch aus einem älteren, schon vor den Kreuzzügen bestehenden Mönchsorden. Diesen gründete um die Mitte des 11. Jahrhunderts in Jerusalem ein Kaufmann aus Amalfi nach der Regel Benedikts und errichtete neben dem Kloster ein Hospital zur Pflege armer Pilger. Dieser widmeten sich dann auch ritterliche Kreuzfahrer und verwandelten den Orden 1120 in einen „Ritterorden des Hospitals St. Johannis", der sich neben der Armen- und Krankenpflege und anderen wohlthätigen Verrichtungen, nach dem Vorbilde der Templer auch dem Kampfe für das heilige Land widmete. Im 12. Jahrhundert verpflegte er beständig an 2000 Kranke und wurde der eigentliche Gründer der europäischen

Krankenpflege. Es ging ihm jedoch wie dem Tempelorden vor dessen Untergang, dessen Organisation im wesentlichen auch die seinige war. Er wurde reich, vergaß die Demut, überließ die Besorgung der Pilger den dienenden Brüdern, widmete sich ausschließlich dem Waffenhandwerke und vertauschte demgemäß die bisherige mönchische Tracht mit einer ritterlichen (im Kriege roter Waffenrock, im Frieden schwarzer Mantel, beide Kleider mit weißem achtzackigem Kreuze). Huldigten auch die Johanniter fortan einem weltlichen Wohlleben und Aufwande, so bewahrte sie doch vor den Verirrungen der Templer ihre größere Thätigkeit. Sie widmeten sich eifrig ihren Besitzungen, die durch Schenkungen so sehr angewachsen waren, daß sie alle abendländischen Staaten und das Morgenland, soweit und solange es noch christlich war, durchzogen. Auf diesen Gütern besaßen sie Hörige und Sklaven, die sich teils ihnen hingegeben hatten, teils ihnen geschenkt waren, deren Verkauf aber beschränkt war. Die Ritter ordneten sich in acht Zungen (Sprachen), denen die einzelnen je nach ihrer Heimat zugeteilt waren und stets blieben, wo sie auch weilten, und deren jede einen selbstgewählten Großprior oder Großkanzler an der Spitze hatte. Diese Würdenträger bildeten den Rat des Ordensmeisters.

Solange das Königreich Jerusalem bestand, war es von großartigen Festungen der Johanniter umgeben, bis diese am Ende des 13. Jahrhunderts den Sarazenen zur Beute wurden. Viele Schuld an diesem unglücklichen Ende trugen die beständigen Streitigkeiten zwischen den Templern und Johannitern. Die letzteren waren jedoch die Glücklicheren; sie retteten sich vor dem Schicksale, mit ihren Gegnern zusammengeworfen zu werden, durch die Erwerbung eines eigenen Staates, den sie unter dem Großmeister Fulko von Villaret, Wilhelms Bruder und Nachfolger, durch die Eroberung der Insel Rhodos in den Jahren 1309—1313 auf dieser errichteten, am Ende des 14. Jahrhunderts durch eine Niederlassung auf der Stätte von Halikarnassos in Kleinasien vergrößerten und zu einer hohen Blüte brachten. Die Rhodiser, wie man sie jetzt nannte, wurden durch ihre beträchtliche Flotte, mit der sie Handel, Krieg und — Seeräuberei trieben, ein Schrecken der Türken, deren Angriffe auf die Insel sie oft zurückschlugen, bis sie ihnen unter dem Großmeister Philipp de Villiers am 21. Dezember 1522 nach überaus tapferer Gegenwehr erlagen. Sie erhielten freien Abzug, konnten aber die Verwüstung der Stadt und Insel durch die Türken nicht verhüten. Nachdem sie ihren Sitz in Neapel und Civitavecchia aufgeschlagen, schenkte ihnen Kaiser Karl V. 1530 die Inselgruppe von Malta, nach der sie nun den Namen der Malteser führten, bis am Ende des 18. Jahrhunderts ihr Staat (von Napoleon) aufgelöst wurde.

Als Korporation besteht der Orden noch in Rom und in Preußen und übt Krankenpflege.

3. Die Deutschen Ritter.

Auch der Deutsche Ritterorden entwickelte sich aus einer Genossenschaft mit dem Zwecke der Verpflegung kranker Pilger im heiligen Lande, die anfangs den Johannitern untergeordnet war, aber durch Herzog Friedrich von Schwaben, den Sohn Kaiser Friedrichs I., mit Bewilligung von Kaiser und Papst 1192 zu einem unabhängigen „Orden Deutscher Ritter" erhoben wurde, der gegen die Ansprüche der Johanniter auf Oberaufsicht und den Neid der Templer hart zu kämpfen hatte. Seine Kleidung war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. Er errichtete mehrere Burgen in Syrien; unvermutet aber erhielt er einen neuen, größeren und fruchtbareren Wirkungskreis in Europa*).

In den Ostseeländern Preußen und Livland wurde seit dem Ende des 12. Jahrhunderts gegen die dortigen Heiden lettischen und estnischen Stammes das Kreuz gepredigt, wie gegen die Mohammedaner in Syrien und Palästina. Bereits wirkte seit 1202 der durch Bischof Albert von Riga gestiftete geistliche Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi", meist der Schwertorden genannt, im Kampfe um das Christentum in Livland mit, wie in Preußen der ähnliche Orden von Dobrin, der aber aufgerieben wurde. Da riefen Bischof Christian von Oliva und Herzog Konrad von Masovien den Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza (1210—1239), Freund Kaiser Friedrichs II., um Hülfe an. Mit richtigem Blicke nahm Hermann den Ruf 1229 nach Bewilligung von Kaiser und Papst an, und der „Deutsche Meister" Hermann von Balk begründete die Niederlassung des Ordens in Preußen. Es wurden Burgen und Städte gegründet, die Heiden bekämpft und nach verzweifelter Gegenwehr und wiederholten Empörungen unterworfen, das Land angebaut und bis 1273 vollständig erobert. Der Schwertorden, der zwar ebenfalls Liv- und Estland unterworfen hatte, aber von Russen, Schweden, Dänen und Litauern bedrängt wurde, suchte um seine Vereinigung mit dem Deutschen Orden nach, die auch 1237 erfolgte. Nach dem Verluste des heiligen Landes verlegte der Deutsche Orden seinen Sitz (1309) nach Marienburg, wo der Hochmeister als Fürst über die baltischen Lande mit dem Rate der fünf Ordensgebietiger und einer Hierarchie weiterer Würdenträger regierte.

Der Deutsche Orden betrachtete sein Wirken in Preußen und Livland als eine Art von Fortsetzung desjenigen im heiligen Lande. Die heidnischen Gegner wurden oft „Türken und Sarazenen" genannt; die Namen der morgenländischen Burgen des Ordens wurden (wie Starkenburg = Montfort, Thorn = Toron, Königsberg = Montroyal) auf die preußischen übertragen und andere Orte biblisch getauft. Alles

*) Prutz, Hans, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883. S. 255 ff.

Geistliche überließen die Ritter ihren Klerikern und mieden nur die Ehe; ihr Wesen wurde vollständig weltlich und rein kriegerisch. Dabei verwilderten sie aber, lebten in Saus und Braus, führten mit ihnen zuziehenden sog. Kreuzfahrern aus Deutschland nutzlose blutige Streifzüge (Kriegsreisen genannt) gegen die Heiden, die sie freilich durch ihre Barbarei dazu herausforderten. Immerhin aber wurde für die Kultur viel gewirkt und aus Preußen ein deutsches Land gemacht.

Als aber die Litauer unter Wladislaw Jagiello, seit 1386 König von Polen, Christen geworden waren und die Kreuzfahrer ausblieben, sank die Wehrkraft des Ordens so tief, daß er jenem König 15. Juli 1410 bei Tannenberg unterlag und die Hälfte seines Gebietes an Polen verlor.

Die beiden Ordensabteilungen nahmen ein Ende, als ihre Oberhäupter sich verheirateten und weltliche Fürsten wurden: der Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525 als Herzog von Preußen und der Fürstenmeister des in Livland unter diesem Namen wieder erstandenen Schwertordens, Gotthard Kettler 1558 als Herzog von Kurland. Freilich wurden beide polnische Vasallen; aber die Größe Polens ging bald darauf rückwärts, um mit dem Untergange zu schließen.

In Deutschland bestand der Orden fort und besteht noch heute in Oesterreich und Holland.

III. Die gelehrten Mönchsorden.

Vorbemerkung.

Haben die Kämpfe des christlichen Abendlandes um die Macht das weltliche Rittertum und diejenigen um die Macht und den Glauben zugleich die geistlichen Ritterorden ins Leben gerufen, so wäre es unerklärlich, wenn in jener Zeit des starken Glaubens, in jener Zeit der strengen Erziehung noch junger, naturwüchsiger Völker durch das Christentum nicht auch der Glaube an sich, ohne Verbindung mit weltlichen Zielen und Bestrebungen, seine ausschließlich geistlichen Kämpfer auf den Schauplatz der Kulturgeschichte geführt hätte. Diese Kämpfer waren die Scholastiker, die philosophischen Mönche des sogenannten Mittelalters, die Bahnbrecher der abendländischen Weisheitsliebe. Diejenige des mittelländischen Kulturkreises hatte sich ausgelebt; nachdem das Christentum seine Herrschaft über die arischen Völker befestigt hatte, war der „klassischen Philosophie“ der Boden entzogen; denn mit dem Christentum war sie unvereinbar. Wie in der Gesellschaft, im Staate, in der Religion, in der Kunst und in der empirischen Wissenschaft (wie wir bisher gesehen), so mußte auch in den Reichen

des schöpferischen Gedankens mit der geistigen Arbeit von vorne angefangen werden.

Daß die neue Phase des Denkens über den Grund des Seins und die Natur der Dinge vom christlichen Glauben ausging, war sehr natürlich, ja selbstverständlich. Welchen andern Ausgangspunkt hätte sie finden können? War die Ueberzeugung einmal fest gegründet und allgemein anerkannt, daß die Schriften, auf denen der Glaube beruhte, von Gott geoffenbart waren, so mußten sie gegenüber allen menschlichen Werken als etwas Höheres, für diese durchaus Maßgebendes erscheinen; die Theologie mußte als die über-, die Philosophie als die untergeordnete Wissenschaft, ja geradezu als die ihr dienende, als die Magd (ancilla) der Theologie betrachtet werden*). Dies hinderte aber durchaus nicht, daß die Philosophen jener Zeit, wenn auch durchwegs Mönche, Werke von erstaunlicher Großartigkeit schufen, die einerseits mit den rein theologischen Arbeiten keinen Vergleich zu scheuen hatten und anderseits sich zum Teile in so anerkennungswerter Unabhängigkeit entwickelten, daß die Herrin Theologie über die Kühnheit ihrer „Magd", der Philosophie, stutzte und sie in mehreren Fällen, wenn auch mit steigendem Mißerfolge, zurechtzuweisen sich gedrungen fühlte.

1. Die Anfänge der Scholastik.

Vor den Kreuzzügen ist ein nicht durchaus der Theologie angehörendes spekulatives, d. h. nach Erkenntnis der Wahrheit ringendes Denken nur sehr vereinzelt anzutreffen und nicht vor der Mitte des 9. Jahrhunderts. Der erste Denker, der sich durch die Schöpfung eines philosophischen Systems von der eigentlich ungeordneten theologischen Methode emanzipierte, war der seinen näheren Lebensumständen nach nicht bekannte Johannes Skotus Erigena, ein Brite oder Ire, der am Hofe Karls des Kahlen lehrte. Als ein an den Neuplatonismus (oben S. 318 f.) anknüpfender, aber christlich fühlender Pantheist wird dieser merkwürdige Mann von der Orthodoxie nicht als richtiger Christ anerkannt; denn er erklärte das Böse als kein Prinzip und das Uebel als nicht von Gott ausgehend, sondern hielt fest, daß beide untergehen müssen, weil es keinen Gegensatz der göttlichen Güte, des Lebens und der Seligkeit geben könne**). Es erinnert an die zoroastrische Lehre (oben S. 183 f.), wenn Erigena sagt: „Die göttliche Güte wird das Böse verzehren, das ewige Leben den Tod und die Glückseligkeit das Elend". Damit fielen ein persönlicher

---

*) Stöckl, Albert, Geschichte der Philosophie des Mittelalters, I. Bd. Mainz 1864. S. 9 ff.

**) Stöckl, a. a. O. S. 124 ff. — Windelband, W., Geschichte der Philosophie. Freiburg i. Br. 1898. S. 237 ff.

Teufel und eine örtliche Hölle weg (so lehrte ein Mönch vor tausend Jahren!). Ihm eiferte später (um 1030—40) Berengar von Tours nach, der die Transsubstantiation offen bestritt, worin ihm Lanfranc aus Pavia (Erzbischof von Canterbury, † 1089) entgegentrat.

In der Lehre Erigenas war indessen mittelbar ausgesprochen, daß das Allgemeine (nach ihm Gott) das wahre Sein wäre und in den einzelnen Dingen nur zur Erscheinung gelange. Schon zu seiner Zeit erhoben sich Gegner dieser Lehre, die im Gegensatze zu ihr behaupteten, alles Allgemeine, alle Arten und Gattungen seien bloß Ideen, Worte, und das Einzelne allein habe Wirklichkeit. In diesen beiden Standpunkten lag der Keim des später immer schärfer sich zuspitzenden Gegensatzes zwischen dem Realismus, der den allgemeinen Begriffen Realität zuschrieb, und dem Nominalismus, für den sie bloß Namen (nomina) waren. Diese letztere Richtung begründete indessen förmlich erst Roscellin, ein Bretagner, der an mehreren Orten Frankreichs lehrte. Nach seiner Lehre gab es keine andere Erkenntnis als die Erfahrung, also jedenfalls keine durch den Glauben! Roscellin leugnete die Dreieinigkeit und anerkannte an ihrer Stelle drei Götter; er wurde daher 1092 verdammt. Gegen ihn trat Wilhelm von Champeaux (geb. um 1070, † 1121) als Verfechter des Realismus auf; er lehrte, „daß jeder allgemeine Begriff ganz in jedem Individuum, das von ihm befaßt werde, wesentlich sei“. Er schloß sich damit an Erigena an; andere suchten zwischen beiden Extremen zu vermitteln; aber es kam nichts dabei heraus. Vielmehr machte sich seit dem Ende des 11. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit dem Wirken Papst Gregors VII. und mit dem Beginne der Kreuzzüge, ein anderer Standpunkt geltend. Es zeigte sich, daß die beiden Richtungen, die sich gleich weit von der christlichen Rechtgläubigkeit entfernten, unter der nunmehr sich geltend machenden Erneuerung kirchlicher Gesinnung keine Zukunft hatten. Es war eine Zeit des Aufschwungs der Kirche, und diesem mußte sich auch die geistliche Philosophie anschließen und anbequemen, wenn sie überhaupt bestehen sollte. Das Zeichen dazu gab Anselm aus Aosta (geb. 1033, Abt von Bec in der Normandie, Lanfrancs Schüler und Nachfolger als Erzbischof von Canterbury, † 1109); „was Gregor im Gebiete des Lebens, war Anselm in dem der Wissenschaft“. Seine Lehre war daher einfach: „Das Wissen muß vom Glauben getragen werden“; nur in den Schranken der Offenbarung darf die Vernunft sich geltend machen. Er gab jedoch zu, daß der Mensch auch durch seine bloße Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen könne. Daß diese Wahrheit nur die kirchliche sein könne, war ihm selbstverständlich.

Dieser Standpunkt hinderte indessen nicht, daß dialektische Köpfe jener Zeit ihn nicht allzu streng nahmen, und wenn sie auch nicht Häretiker wurden, wie die Denker vor Anselm, doch durch ihren Ra-

tionalismus der Kirche Aergernis gaben. Ja gerade einer, der sie scharf tadelte, wandelte in ihren Wegen: es war der Bretagner Peter Abälard (geb. 1079, † 1142), mehr als durch seine Lehre, durch seine unglückliche Liebe zu Heloise bekannt. Er war ein Schüler Roscellins und Gegner Wilhelms von Champeaux, den er in Paris verdunkelte; später mußte er ein unstetes Leben führen; auch seine Lehre war so: er schwankte zwischen Vernünftigkeit und Gläubigkeit hin und her, unterwarf sich aber zuletzt der Kirche. Es fehlte ihm überhaupt an festem Charakter und besonders an Bescheidenheit. Einen ausgeprägten Charakter finden wir dagegen in seinem Freund und Schüler Arnold von Brescia, der die philosophische Spekulation mit praktischer Thätigkeit vertauschte, die er im Wirken gegen den Aufwand der Geistlichen und gegen geistliche Herrschaft äußerte; sein Eintreten für die Freiheit Roms vom Papsttum und seine „Ketzerei" brachten ihn 1155 auf den Scheiterhaufen. Diesen „Häresien" gegenüber arbeitete Peter aus Novara, genannt Lombardus (1159 Bischof von Paris, † 1164) die römische Rechtgläubigkeit zu einem völligen theologischen System aus, in dem die Gegensätze des Realismus und Nominalismus verschwanden. Trotzdem wurde ihm Ketzerei vorgeworfen; denn jede Rücksichtnahme auf die Vernunft erschien den Fanatikern als solche. Von anderm Standpunkte trat Johann von Salisbury (geb. um 1110, † als Bischof von Chartres 1182) gegen die damaligen Gelehrten auf, denen er die Philosophen des Altertums als Muster vorhielt, kämpfte aber auch gegen den sich nicht der Kirche unterwerfenden Staat.

2. Die Blütezeit der Scholastik.

Am Ende des 12. Jahrhunderts ist ein Wendepunkt in der Entwickelung der jungen abendländischen Philosophie wahrzunehmen. Es bezeichnen ihn einerseits das Aufblühen der Universitäten, die allerdings zum Teil schon früher bestanden (Salerno seit Mitte des 11., Bologna seit Mitte des 12. Jahrhunderts), aber erst ihre Früchte geltend machten, als sich ihnen seit Anfang des 13. Jahrhunderts ihre berühmteste Schwester — Paris beigesellte, und anderseits die zunehmende Kenntnis der Philosophie des Aristoteles (oben S. 263 f.), von der bis dahin im Abendlande nur die Dialektik bekannt war, die nun aber hier die herrschende wurde. Man verdankte ihre vollständigere Kenntnis den Arabern und Juden Spaniens*). Es konnte jedoch nicht fehlen, daß die Erläuterungen der nichtchristlichen Denker zu Aristoteles die christlichen beeinflußten und in deren Systeme Ansichten brachten, die der Kirche nicht gefielen und von ihr daher verurteilt

*) Stöckl a. a. O. II. Bd. S. 3 ff.

wurden. Es machte sich demzufolge mehrfach der Standpunkt geltend, Christentum und Philosophie seien zu trennen und es könne manches für diese wahr, für den Glauben aber falsch sein! Die kirchlicher gesinnten Denker aber schieden alles, was ihrem Standpunkte gefährlich erschien, sorgfältig von ihren Systemen aus und bekämpften es mit flammendem Eifer*). Es war die Zeit, in welcher die Kreuzzüge zu erlahmen begannen und ihre Schöpfungen (oben S. 410 ff.) einem ruhmlosen Ende entgegen wankten. Die orthodoxen Scholastiker hofften nun, wenigstens das Eindringen des widerkirchlichen Geistes in das Abendland verhindern zu können, was bei dem bereits lebhaften Verkehr zwischen Morgen- und Abendland eine schwierige, ja unmögliche Aufgabe war; denn überall war der arabische Geist bereits eingedrungen und machte der kirchlichen Gläubigkeit das Feld streitig. Als das sicherste Mittel zu diesem Kampfe gegen den unkirchlichen Standpunkt erschien die Eroberung des Aristoteles für das Christentum, die Schöpfung einer zugleich aristotelischen und christlichen Philosophie oder einer christlichen Philosophie mit aristotelischer Methode. Auf dieser Grundlage ruhten die scholastischen Systeme des 13. Jahrhunderts. Zu diesem Werke bedurfte man aber der Kämpfer, und diese traten auf in den sog. Bettelorden der Dominikaner (gestiftet von dem Spanier Domingo Guzman 1215, † 1221) und der Franziskaner (gestiftet von dem Italiener Franz von Assisi 1210, † 1226), zwei Orden, die auf geistigem Gebiete den geistlichen Ritterorden auf politisch-militärischem entsprechen. Auf ihnen ruhte von nun an die Scholastik, und die ihnen 1256 geöffnete Universität Paris war der Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit.

Diese Thätigkeit begannen der englische Franziskaner Alexander von Hales († 1245), Verfasser der reichhaltigsten und klarsten der bisherigen „Summen“ (wie man die Systeme nannte), und der französische Dominikaner Vincenz von Beauvais († um 1265). Bedeutender ist die Reihe der Gelehrten, die mit dem einzigen deutschen Scholastiker von Ruf, mit dem Dominikaner Albert von Bollstädt, genannt Albertus Magnus (1193—1280) begann**), der den Aristoteles in kirchlichem Sinne zu „korrigieren“ strebte; nach ihm ist die Offenbarung nicht un-, sondern übervernünftig. Sein Schüler, wohl der berühmteste Verfechter der römischen Lehren und daher als solcher noch heute von Rom an die Spitze der Kirchenlehrer gestellt, war Thomas von Aquino (um 1226—1274). Nach ihm wird „die philosophische Erkenntnis erst durch die in der Offenbarung thätige Gnade vollständig verwirklicht“.

Den „Thomisten“ (Dominikanern) traten die „Skotisten“ (Fran-

---

*) Stöckl a. a. O. S. 305 ff.
**) Windelband a. a. O. S. 253 ff.

ziskaner) gegenüber, zwar kirchengläubig wie sie, aber freieren Geistes. Von Roger Bacon (1214—1292) ausgehend, der sich eifrig den Naturwissenschaften zuwandte, wagte ihr Führer, der Ire oder Engländer Johannes Duns Skotus (geb. um 1270, † 1308 in Köln), Theologie und Philosophie zu trennen, jene nur als praktisches, diese als theoretisches Fach zu bezeichnen, obschon es zugleich sein Bestreben war, „dem Glauben sein Recht sicher zu stellen".

Thomisten und Skotisten waren beide Realisten; der Nominalismus war während ihres Streites zurückgetreten. Er erwachte aber in beiden Schulen neuerdings, in entschiedener Weise jedoch erst durch den Skotisten Wilhelm von Occam (geb. in England, im 14. Jahrhundert in Paris lehrend, † 1343 oder 1347). In ihm entfernte sich die Scholastik durchaus von der kirchlichen Seite; er sprach dem Papsttum jede Gewalt über die weltlichen Fürsten ab und unterstützte durch seine Feder sowohl Philipp den Schönen von Frankreich, als den deutschen Kaiser Ludwig den Baier im Streite gegen den Papst. Mit ihm gingen die Franziskaner von der Richtung der „Spiritualen", welche die Armut Christi dem diese vorwerfenden Papste in Avignon (Johann XXII.) gegenüber behaupteten.

Mit Occam endete thatsächlich die theologische Scholastik; in seinem Schüler Johannes Buridan, einem Flamänder (1327 Rektor der Hochschule Paris, 1356 in Wien), ist keine Spur von ihr mehr zu finden; er erklärte den Aristoteles ohne alle Rücksicht auf den Kirchenglauben, aber in sehr scharfsinniger Weise, besonders in der Ethik, in der er die Freiheit des Willens verfocht, diesem aber den Verstand überordnete, dessen Thätigkeit in der vollkommenen Erkenntnis Gottes besteht*).

Damit hatte die Scholastik, deren weitere Jünger ohne Bedeutung sind, überhaupt ihre Laufbahn abgeschlossen. Ihre dichterische Verwertung durch Dante gehört an eine andere Stelle dieses Buches. —

3. Die Mystiker.

Mit der Scholastik war die mittelalterliche Philosophie nicht abgeschlossen. Neben ihr ging, nicht streitbar wie sie, sondern mild, duldend und in sich selbst versenkt, die Mystik einher. Beide Richtungen suchten die Wahrheit, nur die Scholastik auf spekulativem und die Mystik auf kontemplativem Wege**). Begründet wurde die letztere durch Bernhard von Clairvaux († 1153). Seine Lehre von der

---

*) Stöckl a. a. O. S. 1021 ff.

**) Ebenda Bd. I, S. 293 ff. Bd. II, S. 880 ff., 1078 ff. — Windelband a. a. O. S. 225. 249 ff. 257.

Freiheit des Willens und von der Liebe zu Gott meidet alle Gegensätze. Im Leben führte er den zweiten Kreuzzug herbei und schützte die verfolgten Juden, vergaß aber alle Milde in der Bekämpfung und Verfolgung verhaßter Gegner, zu denen besonders die unglücklichen Abälard und Arnold von Brescia gehörten. Ausgebildet haben Bernhards Lehre Hugo und Richard von St. Victor durch den Preis des Lebens in der göttlichen Gnade. Die höchste Blüte erstieg die Mystik in dem Skotisten Johannes Fidanza, genannt Bonaventura (geb. 1221, † 1274); die Schönheit seiner Sprache ist in jener Zeit unerreicht. Im 14. und 15. Jahrhundert setzte sich die mystische Richtung fort durch Johann Gerson (1363—1429), den Hauptredner des Konzils zu Konstanz, dessen Vorrang vor dem Papsttum er verfocht, und Gegner der Scholastik. In der Mystik sah er die auf Erfahrung beruhende Erkenntnis Gottes, das Höchste in der Welt.

Neben der orthodoxen entwickelte sich aber auch eine häretische Mystik, deren ausgesprochen christlich-pantheistischem Charakter gerade die tiefst religiösen und sittlich hochstehenden Männer huldigten. Ihr Vaterland war Deutschland, ihr Beruf die Volkspredigt in der Muttersprache*). Ihr erster war der Thüringer Meister Eckhart († 1329), der, obschon Dominikaner, der Inquisition unterlag. Er bestritt die Eigenschaften Gottes, der über alle Unterschiede erhaben sei, alle Wesen in sich fasse und ewig schaffe, wobei er sich aber stets wieder mit dem christlichen Glauben in Uebereinstimmung zu setzen suchte. Ganz seinen Ansichten, nur weniger scharf, huldigte Johann Tauler aus Straßburg († 1361), in Verbindung mit den Gottesfreunden, diesen altevangelischen Aposteln; seine und seiner Freunde Bücher wurden verbrannt. Heinrich Suso aus Konstanz († 1365) war ein dritter dieser deutschen Mystiker, aber mit einem starken Zuge zu selbstquälerischer Askese, ein vierter der Niederländer Johann Ruysbroek († 1381), mit mehr orthodoxer Färbung, abgeschreckt durch mystische Sekten, die sich bis zu Auflösung aller Moral verirrten. Die von einem vergessenen Verfasser herrührende „Deutsche Theologie“ aus dem 14. und 15. Jahrhundert, welche erst Luther drucken ließ, brachte den mystischen Pantheismus in ein System, das sich in den Irrtum verlor, alles Individuelle als von Natur böse zu bezeichnen, aber die Grundlage des Standpunktes aller frommen Heterodoxen bis zur Reformation und über diese hinaus, der offiziellen Kirche dagegen verhaßt blieb.

---

*) Stöckl a. a. O. Bd. II, S. 1095 ff. — Windelband a. a. O. S. 258.

Fünfter Abschnitt.

Die Ausbildung der Stände.

I. Aufschwung der Fürstenmacht.

1. Kaiser und Reich. Kurfürsten und Landstände.

Das Deutsche Reich hatte im Laufe der Zeit, namentlich aber während des Zeitraums der Kreuzzüge, eine völlig neue Gestalt angenommen. Seit dem Tode Friedrichs II. war der Kaiser oder König durchaus machtlos, und seit 1257 stritten sich fremde Fürsten um die Kaiserkrone, die aber keiner erlangen konnte. Es trat eine unsichere, von Fehden erfüllte Zeit ein, das sog. Interregnum (Zwischenreich). In dieser aber bildete sich eine neue Macht aus, die der Wahl- oder Kurfürsten, die das Recht in Anspruch nahmen, den König, und damit auch, wenn er sich in Rom krönen ließ, den Kaiser zu wählen. Es ist nicht sicher bekannt, auf welcher Grundlage dieses Recht beruhte; das Rechtsbuch des Sachsenspiegels ist die erste und eine päpstliche Bulle von 1263 die zweite Quelle, welche die Würde der Kurfürsten den drei ältesten Erzbischöfen (Köln, Mainz und Trier) und den Inhabern der vier Erzämter (Pfalz, Brandenburg, Sachsen und Böhmen) zuspricht. Der erste Gebrauch, den diese sieben Wähler von ihrem Rechte machten, war im Jahre 1273 die Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg zum König, womit freilich die traurige „kaiserlose Zeit“ ein glückliches Ende nahm, die entscheidende Macht im Reiche aber fortan den Kurfürsten zufiel. Der Kaiser oder König war mehr nur eine Respektsperson, die in Wahrheit nichts zu gebieten hatte. Sein wichtigstes Recht bestand in der Erteilung der Lehen durch die er allerdings sein Haus oder ein anderes, von ihm begünstigtes zu ansehnlicher Macht erheben konnte. Es waren dies die Fahnenlehen, deren Inhaber durch die Verleihung die Fürstenwürde erhielten. Die Feier dabei war eine glänzende und fand auf offenem Platze statt.*) Die Machtlosigkeit des Königs verhinderte aber nicht, daß am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert blutige Bürgerkriege um die Krone geführt wurden und daß unter Ludwig dem Baier der Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum von neuem ausbrach. Wer aber immer die Krone erlangte, sorgte nur für sein Haus und für dessen Länderbesitz und nicht für das Reich, und so auch die einzelnen Fürsten; ein Herz

*) Des Verf. Kulturgesch. d. deutschen Volkes. 2. Aufl. I. Bd., S. 306 ff. (Nach Freytag, Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Leipzig 1889.)

für das Reich hatten einzig und allein die Reichsstädte, deren Blüte in diese Zeit fällt, wie wir noch sehen werden. Den Versuch zu einer Reichsverfassung machte der übrigens nur für sein Königreich Böhmen eingenommene Kaiser Karl IV. (von Luxemburg) durch die „Goldene Bulle“ von 1356, die aber nur die sieben Kurfürsten zu völlig unabhängigen Landesherren und zur höchsten Behörde im Reiche und den König von Böhmen zum mächtigsten unter ihnen machte, von dem in keinem Falle an den Kaiser appelliert werden konnte. Die Rechte der Reichsstädte wurden beschränkt und das Fehderecht förmlich anerkannt und geregelt. Dieser Versuch Karls IV. rächte sich durch die Notwendigkeit der schimpflichen Absetzung seines Sohnes Wenzel (1400), und die Wirren im Reiche endeten erst, als seit 1438 die Krone, dem Wahlrechte der Kurfürsten zum Trotze, im Hause Habsburg-Oesterreich erblich wurde, d. h. der Herrscher der Erblande dieses Hauses spielte die Rolle eines deutschen (oder römischen) Kaisers, war aber außerhalb seines eigenen Gebietes ohne allen Einfluß, ja sogar ohne finanzielle Mittel. Damit war das Reich zu einem bloßen Anhange der österreichischen Lande geworden, zu einer Nebenwürde des Königs von Ungarn und Böhmen, und blieb dies bis zu seinem Untergange (1806).

Soviel Macht auch die Fürsten, namentlich die Kurfürsten, im Reiche besaßen, so waren sie doch in ihren Landen nicht unumschränkte Herren. Gerade damals, als sie den König verdunkelt hatten, erhoben sich die eine Zeitlang von ihnen zurückgedrängten Landstände, d. h. die Vertreter der bevorrechteten Stände (Ritterschaft, Geistlichkeit und Städte) von neuem und machten ihre Rechte geltend, namentlich das auf Steuerbewilligung. Es gab noch keine regelmäßigen Steuern, sondern nur solche in Fällen der Not, und sie wurden auf den Getreideertrag und den Viehbestand gelegt. Jeder Stand war jedoch nur auf seinen Vorteil bedacht; in Baiern erzwang die Geistlichkeit 1323 durch Drohung mit dem Banne Steuerfreiheit. Die Bauern waren in den Landständen nirgends vertreten, nur im Reichstage der Form nach durch vier Städte. Ihr Stand entwickelte sich aus einer Trennung der bisherigen Freien, in Semper-(Sendbar-)Freie, wozu Fürsten, Grafen und Freiherren gehörten, Mittelfreie und einfache Freie, indem fortan die zwei oberen Klassen als Adel zusammengefaßt wurden, die unterste aber mit den Hörigen zusammen die Bezeichnung „Bauern“ erhielt. Einen weiteren Stand bildeten die Bürger der Städte. Alle diese Stände aber waren die ganze Zeit hindurch, die wir „Mittelalter“ nennen, von dem heftigsten Hasse gegeneinander beseelt. —

Das Emporsteigen der ehemaligen Reichsvasallen zu selbständigen Landesherren hatte das Deutsche Reich, das sich gerne noch „römisches“ nannte, dies aber nicht mehr als dem Namen nach war, an die Grenzen äußerster Ohnmacht gebracht. Dies trat besonders unter Friedrich III., dem Vater Maximilians I., zutage; von den Ungarn

aus seinen Erblanden vertrieben, irrte er im ochsenbespannten Wagen als Flüchtling durch das Reich. Diesem unfähigen Herrn gegenüber planten Fürsten und Städte eine Lösung der Verbindung von Kaiser und Papst und die Einsetzung eines Reichsgerichts und wählten gegen Friedrichs Willen seinen Sohn Maximilian als König (d. h. Nachfolger des Kaisers). Der „letzte Ritter" war von den höchsten Idealen erfüllt; aber ebensowenig wie eine Neubelebung des Rittertums, die er versuchte, konnte ihm die Heilung der Krebsübel, an denen das Reich krankte, gelingen. In der Nachwelt lebt mehr die Erinnerung an seine Jagdlust, Festfreude und Volksfreundlichkeit, als an seine Regententüchtigkeit. Wohl befreite er sein Erbland von den Magyaren, wohl setzte er der Kleinstaaterei im „schwäbischen Bunde" ein Gegengewicht, wohl errichtete er das Reichskammergericht; aber sein Landfriede war nicht „ewig", wie er hieß, seine italienische Politik verwickelte das Reich in verderbliche Kriege, und unter ihm rissen sich die Schweizer durch den für sie siegreichen „Schwabenkrieg" (1499) thatsächlich für immer vom Reiche los. Immerhin hob er das Ansehen der Kaiserkrone wieder höher, als es seit 200 Jahren gewesen; aber er konnte nicht gegen die damals wachsende Macht des starken französischen Königtums und der stolzen Aristokratie von Venedig aufkommen, denen an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die erste Rolle in Europa zufiel. —

2. Umgestaltung des Kriegswesens.

Eine Kriegsmacht hatten zwar auch die unabhängigen Städte und konnten sogar selbständige Bauerschaften stellen; immerhin war sie vorzugsweise eine Sache der Fürsten. Keine Thatsache hat aber in der langen Kriegsgeschichte der Menschheit eine solche Umwälzung hervorgerufen wie die Erfindung des Schießpulvers und damit der Feuerwaffen. In ihren Anfängen ist sie nicht bekannt; die erste Nachricht von ihrer Anwendung weist auf Aachen im Jahre 1346 und nennt eine Büchse, die „Donner" schoß. Zuerst gab es nur schweres Geschütz, meist von Eisen oder Kupfer; die Kugeln waren von Eisen oder Stein. Erst weit später schritt man zu den Handfeuerwaffen, denen die Armbrust noch lange das Feld streitig machte. Sie nahmen erst überhand, als in der Mitte des 15. Jahrhunderts das Luntenschloß in Anwendung trat.

Dessenungeachtet nahm das schwere Geschütz immer kolossaleren Umfang an. Namentlich rühmten sich die Städte in ihren Kriegen mit den Fürsten riesiger Kanonen, Feldschlangen und Mörser, die eigene Namen führten, z. B. die scharfe Metze von Straßburg, zu deren Fortschaffung 163 Pferde nötig waren. Am Ende des 15. Jahrhunderts aber nahmen in der „Arkelei", wie die Artillerie damals hieß, die

Fürsten den Vorrang ein. Es war namentlich Kaiser Maximilian I., der viel auf sie hielt und sie sich viel kosten ließ, ja selbst an der Herstellung seiner beiden Kartaunen „Weckauf“ und „Purlepaus“ arbeitete.

Es waren aber nicht nur die Feuerwaffen, die seit dem 14. Jahrhundert die kriegerische Ordnung, deren Kern die Ritter bildeten, untergruben, sondern ebenso sehr die Erfolge, die die schweizerischen Eidgenossen 1315 am Morgarten und 1386 bei Sempach über die ritterlichen Heere Oesterreichs davontrugen. Sie zeigten, was ein Volk, das für einen einheitlichen Zweck, für seine Freiheit kämpft, vermag. Seitdem wurde das Fußvolk das bestimmende Element im Kriege, die Reiterei trat zurück, wie auch das sie stellende Rittertum seine Bedeutung verlor und entartete, indem die Raubritter (s. oben S. 426) den ehrlichen Rittern gegenüber zunahmen. So schwanden denn auch, je mehr die Ritter durch Kriege und Kreuzzüge verarmten, die Lehensleute zusammen und räumten den Platz mehr und mehr den Söldnern, die bereits neben ihnen gefochten hatten und nun bald allein die Heere ausmachten. Der deutsche Reichstag schrieb, aus Mangel an Vasallenmannschaft, 1422 einen „gemeinsamen Pfennig“ aus, um ein Söldnerheer gegen die Husiten aufzubringen, das aber nicht zustandekam, und schon 1431 floh das letzte Feudalheer von 100 000 Mann bei Taus schimpflich vor jenen böhmischen Fanatikern. Von diesen entlehnte man indessen eine Einrichtung, die schon die alten Kelten und Germanen gekannt hatten, die Wagenburg, die das Lager zu einer Festung machte *).

Das Ueberhandnehmen des Söldnerwesens führte zu weiteren Folgen, zum Berufskriegertum und zu den stehenden Heeren, deren erstes im Abendlande Frankreich in der Mitte des 15. Jahrhunderts besaß. In Deutschland folgte darin Maximilian I., der „letzte Ritter“, nach, der die ersten Lanz- oder Landsknechte, bezeichnenderweise gerade im Jahre, da das letzte Turnier stattfand (1487), organisierte, eine Truppe von Landeskindern, die die unzuverlässigen Söldner ersetzten, deren letzte Schar, die „schwarze Garde“, im Jahre 1500 in dänischem Solde von den tapferen Ditmarschern aufgerieben wurde.

Da gleich den Landsknechten die Schweizer ein vaterländisches, wenn schon kein stehendes Heer bildeten, so ist es nicht zum Verwundern, daß die beiden Truppen von Eifersucht aufeinander erfüllt waren, namentlich wenn sie in feindlichen Heeren dienten, wie die Schweizer leider oft im französischen Solde.

Die „frummen“ (d. h. tapferen) Landsknechte waren wohl das originellste Corps in der Kriegsgeschichte **). Sie wurden angeworben,

---

*) Liebe, Georg, Der Soldat in d. deutsch. Vergangenheit. Leipz. 1899. S. 9 ff.

**) Blau, Friedr., Die deutschen Landsknechte. Görlitz 1882. (Mit ausgezeichneten Abbildungen.)

aber sorgfältig aus der großen Menge, die bei ihnen Aufnahme suchte, ausgewählt und erhielten monatlichen Sold. Ihre Zucht war besser als die der Söldner; heute aber würde sie als locker gelten; sie meuterten auch nicht selten, wenn ihnen etwas mißfiel. Ungehorsam, Verrat und Verbrechen wurden aber streng bestraft, oft genug mit dem Tode, und zwar in gewissen Fällen durch das „Recht der langen Spieße“, zwischen deren Reihen der Verurteilte durchlaufen mußte und von seinen Kameraden die Gnadenstöße erhielt. Das Leben der Landsknechte war ebenso zügellos wie ihre Tollkühnheit großartig; an liederlichem Weibervolk fehlte es in ihren Scharen nie. Jedes „Fähnlein“ hatte seine eigenen Beamten und Spielleute; die Offiziere, die der Landesherr auswählte, hatten die heute noch üblichen Grade. Bewaffnung und Bekleidung waren ungleich, und letztere mit ihren Pluderhosen von verschiedener Farbe und Form abenteuerlich genug. Die „gevierte Ordnung“, nach den Waffen aufgestellt, war ihre beliebteste Kampfstellung. Zur Verteidigung bildeten sie den „Igel“ mit vorgestreckten Spießen. Die verwegensten Leute wurden als „verlorener Haufe“ vorangeschickt.

Die Landsknechte dienten am liebsten gegen Franzosen oder Türken, kamen aber in inneren Kriegen auch in den Fall, auf verschiedenen Seiten zu kämpfen. Sie hatten ihre Blütezeit damals, als die ihrer Gegner, der Schweizer (1515 bei Marignano) zu Ende ging. Aber auch sie entgingen der Entartung nicht, und noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts hat auch ihre Stunde geschlagen. Im volkstümlichen Soldatenliede sind sie unsterblich geworden.

3. Wandlungen im Rechtsleben.

Seit dem 13. Jahrhundert wurden die Gerichte, deren Vorsitzende früher im Lande herumzogen, immer mehr an bestimmte Orte gebunden. Die hohe Gerichtsbarkeit (über schwere Verbrecher) wurde von Beamten des Herzogs, die niedere (über Vergehen und Privatrechte) von einzelnen Herren, geistlichen oder weltlichen, ausgeübt. Seit König Rudolf I. ging die Gesetzgebung über den Landfrieden in der Hauptsache vom Reiche an die Landesherren über, und die Gerichtsbarkeit des Königs schwand immer mehr zusammen. Die Reichsgesetze wurden mangelhaft veröffentlicht und blieben oft ganz unbekannt*). Die höheren Stände (Adel, Geistlichkeit, Städte) hatten sich an höhere Instanzen zu wenden als die Leute vom Volke.

Die Rechtsprechung zog sich von den alten Dingstätten an die Wohnsitze der Fürsten. Es wurde mehr nach ehrwürdigen alten Gewohnheiten geurteilt, die noch vielfach einen naiven oder rührenden

*) Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte. S. 617 ff.

Charakter hatten und mit Vorliebe die Schwachen (Arme, Frauen, Kinder) schützten, als nach geschriebenen Gesetzen. Dies änderte sich aber vielfach; man wurde mit der Zeit strenger. Noch mehr als im Privatrechte trat dies im Strafrechte hervor, das zusehends härter, grausamer und unmenschlicher wurde, wie wir an einer anderen Stelle näher sehen werden. Ehe diese Wendung ihren schlimmeren Charakter erhielt, galt z. B. Holzfrevel nicht als Diebstahl; das nächtliche Verbrechen (Nachtschach) wurde schärfer bestraft als das am Tage begangene, und nicht selten lud der nach seiner Ansicht unschuldig Verurteilte seinen Ankläger „in das Thal Josaphat", d. h. vor das jüngste Gericht — so ernst nahm die Zeit solche Dinge. Daneben aber spielte auch oft der Humor eine Rolle. Man scherzte über den „grünen Galgen", und der Spaß fehlte auch bei der Strafe unehrlicher Bäcker und Fleischer nicht, die in einem Korbe über eine Pfütze gehängt wurden und sich daraus durch einen Sprung befreien durften (die Schnelle oder Wippe). Nicht nur die Menschen, auch Tiere wurden wegen Beschädigungen zum Tode verurteilt, ja sogar als Zeugen vorgeladen! Die Eigenschaften eines Richters wurden sehr streng genommen; von diesem Amte waren nicht nur Uebelbeleumdete und Bestrafte, sondern auch Bauern, Juden, „Ketzer", Krüppel, Minderjährige und hochbetagte Greise ausgeschlossen.

Das erste systematische deutsche Rechtsbuch, den Sachsenspiegel, verfaßte der anhaltische Gerichtsschöffe Eike von Repgowe zwischen 1215 und 1235 in lateinischer Sprache und übersetzte es selbst ins Niederdeutsche*). Eine oberdeutsche Bearbeitung davon ist der 1275 vollendete Schwabenspiegel. Beide galten Jahrhunderte lang; es folgten ihnen zahlreiche Land- und Stadtrechte. Sie waren jedoch alle den durch die Universitäten überhand nehmenden gelehrten Juristen zu volkstümlich, und diese Herren wußten den Regierenden die Auffassung beliebt zu machen, dem „römischen Reiche" gezieme nur das römische Recht, dessen Einführung sie auch erzielten. Seitdem wurden die Männer aus dem Volke, die nach Gewohnheitsrecht und alten Satzungen das „Urteil" fanden, durch von den Regierenden abhängige halb gelehrte Juristen als Schreiber und Anwälte wirre gemacht und allmählich völlig durch gelehrte Richter ersetzt, die das Volk so wenig verstanden, als es ihnen Geschmack abgewaun. Dieser Uebelstand hat bis in das 19. Jahrhundert angedauert. — Es haben sich aber neben den neuen Gerichten der Landesherren noch lange Zeit alte Volksgerichte erhalten. Unter diesen ist die Feme auf der von fürstlicher Willkür frei gebliebenen „roten Erde" Westfalens das bekannteste**).

*) Sachsenspiegel oder sächsisches Landrecht, mit Uebersetzung von K. R. Sachße. Heidelberg 1848.

**) Lindner, Theod., Die Veme. Münster u. Paderborn 1888. (Fême oder vême = das gemeinsame Ding.)

In Westfalen blieb nämlich der Königsbann in alter Gestalt bestehen, und als die Gaugrafen, unter denen die Halb- und Unfreien standen, Landesherren wurden, bildeten die Freigrafen, die Richter der Freien, mit den Freischöffen das Freigericht, das im Namen des Königs eine unbeschränkte Gerichtsbarkeit in Anspruch nahm. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hielten sie ihre Verhandlungen, obschon sie unter freiem Himmel und am hellen Tage stattfanden, geheim und nahmen jeden Freien, der es wünschte, unter geheimen Gebräuchen gegen einen Eid und eine Geldsumme zum „Wissenden“ auf. Es drängten sich Männer aller Stände, vom Fürsten bis zum freien Bauer dazu herbei, und ihre Zahl grenzte an hunderttausend. Geurteilt wurde nur in Westfalen, wo über hundert „Freistühle“, jeder unter einem Freigrafen, bestanden; die Urteile zu vollziehen erlaubten sie sich aber im gesamten Reiche. Vor die Feme gezogen wurden alle möglichen Verbrechen, auch die für solches gehaltene Ketzerei und Hexerei. Ja, es war nicht einmal ein Urteil erforderlich, wenn „handhafte That“ (Ertappung), „gichtiger Mund“ (Geständnis) und „blinkender Schein“ (Augenschein) vorhanden waren. Wurde der vorgeladene Angeklagte überwiesen, so verfiel er der Strafe des Stranges; die Feme kannte keine andere. Erschien er nicht, was meist der Fall war, so wurde er, wenn schuldig befunden, „echtlos, rechtlos, friedlos, sicherlos und lieblos“ erklärt und sein Name in das „Blutbuch“ eingetragen. Fanden ihn drei Wissende, so konnten sie ihn ohne weiteres aufknüpfen; meistens aber erreichte man ihn nicht.

Die Feme hatte ihre Blütezeit im 14. und 15. Jahrhundert. Sie fand aber nach und nach immer mehr Widerstand; sie wurde von Kaiser und Papst beschränkt; Fürsten und Städte verboten Klagen vor sie zu bringen, und sie entartete selbst durch Mißbräuche. Das Reichskammergericht machte sie gegenstandslos, wenn auch Freigrafen noch bis in das 19. Jahrhundert existiert haben.

4. Das außerdeutsche Königtum.

Die Macht des französischen Königtums, die seit den Kreuzzügen mehrere seiner Träger, besonders aber Philipp IV., der die Templer vernichtet (s. oben S. 432 ff.), begründet hatten, befestigte dessen zweiter Sohn, Philipp V.; dazu diente besonders die 1317 von den Ständen gegenüber englischen Ansprüchen verfügte Ausschließung der Frauen von der Thronfolge, die man mit Unrecht das „salische Gesetz“ genannt hat (denn dieses bezog sich nur auf Privatlehen). Das Aussterben der echten Kapetinger mit Karl IV. stellte allerdings alles wieder in Frage; denn wenn auch mit Philipp VI. das Haus Valois ohne Widerspruch folgte, krankte doch das Reich an schweren Uebeln; im Südwesten war die englische Herrschaft (entstanden durch die zweite

Ehe der von Ludwig VII. während seines Kreuzzuges geschiedenen Eleonore von Poitou mit Heinrich Plantagenet, dem Erben der englischen Krone) ein Pfahl in Frankreichs Fleisch; der das neue Herrscherhaus tragende Adel war kriegsuntüchtig und das sonst königstreue Bürgertum grollte ob seiner Zurücksetzung*).

Dagegen begann in England, nach schweren Wirren, unter Eduard III. (1327—77) eine glückliche und ruhmvolle Regierung. Schon in ihren Anfängen (1331) entstand das heute noch bestehende System der zwei Häuser des Parlaments, der Lords (hoher Adel und Klerus) und der nach und nach beigezogenen „Gemeinen" (niederer Adel und Städte). Es waren zunächst nicht die englischen Erbansprüche, die 1339 den langen und furchtbaren Krieg mit und in Frankreich herbeiführten, sondern die einander widerstreitenden Interessen in Flandern, wo England die blühende Bürgerschaft unter dem Volksmann Artevelde gegen den von Frankreich gehaltenen Adel unterstützte. Bei Crecy (1346) schlug das englisch-flandrische Volksheer die französischen Ritterscharen (ähnlich wie in der Schweiz, s. oben S. 447) entscheidend. Der Siegesrausch verführte aber England zu dem verderblichen Plane, durch seine Erbansprüche auf Aquitanien Frankreich zu zerreißen und womöglich zu vernichten. Das in Adels- und Städtepartei zerrissene Frankreich unterlag abermals; sein Heer war vernichtet, sein König Johann gefangen. Das Volk erhob sich unter dem Vorsteher der Pariser Kaufleute, Etienne Marcel (1358), und dem Beispiel der Hauptstadt folgten die Bauern, die „Jacquerie", und wüteten mit Mord und Brand gegen den Adel, der sie aber mit gleichen Mitteln niederwarf. Das Land war rings verwüstet. Auch Marcel kam in einem Tumult um. Frankreich mußte sich dem schmachvollen Frieden von Bretigny (1360) fügen, durch den es ein Drittel seines Gebietes, nicht als Lehen, sondern als wirklichen Besitz, an England verlor. Frankreich lag gebrochen darnieder.

Der unnatürliche Zustand war nicht von langer Dauer. Karl V., der neue König, wußte das Land durch Sparsamkeit und Rechtlichkeit wieder zu heben. Der Held Bertrand du Guesclin sammelte statt des Ritterheeres Söldner aus allen Ständen, die zwar wie Räuber hausten, aber, in langen Kämpfen (in Spanien) geschult, das sich gegen die drückende englische Herrschaft erhebende Südfrankreich (zehn bis zwanzig Jahre nach dessen Verlust) eroberten. Jetzt ging es mit England rückwärts, während Frankreich wieder emporstieg. Die Stände gingen mit dem König in Hebung des Wohlstandes einig. Aber die Schattenseiten fehlten nicht. Damals wurde gegen neue aufständische Gelüste der Pariser die Bastille errichtet, und der Hof war nicht frei von Aufwand und Willkür in Steuern, die so empfindlich wurden,

*) Prutz, Staatengeschichte, Bd. II, S. 204 ff.

daß neue Aufstände zu blutiger Unterdrückung führten. In England aber kam es soweit, daß unter dem elenden Despoten Richard II., während die Thätigkeit des ersten Reformators John Wicliffe († 1384) einen gewaltigen Anhang fand, ein furchtbarer Aufruhr der hörigen Bauern unter Wat Tyler entbrannte, der freilich blutig niedergeworfen wurde; aber es folgte schon 1388 ein Aufstand des Adels, dem gegenüber der König den kürzeren zog; jedoch die Erbitterung gegen den die Verfassung niedertretenden Adel verhalf ihm zur Rache an diesem, und seine Willkür achtete keine Gesetze mehr, bis ihn sein Vetter Bolingbroke, nun Heinrich IV., stürzte; im Jahre 1400 endete er im Kerker, wahrscheinlich durch Mord.

Im 15. Jahrhundert ermöglichte der ausgebrochene Wahnsinn Karls VI. dem französischen Adel nicht nur eine rücksichtslose Herrschaft, sondern auch innere Kämpfe um diese zwischen den Häusern Orleans und Burgund, das durch die ihm erbrechtlich zugefallenen Niederlande auf dem Wege war, im Bunde mit England ein unabhängiges Reich zwischen Frankreich und Deutschland zu errichten*). Um Burgund scharten sich die Bürger der Städte, um Orleans die feudalen Herren mit der wilden Söldnerschar der Armagnaken. Der Hof zitterte vor dem die Pariser führenden Fleischer Caboche, die aber Orleans niederwarf.

Diese Wirren ermunterten den tüchtigen jungen König Englands, Heinrich V., den Krieg gegen Frankreich wieder aufzunehmen und damit das noch nicht sicher genug stehende Ansehen seines Hauses Lancaster im Inselreiche zu befestigen. Durch den Sieg bei Azincourt (1415) gewann er die Bundesgenossenschaft des Herzogs Philipp von Burgund (dessen Vater durch die Gegenpartei ermordet worden), sowie des wahnsinnigen Königs und der treulosen Königin Isabeau, endlich auch der Städte Nordfrankreichs, heiratete 1420 des Königs Tochter und zog in Paris ein. Frankreich war in ein nördliches englisches und ein südliches französisches Reich geteilt, an dessen Spitze der unfähige Dauphin Karl (VII.) stand. Die Gefahr lag nahe, daß Frankreich unterging, als zur rechten Zeit Heinrich V. in der Blüte der Jahre starb. Dies vereitelte den Plan, seinen Sohn als Herrn beider Reiche zu sehen; die Franzosen wandten sich Karl VII. zu; aber nicht dieser rettete sein Land und seine Krone, sondern Jeanne d'Arc, das Mädchen von Domremi; die reine edle Schwärmerin riß ihr Volk hin, rettete 1429 Orleans und führte den kraftlosen König wider seinen Willen zur Krönung nach Reims. Aber als Hexe verlästert und von der undankbaren Umgebung Karls in ihrer Thatkraft gelähmt, fiel sie den Burgundern in die Hände, wurde schimpflicherweise an die Engländer ausgeliefert und von einem Ketzergericht unter dem verräterischen

*) Prutz a. a. O. S. 429 ff.

Bischof von Beauvais — Pierre Cauchon hieß der Elende — mit Zustimmung der Universität Paris (!) und mit Hilfe gefälschter Akten 1431 als Hexe und Betrügerin in Rouen dem Flammentode geweiht. — Aber umsonst hatte Karl VII. seine Retterin im Stiche gelassen; umsonst wurde der englische Knabe Heinrich VI. in Paris gekrönt — die Franzosen ermannten sich endlich, Philipp von Burgund kehrte zu seinem Lande zurück, und nach und nach (bis 1453) wurden die Engländer aus Frankreich vertrieben. In diesem Lande wieder Ordnung zu schaffen, war einem Bürger von Bourges, Jacques Coeur, vorbehalten, durch dessen Ministerthätigkeit die Staatsverwaltung einen bürgerlichen Charakter erhielt und die Herrschaft des Feudaladels gebrochen wurde (1439). Karls VII. schwacher Charakter duldete aber, daß seine Höflinge den trefflichen Mann zum Hochverräter stempelten; nur die Flucht entzog ihn dem Todesurteile. Dagegen wurde 1456 endlich bei der Kirche die Herstellung der Ehre des Mädchens von Orleans erwirkt. —

Die weiteren Ereignisse in den beiden Ländern, die über ein Jahrhundert mit einander gerungen hatten, — die Gewaltherrschaft des tückischen und herzlosen Ludwig XI. (Karls VII. Sohn), der Frankreichs Staatseinheit vollendete, — der von ihm durch die aufgehetzten Schweizer bewirkte Sturz des stolzen, aber ehrlichen Karl des Kühnen von Burgund (1477 bei Nancy gefallen) — und endlich der jammervolle Bürgerkrieg der roten und weißen Rose (Lancaster und York) in England, der dem verhängnisvollen Hause Tudor den Weg zur Krone bahnte, — müssen der politischen Geschichte überlassen werden. —

II. Die Blütezeit der Städte.

1. Die italienischen Republiken.

Im allgemeinen geht die Blütezeit der Städte mit derjenigen des Rittertums und also auch mit der Zeit der Kreuzzüge nicht nur parallel, sondern überdauert diese beiden einander nahezu entsprechenden Perioden um ein bis zwei Jahrhunderte oder noch länger. Es ist jedoch zu unterscheiden zwischen den Städten im Gebiete des ehemaligen römischen Reiches und denjenigen außerhalb dessen Grenzen. Solange dieses Reich bestand, gab es in Europa nur auf seinem Boden Städte. Daraus folgt, daß die ummauerten Orte auf Römergebiet die älteren sind und also auch eine längere Blütezeit haben müssen, als die außerhalb des römischen Reiches entstandenen, worunter hier, wie sich zeigen wird, lediglich deutsche Städte zu verstehen sind.

Unter den Städten des römischen Reiches ist in Bezug auf die Zeit nach seiner Auflösung vor allem Rom selbst zu nennen. Die ewige Stadt war unter den Päpsten rechtlich eine Republik, die den Papst als Oberhaupt wählte. In der Folge erhoben drei Mächte Anspruch auf die Herrschaft der Stadt: diese selbst, der Papst und der römische d. h. byzantinische, später fränkische oder deutsche Kaiser, und stritten sich um sie, was selten ohne wilde, selbst blutige Kämpfe ablief. Die meiste Gewalt wurde von Seite der vornehmen römischen Familien angewandt, deren Parteien die gegnerischen Päpste, Kardinäle und Geistlichen oft genug mißhandelten oder gar ermordeten*). Seitdem jedoch der Papst ein weltliches Gebiet besaß, wurde er auch in Rom immer mehr Herr. Die Hoheit des Kaisers bestand nur zum Schein und die Republik der Stadt trat nur in den kurzen Zeiträumen zwischen dem Tode eines Papstes und der Wahl seines Nachfolgers hervor. Ihre Richter waren vom Papste ernannte Kleriker**). Darin traten jedoch häufige Schwankungen ein. In der Mitte des 12. Jahrhunderts stand Arnold von Brescia, in der des 14. Cola Rienzi an der Spitze eines vorübergehend freien Rom.

Ganz andere Verhältnisse bietet Florenz dar, wo, im Gegensatze zu Rom, der Adel (1267) in der Regierung den Zünften der Gewerbetreibenden weichen mußte, ja sogar (1292) förmlich aufgehoben wurde und einer Herrschaft der Kaufleute wich, aus deren Mitte sich die Medici im 15. Jahrhundert zu Herrschern emporschwangen. Dieser Republik unterlag 1407 die ältere von Pisa, deren Herrschaft zur See schon 1288 an Genua übergegangen war, das seinerseits ebenfalls (1464) von Mailand unterworfen wurde.

Alle diese Republiken, die ihre Unabhängigkeit frühzeitig verloren hatten, überdauerte um Jahrhunderte eine solche, deren Stadt weit jünger war als die genannten. Erst lange nach der Glanzzeit des römischen Reiches entstand durch den Stürmen der Völkerwanderung entfliehende Bewohner Venetiens auf den kleinen Inseln der adriatischen Lagunen jener merkwürdige Seestaat, der um die Mitte des 8. Jahrhunderts unter einem Dux (später Dogen) zur Grundlage des meerbeherrschenden Venedig wurde***). Während der Kreuzzüge stieg die Macht dieser Republik bereits so hoch, daß sie, wenn auch nur für kurze Zeit, das byzantinische Reich, von dem einst die Stadt abhängig gewesen, stürzen konnte. Sie beherrschte Dalmatien, die Inseln im Westen und Osten Griechenlands und setzte sich über die abendländische Begeisterung für die Kreuzzüge hinweg, indem sie sich nur von ihrem

---

*) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. II. Bd., S. 311 ff.

**) Reumont, Geschichte der Stadt Rom. II, S. 145 ff.

***) Zwiedineck-Südenhorst, Hans v., Venedig als Weltmacht und Weltstadt. Bielefeld und Leipzig 1899. S. 5 ff.

Handelsinteresse leiten ließ und die christliche Sache wiederholt verriet, dann aber allerdings den Handel des Mittelmeers zu ihrem Monopol machte. Dabei wurde sie zu einem Sammelpunkte morgen- und abendländischer Kultur und Kunst und glänzte weithin durch ihre Prachtbauten.

Die Republik spielte aber auch eine bedeutende Rolle als Landmacht. Sie vermittelte 1177 zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III., wie sie 1237 den Frieden zwischen Friedrich II. und Gregor IX. vereitelte. Ihr Ziel war eine Hegemonie in Norditalien, die sie zwar nicht erreichte; aber sie gewann doch ein beträchtliches Landgebiet, um dessen Besitz an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die europäische Politik und die Kämpfe zwischen den damaligen Großmächten sich drehten.

Venedig hatte ursprünglich eine demokratische Verfassung; der Doge wurde von Abgeordneten des Volkes gewählt; „später wurden vom Großen Rate elf Wähler ausgelost“, in der Mitte des 12. Jahrhunderts aber erhielt diese Wahl eine so verwickelte Anordnung, daß sie einer Lotterie ähnlich wurde*). Der 1172 eingeführte Große Rat, von den eingewanderten Familien mit Ausschluß des einheimischen Fischervolkes gebildet, nahm nach und nach alle Regierungsgewalt in Anspruch. Er zählte aus jedem der sechs Stadtbezirke 40, zusammen 480 Mitglieder und wählte alle Behörden. Aus seiner Mitte bestellte er den Senat, der mit Ergänzung durch hohe Beamte auf 300 Köpfe stieg, die wichtigsten Geschäfte erledigte, über Krieg und Frieden verfügte, Anleihen machte u. s. w. Ihn leitete und seine Beschlüsse vollzog die Signoria, bestehend aus dem Dogen, 6 oberen Räten und 3 Richtern. Der Doge hatte nichts zu entscheiden, wenn er es sich nicht als außerordentlicher Mann herausnahm; er hatte nur, von der Signoria umgeben, bei Festlichkeiten den Staat zu vertreten. Diese Umgebung überwachte jeden seiner Schritte; er durfte keinen Brief an die Republik selbst öffnen. Außer ihr gab es noch mehrere Ausschüsse des Senates für die einzelnen Staatsgeschäfte, deren Vorsitzende mit der Signoria und dem Dogen den geheimen Staatsrat (Collegio) bildeten. „Die Familien, aus denen die Mitglieder des Großen Rates genommen wurden, bildeten einen sich stetig verengernden Kreis; schon 1267 waren darin 27 Familien mit 242 Gliedern vertreten. Es fehlte zwar nicht an Widerstand des Volkes gegen diese Oligarchie und selbst an bewaffneten Aufständen, an denen sich aber mehr die sich benachteiligt sehenden Reichen beteiligten, jedoch umsonst. Freilich waren die 200 herrschenden Familien jene, die sich um die Republik die größten Verdienste erworben hatten, und zugleich die gebildetsten. Im Jahre 1298 war diese Aristokratie gesetzlich befestigt, und 1315 wurde ein

*) Ebenda S. 37 ff.

Buch (später das „goldene“ genannt) angelegt, in dem jene Familien eingeschrieben wurden, die zum Eintritt in den Großen Rat berechtigt waren. Im Jahre 1340 zählte es 1212 Wählbare, die den Titel „Nobili“ erhielten. Mit 40000 Dukaten konnte man sich in die Nobilität der Republik einkaufen.

Die Regierung Venedigs beruhte auf Mißtrauen und Angeberei. Ein eigener „Rat der Zehn“ leitete dieses System seit 1335 und ging gegen jeden einer Verschwörung Verdächtigen mit der empörendsten Willkür vor. Der Doge Marino Faliero wurde 1355 ein Opfer dieses Systems. Aber noch vier und ein halbes Jahrhundert vermochte es sich zu halten.

2. Die deutschen Städte und ihre Einrichtungen.

Der Westen und Süden Deutschlands umfaßte unter den Römern eine Reihe glänzender Städte, wie Köln, Trier, Mainz, Straßburg, Augsburg u. a., die durch die Einfälle der Germanen wohl stark beschädigt und ihrer Blüte beraubt, aber keineswegs zerstört wurden*). Sie erlitten dabei eine Aenderung ihrer Verfassung, die zu einer den Landgemeinden ähnlichen wurde. Seit dem 10. Jahrhundert tauchten auch im übrigen Deutschland Städte auf, und als sie zahlreicher und bedeutender wurden, erhielten sie Vorrechte gegenüber den Dörfern. Schon im 11. Jahrhundert begannen die Städte eine politische Rolle zu spielen. Die Mauern und Thore der einst römischen Städte wurden wiederhergestellt oder ausgebaut, die der neueren neu angelegt. Handel und Gewerbe, die im römischen Teile wohl nie ganz geruht hatten, blühten in allen deutschen Städten neu auf, und dies wurde nun zu ihrem entscheidenden Kennzeichen gegenüber dem bäuerlichen Lande. Der Anfang der neueren (nichtrömischen) Städte war freilich dörflich und planlos, daher ihre krummen, engen und steilen Straßen; aber das Zusammenwachsen dieser regellosen Bauten gab den Städten bald ihre eigentümliche Physiognomie, die außer der Befestigung ringsum ihre Vollendung im Besitze eines Marktes fand. Der Stadtcharakter offenbarte sich aber nicht nur in materieller Beziehung. Der Geist machte sich im Emporkommen einer Ratsbehörde geltend, und in der Lossprechung von Zöllen und „Beden“ (Steuern) erhielt die Stadt noch die Bedeutung einer Stätte der Freiheit.

Die deutschen Städte hießen anfangs Burgen (s. oben S. 423), ihr Recht hieß Burgrecht, und ihre Angehörigen behielten den Namen der Bürger. Sie erhielten eigene Gerichtsbarkeit, deren Umfang das Weichbild hieß (niederdeutsch Wik, Ort, latein. vicus). Das Sinnbild

*) Below, Georg v., Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. Bielefeld und Leipzig 1898.

dieser Gerichtsbarkeit war in mehreren norddeutschen Städten der auf dem Marktplatze stehende Roland.

Im 12. und 13. Jahrhundert wuchsen die deutschen Städte an Zahl und Umfang rasch an, teils durch neue Gründungen, teils durch Erhebung von Dörfern zu Städten. Die Fürsten begünstigten dies, gründeten selbst Städte und verliehen ihnen Rechte. Diese wurden von einer ältern, der Mutterstadt, auf ihre Töchterstädte übertragen („Mutter- und Tochterrechte").

Zum Aufblühen der Städte trugen besonders bei die Zuzüge vom Lande und die Erweiterung des Handelsgebietes durch die Römer- und Kreuzzüge, das Vordringen deutscher Ansiedler nach den seit der Völkerwanderung slawischen Gegenden östlich der Elbe und deren Eroberung für das Reich, wodurch auch die Handwerke ein größeres Absatzfeld gewannen, das ihre erstaunliche Vervollkommnung seit dem 13. Jahrhundert herbeiführte. Am höchsten standen hierin die Städte des Westens und Südens, der Niederlande (Gent, Brügge), des Rheingebietes (Köln, Mainz), Schwabens (Ulm, Augsburg) und Frankens (Nürnberg, Würzburg). Da hoben sich Tuchmacherei und Weberei, Schmiede- und Drechslerarbeit; Gold- und Silberbearbeitung wurden zu Künsten.

Die Interessen der Gewerbe und des Handels bedingten das Streben der Städte nach möglichster Unabhängigkeit. Am günstigsten standen in dieser Beziehung die Reichsstädte; es ist aber nicht mit größerer Bestimmtheit zu sagen, worin diese Eigenschaft bestand und woher sie rührte, als daß sie im allgemeinen keinem Landesherrn, sondern nur dem Kaiser (König) gehorchten; manche Landstädte waren aber unabhängiger als manche Reichsstädte*). Als das Palladium ihrer Unabhängigkeit galt die Befestigung. Die Mauer war von zahlreichen Türmen überragt, was mit den Kirchen- und Rathaustürmen der Stadt einen ungemein malerischen Anblick verlieh. Auf die Thore wurde großes Gewicht gelegt und oft künstlerische Anlage verwendet; oft waren sie doppelt und mehrfach und nur durch eine Zugbrücke zugänglich. Nachts wurden sie geschlossen und auch am Tage gut bewacht. Manchenorts waren auch Alt- und Neustadt durch besondere Mauern und Gräben getrennt. Hatte der Landesherr eine Burg in der Stadt, so setzte es gern Konflikte zwischen beiden ab. Im Innern der Städte waren nicht nur die Straßen, sondern auch die Häuser regellos gebaut. Ueberhängende Stockwerke, vorstehende Treppen, Kellerhälse, hölzerne Uebergänge durch die schmutzigen Straßen u. s. w. erschwerten den Verkehr. Des Zustandes der Straßen wegen bediente man sich allgemein der Holzschuhe; es war aber oft so schlimm, daß Roß und Reiter darin versanken. Mit Reinigungen beeilte man sich

*) Below a. a. O. S. 71.

nicht. Dies erklärt sich großenteils aus der in den damaligen Städten noch betriebenen Landwirtschaft und Viehzucht. Erst im 14. Jahrhundert begannen die Pflasterungen der Straßen und Plätze, an vielen Orten erst weit später. Mit der Beleuchtung stand es noch schlimmer; in der Regel war bei Nacht alles finster. Die Straßen hatten schon früh besondere Namen (nach Besitzern, Handwerken u. s. w.), so auch viele Häuser; Nummern dagegen gab es nicht. Feilgeboten wurde meist nur auf dem Markte in Ständen und Buden; Läden in den Häusern waren noch nicht üblich.

Die Blütezeit der Städte fällt mit derjenigen der gotischen Baukunst zusammen. Sie bauten die großartigen Dome von Köln, Straßburg, Freiburg u. a. Rathäuser gab es zwar in größerer Zahl schon seit dem 13. Jahrhundert. Der Höhepunkt dieser Bauten mit ihren prächtigen Ratsstuben und Sälen fällt jedoch erst in das 16. Jahrhundert, das sie mit Wand- und Glasgemälden schmückte. Den Rathäusern folgten Kaufhäuser oder schlossen sich ihnen an. Auf schöne Brunnen wurde viele Sorgfalt verwendet. Bis zum 14. Jahrhundert ragen unter den Privathäusern die hölzernen vor; nur langsam machten sich die steinernen geltend. Es waren daher Feuersbrünste ungemein häufig; zwar wurden Maßregeln dagegen getroffen und städtische Feuerwehren aus dazu geeigneten Handwerkern gebildet; sie waren aber ungenügend, solange die erst seit dem 15. Jahrhundert bekannten Spritzen fehlten. Mehrere der eben genannten Uebelstände hatten sich in dieser Zeit so weit gebessert, daß damalige fremde Reisende von der Pracht deutscher Städte große Lobeserhebungen anstimmten.

Das auf allgemeiner Wehrpflicht der Bürger beruhende Kriegswesen der deutschen Städte ist bereits (S. 446 f.) erwähnt. Die reichen Bürger bildeten die Reiterei, die übrigen das Fußvolk, dessen Bewaffnung sich wieder nach dem Vermögen richtete. Mit der Zeit aber nahmen die Städte immer mehr Söldner an. In dringenden Fällen wurden die Schützengilden zum Polizeidienste verwendet.

Das volle Bürgerrecht besaßen zuerst nur die städtischen Grundbesitzer; später wurde von den Bewerbern um die Aufnahme nur der Nachweis eines gewissen Einkommens verlangt; doch gab es auch andere, strengere und leichtere Anforderungen, oft nur die einer Einkaufstaxe. Die Regierung der Stadt führte der Rat. Anfangs hatte er auch keinen bestimmten Vorstand; erst nach und nach kam der Bürgermeister oder kamen mehrere solche abwechselnd an seine Spitze. Einzelne Geschäfte wurden von Ausschüssen besorgt, die z. B. Marktherren, Bauherren u. s. w. hießen. Die Amtsdauer war meist nur ein Jahr, die Zahl der Glieder dagegen stieg in die Hunderte. Gewählt wurden sie teils durch den Rat selbst, teils durch Wahlmänner aus den Zünften. Gehalte bezogen sie nicht, wohl aber die oft einflußreichen Stadtschreiber und andere Einzelbeamte.

Die wichtigste Einrichtung der mittelalterlichen Städte waren die Zünfte oder Innungen. Jeder Bürger mußte einer Zunft angehören. Diese waren zugleich kriegerische, politische, gewerbliche, gesellige und oft selbst kirchliche Vereine. Zu jeder gehörten die Genossen eines Handwerks oder mehrerer von verwandter Art, deren Arbeit die Zunft überwachte, als ihr Monopol betrachtete und kunstvoll zu vervollkommnen strebte. Die Mitglieder standen zusammen in brüderlichem und gleichberechtigtem Verhältnis. Großbetriebe (Fabriken) waren durch die Zunftverfassung ausgeschlossen; die Folge war, daß die westlicheren Länder, als sie solche einführten, das deutsche Handwerk untergruben. — Die Zünfte waren es indessen, die sich gegen die in den Städten die Herrschaft ausübenden Patrizier oder „Geschlechter“, d. h. die ältesten und reichsten Bürgerfamilien, im 13., noch mehr aber im 14. Jahrhundert erhoben und in den meisten Städten die aristokratische in eine demokratische Ordnung umwandelten. Seitdem gab es meist zwei Räte, einen kleinen und großen, und alle Angelegenheiten wurden nach den Zünften geordnet. Die Vornehmen mußten in bestehende Zünfte eintreten oder eigene gründen; doch gab es neue Geschlechter, die an Einfluß den alten gleich kamen. Auch die Zunftherrschaft hatte einen aristokratischen Anstrich; denn in der Hauptsache handelte es sich, wie im alten Rom (oben S. 298 f.), um Reiche und Nichtreiche, und allen, Männern und Frauen, wurde durch Luxusgesetze vorgeschrieben, wie sie nach ihrem Stande sich kleiden, essen und trinken sollten, was natürlich nicht streng beobachtet wurde. Auch das Zunftregiment sah sich um seiner Ueberhebungen willen bedroht und gefährdet. Wie die Handwerke gegen die Junker, so empörten sich oft die Gesellen gegen die Meister und gründeten eigene Brüderschaften und „Gesellenladen“.

Die Städte haben sich viele und große Verdienste erworben. Sie waren es, die, nachdem sie das Münzrecht erworben, das von den Landesherren vielfach verschlechterte Münzwesen verbesserten und die besten Münzen schlugen — die durch ihre Märkte den Handel hoben und förderten, aber auch das Handwerk gegen die Uebermacht des Großhandels schützten —, die durch ihre Gerichte der geistlichen Gerichtsbarkeit den Boden entzogen, — die sowohl der Armen- und Krankenpflege, als der Schule einen weitern, als den bisherigen einseitig kirchlichen Charakter verliehen — und die den einziehenden Hörigen zuerst die Freiheit schenkten.

So klein die deutschen Städte nach unseren heutigen Begriffen im sog. Mittelalter waren (die größte, Köln, zählte noch im 16. Jahrhundert nur 37 000 Einwohner), so entwickelte sich in ihnen doch ein reges und fröhliches Leben. Es war reich an Festlichkeiten, sowohl öffentlichen von politischem Charakter, als familiären bei Taufen, Hochzeiten, Tänzen u. s. w. Die Städte haben im 14. Jahrhundert das

verkommene Rittertum verdunkelt und die erste Rolle im Reiche gespielt; seit dem 15. aber, noch mehr im 16. und 17., unterlagen nach und nach die meisten der Fürstenmacht und verloren ihre Freiheit. —

3. Die Städtebünde und der Handel.

Wie eine städtische Freiheit und Unabhängigkeit, so gab es auch Bündnisse zwischen Städten nur in jenen Ländern, in denen keine einheitliche Monarchie sich zu bilden vermocht hatte, d. h. in Italien und Deutschland. Ihr Zweck war offenbar, bewußt oder unbewußt, der, sich für den Mangel eines Schutzes von Seite einer stärkern Macht, wie etwa in Frankreich und England, durch Zusammenstehen aus eigener Kraft zu entschädigen. Es war ein weltgeschichtlicher Kampf, in dem sich die lombardischen Städte (1167) verbanden, um scheinbar für den Papst, in Wahrheit für die Freiheit Italiens gegen deren Unterdrückung durch die deutschen Kaiser einzustehen. Sie bauten gemeinsam das zerstörte Mailand auf und errichteten gemeinsam die Festung Alessandria. Nach ihrem Frieden mit Kaiser Friedrich I. (1183 zu Konstanz) hatte der Bund freilich nicht viel Bedeutung mehr, und die Glieder zerfielen in Welfen (Päpstliche) und Ghibellinen (Kaiserliche); nicht nur Städte gegen Städte, auch Bürger derselben Republiken bekriegten sich blutig auf Schlachtfeldern und in den Straßen. Auch andere Parteien bildeten sich und vergewaltigten ihre Gegner, bis ganz Ober-, wie schon früher Mittel- und Unteritalien, in größere Staaten zusammengeschlagen wurde.

Auf der Grenzscheide zwischen dem Süden und Norden Europas, in den Centralalpen, ist das einzig in seiner Art dastehende geschehen, daß bäurische Landschaften und Städte zu einem Bunde gegen fürstliche Macht zusammentraten. Der im Jahre 1291 gegründeten Eidgenossenschaft der Thäler von Uri, Schwiz und Unterwalden schlossen sich seit 1332 die Städte Luzern, Zürich, Bern u. s. w. an. Ihr Bund spielte im 14. und 15. Jahrhundert eine politische und kriegerische Rolle in Europa (oben S. 447 f.). Freilich schwächte er sich selbst durch Behandlung seiner Eroberungen als Unterthanenländer mit Landvögten, ein Verhältnis, das bis 1798 dauerte*).

Eine Anzahl Schweizerstädte fühlten sich noch immer mit ihren süddeutschen Schwestern verwandt, als sie im 14. Jahrhundert dem freilich lockern und nicht lange dauernden Schwäbischen Städtebunde beitraten, der in seiner weitesten Ausdehnung (1327) bis nach Mainz reichte. Sein Bestand schwankte häufig, und er fiel zusammen, als die schwäbischen Städte im engern Sinne 1388 bei Döffingen dem

---

*) Eingehender in des Verf. „Geschichte des Schweizervolkes" (gleicher Verlag) und Allgem. Kulturgeschichte III, S. 270 ff.

Ritterheere Eberhards des Greiners von Würtemberg erlagen, mithin das gegenteilige Schicksal von dem der Schweizer bei Sempach erfuhren. Die Städte am Rhein gehörten zu gleicher Zeit dem festern und dauerhaftern Rheinischen Städtebund an, der schon in Mitte des 13. Jahrhunderts entstand, 1255 königliche Bestätigung erhielt, ein Heer und eine Rheinflotte besaß, auch die vier rheinischen Kurfürsten und viele andere Herren, sowie etwa 100 Städte zu seinen Gliedern zählte. Er zerfiel aber, als der von ihm abgefallene Pfalzgraf Ruprecht ihn 1388 bei Worms schlug; der elende König Wenzel unterdrückte dann alle Städtebündnisse Süddeutschlands, und seitdem war es in diesem Reichsteile mit der Blüte der Städte vorbei; nur die größeren Reichsstädte, wie Ulm, Augsburg und Nürnberg, durch Handel reich geworden, behielten ihren Glanz noch längere Zeit.

Weit bedeutender als alle diese Bünde war zu ihrer Zeit die norddeutsche Hanse (latein. Hansa, soviel wie Gilde)*). Ihre Anfänge hängen mit dem Handel in der Ostsee zusammen; eine ihrer Wurzeln hatte sie unter norddeutschen, zu Wisby auf der schwedischen Insel Gotland seit 1125 ansässigen Kaufleuten, die ihren Hauptsitz, nachdem Wisby Schweden unterlegen war (1288), in Lübeck aufschlugen. Eine zweite Wurzel und zugleich die erste Nennung der Hanse findet sich seit 1150 in London, wo Kölner Kaufleute den Handel, besonders mit Rheinwein, auf der Nordsee beherrschten. Dort gründeten 1266 Hamburg und Lübeck neue Hansen; weitere entstanden durch Flamänder in London und Brügge. Im 13. und 14. Jahrhundert aber verbanden sich nach und nach alle Hansen zu einer „Hanse der Deutschen“, die sich, mit der Spitze in Lübeck, über alle Städte von Bedeutung (über 90) in Norddeutschland erstreckte und seit 1358 gemeinsame Tage abhielt. Sie teilte sich in 4 Kreise, den wendischen mit Lübeck, den sächsischen mit Braunschweig, den westfälischen mit Köln und den preußischen mit Danzig als Vororten, und erließ gemeinsame Gesetze in Gerichts-, Zoll- und Münzsachen. Ihr Handel reichte von Rußland bis England, und sie hielt gemeinsame Faktoreien in Nowgorod, London, Bergen (Norwegen) und Brügge, wo die deutschen Kaufleute zu tausenden in eigenen Höfen nach gewissen Regeln und mit sonderbaren Gebräuchen lebten.

Die größte Störung erlitt der Bund und Handel der Hansen durch Seeräuber, die in ganzen Banden die Meere ebenso unsicher machten, wie Raubritter und gemeine Räuber das Land. Es waren namentlich die Vitalien- (d. h. Viktualien-) Brüder oder Likedeler (Gleichteiler, Kommunisten), mit denen die Hansen zu kämpfen hatten, und die skandinavischen Reiche scheuten sich nicht, dieses Gesindel in den Kriegen mit der seemächtigen Hanse zu unterstützen und zu be-

*) Schäfer, Dietrich, Die Hanse und ihre Handelspolitik. Jena 1885.

nutzen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurden 150 jener Piraten, der berüchtigte Störtebeker an der Spitze, in Hamburg hingerichtet. Aber erst 1433 gelang es, den Rest der Bande zu vernichten.

Leider war die Hanse auch in den härtesten Kämpfen gegen Dänemark, das sie 1370 mit ihrer Flotte von 66 Schiffen und 2250 Mann glänzend besiegte und dem sie den Frieden in Stralsund diktierte, nicht einig; denn es fehlte ihr an Zusammenhang des Gebietes. Als aber vollends die umliegenden Reiche: Rußland, Schweden, Dänemark, England und Frankreich sich ebenso befestigten, wie das Deutsche Reich zerfiel, da brach auch die Macht der Hanse zusammen; dem Namen nach lebte sie freilich noch längere Zeit fort.

Der deutsche Handel bethätigte sich indessen nicht nur auf der äußeren, oceanischen, sondern auch auf der inneren, mediterranen Seite des Abendlandes. In der größten Handelsstadt dieser Seite, in Venedig (s. oben S. 454 ff.), wo seit den Kreuzzügen die Waren aus Ost und West zusammenflossen und 1156 die erste Bank entstand, bewohnten süddeutsche Kaufleute ein eigenes Haus, Fondaco dei Tedeschi, das der Republik gehörte, die ihnen jede andere Wohnung untersagte und sie auf Schritt und Tritt durch Späher beobachten ließ. Unten im Hause befanden sich die Warenlager, oben 56 Wohnräume. An Eindringlingen und Streitigkeiten fehlte es freilich nicht.

Im Innern der Länder bereiteten die mangelhaften Verkehrsverhältnisse dem Handel noch große Schwierigkeiten. Die prachtvollen Römerstraßen (s. oben S. 298) waren zerfallen, und noch nichts war entstanden, das sie ersetzen konnte. Doch drängten sich auf den schlechten Wegen immerhin Söldner, Pilger, Kaufleute, Bettler, fahrende Leute aller Art. Wer es vermochte, ritt; Frauen ließen sich in Sänften tragen. Wagen wurden meist zur Warenbeförderung verwendet. Einen fehlenden Postdienst ersetzten Boten aller Art, die abzusenden den einzelnen überlassen war. Die Reichs- und Hansestädte stellten im 14. Jahrhundert amtliche Boten an. Zur Unterkunft der Reisenden dienten, seitdem Burgen und Klöster, die dies früher besorgten, abgenommen hatten, Bauernhöfe, Pfarrhäuser, in den Städten die Zunfthäuser; schon im 13. Jahrhundert aber gab es eigentliche Gasthäuser, für die schon Rudolf I. 1281 eine Verordnung erließ. Den Verkehr beschränkten ferner lästige Zölle, Weg- und Brückengelder, welche die überzahlreichen Herren willkürlich erhoben. Die Städte standen hierin nicht zurück, und manche von ihnen, die an größeren Flüssen besonders, nahmen das Stapelrecht in Anspruch und benachteiligten hierdurch die kleineren Städte an denselben Wasserstraßen.

Ungeachtet dieser Hindernisse entwickelten sich Handel und Verkehr großartig. Die Märkte der einzelnen Städte traten zurück hinter den großen Jahrmärkten oder „Messen“ (so genannt, weil sie sich nach kirchlichen Festen richteten). Durch diese Veranstaltungen, bei denen

sich das Wechselwesen und leider auch der Wucher stark entwickelten, wurden die größeren Städte zu Welthandelsplätzen; gegen Ende des 15. Jahrhunderts war Deutschland als Mittelpunkt des Welthandels anerkannt. Als eine der reichsten Städte galt Augsburg. Dort kamen die Fugger, einst arme Weber empor, die seit dem 15. Jahrhundert die Geldfürsten damaliger Zeit wurden und nur noch dem Geldhandel lebten. Ueber den Geldwert des Mittelalters müssen wir auf Spezialwerke verweisen; er ist übrigens noch immer eine nicht ganz sichere Sache*).

III. Vom Leben der Stände.

1. Der Adel.

Am Ende der Kreuzzüge und des 13. Jahrhunderts hatte das Rittertum seine Blütezeit hinter sich. Seine feinere Lebensart schwand zugleich mit der Liebe zur Dichtung und zu den von dieser genährten Abenteuern. Das Leben des Adels erhielt einen roheren und ungezügelteren Charakter. Schon in der Tracht zeigte sich dies: die langen und weiten Hausgewänder der Männer wichen engen, knappen und faltenlosen Kleidungsstücken. Der kurze Rock wurde vorn durch Knöpfe geschlossen, und diese Grundform erhielt sich trotz mannigfachen Aenderungen bis heute. Bei den Frauen wurden Hals und Brust bis zur äußersten Grenze des Schicklichen entblößt. Im 14. u. 15. Jahrhundert kamen dazu die Tollheiten der Zatteln am Wams, der langen und weiten Aermel, der überall angehängten Schellen und der maßlosen Schnabelschuhe, bei den Frauen überdies die lange Schleppe. Burgund war das Musterland aller dieser ausschweifenden Moden. Der Schmuck in Ringen, Ketten u. s. w. wurde ebenfalls übermäßig. Seit den ersten Zeiten des 14. Jahrhunderts wurde der Bart langsam wieder gebräuchlich. Einen sonderbaren Schmuck aber ersannen die sog. Zopfritter, die (wie Herzog Albrecht III. von Oesterreich, 1365—95) sich einen Zopf wachsen ließen und in einer Metallscheide trugen! In der Rüstung wurden die Plattenharnische alleinherrschend und prachtvoll verziert; der Mailänder- oder Maximiliansharnisch erstieg darin um 1500 den Gipfel des Prunkes.

Im Essen sah man mehr auf die Quantität als auf die Qualität, richtete sich aber nach dem Vermögen; die Dienerschaft in vornehmen Häusern und Schlössern wurde meist mit verdorbenem Fleisch, hartem Brot und saurem Wein abgespeist. Am kolossalsten aber entwickelte

*) Vergl. des Verfassers Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 2. Aufl. I, S. 393 ff.

sich das Trinken, und zwar bei beiden Geschlechtern. Lieblingsgetränk war der Wein, besonders der gewürzte, lûtertrano genannt. Nicht selten tranken sich Edelleute krank und arm. Auch Fürsten, weltliche und geistliche, standen in dieser Neigung nicht zurück, die als ganz selbstverständlich galt. Bei Gastmählern wurden oft die Speisen durch berittene Diener aufgetragen; ein Lieblingsgericht war der im Gefieder prangende Pfau. Musiker, Sänger, Gaukler und Tänzerinnen belustigten die Tafelnden. Hochzeiten, besonders fürstliche, waren äußerst glänzend. Es werden vergoldete Sporen, Pferdegeschirr und selbst Wagen genannt. Silbergeschirr hatte man im 15. Jahrhundert prächtiges, besonders in Tafelaufsätzen, die Brunnen, Türme, Schlösser, Schiffe mit den genauesten Einzelheiten darstellten; Trinkgeschirre und Salzfässer aus Holz, Horn, Edelmetall, Straußeneiern, Muscheln, kostbarem Glas u. s. w. wurden kunstvoll in den verschiedensten Gestalten gefertigt und mit Edelsteinen geschmückt. Messer und Löffel von Krystall und Gold, mit Perlen besetzt, waren im Gebrauch; der Gabeln bediente man sich erst seit dem 15. Jahrhundert. Kostbar war auch die Ausstattung der geschnitzten Möbel aller Art.

Bedeutend ist das Verdienst eines Teiles des Adels, in Verbindung mit Ansiedlern anderer Stände, an der seit dem 11. Jahrhundert ungeachtet mancher Mißerfolge stetig vorschreitenden Gewinnung des in der Völkerwanderung (s. oben S. 378) slawisierten östlichen Deutschlands für deutsche Sprache und Sitte. Schon im 13. Jahrhundert waren Brandenburg und Mecklenburg deutsch, bald auch Pommern, wenn auch die Ortsnamen meist noch slawisch sind. Selbst die von polnischen Königen stammenden Herzoge Schlesiens begünstigten die deutsche Einwanderung und germanisierten sich selbst wie ihr Land. Im Norden blieben nur die Wenden der Lausitz slawisch; in Böhmen und Mähren erhielten sich die Tschechen kraft ihres Königreichs und des Fanatismus der Husiten. —

2. Die Bürger.

Das Wachstum der Städte, die sich nicht über Mauern und Graben hinaus ausdehnen konnten, wenn diese auch bisweilen erweitert wurden, zwang die Bürger, ihre Häuser zu erhöhen. So hob sich ein Stockwerk über das andere empor. In den Handelshäusern wurde das Erdgeschoß, ursprünglich wie auf dem Lande das einzige, zum Warenlager, und die Wohnräume verzogen sich nach den oberen Böden. Das bürgerliche Zimmer des 14. Jahrhunderts hatte getäfelte Wände, an denen Bänke ringsum entlang liefen, die man mit Kissen belegte. In den Fensternischen waren gewöhnlich auf Vorsprüngen der Mauer zwei Sitze einander gegenüber angebracht. Ein großer Kachelofen, ein schwerer Eichentisch mit gekreuzten Beinen, Truhen und Schreine mit

Eisenbeschlägen und eine zinnerne Waschvorrichtung vollendeten die Zimmerausstattung. Reichere Häuser hatten Höfe mit kleinen Gärten zwischen Vorder- und Hinterhaus; begehrten aber ihre Besitzer nach frischer Luft, so bauten sie außer der Stadt Landhäuser, die bisweilen in einem Teiche standen (Weierhäuser) oder mit einem Wassergraben umgeben waren, über den eine Zugbrücke mit Thor führte. Solange das Glas noch selten bereitet wurde und sich meist auf die Kirchen beschränkte, waren die Fenster der Häuser mit Linnen, Hornplatten u. dergl. ausgefüllt; erst um 1400 wurden Glasscheiben gebräuchlich, erst als Butzenscheiben, dann als bleigefaßte Rautenscheiben; Prunkgemächer prangten in Glasmalereien. Die Erker der Häuser zeigten sinnige Bildhauerarbeiten, die Außenmauern oft Wandgemälde aus Geschichte, Dichtung und Leben, sowie Sinnsprüche. Auf der Spitze der Brunnen erhoben sich oft Standbilder von Kriegern oder Wappentieren.

In keiner Stadt fehlten die Zunfthäuser, in deren gemütlichen Trinkstuben sich die Genossen der Zunft trafen, die Bürger überhaupt aber im Ratskeller, wo mächtige Weinfässer lagerten und wo man die Neuigkeiten und Staatsgeschäfte besprach.

Das regste Leben entfaltete sich an den Jahrmärkten oder Messen (s. oben S. 462 f.). An diesen herrschte eine weitgehende Freiheit von den gewöhnlichen Polizeimaßregeln. Die Besucher um des Handels willen machten davon nicht nur den weitestgehenden Gebrauch, sondern es fand sich auch noch allerlei fahrendes Volk, sowie Spieler, Schwindler, Hochstapler, lüderliche Dirnen und Verbrecher aller Art ein, um auf ihre Art Vorteil zu ziehen. Da fehlte es natürlich nicht an Raufereien mit tragischem Ausgang. Sogar Spielhöllen thaten sich bei diesen Anlässen auf.

Harmloser, wenn auch nicht ohne Ausschreitungen, waren Spiele und Tänze, auch Maskenbälle (Mummereien), zu denen sich die verschiedenen Klassen der Bürgerschaft friedlich vereinigten. Von den eigentlichen, sich ruhig bewegenden Tänzen unterschieden sich die lebhafteren, oft recht wilden Reien, bei denen es nicht selten wüst herging, so daß die Behörden dagegen einschreiten mußten. Am Ende des 15. Jahrhunderts kamen die Schützenfeste in Gebrauch, die ihre Blütezeit um die Mitte des 16. hatten und deren Hauptstätten die süddeutschen Reichs- und die Schweizerstädte waren. Das Armbrustschießen nach einem Vogel auf einer Stange wurde dort durch das Büchsenschießen nach Scheiben verdrängt. Sie wurden von allen Ständen, oft auch von Fürsten besucht und begünstigt. Es waltete dabei ein buntbewegtes Leben, und das Vergnügen setzte in späterer Zeit die Waffenübung zur Nebensache herab. Bei diesen und anderen Festen spielten die Glückshäfen, die Lotterien jener Zeit, eine große Rolle, deren Gewinste indessen noch bescheiden waren und meist in Naturalien bestanden.

Bei Hochzeiten und Taufen fehlten in den Städten die Festlichkeiten nie, namentlich nicht wackeres Essen und Trinken. Bei der Taufe traten in der Zeit der Städteblüte die früher herrschenden Ritternamen aus Heldengedichten zurück, und es wurden mehr die biblischen und Heiligennamen beliebt. Es war dies übrigens die Zeit des Aufkommens der Familien- oder Geschlechtsnamen. Sonst trug solche bloß der Adel, besonders nach seinen Burgen. In den Städten kamen neben den Vor- und Taufnamen zuerst Spitz- oder Uebernamen in Gebrauch, die oft höchst drollig oder gar anstößig waren. Nach und nach gewöhnte man sich, die Leute danach zu nennen, und dies dehnte sich immer weiter aus. Die anfangs oft wechselnden Zunamen befestigten sich, und bis zum 16. Jahrhundert hatte alles solche, die von persönlichen Eigenschaften, Gewerben, Wohnungen, Erlebnissen oder auch von bloßen Einfällen herrührten.

3. Die Bauern.

Die Zustände des aus den früheren Hörigen und Gemeinfreien zusammengewachsenen Bauernstandes verschlimmerten sich seit dem Verfalle des Rittertums in starkem Maße. Der Adel, der nur noch auf seinen Vorteil Rücksicht nahm, behandelte die Bauern schlecht; den größten Druck übte er gegen sie durch die Handhabung der Jagd aus. Die Fürsten, an die das Recht auf diese am Ende des 12. Jahrhunderts mit den übrigen Königsrechten übergegangen war, behielten sich die hohe Jagd (auf Hirsche, Wildschweine, edle Vögel u. s. w.) selbst vor und verliehen die niedere (auf Hasen, Füchse und gemeinere Vögel) an den niederen Adel, an Klöster und Städte. Nur schädliche Tiere wie Bären und Wölfe konnte jedermann erlegen. Unberechtigte Jagd wurde den schwersten Verbrechen zugesellt und mit den härtesten Strafen belegt, meist mit raffinierter Todesstrafe. Da infolge dieses Druckes die freien Bauern immer mehr zu Hörigen wurden, die man seit 1289 Leibeigene nannte, befand sich seit dem 15. Jahrhundert beinahe aller Grundbesitz in den Händen des Adels oder der Kirche. Die Bauern mußten schwere Zinsen entrichten und konnten nur durch die Flucht in die Städte und in die Ansiedelungen der den Slawen abgenommenen Länder die Freiheit erwerben. Die zurückgelassenen Wohnorte wurden von den Herren in ihre Güter einbezogen, und viele Dörfer verschwanden vom Erdboden. Weiterem Abgange suchten die Herren durch vermehrte Freilassungen Leibeigener vorzubeugen, die eben doch nur „Bauern" blieben.

In den Schriften ihrer Feinde, der Edelleute und Städter, werden die Bauern, die nicht schreiben konnten, als roh, dumm, falsch, boshaft und, wenn sie etwa wohlhabend wurden, als hochmütig und verschwenderisch geschildert. Es gab in der That einzelne reiche Bauern,

die auch zum Teile übermütig wurden. Schon im 13. Jahrhuudert werden von ihnen üppige und wenig anständige Tänze und Spiele berichtet, und eine Bauernhochzeit des 13. Jahrhunderts wird so geschildert, als ob ihre Teilnehmer nur Räuber und Diebe gewesen wären. Ueber eine weitere aus dem 14. Jahrhundert erfahren wir, daß die Trauung ohne Geistlichen durch einen Greis vorgenommen wurde und eine kirchliche Feier erst nach dem Gastmahle und der Brautnacht folgte, worauf das Essen und Trinken in unmäßigster Weise von neuem begann und eine allgemeine Prügelei den Schluß machte.

Es fehlte indessen den Bauern jener Zeit nicht an ernsten und wohlthätigen Einrichtungen. Ein Dorf oder eine Gesamtheit mehrerer Weiler und Höfe bildete eine organisierte Bauerschaft. In manchen Landschaften kamen dazu noch Schutzgilden zur Unterstützung der Armen oder durch Naturereignisse Beschädigten, die Versammlungshäuser hatten und diese sowohl zu ernsten als heiteren Anlässen benutzten. Die Gildenbrüder standen einander im Leben und beim Tode mit Rat und That bei.

Viele schöne Züge bietet aus dem Volksleben auch die Reihenfolge der in den einzelnen Jahreszeiten gefeierten Kirchenfeste, wie Fastnacht, Ostern, Pfingsten, Weihnacht u. s. w. Mit dem Christentum in Einklang gebrachte Gebräuche aus der Heidenzeit verschönerten den Anfang des Frühlings, des Sommers u. s. w., teilweise durch Feuer, besonders auf den Höhen, den Mai durch Einholen des Maibaumes, Weihe des Maiwassers u. s. w.*)

In den Bauerschaften der Schweiz, den Waldstätten, war und ist noch die Landsgemeinde (die über alle Gesetze abzustimmen und die oberen Behörden zu wählen hatte und in einigen Kantonen noch hat) ein nicht nur politisches, sondern allgemeines Volksfest.

Die Fastnacht, die Fortsetzung der römischen Luperkalien (s. oben S. 291) gab Anlaß zu auch in andere Zeiten versetzten närrischen Einfällen, wie z. B. die Narrengerichte, von denen das bairische Haberfeldtreiben ein Rest ist.

---

*) Siehe Allg. Kulturgeschichte, III, S. 252 ff. Kulturgesch. des deutschen Volkes, 2. Aufl., I, S. 341 ff.

Sechster Abschnitt.

Alte Fesseln.

I. Geistige Fesseln.

1. Der Aberglaube.

Da die abendländische Kultur, oder wie man sie gewöhnlich, aber ungenau, nennt, das europäische Mittelalter, nichts anderes bedeutet als die Jugendzeit der in der sog. Völkerwanderung auf die Bühne der Geschichte tretenden Völker, so ist es nur folgerichtig, daß dieser Teil der weißen Menschheit, wenn auch durch die Kreuzzüge aus seiner Einseitigkeit im Denken und Handeln herausgerissen und in weitere Gesichtskreise hinausgerückt, noch nicht mit einem Schlage die Kinderschuhe seiner ursprünglichen geringen Kultur ablegen und gleich die Höhe geistigen Schaffens ersteigen konnte, die im Kreise der mittelländischen Kultur die Hellenen und ihre Schüler, die Römer, erreicht hatten. Dies war um so weniger zu erwarten, als die germanischen Stämme das Römertum und mit ihm die letzten Regungen des Griechentums erst auf einer sehr tiefen Stufe der Entartung, des Gesunkenseins und des Verfalls kennen gelernt hatten. Was die Seelen dieser heruntergekommenen Römer damals erfüllte, nämlich Aberglaube, Unduldsamkeit, Grausamkeit und Sittenlosigkeit, das ging, nicht sofort, aber allmählich, auch in das Leben und Fühlen der bis dahin naiven und sittenreinen Germanen über.

Im Laufe der Jahrhunderte nahmen diese Untugenden, die das Christentum, so sehr sich ein guter Teil seiner Verkündiger darum bemühte, nicht ausrotten konnte, weil ein anderer Teil seiner Diener sie vielmehr mit neuen Formen umkleidete, einen dem Namen nach christlichen, aber in Wahrheit vom reinen Christentum abgewandten Charakter an. Während vortreffliche Priester in Menschenliebe, Unterricht, Kunst und Wissenschaft eine segensreiche Wirksamkeit entfalteten, thaten sich andere, nicht aus böser Absicht, aber aus blindem Eifer für eine Sache, die sie irrigerweise als eine gute betrachteten, darin hervor, Aberglauben, Unduldsamkeit und Grausamkeit zu angeblich christlichen Zwecken auszuüben oder ihre Ausübung wenigstens zu dulden, ja zu unterstützen, so daß eine Auffassung nicht ausbleiben konnte, die ebenso wie jene Untugenden, so auch die weitere der Sittenlosigkeit für erlaubt hielt.

Das waren die alten Fesseln, in die sich die abendländische Kultur schlagen ließ oder selbst schlug und die weit über das sog. Mittelalter

hinaus bis tief in die teilweise mit Unrecht diesen Namen tragende Neuzeit herabreichten.

Unter diesen Fesseln ist die älteste wohl der Aberglaube, dessen allgemeinen Charakter wir bereits (s. oben S. 60 ff.) gekennzeichnet haben und dessen Wirken im christlichen Abendlande nun zu skizzieren ist.

Unter seinen in diesem Umkreise gepflogenen Abarten nimmt die Alchemie eine eigenartige Stellung ein. Ihre Heimat soll Aegypten sein, woher sie durch die Araber über Spanien nach Mitteleuropa gelangte. Volkstümlich wurde sie nie, sondern blieb ein Geheimnis gelehrter Kreise und solcher, die sich dafür hielten*). Ursprünglich war ihr Zweck die Aufsuchung geheimer Kräfte in Naturdingen aller Art, die aber bald in dem Streben nach Herstellung von Silber und Gold aus anderen Stoffen gipfelte, was in ein System gebracht wurde. Dazu gesellte sich aber noch die Aufsuchung eines Zaubermittels, des „Steines der Weisen", durch das die Heilung aller Krankheiten, die Verlängerung des Lebens und die Verjüngung des Menschen bewirkt werden sollte. Einzelne Alchemisten behaupteten auch die Möglichkeit der Erzeugung eines Menschen ohne Eltern (des homunculus). Der erste europäische Alchemist von Bedeutung war Albert der Große (s. oben S. 441); ihre Blütezeit hatte sie unter Theophrastus Paracelsus zu Anfang des 16. Jahrhunderts, spukte aber bis in das 18. Jahrhundert hinein, doch nicht ohne zur Begründung der Chemie als Wissenschaft beigetragen zu haben. Päpste und Könige verboten sie ohne Erfolg; mehrere Fürsten richteten sich durch sie zugrunde.

Andere Ziele hatte eine Gruppe falscher Wissenschaften, die den gemeinsamen Zug hatten, aus verschiedenen Dingen das Schicksal des Menschen wahrsagen zu wollen. Die an ihrer Spitze stehende Astrologie glaubte es in den Sternen zu lesen, unter deren Stellung jemand geboren war; das nannte sie die Nativität, und fertigte daraus das Horoskop oder Prognostikon, den Lebenslauf des Betreffenden. Traf das Vorausgesagte nicht ein, so fehlte es nicht an Ausreden; thatsächlich aber hat dieser Wahn der wissenschaftlichen Astronomie vorgearbeitet. Aus der Beschaffenheit des Erdbodens weissagte die Geomantie, des Wassers die Hydromantie, der menschlichen Hand die Chiromantie, der Gesichtszüge die Prosopomantie oder Physiognomik; alle diese Mantien haben sich bis auf die neueste Zeit erhalten und sind noch durch die Graphologie oder Schriftdeutung vermehrt worden. Nicht so lange, d. h. nur bis etwa in das 16. Jahrhundert, behaupteten sich die Nekromantie, d. h. Toten-, Geister- und Teufelsbeschwörung, als deren Hauptvertreter der sagenumsponnene „Doktor

*) Kopp, Herm., Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. 2 Bde. Heidelberg 1886.

Faust" galt, die meist damit verbundene Magie oder Zauberei, die besonders von Juden und Hebraisten betriebene Kabbala, die aus den Buchstaben des hebr. A. T. allerlei Geheimnisse herauszufinden meinte u. s. w.

Alle diese Deutereien interessierten weitere Kreise nur, soweit sie ihnen in das Lebensschicksal griffen; betrieben wurden sie ausschließlich von gelehrten und ungelehrten Schwärmern, Schwindlern und Abenteurern. Das Volk im weitesten Sinne ließ sich hingegen gern von Ideen fortreißen, in denen es eine religiöse Macht und Kraft thätig sah oder zu sehen glaubte. Dahin gehören z. B. die Kreuzzüge zu einem guten Teile. Als sie bereits in der Abnahme begriffen waren, trat eine neue Erscheinung auf — ganze Züge von Büßern, die verschiedene Länder durchwanderten und sich dabei selbst geißelten, zuerst im Jahre 1260. Ein weit größeres Aufsehen aber erregten die Flagellanten oder Geißelbrüder im Jahre 1348, als die Seuche des „Großen oder Schwarzen Todes" weite Teile von Europa verheerte*). Er war eine morgenländische Beulenpest und so ansteckend, daß ganze Häuser, Straßen, Dörfer und Flecken ausstarben. In Städten wie Venedig und London starben 100 000 Menschen, in Florenz 60 000, in Paris 50 000 u. s. w., im ganzen etwa 25 Millionen. Die herrschende Unreinlichkeit und Unmäßigkeit und der Mangel an medizinischen Kenntnissen beförderten das Uebel. Um dieses zu beschwören, setzten sich jene Geißlerzüge in Bewegung, in Prozessionsform und unter Glockengeläute, und geißelten sich auf offenen Plätzen, Männer und Weiber, während ihnen fortwährend neue Teilnehmer zuliefen, darunter auch Gesindel, das den Anlaß zum Stehlen benutzte. Sonst eiferten die Geißler gegen Trunksucht, Spielen, Fluchen, Tanzen und üppige Moden, beteiligten sich aber an den Judenverfolgungen jener Zeit (s. unten S. 477). Papst Clemens VI. verbot den Unfug im Jahre 1349, aber nur mit langsamem Erfolge. Ein ähnlicher Wahn rief 1374 die Züge der Tänzer hervor, die tanzend und bettelnd die Rheinlande durchrasten und dabei lüderlich lebten. Dies wiederholte sich unter verschiedenen Formen noch öfter; ja es besteht noch heute in der Springprozession nach Echternach bei Luxemburg.

2. Der Teufels- und Hexenglaube.

Zwar gehören der Teufels- und der Hexenglaube auch zum Aberglauben, aber sie haben durch ihre Verknüpfung mit Theologie und Jurisprudenz eine viel weiter greifende Bedeutung erlangt. Diese beiden Glaubensformen stammen aus der falschen Annahme eines bösen

*) Hecker, Aug., Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters. Berlin 1865. S. 19 ff.

Prinzips (oben S. 72 f.), das seine Spitze in dem jüdisch-christlichen Satan (oben S. 276) erhielt. Je weiter sich das Christentum vom Urchristentum entfernte, je mehr es sich verheidnischte und verweltlichte, desto bösartiger und häßlicher wurde in der Phantasie beschränkter Menschen der Teufel, desto mehr wurde Gott selbst in seiner Allmacht durch seinen Widersacher beschränkt, desto buntere Geschichten wurden von den Anfechtungen der Menschen und von ihrer Besessenheit durch den oder die Teufel erfunden*). In die Gebräuche bei der Heiligsprechung wurde von Papst Alexander III. im 12. Jahrhundert ein „Rechtsanwalt des Teufels“ (Advocatus diaboli) aufgenommen, der gegen die Heiligsprechung plädierte. Während die Visionäre vom Jenseits (oben S. 398) und der große Dante noch den Teufel als in der Hölle angefesselt darstellten, ließ ihn der offizielle Glaube in einer von den antiken Satyrn entlehnten Gestalt herumschweifen, zu suchen wen er verderbe. Als seine Opfer wurden weniger Männer (Hexenmeister), als Frauen (Hexen) angenommen, die Nachfolger der in allen Religionen älterer Zeit vorkommenden Zauberer und Zauberinnen. In vernünftigerer älterer christlicher Zeit war nicht die Hexerei, sondern vielmehr die Bethätigung des Glaubens an sie (oben S. 381) strafbar gewesen. Der große Kirchenlehrer Thomas von Aquino aber erfand, eine Stelle des Augustinus mißverstehend, das Märchen von einer Buhlschaft zwischen Menschen und Teufeln**). Einen Schritt weiter ging Papst Gregor IX.; auf den Bericht des Konrad von Marburg (oben S. 410) gebot er die Bestrafung der Hexen gleich den Ketzern. Der Hexenprozeß war da, und im Jahrzehnt 1230—40 brannten bereits einige Dutzend angeblicher Hexen bei Trier. Johann XXII. bestätigte um 1330 die Verurteilung zauberischer Personen zum Feuertode. Jeanne d'Arc (oben S. 452 f.) wurde als Hexe verbrannt, weil sie ihr Vaterland gerettet, Agnes Bernauerin zu Augsburg ertränkt, weil ein Fürstensohn sie liebte. Die Dominikaner waren eifrigst an der Arbeit, den Hexenprozeß durch Bücher zu begründen, und auf ihr Ansuchen erließ Innocenz VIII. 1484 die große Hexenbulle, durch die der Hexenprozeß auf die Dauer befestigt wurde. Daraufhin schrieben die Dominikaner Krämer und Sprenger, die den Papst dazu aufgehetzt hatten und auch von ihm mit dem Einschreiten beauftragt waren, ihr entsetzliches Buch, den Hexenhammer (malleus maleficarum) in schlechtestem Latein (zuerst gedruckt 1489 in Köln), ein förmliches System des Teufels- und

---

*) Roskoff, Gust., Geschichte des Teufels. Leipzig 1869. — Längin, Georg, Religion und Hexenprozeß. Leipzig 1888. — Graf, A., Geschichte des Teufelsglaubens. Jena 1893. — Des Verf. Buch: Der Teufels- und Hexenglaube. Leipzig 1892.

**) Döllinger, Das Papsttum (neubearb. von Janus, München 1892), S. 125 f.

Hexenwahns und zugleich eine Schmähschrift gegen alle Vernunft, gegen die deutsche Nation und gegen das weibliche Geschlecht, dem von vornherein alles Schlechte zugetraut wurde.

Das angebliche Verbrechen der Hexerei sollte bestehen: 1) im Umgange mit dem Teufel, 2) im Besuche der Hexensabbate (d. h. Hexenversammlungen unter dem Vorsitze des Teufels) und 3) in der Macht, Menschen, Vieh und Früchte zu schädigen. Das Verfahren dagegen war formlos und willkürlich. Als Schuldbeweis galt alles, besonders — der Ruf als Hexe! Scheußliche Kerker nahmen die Unglücklichen auf, die roh und schamlos behandelt und stets gefoltert wurden. Aber nicht nur die Folter führte zu Geständnissen, sondern auch der allgemein herrschende Glaube an Hexerei, eine wahre Epidemie, die bei nervösen Personen krankhafte Einbildungen erzeugte. Eine große Rolle spielte die Angeberei, durch die man Feindinnen los werden konnte. Richter und Henker bereicherten sich durch die Hexenprozesse. Die Strafe war fast immer der Scheiterhaufen. Dieser wütete besonders in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, weniger in Schweden; Italien und Spanien warfen sich mehr auf die Ketzer. Nach der Reformation, aber erst nach Luthers Tod (der übrigens selbst an Teufel und Hexen glaubte) beeiferten sich die orthodoxen Protestanten, es den Katholiken gleich zu thun. So ging es fort durch das 16. und 17. Jahrhundert, und erst im 18. wurde die Verfolgung geringer und erlosch in dessen zweiter Hälfte.

Zur Abschaffung der Hexenprozesse hat weder die katholische, noch irgend eine der protestantischen Kirchen das mindeste beigetragen. Zuerst trat gegen diesen Greuel der Arzt Johann Weyer in Kleve 1550 auf. Wütende Erwiderungen erschienen gegen sein Buch, das auf den Index kam und unter Herzog Alba verbrannt wurde. Im 17. Jahrhundert wandte sich der edle Jesuit Friedrich Spe (ohne Genehmigung seiner Oberen) gegen den Hexenwahn, später der holländische Prediger Balthasar Bekker und der Professor Christian Thomasius in Leipzig, später in Halle. In Frankreich verbot der Minister Colbert 1672 unter Ludwig XIV. die Hexenprozesse, in Deutschland Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1721 und Kaiser Joseph II. 1787 für Oesterreich. In Baiern dauerten sie am längsten. Die letzte Hexe wurde 1782 zu Glarus in der Schweiz enthauptet. Im spanischen Amerika sind noch im 19. Jahrhundert Hexen verurteilt und verbrannt, in Osteuropa, Frankreich und Irland wenigstens vom Pöbel gelyncht worden.

3. Die Ketzer und die Inquisition.

Es hat in der Geschichte der christlichen Kirche niemals an Ketzereien (Häresien) gefehlt, wie bereits oben (S. 317 f.) gezeigt wurde, die aber oft nicht mehr auf Vernunftgründen oder ebenso sehr auf

vorgefaßten Meinungen beruhten wie die Glaubenssätze der herrschenden kirchlichen Richtung. Ein bestimmtes Verfahren gegen diese Abweichungen vom kirchlichen Glauben wurde aber erst seit 1183 eingeführt, in welcher Zeit durch päpstliche Dekrete der Grundsatz herrschend wurde, „daß jede Abweichung von der Lehre der Kirche und jede prinzipielle Auflehnung gegen eine kirchliche Satzung mit dem Tode und zwar in geschärfter Weise, durch das Feuer zu bestrafen sei" *). „Ob jemand völlig vom christlichen Glauben abfiel, oder ob er in einer einzelnen untergeordneten Frage abwich, ... wurde (nach der Vorschrift Papst Lucius' III. 1184) in derselben Weise als todeswürdiges Verbrechen behandelt". Innocenz III., unter dem das Konzil im Lateran 1215 die Inquisition einführte, rechnete unter die Ketzereien schon die Ansicht, daß der Eid verwerflich sei! In diesem Sinne lauteten die Verordnungen aller Päpste bis zur Reformationszeit.

Seit der Zeit der Kreuzzüge sind hauptsächlich zwei Gruppen von Ansichten, die die Kirche als ketzerisch erklärte, zu unterscheiden, die, obschon himmelweit auseinander stehend, von der Inquisition zusammengeworfen wurden. Die eine war orientalischen Ursprungs und mit der Sekte der Manichäer (oben S. 185) verwandt. Von ihrer gemeinsamen Grundanschauung, daß Gutes und Böses von zwei einander feindlichen Göttern herrühren, zweigten sich mehrere Sekten ab, die sich meist Katharer (Reine, davon verderbt „Ketzer"), in Illyrien aber Bogomilen, in Italien Patarener, in Südfrankreich Albigenser nannten. Die Stelle der Priester dieser „Gläubigen" vertraten die „Vollkommenen", die sich einem asketischen Leben widmeten. — Waren nach ihrer Grundanschauung die Katharer eigentlich keine Christen, so befliß sich im geraden Gegenteil zu ihnen die andere Gruppe, das ursprüngliche Christentum der Evangelien zur Wahrheit zu machen. Ihre Glieder nannten sich einfach Christen und unter sich Brüder und Schwestern, wurden aber je nach Zeit und Ort: Arme von Lyon, Waldenser, Arnoldisten (nach Arnold von Brescia, oben S. 440), Begharden, Lollharden, Gottesfreunde u. s. w. genannt**).

Die Inquisition wurde durch päpstliche Legaten in allen zur römischen Kirche gehörenden Ländern organisiert. Als Inquisitoren wurden 1233 durch Gregor IX. die Dominikaner bestimmt, die zugleich Aufspürer von Ketzern und Ketzerrichter waren. Innocenz IV. schrieb die Anwendung der Folter bei diesem Verfahren vor. In ein förmliches System brachte die Inquisition der päpstliche Generalinquisitor Nikolaus Eymericus (1320—1399). Zu den Thaten der Inquisition gehören u. a. die greuelvollen sog. Kreuzzüge gegen die

*) Döllinger, Das Papsttum, S. 114 ff.

**) Keller, Ludw., Die Reformation und die älteren Reformparteien Leipzig 1885.

Albigenser und Stedinger und das wütende Treiben Konrads von Marburg (oben S. 410). Unaufhörlich wurden an die römische Kurie Klagen gegen die Inquisitoren, „die ihr Amt häufig zu Gelderpressungen benutzten“, gerichtet, aber umsonst. Das Verfahren wurde nicht nur nicht gemildert, sondern vielmehr stets verschärft. Sogenannte Ketzer anzuzeigen wurde jedem Gläubigen, selbst den nächsten Verwandten, zur Pflicht gemacht. Die Namen der Zeugen vernahm der Angeklagte nicht; auch wurde ihm keine Verteidigung oder Appellation gestattet. Den Anwalt eines solchen Unglücklichen würde der Bann getroffen haben*).

Zur Verurteilung genügten zwei Zeugen; als solche wurden Menschen aller Art, selbst Verbrecher zugelassen. Ein Widerruf des erfolterten Geständnisses wurde nicht beachtet. Die unschuldige Familie des Gerichteten verlor ihr Vermögen an die Kurie und die Inquisitoren, zudem auch die bürgerlichen Ehren und Rechte. Zwar wurde der Vollzug des Todesurteils der weltlichen Gewalt überlassen; aber wenn sie sich dessen weigerte, so traf sie der Bann, und bei Verharren verfielen die Beamten selbst der Inquisition.

Von den Albigensern abgesehen, wütete die Inquisition am ärgsten gegen die sog. *Waldenser* und ihre Geistesverwandten im 14. Jahrhundert. Nachdem Ludwig der Baier sie beschützt, gab Karl IV. sie der Inquisition preis, und dies setzte sich auch im 15. Jahrhundert fort, in welchem das Schicksal des Johannes Hus und des Hieronymus von Prag in Konstanz auch den Waldenserbischof *Reiser* 1458 in Straßburg traf.

Am längsten dauerte die Inquisition in *Spanien*. Sie wurde dort durch das glaubenseifrige Paar *Ferdinand* den Katholischen und *Isabella* in Kastilien eingeführt und 1478 durch Papst *Sixtus* IV. bestätigt, obschon er mit dem König im Streite lag, der trotz der päpstlichen Gefälligkeit die Besetzung aller kirchlichen Aemter sich vorbehielt und sogar keine Bulle ohne seine Zustimmung zu veröffentlichen gestattete**). Eingerichtet wurde die spanische Inquisition 1481 in Sevilla, und ihr erstes Haupt war der furchtbare Mönch Thomas de *Torquemada*, der auch für Aragon als Generalinquisitor ernannt wurde. Die Inquisition war anfangs besonders gegen getaufte Juden (Marranos) und Mohammedaner (Moriscos) gerichtet, die im Verdachte des Rückfalls in ihre alte Religion standen; schon im ersten Jahre ihres Bestandes wurden deren an 300 lebendig verbrannt. In der ersten Zeit waren die Spanier, namentlich aber die Aragonesen, mit der Neuerung so wenig einverstanden, daß der

---

*) *Döllinger* a. a. O. S. 117 ff.

**) *Bezold*, Fr. v., Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890. S. 164 f.

Inquisitor Pedro Arbues von Epila 1485 in Saragossa, während er in der Kirche die Mette sang, von Verschworenen erschlagen wurde (er erlangte 1664 die Selig- und in unserer Zeit die Heiligsprechung). Wie die „Glaubens-Akte“ (Autos de fé, portug. da fé) weiter prasselten, werden wir im nächsten Abschnitt sehen.

4. Die Judenverfolgungen.

Nachdem die Juden unter Karl dem Großen und seinen ersten Nachfolgern Gleichberechtigung mit den Christen, ja sogar Begünstigungen genossen, gelang es fanatischen Geistlichen, an deren Spitze die Bischöfe Agobard und Amolo von Lyon im 9. Jahrhundert standen, nach und nach, bei Fürsten und Volk Haß gegen sie zu erregen. Sie wurden beschuldigt, Zauberei zu treiben, zu geheimen Gebräuchen Blut von geschlachteten Christen, besonders Kindern, zu verwenden, Brunnen und Quellen zu vergiften u. s. w. Man begann an vielen Orten sie zu vertreiben, wenn sie sich nicht taufen ließen, und förmliche Verfolgungen zu veranstalten, deren erste zu Anfang des 11. Jahrhunderts vorzugsweise in Mainz und Umgebung stattfand und zur Veranlassung den Uebertritt des Kaplans Wecelinus zum Judentum und dessen christenfeindliche Aeußerungen hatte.

Diese Verfolgung hatte dreierlei Gründe: den Religionshaß, den Rassenhaß und den Wucher der Juden, worin sie allerdings nicht allein standen, den sie aber doch vorzugsweise, und seitdem die litterarische Thätigkeit unter ihnen abgenommen, allgemein betrieben. Den Anlaß zum ersten größeren Judensturme bot der religiöse Haß; denn es war im Beginn der Kreuzzüge, als die zuerst zu diesen aufbrechenden zügellosen Haufen aus Frankreich bei ihrem Durchzuge in Trier und Köln die Juden, die Bischof Hermann III. und die Bürger von Köln umsonst zu schützen suchten, mordend überfielen, was in Regensburg und Prag Nachahmung fand. Aber auch das geordnete Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon vergriff sich nach der Einnahme von Jerusalem nicht nur an den Mohammedanern, sondern auch an den Juden, die in ihrer Synagoge verbrannt wurden*).

Wenn nun auch in der Zeit zwischen den einzelnen Kreuzzügen die Lage der Juden sich besser gestaltete, so gab doch jeder Kreuzzug wieder Anlaß, den Fanatismus gegen die Nichtchristen zu Flammen anzufachen. Der Haßausbruch gegen die Juden war damals gleichsam eine Vorbereitung zum Kampfe gegen den Islam. Vor dem Beginne des sog. zweiten Kreuzzugs schenkte Papst Eugen III. Allen, die das Kreuz nahmen, die den Juden schuldigen Zinse. Diese Bulle unter-

*) Eingehender in des Verf. Kulturgesch. des jüdischen Volkes, 2. Aufl. Jena 1893. S. 222 ff.

stützten die Aebte Bernhard von Clairvaux und Peter von Clugny, mahnten aber von Gewaltthaten ab. Doch läßt sich die einmal gereizte Bestie im Menschen nicht beliebig zügeln, und während in Frankreich die Juden ausgeplündert wurden, hetzte am Rhein ein französischer Mönch Rudolf das Volk zu Judenmorden, gegen welche Erzbischof Heinrich I. von Mainz und Bernhard von Clairvaux umsonst einschritten, ebenso der Bischof von Würzburg (1147). Seit dieser Zeit nahmen die Kaiser die Juden in ihren Schutz und nannten sie ihre Kammerknechte, hielten sie aber in einer Art von Hörigkeit danieder.

Dies verhinderte jedoch die weiteren Verfolgungen der Juden keineswegs. Während sie in Spanien günstig standen, ja zeitweise unter den christlichen Königen günstiger als unter den Mohammedanern, ebenso auch in Südfrankreich bei den freigesinnten Troubadours und den ketzerischen Albigensern, hatte in Mitteleuropa die Intoleranz einmal Blut geleckt und konnte nimmer davon lassen. In Willkür und Bedrückung gegenüber den Verfolgten that sich Philipp II. August von Frankreich hervor, während sein Zeit- und Kreuzzugsgenosse Richard Löwenherz von England die Juden schützte, aber nicht verhindern konnte, daß seine Unterthanen gleich den Franzosen mit Mord und Brand gegen sie wüteten, wozu auch Fulko, der Kreuzprediger Innocenz' III., gleich jenem Rudolf beitrug. Richards Bruder und Nachfolger Johann ohne Land war wieder ein heftiger Verfolger der Gehetzten.

Nicht besser ging es den „Kammerknechten" des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Ihre Rechte und Besitztümer wurden immer mehr beschränkt. Judenmorde, Plünderungen und Synagogenbrände waren nicht selten. Der Kaiser und die Fürsten, die dagegen einschritten, vermochten dies um so weniger, als Päpste, wie Innocenz III., die schwersten Anschuldigungen gegen die Juden erhoben und den Christen, die mit ihnen verkehrten, den Bann in Aussicht stellten. Es muß indessen gesagt sein, daß die Verfolgten nicht immer unschuldig an ihrem Schicksal waren. Ihr Wucher, ihr Spott und Hohn gegen das Christentum, und nicht zum wenigsten ihre Sucht, Christen zu Dienern, ja sogar zu Sklaven zu haben, forderten oft zu Angriffen heraus. Der genannte Papst führte auch die Vorschrift des Tragens der gelben Judenzeichen, das von den fanatischen Almohaden in Marokko und Spanien entlehnt war, auf christlichem Gebiete ein. Nun wurden die judenfeindlichen Herrscher immer häufiger; die christlichen Könige Spaniens gesellten sich ihnen bei, so auch Kaiser Friedrich II., der Hasser aller Religionen, und sein Gegenbild (wenn auch Freund) Ludwig der Heilige von Frankreich. Gregor IX. befahl die Einziehung und Verbrennung des Talmud; in Paris geschah dies mit 24 Wagen voll. Bald erfand man den weitern Gewaltakt, die Behandlung von Christen durch jüdische Aerzte (beinahe

die einzigen) zu verbieten (1246). Es war ein seltener Lichtblick, daß Innocenz IV. den Ritualmord für eine boshafte Erfindung erklärte und die Judenverfolgungen verdammte. Seine Nachfolger aber thaten nicht desgleichen. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden in England den Juden 244 000 Pfd. Sterling abgenommen und in London 1264 ihrer 1500 totgeschlagen. Seit 1267 in Oesterreich und seit 1269 in Frankreich mußten die Juden außer ihrem Zeichen noch einen gelben oder roten Hut tragen. Getaufte und sogar Mönche gewordene Juden waren oft die heftigsten „Antisemiten", an deren Spitze natürlich die Dominikaner standen. Am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wurden die blutigen Judenhetzen häufiger und furchtbarer. Ein Edelmann Namens Rindfleisch vollführte in Franken 1298, als die blödsinnige Sage ging, die Juden hätten eine Hostie geschändet, mit einem Pöbelhaufen eine eigentliche Mordreise durch Franken, Baiern und Oesterreich. Aus England wurden alle Juden, 16 000 an der Zahl, vertrieben; dasselbe that Philipp der Schöne (oben S. 432 f.) in Frankreich, wo, nachdem sie unter seinem mildern Nachfolger zurückgekehrt waren, ein Pöbelhaufe, die Pastourels genannt, der 1315 einen Kreuzzug unternehmen zu wollen schien, auf beiden Seiten der Pyrenäen 120 Judengemeinden vernichtete.

Alles Frühere aber übertrifft die Katastrophe in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Voran gingen 1336 und 1337 die Judenschlächterei durch die Bande der beiden Raubritter Armleder im Elsaß (deren einer allerdings hingerichtet wurde) und der Judenmordbrand zu Deggendorf in Baiern. Zur Zeit des Schwarzen Todes aber (s. oben S. 470) und der Geißlerfahrten erging (1348 und 1349) eine wahre Mordflut von Katalonien her über Frankreich und Deutschland hin, und die Judengemeinden aller größeren Städte gingen zu Grunde..

Es ist aber merkwürdig: so oft man die Juden, soweit nicht gemordet, vertrieben hatte — immer ließ man sie wieder einwandern; so sehr man über ihren Wucher erbittert war, konnte oder mochte man sie nicht entbehren! Große Morde und Brände wurden noch 1384 in Nördlingen und 1386 in Prag verübt, dieser mit Billigung des elenden Wenzel (oben S. 445), der auch alle Judenschulden aufhob. Mit dessen Absetzung (1400) hörten die blutigen Verfolgungen in Mitteleuropa auf. Nachdem sie eben auch Spanien ergriffen und viele Tausende von Opfern gefordert hatten, häuften sich dort die Bedrückungen und Metzeleien während des 15. Jahrhunderts und gipfelten in der Inquisition (oben S. 473). Da diese nur die getauften Juden verbrennen durfte, befahlen Ferdinand und Isabella sofort nach der Eroberung Granadas (1492) die Vertreibung aller Juden aus sämtlichen spanischen Besitzungen, und zwar aus dem Grunde, weil sie den Rückfall der Getauften verschuldet hätten! Sie mußten Hab und

Gut zurücklassen und auswandern, 300 000 an der Zahl. Da ihrer viele nach Portugal flohen, wurden sie auch hier vertrieben. Es blieben ihnen als Asyle nur noch Afrika und die Türkei übrig, wo sie gute Aufnahme fanden. Frei von Gewaltthaten blieben die Juden in Ungarn, besonders aber in Polen, wo sie sich seit Kasimir dem Großen (1334) sehr wohl befanden und daher auch an Zahl zunahmen, in der Kultur aber zurückgingen.

II. Soziale Fesseln.

1. Reste der Sklaverei.

Das Christentum hat zwar in vielen Beziehungen die Lage der Sklaven gemildert, die Sklaverei aber keineswegs aufgehoben. Vielmehr ist seit dem 9. Jahrhundert im Verhältnis der Kirche zur Sklaverei ein bedenklicher Rückschritt zu beobachten*). Das mit dem Dekrete Gratians von Bologna (1150, oben S. 394) beginnende kanonische Rechtsbuch anerkennt die Sklaverei als „ein legales Rechtsverhältnis", umsomehr, als die Kirche Großgrundbesitzerin war und daher zahlreiche Sklaven besaß. Es heißt dort, daß eine Kirche einen eigenen Priester haben solle, wenn sie wenigstens zehn Sklaven besitze. Die Sklaven gingen mit den kirchlichen Gütern bei Pachtungen und Schuldverschreibungen von dem einen Vertragschließenden auf den anderen über. Ein Vater, der Sklave war, hatte über die Hand seiner Tochter nichts zu bestimmen; denn einem Sklaven stand kein freier Wille zu. Kinder eines Freien und einer Sklavin, oder umgekehrt, waren der Sklaverei verfallen. Den Sklaven war verboten ein Testament zu machen. Die römisch-heidnischen Vorschriften über die Rechtlosigkeit der Sklaven wurden in das kanonische Recht aufgenommen, das gleich jenen die Sklaven als verkäufliche, vertausch- oder verschenkbare Sachen erklärte, wofür zahllose Urkunden sprechen. Den Sklaven war seit 1035 der Priesterstand verschlossen, den ihnen Papst Leo I. noch unter Umständen eröffnet hatte. Denn der Sklavenstand wurde als ein ehrloser (vilis) bezeichnet. Freigelassene konnten zwar Priester werden; aber ihr Vermögen fiel an die Kirche zurück. Dagegen verdammte die Kirche das Halten christlicher Sklaven durch Juden und erklärte solche als frei, wenn auch erst nach einer gewissen Zeit. Der große Kirchenlehrer Thomas von Aquino verteidigte, gestützt auf den Heiden Aristoteles,

---

*) Buchmann, J., lic. theol., Die unfreie und die freie Kirche in ihren Beziehungen zur Sklaverei, zur Glaubens- und Gewissenstyrannei und zum Dämonismus. Breslau 1875. S. 29 ff. — Brecht, Theod., Kirche u. Sklaverei. Barmen (1889). S. 47 ff.

die Sklaverei; ja er rechnete die Bauern überhaupt nicht zum Staate, sondern nur Adel und Priester. Nach ihm waren auch die Juden Sklaven der Kirche von Rechts wegen. Sein Schüler Aegidius erklärte infolge des Sündenfalles die Sklaverei für eine christliche Einrichtung.

Zwischen Unfreien und Sklaven gab es keinen wesentlichen Unterschied; beide hatten denselben lateinischen Namen (servi); derjenige der Sklaven kommt von den beim Vordringen der Deutschen nach Osten unterworfenen Slawen. Durch diese und in den Kreuzzügen gefangene Sarazenen wurden die Lücken ersetzt, die durch die Freilassungen der Kirchen- und Herrensklaven entstanden waren; die Freigelassenen wurden zu Hörigen oder Halbfreien, die nicht verhandelt wurden, aber an die Scholle gebunden waren. Sie mußten es auch stets fühlen, daß sie Sklaven gewesen und nicht viel Besseres geworden waren. Die Freilassung schon kostete Geld; sie mußten gegen diese Gunst Frondienste leisten, Zehnten und Zinsen zahlen; selbst im Tode fielen „Besthaupt“ und „Bestgewand“ an den Herrn (s. oben S. 423 f.). Sie durften vom anvertrauten Boden nichts veräußern. An den Herrn (Kirche oder Junker) fiel auch das Gut kinderlos Verstorbener. Heiraten durften die Hörigen nur in ihrem Stande oder unter diesem*); die Kinder folgten immer dem geringeren Teile. Aus Frömmigkeit und Not wurden Mengen von Freien Hörige oder Sklaven der Kirche, deren menschliches Eigentum stärker anwuchs als das der weltlichen Herren, zum großen Verdrusse der Könige, denen damit die Kirche über den Kopf wuchs und die Krieger wegnahm. Am Ende des 13. Jahrhunderts gab es beinahe keine Freien mehr außer den Adeligen, Priestern und Bürgern der Städte.

Sklaven von fremder Herkunft waren die bereits erwähnten Slawen oder Wenden. Andere hatten die christlichen Spanier in ihren Kriegen mit den Mohammedanern in Menge erworben, wie hinwieder diese christliche Sklaven, welches Los auch ungezählte Scharen gefangener Kreuzfahrer traf. Diese loszukaufen, hat sich die Kirche redlich und unablässig bemüht, namentlich durch den um 1200 gestifteten Orden der Trinitarier, der aber seit dem 14. Jahrhundert seinen Zweck vernachlässigte und schließlich entartete**). Der Handel mit fremden Sklaven ging ungestört fort. Die deutschen Ritter in Preußen hielten litauische und ruthenische Sklaven und Sklavinnen und verkauften sie gelegentlich. Seit dem Beginne der Türkenkriege (s. oben S. 416 f.) gab es türkische Sklaven in christlichen Ländern. Venedig und Genua ver-

*) Die Heirat kostete eine außerordentliche Abgabe. Deren obscöne Bezeichnung in Urkunden und öftere Gewaltthaten schlimmer Herren haben zur Legende von dem nicht als „Recht“ nachweisbaren Jus primae noctis geführt. Vergl. Schmidt, Karl, Jus primae noctis. Freiburg i. B. 1881. — Derselbe, Der Streit über das J. pr. n. Berlin 1884.

**) Brecht a. a. O. S. 148 ff.

handelten fremde Sklavinnen zu unsittlichen Zwecken, ohne Bedenken auch christliche (Griechinnen, Russinnen u. a.).

Die Sklaverei hatte aber noch andere Quellen. Papst Benedikt VIII. (1012—24) erklärte die Kinder der Geistlichen (wenn auch ehelich) als Sklaven der Kirche, Bonifaz VIII. (1294—1303) die Unterthanen seiner Feinde, der Familie Colonna, Clemens V. (1305—13) wegen eines Streites mit Venedig die Venetianer und ihre Kinder bis ins vierte Glied, Johann XXII. (1316) und Nikolaus V. (1449) alle, die den Sarazenen, d. h. Türken, Waffen, Pferde und Lebensmittel lieferten, Gregor XI. (1371—75) und Sixtus IV. (1471—84) die Florentiner, Julius II. (1503—13) die Bolognesen, Paul III. (1534—49) wegen des Abfalls Heinrichs VIII. die Engländer, Pius V. (1569) die seinem Austreibungsbefehle nicht folgenden Juden — alle natürlich, soweit sie nicht erreichbar waren, ohne Erfolg. Ernster ist die Thatsache, daß Nikolaus V. dem König Alfons V. von Portugal erlaubte, die unterworfenen Sarazenen und Heiden in Sklaverei zu versetzen. Schon während des ganzen 15. Jahrhunderts wurden in Spanien und Portugal Mauren und Neger als Sklaven verkauft. Schon gleich nach seiner großen Entdeckung machte Columbus die verfügbaren Indianer zu Sklaven; ihren Verkauf in Spanien verhinderte Isabella. In Amerika aber ging die Versklavung, gestützt auf das Geschenk der Neuen Welt durch Papst Alexander VI. an an die beiden iberischen Reiche, ungehindert weiter *).

Als der Dominikaner Bartolomé de las Casas die damit verbundenen Greuel mit ansah, seine Bitten um Abhilfe aber hart abgewiesen wurden, schlug er 1517 vor, statt der Indianer eingeführte Neger zur Arbeit in Amerika zu verwenden. Kaiser-König Karl V. gestattete dies; die Folgen werden wir weiter unten berücksichtigen.

Papst Paul III. hatte zwar 1537 die Sklaverei der Indianer verboten; aber er selbst begünstigte eine andere Art von Sklaverei in Rom selbst. Dort wurden nämlich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gekaufte Sklaven und Sklavinnen gehalten**). Es waren dahin teils im Kriege gefangene Türken, teils diesen abgenommene Christensklaven gebracht worden. Jene verwendeten die Päpste als Galerensträflinge, diese ließen sie frei. Waren auch jene zur Taufe bereit oder selbst getauft, ohne Lösegeld erhielten sie die Freiheit nicht. Weitere wurden dazu gekauft, sogar vertürkte Griechenkinder waren darunter. Selbst die zur Galere Untauglichen blieben Gefangene. — Die nämlichen Verhältnisse bestanden in Neapel, und beide Staaten lieferten einander die flüchtigen Sklaven aus. Auch in Genua hielten Edle und

---

*) Ingram, John Kells, Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit, übers. von L. Katscher. Dresden u. Leipzig 1895. S. 103 ff.

**) Brecht a. a. O. S. 184 ff. nach den archivalischen Forschungen von Bertolotti in Mantua 1879, mit Urkunden.

Bürger solche Sklaven, mißhandelten und verkauften sie, auch wenn sie Christen geworden.

Diese Thatsachen sind wenig bekannt, aber buchstäblich wahr. Wie wir noch sehen werden, sind alle Schritte zur Abschaffung der Sklaverei bis auf unsere Zeit von weltlicher Seite ausgegangen. —

2. Verachtete Leute.

Wenn auch nicht mit solcher Gewaltthätigkeit wie Hexen, Ketzer und Juden, so wurden doch gewisse Gruppen eingeborener Christen im sog. Mittelalter auf entwürdigende Weise behandelt, ohne dies irgendwie durch Vergehungen verdient zu haben; es geschah dies nur infolge ihrer Herkunft oder ihres Berufes. Der Herkunft wegen traf dies Schicksal die Leibeigenen, die unter herrschenden Völkern lebenden Unterworfenen (wie die Wenden in Ostdeutschland, die Cagots und ähnliche Stämme in Frankreich, die Iren in Britannien u. a.), die zu Anfang des 15. Jahrhunderts aus Indien über Aegypten eingewanderten Zigeuner und die unehelichen Kinder (Bastarde), soweit sie nämlich von liederlichen Dirnen, Geistlichen oder aus einem Ehebruch stammten; Kinder unverheirateter Leute weltlichen und zugleich ehrlichen Standes erfreuten sich gleicher Rechte wie eheliche; selbst das Zusammenleben der Eltern galt nicht als anstößig *).

Die Verachtung gewisser Berufsarten rührt wohl ursprünglich von der Geringschätzung her, mit der die alten Germanen auf die Leute herabsahen, die nicht zum „Volk in Waffen" gehörten. Dies waren die Hirten und Müller; dazu kamen mit der Zeit die „fahrenden Leute" (Musikanten, Gaukler u. s. w.), die öffentlichen Dirnen und ihre Wirte und noch später die Hofnarren. Weiter vermehrt wurden diese Ausgestoßenen durch das Zunftwesen der Städte. Dieses führte nämlich zur Verachtung aller Leute, die nicht den anerkannten Zünften angehörten, und ihrer Nachkommen. Ihr Umkreis war in verschiedenen Städten ein abweichender; ziemlich allgemein wurden dazu gerechnet die Bader, deren Lokale meist nicht in gutem Rufe standen, die Leineweber, die gleich den Müllern für wenig gewissenhaft galten u. a. Erklärlicher ist, daß zu den „unehrlichen Leuten" alle gezählt wurden, deren Beschäftigung einen widerlichen, unreinlichen oder abstoßenden Charakter oder Beigeschmack hatte, wie die Abortreiniger, Gassenkehrer, Totengräber, Schinder, Zöllner (diese wegen ihres Rufes in der Bibel), Turmwächter, Gefangenenwärter, Nachtwächter, Häscher, Bettelvögte und Bettler, vor allen aber die Scharfrichter und Henkersknechte, die es erst seit dem 14. Jahrhundert infolge der Einführung des römischen Rechtes gab (vorher waren Todes- und Körperstrafen selten und

*) Beneke, Otto, Von unehrlichen Leuten. 2. Aufl. Berlin 1889.

wurden durch die Richter oder die Angehörigen der Opfer des Verbrechens vollzogen). Die Henker hatten im Wirtshause ihren eigenen Tisch, in der Kirche ihren eigenen Stuhl, beim Abendmahle einen eigenen Kelch. Wer mit ihnen umging, wurde selbst unehrlich und mußte durch die Ceremonie des Fahnenschwenkens ehrlich gemacht werden. Niemand berührte sie; zur Erfüllung ihrer Aufgabe waren andere „Unehrliche“ behilflich; den Galgen mußten die Leineweber bauen, die Leitern dazu die Müller liefern. Die meisten verachteten Gewerbe wurden im 18. Jahrhundert durch Reichsgesetze ehrlich erklärt; nur die Henker blieben noch bis in das 19. Ausgestoßene.

Verachteter noch als die ansässigen „Unehrlichen“ waren die „fahrenden Leute“, d. h. alle, die keine feste Heimat hatten und um Lohn sich produzierten, sangen, spielten, fochten u. s. w. Soweit sie aber im Kriege dienten, wie die Spielleute, oder in städtische Dienste traten, wie Kunstgeiger, Kunstpfeifer u. s. w., erhielten sie, wie auch die Müller und Weber, die Ehrlichkeit im 16. Jahrhundert; die Schauspieler aber waren ja an vielen Orten bis in unsere Zeit verfemt!

Endlich gab es auch unehrliche Leichen, wie die der Hingerichteten, Gebannten, Ketzer, die man auf einer Kuhhaut zum Grabe schleppte und in ungeweihter Erde verscharrte. Die im Duell Gefallenen, seit dieses kein Gottesgericht mehr war, traf ähnliches Schicksal; die Selbstmörder vollends wurden am Wasser verscharrt oder ins Feuer geworfen.

Gerechtfertigter als in den obigen Fällen war die Verachtung der Verbrecher, die in großen Banden die Länder unsicher machten, was uns auf die durch diesen Umstand einigermaßen begreiflich werdende Barbarei der Justiz in jenen Zeiten führt.

3. Barbarische Justiz.

Es war im ganzen das 13. Jahrhundert, das letzte der Kreuzzüge und des echten Rittertums, in welchem die Ketzer- und Hexenprozesse häufiger wurden, ja eigentlich erst recht anfingen, und in welchem auch das Strafrecht überhaupt einen schärferen und strengeren Charakter annahm, als es früher hatte; es war auch die Zeit der Einführung des römischen Rechtes (s. oben S. 449). Ihren Höhepunkt aber erreichte diese Verschäfung erst im 15. bis 17. Jahrhundert, in argem Widerspruche mit der in dieser Zeit sich vorbereitenden Höhenentwickelung der Künste und Wissenschaften.

Im Gebiete des Strafrechtes sind die Wahrzeichen dieser Periode die Folter und die barbarischen Leibes- und Todesstrafen. Es muß aber dabei bemerkt werden, daß damals eine geradezu unglaubliche Roheit der Menschen den Menschen gegenüber, wogegen die Kirche

mit all ihren Dogmen und all ihrem Kultus nichts ausrichtete, die eines tieferen psychologischen Blickes unfähigen und in ihrer Art ebenfalls rohen Richter geradezu zu grausamem und unmenschlichem Verfahren herausfordern mußte.

Die Folter oder Tortur war allerdings nichts Neues. Schon die morgenländischen Völker, die Griechen und Römer, kannten und übten sie, aber nur gegen Sklaven, um eine Aussage, ein Zeugnis oder Geständnis zu erlangen, und zwar nicht nur von richterlicher, sondern auch von privater Seite. Von den Römern ging die Folter leider auf die Germanen über, aber in weit geringerem Maße. Ja sie verschwindet sozusagen vom 8. bis 13. Jahrhundert und tritt dann plötzlich, mit Einführung des römischen Rechtes auf, wenn auch noch nicht in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Sie wurde in Deutschland bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nur selten und nur gegen Hochverräter angewendet.*) Im 15. Jahrhundert hatten die Gottesurteile ihr Ansehen verloren; auch den Zeugenbeweis hielt man für unzuverlässig; zuerst versuchte man nach dem Leumund der Angeklagten zu richten, kam dann aber auf die Ansicht, daß das Geständnis den Hauptbeweis liefere, und sodann auf die falsche Idee, daß ein solches durch die Folter, die bei Ketzern und Hexen bereits gebräuchlich war, am sichersten (?) zu erlangen sei. Nun ging der Greuel seine Bahn, der dem rohen Henkersknechte die Entscheidung über Schuld und Unschuld anheim gab. Die Willkür dieses Verfahrens erhielt einige, wenn auch immer noch höchst traurige und an Uebelständen reiche Regel erst durch die von dem Freiherrn Adam von Schwarzenberg verfaßte, 1507 in Bamberg und 1516 in Brandenburg eingeführte „Halsgerichtsordnung", die der Reichstag in Regensburg 1532 zur „Peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V. und des heil. Röm. Reichs" (P.G.O. oder Carolina) erhob.

Zur Anwendung der Folter gehörte vor allem ein düsteres Kellergewölbe mit möglichst vielen Marterwerkzeugen, die Folterkammer, deren Anblick (die „Territion") sehr oft genügte, dem Angeklagten ein Geständnis zu entlocken. Geschah dies nicht, so wurde zum Werke geschritten, das mit der völligen Entkleidung des oder der Angeklagten begann. Es wurde meist bei Nacht oder des Morgens früh gefoltert. Die Instrumente waren nicht überall die gleichen, aber im ganzen sehr ähnlich und überall gleich teuflisch. Die gebräuchlichsten waren die Daumenschrauben, die Beinschrauben, die Schnüre, die Leiter, der (mit eisernen oder hölzernen Stacheln) gespickte Hase, der Bock, Peitschenhiebe u. s. w. Dazu kamen häufig: das Beträufeln des Körpers mit Pech oder Schwefel, das Anlegen brennender Pflaster, das Abbrennen

*) Quanter, Rud., Die Folter in der deutschen Rechtspflege sonst und jetzt. Dresden 1900. S. 59 ff., 103 ff.

der Haare, das Aufziehen mit Gewichten an den Füßen, der Halskragen und vieles andere.

In Deutschland durfte nach der Carolina nur gefoltert werden, wenn starke Indizien vorhanden und das Verbrechen mit dem Tode oder sonst schwerer Strafe bedroht war, und wenn sich eine juristische Fakultät (die als Schöffengerichte galten) damit einverstanden erklärt hatte. Nur gegenüber den armen Hexen, bei denen es ja keiner Indizien bedurfte, genügte der Wille des Richters zur Folter. Was aber bei den geistlichen Gerichten gegen Ketzer geschah, entzog sich durchaus jeder Kontrole.

Die Folter wurde zuerst wie billig von Friedrich dem Großen 1754 abgeschafft, in anderen deutschen Staaten nach und nach später, in Oesterreich erst 1779, in Baiern 1806, in Württemberg 1809, in Hannover 1822, in Koburg 1828 (!).

Mit den Greueln der Folter wetteiferten jene der Leibes- und Todesstrafen. Zu jenen gehörten Abhauen von Fingern, Händen, Füßen, Ohren, Nase, Ausschneiden oder Aufnageln der Zunge, Ausstechen der Augen, Entmannung, Brandmarkung, Hautabziehen u. s. w. Die mildesten Todesstrafen waren: Enthaupten, Ertränken und Hängen. Teufel in Menschengestalt erfanden das Lebendigbegraben, in Oel sieden, Pfählen, Vierteilen, Rädern, die im Innern mit Stacheln besetzte „Eiserne Jungfrau" u. s. w. Den Ketzern, Hexen, Brandstiftern und Sodomiten war der Feuertod sicher. Und nicht genug an der Todesstrafe; sie wurde noch oft durch Reißen mit glühenden Zangen, Riemenschneiden aus der Haut, Verlust eines Gliedes u. s. w. verschärft*).

Wahrlich, der Mensch war lange Zeit eine Bestie und die Grausamkeit „die große Festfreude der Menschheit" (nach Nietzsche).

4. Unsitten der Zeit.

Die Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert war eine sehr naive; sie war unmoralisch, nach unserer heutigen Ausdrucksweise; aber sie machte durchaus kein Hehl daraus. Sie that alles offen und öffentlich, und niemand stieß sich daran als die wenigen Sittenprediger. Die Leute waren sich nicht bewußt, unrecht zu handeln; sie fanden das alles ganz natürlich, was man sich heute scheuen würde, offen zu thun, aber im geheimen eben — doch thut.

Ein sprechendes Beispiel dieser Thatsache sind die Bäder. Schon in alten Zeiten badeten bei den Germanen, wie Cäsar erzählt, beide Geschlechter gemeinsam in den Flüssen, und nachdem durch die Kreuzzüge die Badestuben aufgekommen waren, that man es auch in

*) George, J., Humanität und Kriminalstrafen. Jena 1898. S. 65 ff.

diesen, wenn schon nicht immer und überall. Aber sehr ungeniert war es doch, daß, wenigstens bei den unteren Volksklassen, die Leute, ja ganze Familien, sich zu Hause bis auf das Notdürftigste entkleideten und in diesem Aufzuge durch die Straßen nach der Badestube liefen*). Hier fiel dann die letzte Rücksicht weg. Es waren durchweg, nach morgenländischem Muster (das aber von den alten Römern herrührte, s. oben S. 305) Schwitzbäder mit Abreibungen durch weibliche Dienerschaft, die auch gar nicht spröde war. Nach dem Bade ruhte man in Betten aus, dies doch wohl nur die Wohlhabenden. Zweisitzige Badewannen für Paare zeigen damalige Bilder sehr drastisch. Die Bader riefen die Zeit zum Baden aus und gingen dabei ohne viel Hülle über die Straße. Nach dem Bade wurde ohne viel Anzug oft getanzt. Sogar Brautpaare begaben sich vor oder nach der Hochzeit mit Gefolge nach dem Bade und verteilten an die Gäste Badekappen und Bademäntel.

Gute Häuser, wie auch die Burgen und die Klöster, hatten ihre eigenen Badezimmer. Dem Gaste bereitete man vor allem ein Bad, worin der reisende Ritter von hübschen Mädchen bedient und mit Rosen bestreut wurde (wie schon in dem frommen Parsifal schalkhaft geschildert wird). In einem anderen Gedichte bedient ein Ritter seine badende Dame.

Die Städte waren reich an Badestuben; selbst in Dörfern gab es solche. Reiche stifteten welche für die Armen (Seelbäder). Es waren Orte der Geselligkeit, wo auch gegessen, getrunken und gespielt wurde.

Aehnlich, aber weit größer angelegt, war das Leben in den eigentlichen Badeorten. Solche waren Baden, Pfävers und Leuk in der Schweiz, Wildbad in Schwaben, Baden-Baden, Wiesbaden u. a., alle mit gemeinsamen Bassins, was der italienische Humanist Poggio bezüglich Badens im Aargau sehr anschaulich beschreibt. Da war ein lustiges Leben, an dem auch weltliche und geistliche Würdenträger teilnahmen. Man rühmte scherzend die günstige Einwirkung der Bäder auf die Fruchtbarkeit der Frauen und beklagte hinwieder im Ernste ihre entsittlichenden Folgen.

Seit der Reformation wurde das gemeinschaftliche Baden in Deutschland verboten. Aber es war zu spät. Das Ueberhandnehmen der Syphilis am Ende des 15. Jahrhunderts hatte die Badestuben aus Furcht vor Ansteckung in Verfall gebracht. Dagegen blühten die Badeorte weiter, in denen jedoch ein gesitteteres Leben Eingang fand. Die Flußbäder kamen wieder auf, aber mit Trennung der Geschlechter und mit anständiger Bedeckung. Die äußerliche Zimperlichkeit des 18. Jahrhunderts aber brachte alles offene Baden in Verruf.

---

*) Rudeck, Wilh., Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Jena 1897. S. 3 ff.

Dieselbe Offenheit und Naivetät wie in den Bädern herrschte auch in den weit bedenklicheren Frauenhäusern oder Töchterhäusern des Mittelalters. Man nannte die darin wohnenden Dirnen gemeine, arme, fahrende Weiber oder auch anders. Sie erscheinen in Deutschland seit dem 13. Jahrhundert (in Italien und Frankreich schon weit früher, in England im 12.). Es waren überall öffentliche Anstalten, in Deutschland von den Städten, anderswo von den Monarchen eingeführt und gehalten. Der König von Frankreich anerkannte die „filles folles de leurs corps“ als Korporation und hielt welche zum Dienst am Hofe. Man verachtete ihre Besitzer (Kuppler und Kupplerinnen), wie auch die Bewohnerinnen, bediente sich ihrer aber gern. Sie hatten ihre von den Behörden ausgehenden Reglements. Als ihr Zweck wurde angegeben, die ehrbaren Frauen und Jungfrauen vor Uebel zu schützen. Die Wirte zahlten Abgaben an die Behörden, auch an die geistlichen, wenn sie unter solchen standen. Die päpstliche Kammer in Rom machte keine Ausnahme davon und zog im 16. Jahrhundert jährlich 20 000 Dukaten aus dieser trüben Quelle. Die Dirnen mußten eine besondere auffallende Kleidung tragen. Daß sie gleich den heutigen hauptsächlich durch Gewalt und List, Verkauf und Kauf in diesen „Beruf“ gebracht wurden, ist nicht zu bezweifeln (s. oben S. 479 f.)*). Es scheint aber, daß sie (anders als die heutigen) frei ausgehen konnten. Sie hatten auch Corpsgeist und stürmten unberechtigte Frauenhäuser. Einheimische Leute durften weder die Wirtschaft führen, noch aufgenommen werden. Die Häuser mußten an der Stadtmauer oder in entfernten Straßen liegen. Dagegen nahmen die Dirnen an Volksfesten Anteil und gingen einziehenden Fürsten mit Blumensträußen entgegen, wozu der Stadtrat sie ausstattete; ja diese Behörde hielt hohe Gäste in jenen Häusern frei! Zu Zeiten (zu Leipzig in der Fastnacht) hielten die Dirnen (oder H . . . ., wie man ungescheut sagte) öffentliche Prozessionen. Niemand genierte sich, sie zu besuchen; doch war dies Geistlichen, Juden und Minderjährigen verboten.

Auch diese „berechtigte Eigentümlichkeit“ zerstörte teils die Reformation, teils führte der wirtschaftliche Zerfall der Frauenhäuser (und auch hier die Syphilis) ihr Ende herbei. Die Prostitution lebte aber unter anderer mehr heimlicher Gestalt später wieder auf.

---

*) Vergl. des Verfassers Buch „Die Gebrechen und Sünden der Sittenpolizei“. Leipzig 1893.

Siebenter Abschnitt.

Neue Bahnen.

I. Die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften.

1. Der italienische Humanismus.

Die abendländische Kultur hat einen Vorzug aufzuweisen, der sie hoch über die morgenländische und in vielen Dingen bedeutend über die mittelländische Kultur erhob und sie, sie allein, befähigte, eine neue, eine die ganze Erde umfassende Phase der Kulturgeschichte aus sich selbst heraus zu gestalten, was keiner ihrer Vorgängerinnen möglich gewesen war. Dieser Vorzug ist die seit dem 14. Jahrhundert auftauchende, im 15. deutlicher hervortretende und im 16. endlich siegende Richtung des Individualismus, d. h. des Sichgeltendmachens hervorragender Geister, die nicht, wie Asiaten und Aegypter, sogar Hellenen und Römer, nur den Charakter eines Zeitraumes und eines Volkes tragen, sondern als Menschen, als Individuen, nicht als Typen, groß waren und auch groß geworden wären, wenn sie einer anderen Zeit angehört hätten. Mit dieser Richtung tritt die abendländische Kultur in neue Bahnen ein und bereitet ihre Erweiterung zu einer die Erde umfassenden Kultur vor. Den Zeitraum, in dem diese Wendung eintrat, nennen wir die Renaissance, d. h. die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften. Bis dahin waren im Abendlande diese beiden Kulturzweige der Religion und Kirche unterthan gewesen; sie hätten, mit wenigen Ausnahmen, die an die vorchristliche Zeit anknüpften, wie z. B. das Nibelungenlied, überhaupt nicht ohne die Kirche bestehen können (Beweise sind: romanische und gotische Baukunst, höfische Ritterdichtung, Scholastik und Mystik); sogar in ihrer Opposition war dies der Fall gewesen (dies zeigten Erigena, Abälard, Meister Eckhard, Gottfried von Straßburg u. a.). Nun aber traten Kunst und Wissenschaft, nicht plötzlich, sondern allmählich, neben, statt unter die Kirche und stellten sich auf eigene Füße. Diese Bewegung begann in Italien; denn dieses Land war in der Befreiung von nationaler Beschränktheit dem übrigen Abendlande weit voraus*).

Der erste bedeutende Mensch, der eine volle und ganze, von Zeit und Ort unabhängige Individualität, wenn schon dessen unbewußt, entfaltete,

*) Burkhardt, Jakob, Die Kultur der Renaissance in Italien. 2. Aufl. Leipzig 1869. S. 105 ff. — Geiger, Ludwig, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1882. S. 5 f.

war Dante Alighieri (geb. in Florenz 1265, † in der aus politischem Haß gegen ihn verhängten Verbannung zu Ravenna 1321)*). Er beurkundet diesen Rang durch die Vielseitigkeit seines Geistes, die ihn befähigte, in allen Zweigen der Kultur, in denen die Renaissance sich bewegte, deren „Führer und Haupt“ zu sein. In seinem (latein.) Werke „de monarchia“ verfocht er die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche (im Gegensatze zu Bonifaz VIII., s. oben S. 394). Er war seines persönlichen Wertes sich bewußt und überzeugt, den Lorbeer des Dichters zu verdienen. Er kannte, studierte und verehrte das klassische Altertum (obschon des Griechischen nicht mächtig) und wählte Vergil zu seinem Führer. Er forschte nach den Naturgesetzen und nach den Geheimnissen des Weltalls, verwarf die Astrologie und begründete die Liebe zu den Naturschönheiten. Er erhob (in seiner Angebeteten, Beatrice) die Frau als gleichberechtigt an die Seite des Mannes und sah den wahren Adel im Verdienste, nicht in der Vererbung. Endlich begründete er die Litteratur seiner Muttersprache durch sein gewaltiges, ungeachtet dogmatischer und scholastischer Befangenheit in vielen Beziehungen freigesinntes Dichterwerk „la divina commedia“, das in seinen drei Teilen (Inferno, Purgatorio, Paradiso) und 100 Gesängen mit großartigem Blicke die Gottheit, die Welt und das Menschenleben umfaßt — „der Gipfel christlicher Poesie, die höchste Frucht der christlichen Kultur“ (Federn). Der genußreichste, ergreifendste und unabhängigste Teil des Riesenwerkes ist und bleibt die „Hölle“. Die beiden anderen sind von der Dogmatik zu sehr beeinflußt. —

Einen Schritt weiter als Dante that im Verständnis der Renaissance Francesco Petrarca (geb. in Arezzo 1304, † bei Padua 1374), der erste, der einen Berg bestieg, die landschaftliche Scenerie zu bewundern (1336). Er war Geistlicher, aber ordnete die Wissenschaft der Kirche nicht unter; er war begeisterter Latinist (auch er verstand nicht griechisch). In der Sprache Roms schrieb er dichterische (Epos „Africa“), geschichtliche und philosophische Werke, wurde 1341 in Rom als Dichter gekrönt, bekämpfte die Juristen und Aerzte seiner Zeit, die Astrologie und den damaligen Papstsitz, Avignon, den er aus eigener Anschauung kannte und hing dem römischen Republikaner Cola di Rienzi an. Mehr aber als durch all dies lebt er in der Nachwelt durch seine Liebe zu Laura de Sade und seine italienischen Gedichte (meist Sonette) an sie fort, obschon er von seinen lateinischen Schriften eine größere Meinung hatte**).

Glänzend als Schriftsteller, aber schwach als Mensch, folgte den beiden großen Dichtern als dritter Vorläufer der Renaissance Giovanni

*) Dante. Von Karl Federn. Leipzig, Berlin u. Wien 1899.
**) Wiese und Percopo, Geschichte der ital. Litteratur. Leipzig 1899. S. 123 ff.

Boccaccio aus Florenz (geb. in Paris 1313, † in Certaldo 1375). Weder erhaben wie Dante, noch schwärmerisch wie Petrarca, sondern glühend sinnlich besang er in Neapel seine Maria Fiammetta, die Muse seiner größeren Gedichte (Fiammetta und Filostrato). Er diente Florenz als Diplomat in welfischem Interesse, war Petrarcas Freund und Dantes Bewunderer, dessen Leben er schrieb und dessen Werk er in Florenz erklärte. Seine lateinischen archäologischen Werke sind so gut wie vergessen; dafür ist er unsterblich, als Vater der italienischen Prosa, durch seinen von ihm geringgeschätzten Decamerone, eine Sammlung von 100 Novellen, die von einer Gesellschaft junger Männer und Frauen während der Pest in Florenz (1348) erzählt wurden, ein Sittenbild von hohem Wert, den es durch die Unanständigkeit einiger Teile nicht verliert, weil die Zeit eben diese zu ihren Charakterzügen zählte.

Diese drei Männer charakterisieren bereits die italienische Renaissance, deren weiteren Verlauf wir hier nur skizzieren können. Der florentinische Staatskanzler Colluccio Salutato übersetzte Dantes großes Werk lateinisch, feierte Petrarca und Boccaccio und verdrängte das barbarische Latein durch die Sprache Ciceros. Luigi Marsiglio (1342—94) sammelte in Florenz alle um sich, die das klassische Altertum liebten. Drei Brüder Villani begründeten die Geschichtschreibung jener Zeit. Es bedurfte aber einer hochstehenden Person, um die Bewegung weiter zu fördern. Dies that Cosimo de'Medici (geb. 1389, † 1464), der seit 1434 Florenz beherrschte, nicht ohne Tyrannei, aber ebenso fromm, als mit Begeisterung die Künste und Wissenschaften pflegend. Unter ihm wurde es Mode, die italienische Muttersprache zu verachten und ihre drei großen Dichter gering zu schätzen. Seine Trabanten lebten nur im alten Rom. Unter ihnen war indessen Leonardo Bruni aus Arezzo (1369—1444) der erste, der, von dem Byzantiner Emanuel Chrysoloras unterrichtet, auch das Griechische zu pflegen begann; er ragte ferner als patriotischer Geschichtschreiber hervor, so auch Francesco Poggio (1380—1459), der die Thorheiten seiner Zeit scharf geißelte, von ihren Lastern aber nicht frei war. Er fand viele verloren geglaubte Handschriften antiker Autoren auf und bereiste zu diesem Zwecke ganz Mitteleuropa.

Als Byzanz dem Falle nahe war und 1453 fiel, kamen mehr Griechen nach Italien, unterwarfen sich dem Papsttum und wirkten besonders für Platons Lehre, unter ihnen Gemisthos genannt Plethon (1355—1450) und der spätere Kardinal Bessarion (1403 bis 1472). Nun gesellte sich Hellas bei den gelehrten Italienern Rom bei; es that sich in Rom und Florenz eine „platonische Akademie" auf, für die besonders Marsilio Ficino (1433—99) thätig war, indem er den Platon übersetzte.

Nikolaus V. (1447—55) war der erste Papst, der die humanistische Bewegung begünstigte, die er durch Veranstaltung von Abschriften unterstützte; er begründete die vatikanische Bibliothek und entfaltete eine rege Bauthätigkeit, worin ihm als Künstler und Schriftsteller Leon Battista Alberti an die Hand ging. Als Philolog zeichnete sich unter ihm Lorenzo Valla aus, der die konstantinische Schenkung (oben S. 393) als eine Fälschung nachwies, dann aber weiter ging und das Papsttum, ja sogar das Christentum bekämpfte. Ueberhaupt riß damals unter den Humanisten ein grober und gehässiger Ton ein, der am Gegner kein gutes Haar ließ.

Der nächste humanistische Papst war Pius II. (geb. 1405, reg. 1458—64, vorher Enea Silvio Piccolomini), ein großer Gelehrter und Freund des Altertums, daneben Dichter erotischer Geschichten, aber auch Historiker und Geograph. Dagegen war von Sixtus IV. (oben S. 474) und Innocenz VIII. (oben S. 471), dem lasterhaften Alexander VI. und seinem schändlichen Sohn Cesare Borgia nichts für die Wissenschaften zu erwarten.

Einen neuen Aufschwung nahm die bereits sinkende Renaissance in Florenz unter Cosimos Enkel Lorenzo de' Medici, dem Prächtigen (Magnifico, geb. 1449, † 1492). Lebenslustig, liebenswürdig und dichterisch begabt, regierte er die Vaterstadt mit Würde und Umsicht. Er begünstigte die damals dort zu blühen beginnende Malerei (es wirkten unter ihm Ghirlandajo, Donatello u. a.) und noch mehr die Dichtkunst (Angelo Poliziano und Luigi Pulci, die weiter unten zu erwähnen sind) und die Gelehrsamkeit (Giovanni Pico von Mirandola, Verfasser der trefflichen freisinnig-religiösen Schrift „Von der Würde des Menschen"). Unter Lorenzo wirkte auch der asketische Dominikaner Girolamo Savonarola (geb. in Padua 1452), der nach des Mediceers Tod eine puritanische Republik zu gründen suchte und fanatisch gegen alle Kunst und Dichtung wütete, deren Werke er feierlich verbrannte, aber unverdienterweise durch das Ketzergericht Papst Alexanders VI. 1498 mit zwei Gefährten zum Tode verurteilt, erdrosselt und verbrannt wurde. Es ist damit nicht nur ein echt christliches Element, sondern auch eine der humanistischen Kunst und Wissenschaft feindselige Richtung unterdrückt worden*).

Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß selbst eifrige Condottieri, wie sie in ganz Italien sich und ihre Waffen vermieteten, als Mäcenaten der Renaissance eine Rolle spielten, so der edle, fromme und gelehrte, auch tapfere und strategisch gebildete Herzog Federigo (Montefeltro) von Urbino und selbst sein Todfeind, der verbrecherische Sigismundo Malatesta von Rimini, der von vielseitiger Bildung

*) Savonarola, Gesch. dess. u. s. Zeit. Von Pasquale Villari. Uebers. von Mor. Berduschek. 2 Bde. Leipzig 1868.

war und die Gelehrten auszeichnete, besonders wenn sie ihn und seine Maitresse Isotta ansangen. Unter Federigos Sohn Guidobaldo schrieb Baldassare Castiglione (1478—1529) eine gefeierte Anleitung für Hofleute „il cortegiano“, die ein ideales Streben verrät, und der Kardinal Pietro Bembo (1470—1547) scheute sich nicht, erotisch zu dichten und zu leben, trug aber auch viel zur Hebung der italienischen Sprache bei und schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt Venedig. In Ferrara wirkten die Herzoge aus dem Hause Este, der despotische Ercole I. und sein schwacher Sohn Alfonso I., sowie des letzteren Gattin Lucrezia Borgia, die über Gebühr verlästerte Tochter Alexanders VI., weniger persönlich als durch Begünstigung von Dichtern, wie Vater und Sohn Strozza in lateinischer, Matteo Bojardo und Lodovico Ariosto in italienischer Sprache. In Neapel dichteten lateinisch Antonio Beccadelli den schlüpfrigen „Hermaphroditus“, Giovanni Pontano Liebeslieder und Jacopo Sannazaro ein Gedicht auf die Geburt Marias, italienisch das Hirtengedicht „Arcadia“ u. a. In Rom begünstigten die Päpste Julius II. und Leo X. (Giovanni de' Medici, der Sohn Lorenzos, geb. 1475, reg. 1513—21) mehr die Kunst als die Wissenschaft; aber unter dem Letztern wurde die Axt an den Baum der Renaissance gelegt durch die offene Pflege des Heidentums, die einer christlichen Reaktion rufen mußte, wie wir sehen werden. In der That gingen die Wissenschaften unter Hadrian VI. und Clemens VII. zurück. Ihr letztes Licht für lange Zeit war der florentinische Staatssekretär Niccolo Machiavelli (geb. 1469, † 1527), der ausgezeichnete Geschichtschreiber seiner Vaterstadt und glühende italienische Patriot, der (1513) in seinem berühmten Werke „il principe“ (der Fürst) das geliebte Vaterland lieber unter einem gewissenlosen Despoten (Cesare Borgia) einig werden, als ein Spielball fremder Mächte, was es damals war, bleiben sehen mochte. Theoretisch entwickelte er seine politische Ueberzeugung in seinen „Discorsi“ (Gesprächen).

Die Verwüstung Roms durch die kaiserlichen Landsknechte (1527) war die Antwort auf Machiavellis Verzweiflungsschrei und machte der Renaissance ein tragisches Ende.

2. Der deutsche Humanismus.

Zwar kam die humanistische Bewegung aus Italien nach Deutschland; aber sie wurde hier durch ein Hilfsmittel unterstützt, dessen das ältere Kulturland noch entbehren mußte. Es ist dies der Buchdruck mit beweglichen Lettern, der um 1440 in Straßburg von Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, aus Mainz erfunden wurde, ehe noch die langsameren Deutschen sich für die Wiedergeburt der Wissen-

schaften begeisterten, die schon seit mehr als einem Jahrhundert die Italiener in Beschlag genommen hatte. Wenn schon eine ausschließlich deutsche Schöpfung, wurde die Buchdruckerkunst zum Weltgute; hatte sie auch mit Herstellung volkstümlicher deutscher Bücher begonnen, so erregte sie bald genug die Bewunderung der Gelehrten*). In Italien beförderte sie besonders (seit 1490 in Venedig) der gelehrte Aldus Manutius (1449—1515) durch griechische, lateinische und italienische Drucke und stand auch mit deutschen Gelehrten in Verbindung, auf die er große Hoffnungen setzte; es war aber leider bereits am Vorabend des Todes der Renaissance! Im Norden pflegten die neue Kunst besonders die im 14. Jahrhundert vom Niederländer Gerhard de Groot gestifteten „Brüder des gemeinsamen Lebens", deren Ziel, neben Verbreitung sprachlicher Bildung, priesterliche Frömmigkeit war, wie sie die nach ihrem Mitglied Thomas van Kempen benannte „Nachfolge Christi" lehrte; dessenungeachtet bestätigte 1431 Eugen IV. die Gesellschaft. Zwar verbreitete sich ihr Einfluß über fast das ganze Reich; aber es fehlte in diesem noch an der Feinheit der italienischen Gelehrten. Deren erster Apostel war Petrus Luder, der, im Wälschlande gebildet, 1444 in Heidelberg als Professor der alten Sprachen und Litteraturen wirkte, später an verschiedenen anderen hohen Schulen, sich aber infolge seines leichtfertigen Lebens nirgends lange hielt. Solche Leute gab es noch mehr, aber auch solide Gelehrte; nur stritten sie sich fortwährend — ein Erbübel der Humanisten. Sie besonders zu nennen würde hier keinen Zweck haben; denn zu den hervorragenden gehörten sie noch nicht. Erst mußte ein bedeutender Anstoß aus Italien kommen; aber des Enea Silvio (Pius II., oben S. 490) Mission scheiterte an den traurigen politischen Zuständen des Reiches und an der Unfähigkeit Kaiser Friedrichs III. (oben S. 445 f.), es den freigebigen italienischen Mäcenaten gleich zu thun. Besser waren die Aussichten unter Friedrichs Sohn Maximilian I.; er wurde von den Humanisten ebenso hoch gefeiert, wie vom Volke geliebt und verehrt; aber seine politischen Mißerfolge und finanziellen Bedrängnisse gestatteten ihm nicht, die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Ohnedies hatte er keine Neigung zum lateinischen Wesen, und daß er seine Thaten in deutschen Büchern darstellen ließ, entfremdete ihm die Humanisten.

Unter den Fürsten des Reiches werden nur drei genannt, die den Humanismus thatkräftig unterstützten und daher dessen Lobsprüche ernteten: Graf Eberhard im Barte von Württemberg (1445—1498), der mit Lorenzo de' Medici persönlich verkehrte, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen (1463—1526), der die Latinität liebte, und Kurfürst-Erzbischof Albrecht von Mainz (1514—1545), aus dem

*) Geiger a. a. O. S. 274 ff. 325 f.

Hause Brandenburg, an dessen Hof die bedeutendsten Humanisten sich trafen.

Unter den deutschen Städten, die der humanistischen Bewegung förderlich waren, stehen obenan: Straßburg, Augsburg und Nürnberg. Straßburg war, wenn auch schon damals von Frankreich bedroht, durchaus deutsch gesinnt, und dieser Richtung gab der Humanist Jakob Wimpheling († 1528), wenn auch in unbeholfener Weise, redlichen Ausdruck; er war Geistlicher, aber ein Feind der Mönche und eiferte für Theologie und Scholastik gegen den Poeten (wie sich die entschiedensten Humanisten nannten) Jakob Locher († 1528), worin ihm der Stadtschreiber Sebastian Brant (1457—1521) beistand. Beide stellten sich auch — so sehr waren diese Humanisten noch Theologen — in dem Streit zwischen den Franziskanern, die für, und den Dominikanern, die gegen die Unbefleckte Empfängnis Marias kämpften (eine Streitfrage, die 1502 der Papst noch nicht zu entscheiden wagte), auf die Seite der Immakulisten. Augsburg stand in engeren Beziehungen zu Italien als Straßburg und hatte in seinen Patriziern Sigismund Gossembrot und Konrad Peutinger (1465—1547) begeisterte Musenfreunde. Peutinger gab der ältesten vorhandenen Landkarte seinen Namen und diente Maximilian mit Rat und That. Ihm entspricht in Nürnberg Wilibald Pirkheimer (1470—1528) in allen Beziehungen, übertraf ihn aber an Geist und schriftstellerischer Gewandtheit (er beschrieb den Krieg gegen die Schweizer, oben S. 446, den er mitmachte).

Weiter waren es berühmte Schulen, die den deutschen Humanismus hoben, namentlich die zu Schlettstadt im Elsaß unter Ludwig Dringenberg, Johann Witz, genannt Sapidus u. a., und die zu Deventer in Holland unter Alexander Hegius u. a. Die Schüler dieser und anderer Schulen, deren Unterricht lediglich im Latein bestand, führten ein unstetes Leben („fahrende Schüler"), zogen in Massen von Stadt zu Stadt, bettelten und stahlen auf der Reise, wozu die Aelteren (Bacchanten) die Jüngeren (Schützen) unter Mißhandlungen anhielten, und häuften sich an den Schulsitzen in abscheulichen Lokalen, was einige von ihnen, Johannes Butzbach und Thomas Plater, anschaulich schildern. Die wenigste Unterstützung fand der Humanismus an den noch im Banne der Scholastik stehenden Universitäten, die sich vielmehr gegen die neue Richtung ablehnend verhielten*). Sie waren anfangs durchaus kirchliche Anstalten, in die der humanistische Geist erst von außen her Eingang fand. Professoren, Studenten und was sonst zur Hochschule gehörte, bildeten eine Art von Zunft. Manche

*) Es waren damals Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1385), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1409), Greifswald (1456), Freiburg (1460), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Mainz (1476), Tübingen (1476), Wittenberg (1502), Frankfurt a. d. Oder (1506).

Schüler waren noch Knaben, manche wieder reife Männer, die das in der Jugend Versäumte nachzuholen suchten. Die Universität zählte drei Fakultäten, die nach hergebrachten Autoritäten lehrten; die jetzt vierte, damals artistische, galt bloß als Vorbereitungsstufe für Theologen, Juristen und Mediziner. Die Studenten teilten sich in (meist vier) Nationen und lebten zusammen in „Bursen“ mit je einem ehelosen Lehrer, Magister genannt*). Die Humanisten arbeiteten eifrig an einer Reform dieser veralteten Einrichtungen. Die Hochschule Erfurt, von dieser Stadt gegründet, war die erste, an der unter der Führung des in Italien gebildeten freidenkenden Kanonikus Konrad Mutianus Rufus (1471—1526), den die Studierenden abgöttisch verehrten, der neue Geist durchdrang, der dann von hier aus auch anderwärts einwirkte, besonders in Basel durch die Buchdrucker Amerbach und Froben und den bedeutenden Humanisten und Musiker Heinrich Loriti, genannt Glareanus (1488—1563), in Tübingen durch den für Klassizität eifernden lateinischen Dichter, Polemiker und Historiker Heinrich Bebel (1472—1518) u. s. w. Aus diesen Bestrebungen entwickelten sich, den zopfigen Fakultäten gegenüber, hochstrebende humanistische Gesellschaften, deren bedeutendste die Danubiana mit dem Sitze in Wien und die Rhenana mit dem Sitz in Heidelberg waren, in denen alle Humanisten von Ruf zusammenwirkten, aber auch abenteuerliche Köpfe nicht fehlten, wie der Abt Johannes Trithemius in Würzburg, der als Alchemist, Astrolog, Magier und Geisterseher zu glänzen suchte, ein Nebenbuhler Fausts (oben S. 469 f.). „Die treibende Kraft, das belebende Prinzip der beiden Hauptvereine“, sagt Geiger (a. a. O. S. 452), war aber der Wanderprediger und Dichter Konrad Pickel, genannt Celtes (1459—1508), der ganz Deutschland und Teile Italiens, Polens u. s. w. durchreiste, 1487 in Nürnberg vom Kaiser als Dichter gekrönt wurde, rastlos an der Herausgabe von Klassikern arbeitete und als Nachahmer des Horaz Oden u. a. dichtete, in denen er seine wilden Liebesabenteuer besang, übrigens aber ein guter deutscher Patriot und Römerfeind war. Ihm eiferten, ohne viel Erfolg, mehrere Dichter nach.

Alle bisher genannten deutschen Humanisten wurden aber von drei wirklich großen Geistern überstrahlt. Der erste war Johannes Reuchlin, genannt Kapnion (geb. 1455 in Pforzheim, † 1522 in Stuttgart), der schon durch seine Kenntnis des Hebräischen hervorragte, sich aber auch in die Kabbala verirrte. Am bekanntesten wurde er durch seinen Streit mit den „Dunkelmännern“. Ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, trat seit 1507 in heftigen Schriften gegen seine früheren Glaubensgenossen auf und erwirkte einen kaiserlichen Befehl

*) Auf Deutschlands Hohen Schulen. Mit Beiträgen mehrerer, von R. Fick. Berlin und Leipzig 1900.

zur Konfiskation ihrer Bücher. Gegen diese von den Theologen in Köln und Mainz unterstützte Maßregel trat nun Reuchlin auf, und ein Federkrieg wütete zwischen beiden Parteien, der bald weitere Kreise ergriff, worin ein Werk, von Reuchlins Freunden Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten, die **Epistolae obscurorum virorum** (Dunkelmännerbriefe), im ergötzlich nachgeahmten Küchenlatein ungebildeter Mönche (1515 und 1517) die Hauptleistung bildete. Hatte der Papst den Dunkelmännern Recht gegeben, so fand Reuchlin seinen Triumph in der öffentlichen Meinung. Er brauchte sich nicht zu unterwerfen. Ihn feierte nach dem Tode Desiderius Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, † in Basel 1536) in einer Apotheose. Ein ausgetretener Mönch, brachte er fast sein ganzes Leben auf Reisen zu, zugleich emsig arbeitend. Als internationaler Gelehrter nur lateinisch sprechend, war er zudem der größte Hellene unter den Humanisten. Sein Wirken galt aber doch vorzugsweise Deutschland, so sehr er auch in Frankreich, England und Italien gefeiert wurde und die Gelehrten aller Länder seinen Rat suchten. Von Natur schwächlich und kränklich, war er haarscharf und unerbittlich in seinen Schriften. Sie bezogen sich vor allem auf das klassische Altertum; er schrieb elegante Unterhaltungen (**colloquia**) über alles Mögliche, sammelte Sprichwörter (**adagia**), geißelte die damaligen Mönche, besonders aber die Thorheiten der Zeit, in seinem „Lob der Narrheit" (1509). Aber so sehr er zum Widerstande gegen die kirchlichen Mißbräuche beigetragen hatte, sah er doch in der Reformation eine Störung des wissenschaftlichen Fortschrittes, was sie auch längere Zeit wirklich war. Orthodoxie war ihm durchaus fremd und Dogmatik gleichgültig. Die durch jene Bewegung herbeigeführten Kämpfe störten ihm die gelehrte Ruhe, so daß er zuletzt gegen ihre Träger abstoßend wurde. Dies bekam besonders der Dritte im großen Kleeblatte zu fühlen, der feurige Ulrich von Hutten (geb. 1488, † 1523 auf der Insel Ufnau im Zürichersee), ein geistiger wie leiblicher Haudegen, der ein verspätetes Rittertum in den Kampf der Geister hineintrug und dem weltbürgerlichen Gelehrten gegenüber als deutscher Mann, Krieger und Dichter auftrat. Auch er führte ein Wanderleben, vielfach von Not und Unglück getrieben, erfreute sich aber des Asyls bei seinem gleichstrebenden Freunde Franz von Sickingen, den, wie ihn, die bewegte Zeit in den Tod trieb. Sein Wirken in den Kreisen des Humanismus, so gewandt auch sein Latein in Prosa und Versen war, trat bald zurück hinter demjenigen im deutschen Schrifttum und in der kirchlichen Reformbewegung.

3. Die Kunst zur Zeit der Renaissance.

Während des ersten Jahrhunderts der litterarischen oder humanistischen Renaissance (des 14.) herrschte in der bildenden Kunst noch

der gotische Stil, dessen Anfänge wir (oben S. 399 f.) erwähnt haben. In seinen Bauten, die ja seine bedeutendsten Leistungen waren, vollzog sich damals eine wichtige Wendung; es wurde die Unabhängigkeit der Kunst von der Kirche bewirkt, indem nach und nach die geistlichen Baumeister abnahmen und den kunstgeübten Steinmetzen wichen. Für diese war die Baukunst ein Geheimnis, das in den „Bauhütten" gepflegt und ausgebildet wurde. Die deutschen Bauhütten, deren Mitglieder sich Brüder nannten, bildeten einen Bund und hielten „Tage" ab. Sie lebten in treuer Freundschaft und stellten hohe Anforderungen an das sittliche Verhalten. Es fehlte dabei aber auch der Humor nicht, der sich sogar an Skulpturen der Dome in Darstellungen kundgab, die nicht selten eine Spitze gegen die Geistlichkeit zeigten. Durch diese Leute wurden die herrlichen Dome von Köln, Straßburg, Freiburg im Breisgau weitergeführt, die von Regensburg, Ulm, Wien (St. Stephan), Bern u. a. begonnen. — In Frankreich scheinen die Steinmetzen nicht über die ehrwürdigen geistlichen Dombauten von Paris, Reims, Amiens, Bourges, u. a. hinausgekommen zu sein. In England dagegen ist ein Bund wie der deutsche nachweisbar; aber wie weit er an den großartigen Kathedralen von Salisbury, Westminster, York u. a. beteiligt war, vermögen wir nicht zu sagen. Deutsche Bauleute waren indessen in ganz Europa thätig; die großen Kirchen der Niederlande und Skandinaviens deuten ohne Zweifel auf sie.

Einen eigenartigen, vom nördlichen verschiedenen Charakter erhielt der gotische Stil in Italien*). Er liebte hier kühn gewölbte, kühle und schattige Räume. Seine bedeutendsten Werke sind die im 13. Jahrhundert entstandenen Dome von Florenz, Siena, Bologna; das staunenswerteste aber ist das Marmorwunder von Mailand (1386 begonnen). In Spanien begünstigte das siegreiche Vordringen der Christen herrliche Bauten in Burgos, Toledo, Barcelona u. a.

Der eigenartige Charakter der italienischen Gotik ermöglichte dort früher als anderswo das Aufkommen einer Malerei, die man als die Vorläuferin der Renaissance betrachten kann. Die dortigen auf den Schultern der byzantinischen Kunst stehenden „Prärafaeliten" des 13. und 14. Jahrhunderts hatten ihren Höhepunkt in dem liebenswürdigen „Engelmaler" Angelico da Fiesole (1387—1455), einem Dominikaner in Florenz.

Einen weitern Schritt gestattete die Verbesserung der Oelmalerei den niederländischen Brüdern Huybrecht und Jan van Eyck zu Anfang des 15. Jahrhunderts, in denen der den Niederlanden eigentümliche Realismus seinen Anfang nahm und eine flandrische, brabantische und holländische Schule hervorrief. Ihren Gipfel bildet der aus Deutschland stammende Hans Memling in Brügge († 1495). In

*) Fäh a. a. O. S. 426 ff.

Böhmen bildete sich unter Karl IV. die Schule von Prag, deren Charakter etwas Schwerfälliges hat, am Rhein die von Köln, die sich in Meister Wilhelm der Anmut befliß. Eine vermittelnde Stellung zwischen beiden nahm die von Nürnberg ein, wo Michael Wolgemut naturwahre Treue in der Landschaftmalerei pflegte. Eine schwäbische Schule hatte in Kolmar Martin Schongauer, in Ulm Bartholomäus Zeitblom zu Meistern; in Augsburg aber überragte sie Hans Holbein der Aeltere († 1524).

Im Zeitalter der Renaissance „behauptete die Malerei den Vorrang unter ihren Schwesterkünsten" *). Denn die Baukunst schuf nur reich dekorierte, weiträumige Festbauten, die Plastik vorzugsweise Bronzereliefs, besonders in Florenz durch Ghiberti, Donatello, Luca della Robbia u. a., während Andrea Verrochio sich an die Reiterstatue des Feldherrn Colleoni wagte. Die Malerei des 15. Jahrhunderts hatte in Florenz ihre ersten Meister in Masaccio, Fra Filippo und seinem Sohne Filippino Lippi, Sandro Botticelli und Domenico Bigordi, genannt Ghirlandajo (1449—94). Die umbrische Schule hatte an ihrer Spitze Luca Signorelli und Pietro Perugino, die von Bologna Francesco Raibolini, genannt il Francia u. s. w.

Von dieser „Frührenaissance" wird die Kunst des 16. Jahrhunderts als „Hochrenaissance" unterschieden. An deren Spitze steht ein wunderbarer Geist in dem alle drei bildenden Künste beherrschenden Meister Michelangelo Buonarroti (geb. 1475, † 1564). Er leitete den Bau des unvergleichlichen St. Petersdoms in Rom, den 1506 Bramante begonnen hatte. In der Plastik weihte diese Periode Andrea Sansovino ein; Benvenuto Cellini (1500—72) bahnte der Goldschmiedkunst den Weg in das Reich der Plastik. Michelangelo schuf zum Grabmale Julius' II. die großartige Statue des Moses, in Florenz die Mediceergräber. Weit freier konnte die nicht an antike Vorbilder gebundene Malerei sich bewegen. Ihr Glanz beginnt in Florenz mit Lionardo da Vinci (1452—1519), der seit 1485 in Mailand das gefeierte (leider bald zerfallende) Abendmahl schuf. Dort blühte auch Bernardino Luini, in Siena Antonio Bazzi (Sodoma). Michelangelo begann 1508 in Rom die großartigen Gemälde der Sixtina und später das erschütternde letzte Gericht. Als Meister im Schönen aber ist unerreicht Rafael Santi (1483—1520) aus Urbino. Seinen Namen verherrlichten (unter Julius II. und Leo X.) die Stanzen und Loggien des Vatikans, die unsterblichen Madonnen, die mythologischen Bilder und die Transfiguration. Im „Helldunkel" liegt die Stärke des Antonio Allegri da Correggio (1494—1534). Die Malerei Venedigs vertritt als Meister Tiziano Vecelli (1477

---

*) Fäh a. a. O. S. 495.

bis 1576), in der Farbenglut unübertroffen. Ihm folgte würdig Paolo Caliari, genannt Veronese.

In Deutschland zeitigte Nürnberg eine kurze Blüte der Plastik. Es wirkten dort als ausgezeichnete Meister: in Holz Veit Stoß, in Stein Adam Kraft und in Erz Peter Vischer, alle im Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert. Ihnen gesellte sich der zum Bürgermeister aufgestiegene Steinbildhauer Tilman Riemenschneider bei. Größer war der Ruhm der Malerei in der altertümlichen Stadt. Albrecht Dürer (1471—1528) hob ihn hoch in landschaftlicher Darstellung und ergreifender Personifikation von Ideen (Ritter, Tod und Teufel, die apokalyptischen Reiter u. a.). Er begründete die Blüte des Kupferstichs und Holzschnitts. Mathias Grünewald brachte das Helldunkel zur Geltung. Dürers Schüler Hans Baldung eiferte dem Meister nach. In Sachsen begründete eine Schule Lukas Müller aus Kronach, genannt Lukas Cranach der Aeltere (1472—1553), Luthers Freund. Mehr als der Norden blickte der deutsche Süden nach Italien. In Augsburg folgte dieser Richtung Hans Burgkmair (1473—1531). Größer aber wurde dort Hans Holbein der Jüngere (1497—1543), „der erste moderne deutsche Maler und Holzschneider“. In Basel entstanden die Bilder zu des Erasmus „Lob der Narrheit“, der Totentanz und die Madonna des Bürgermeisters Meyer. Seine Laufbahn schloß Holbein in London als Hofmaler des blutigen Heinrich VIII. Auf eine andere Art als er behandelte den Totentanz der schweizerische Maler und Dichter Nikolaus Manuel in Bern.

3. Die National-Litteraturen zur Zeit der Renaissance.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts, als die deutsche Sprache in den Urkunden die lateinische immer weiter zurückdrängte, geschah es, daß (unter Kaiser Ludwig dem Baier) die bairische Mundart zur Sprache der Reichskanzlei und damit das Hoch- oder Oberdeutsche zur herrschenden Zunge wurde; seitdem hat das Platt- oder Niederdeutsche seine amtliche und litterarische Bedeutung verloren. Zugleich wurde das Mittelhochdeutsche durch Verdoppelung der betonten kurzen Vokale (i in ei, u in au) zum Neuhochdeutschen. In der Zeit des Humanismus war die deutsche Sprache aus den gelehrten Kreisen so gut wie verbannt; dafür aber wurde ihr schriftlicher Gebrauch weit allgemeiner als früher. Zuerst geschah dies in den Briefen, in denen die deutsche Sprache am Ende des 14. Jahrhunderts den Sieg davon trug, wenn auch ihre Handhabung noch schwerfällig und weitschweifig war*).

*) Steinhausen, Georg, Geschichte des deutschen Briefes, I. Band. Berlin 1889. S. 20 ff.

Zu derselben Zeit ging die deutsche Dichtung aus den verkommenen ritterlichen Kreisen in das Volk über. Es entstanden Volkslieder der mannigfachsten Art: Liebes-, Trink-, Jäger-, Soldaten-, Reiter-, Studenten-, Gesellen-, Bauern- und sogar Bettlerlieder. Die verschiedenen Kriege der Zeit ließen kräftige Kriegs- und Schlachtlieder, besonders in der Schweiz, entstehen. Geschichtliche Ereignisse wurden besungen, auch Abenteuer und Lügenmärchen gedichtet*). Die Gedanken des Volkes setzten sich in Sprichwörtern, Bauernregeln, Witzreden u. s. w. um. Spielleute und Bänkelsänger zogen herum und begleiteten ihre Reime mit Musik. In den Städten setzte sich das dichtende und singende Element als Meistergesang fest. Die Meistersinger bildeten Gesellschaften, die sich in ehrenwerten Uebungen, aber nach pedantischen Regeln bewegten. Nürnberg war ein Hauptsitz dieser Kunst, in der Hans Rosenplüt und Hans Folz im 15., Hans Sachs im 16. Jahrhundert hervorragten. Aber auch größere Arbeiten tauchten auf. Sowohl Gedichte als prosaische Erzählungen spannen als Volksbücher alte Sagen aus (wie z. B. von Sigfrid, Herzog Ernst, den Haimonskindern, Melusina, Griseldis). Die Geschichten von Eulenspiegel und Doktor Faust behandelten tiefere Ideen; die „Schildbürger" machten das Kleinstadtwesen lächerlich. Die allgemeinste Verbreitung aber gewannen die dramatischen Volksspiele, die, als „Mysterien" aus dem Gottesdienste hervorgegangen, zu gewissen Festzeiten auf offenen Plätzen, oft mit Dekorationen, aufgeführt wurden und mit der Zeit auch zu weltlichen Stoffen übergingen**). Die Bauerndichtung (oben S. 467) erhielt einen neuen Beitrag in Heinrich Wittenweilers (unflätigem) „Ring". Dagegen versetzen in die höheren und höchsten Stände die von Kaiser Maximilian I. erdachten und durch seine Geheimschreiber ausgearbeiteten Werke: das Heldengedicht „Teuerdank" und der Roman „Weißkunig", deren Held er selbst ist. Die Thorheiten der Zeit geißelten in nüchternen und ungehobelten Reimdichtungen Sebastian Brants (oben S. 493) „Narrenschiff" (1494) und des bissigen Franziskaners Thomas Murner „Narrenbeschwörung" (1512). Selbst unter den Humanisten fand die deutsche Sache und Sprache zum Teil Gnade, zuerst freilich in lateinischen Geschichtswerken (von Irenikus und Beatus Rhenanus), dann aber auch in deutschen, wie in Joh. Aventins (1477—1534) „Bairischer Chronik" und in Joachim von Watts (Vadianus), Bürgermeisters von St. Gallen, historischen Arbeiten***). Auch andere Wissenschaften fanden ihre deutschen Pfleger, die Mineralogie in Georg Agricola, die Botanik in Otto Brunfels, die Mathematik und Astronomie in Johann

*) Scherer, Wilh., Geschichte der deutschen Litteratur, 3. Aufl. S. 252 ff.

**) Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Berlin 1882. — Scherer a. a. O. S. 244 ff.

***) Geiger a. a. O. S. 487 ff.

Müller aus Königsberg (Regiomontanus) und Johann Stoffler, der freilich mehr Astrolog war, die Rechtswissenschaft in Ulrich Zasius (1461—1535), Professor in Freiburg. Die neuere, von der Scholastik befreite Philosophie begründete der Humanist Nikolaus von Kues (Cusanus, 1401—1464), Bischof von Brixen, freilich lateinisch; er lehrte, daß all unser Wissen nur Vermuten sei, und faßte die Dogmen (an denen er noch hing) durchaus symbolisch auf*).

Die englische Sprache entstand durch Mischung der angelsächsischen (s. oben S. 372) mit der von den Normannen eingeführten französischen, und ihr Schrifttum begann mit den von normannischen Minstrels (Ministerialen) gedichteten und gesungenen Volksballaden, die Percy u. a. gesammelt haben; sie bezogen sich meist auf die englisch-schottischen Kriege und enthalten sowohl dämonische, als humoristische und erotische Züge. Es entstanden dann Sagengedichte und Reimchroniken nach Art jener der Trouvères (s. oben S. 430) und Satiren auf die Klöster; der erste englische Dichter von Bedeutung aber war Geoffrey Chaucer (geb. 1340, † 1400), der wegen seiner Neigung zu Wicliffe vom Hofe verbannt wurde. Von seinen Werken sind nur die wohl durch den Decamerone hervorgerufenen „Canterbury tales“ bemerkenswert, eine (unvollendete) Verknüpfung von Erzählungen in Versen, die Wallfahrern mit treffender Charakteristik in den Mund gelegt werden, die damalige Gesellschaft und ihre Sitten drastisch schildern und an Ungeniertheit mit ihrem Vorbilde wetteifern. Seine zahlreichen Nachahmer und Nachfolger bis Ende des 15. Jahrhunderts zu erwähnen, wäre zwecklos.

Eine französische Litteratur bildete sich durch Verschmelzung der nordfranzösischen und der provençalischen Sprache (s. oben S. 429 f.) mit Vorwiegen des nördlichen Gebietes. Sie begann mit volkstümlichem Humor, der dem mystischen Roman de la Rose grell widerspricht und dem nichts heilig ist, besonders in den Volksspielen, die sich zwischen den religiösen Mystères und Moralités und den derben Farces und Sotties hin und her bewegen. Diesen frivolen Geist trieb auf die Spitze der genial-lüderliche Stromer François Villon (geb. 1431, † ?), den ein Gedicht vom Galgen rettete. Ihn verdunkelte aber mit Recht der größte französische Schriftsteller vor der sog. „klassischen“ Zeit, François Rabelais (geb. 1483, † 1553), ein alles Kirchliche verhöhnender Mönch, der im Geiste den Humanisten angehörte. Zur Heilkunde übergetreten, schrieb er sein köstliches Buch von den Thaten und Reden des Riesen Gargantua und seines Sohnes Pantagruel, worin er, vom Bischof von Paris, Jean du Bellay, beschützt und dreimal nach Rom mitgenommen, wenn auch die Dogmen

---

*) Falckenberg, Richard, Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1898. S. 17 ff.

schonend, die Scholastik und Romantik und sowohl die katholischen, als die protestantischen Schwächen geißelte. Das Werk hatte großartigen Erfolg und eine mächtige Einwirkung auf die Sprache, weniger auf die Litteratur seines Landes. Denn nach ihm bemächtigten sich die vornehmen Kreise des Schrifttums, führten es zwar ebenfalls im Geiste des Humanismus weiter, aber mit sklavischer Nachahmung der Römer. Die Schwester König Franz' I., Marguerite von Valois (1492 bis 1549), war der Renaissance sehr zugethan, verstand Latein, Griechisch und Hebräisch und huldigte freiem Geiste; sie ahmte dem Decameron ihr Geschichtenbuch „Heptameron" nach, das Gäste eines Pyrenäenbades in anmutiger Sprache Liebesabenteuer erzählen läßt. In ihrem Dienste stand der Dichter Clement Marot (1495—1544), der aber als Protestant vertrieben wurde. Seine zahlreichen Gedichte sind, selbst die Satiren, maßvoll gehalten und wurden ein Vorbild der späteren Hofdichter des 16. Jahrhunderts, auf welche die geschniegelteren Pseudoklassiker des 17. sich stützten. In der Geschichtschreibung wurde die köstliche Unbefangenheit der früheren Chronisten (s. oben S. 415) durch eine berechnete politische Tendenz ersetzt, die in Philippe de Comines' (1445—1509) Geschichte Ludwigs XI. und Karls VIII. sich bis zu niedriger Schmeichelei verirrte.

In die italienische Litteratur hatte die Bewegung des Humanismus seit dem Tode Boccaccios (s. oben S. 489) eine schmerzliche Lücke von mehr als einem Jahrhundert gerissen. Es ist, wie (oben S. 490) angedeutet, das Verdienst Lorenzos des Prächtigen, das Schrifttum seiner Muttersprache, in der er selbst mit ungleichem Glück dichtete, wieder zum Leben erweckt zu haben *). In der Form gewandter als er war sein Schützling Angelo Ambrogini gen. Poliziano; er dichtete lateinisch, griechisch und italienisch, doch meist als Höfling. Mit dem gleich ihm von Lorenzo begünstigten Luigi Pulci (1432—94) beginnt die stattliche Reihe der italienischen Epiker. Sein Heldengedicht „Morgante maggiore" ist eine nach volkstümlichen Mustern bearbeitete abenteuerreiche Ritter- und Riesengeschichte aus dem Sagenkreise Rolands mit guter Charakterzeichnung. In dieser Art der Dichtung folgte Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano (1434—94), Beamter des Hofes von Ferrara, mit seinem „Orlando innamorato" (verliebten Roland); er gab aber den Helden Karls des Großen die Gefühle derjenigen des Königs Artus; er starb, ohne das Werk vollenden zu können, das sich weder mit dem seines Vorgängers, noch seines Nachfolgers vergleichen läßt. Dieser letztere war Lodovico Ariosto (geb. 1474, † 1533), der größte Dichter Italiens zwischen Dante und Tasso, auch am Hofe von Ferrara einheimisch, aber filzig gehalten. Sein „Orlando furioso" (rasender Roland) ist eine Fort-

*) Wiese und Percopo a. a. O. S. 228 ff.

setzung von Bojardos Gedicht, steht aber hoch über diesem, so abenteuerlich der Inhalt ist*). Er ist antiker als sein Vorgänger und sprudelt von Geist, Humor und Poesie; aber die Charakterzeichnung ist schwach und fehlerhaft. Vor allem indessen ist das Werk ein treues Spiegelbild der Renaissancezeit. Ariostos Lustspiele sind meist ebenso unsittlich wie diejenigen des genialen Staatsmannes Macchiavelli (la mandragora), des Kardinals (und Leos X. Spaßmachers) Bernardo Bibbiena und des schmählichen und schmutzigen Pamphletisten Pietro Aretino, der durch seine Erpressungen ganz Italien in Furcht erhielt. Die Tragödien des Georgio Trissino, des Giovanni Rucellai u. a. sind sklavische Nachahmungen des klassischen Altertums**).

II. Die Spaltung der abendländischen Kirche.

1. Vorboten und Ursachen.

Nicht auf einmal, nicht durch den Willen oder die Laune einzelner kam die Bewegung in Fluß, die zuletzt dem Papsttum ein Drittel oder mehr seines Machtgebietes entriß — nein, was im 16. Jahrhundert sich vollzog, war eine durch die politischen und religiösen Zustände im Abendlande seit Jahrhunderten vorbereitete, unbeabsichtigte aber folgerichtige Katastrophe. Ihre Vorboten lassen sich bis auf die sogenannten Waldenser des 12. Jahrhunderts (s. oben S. 474) zurück verfolgen. Diese harmlosen Leute hatten noch kein dogmatisches System; sie wollten lediglich reine Christen sein. Der erste, der ein System aufstellte, das dem römisch-päpstlichen entgegenstand, war ein Professor zu Oxford, John Wicliffe (geb. 1325, † 1384); ausgehend von der Entartung der Kirche, sah er das Uebel in der Entfernung der Dogmen von der heiligen Schrift, verwarf Mönchtum, Beichte, Ablaß, Heiligen- und Bilderdienst, später auch die Messe und mehr***). Er fand starken Anhang im Volke. Als aber dieses sich (unter Wat Tyler) gegen politischen Druck erhob (s. oben S. 452), traf die Unterdrückung des Aufstandes auch Wicliffe und seine Lehre mit Bann und Verfolgung, bis seine Anhänger, die Lollharden, niedergeworfen waren.

Eine ähnliche Erregung gegen kirchliche Mißstände wie in England im 14. Jahrhundert, waltete im 15. in Böhmen, wo der Magister Johann Hus (geb. um 1370), der Wicliffes Schriften kannte, seit etwa 1402 in demselben Sinne wie jener lehrte†). Der König Wenzel

*) Wiese und Percopo a. a. O. S. 269 ff. — Geiger a. a. O. S. 236 ff.

**) Geiger a. a. O. S. 286 f., 313 ff. — Wiese u. Percopo a. a. O. S. 295 ff.

***) Prutz, Staatengeschichte II, S. 257 ff.

†) Ebenda S. 360 ff.

(s. oben S. 445) begünstigte ihn, die Tschechen hingen ihm an; aber der Papst bannte ihn. Hus appellierte an ein Konzil. Ein solches war längst schon verheißen, und nun drängte Kaiser Sigmund, Wenzels Bruder, den schlimm beleumundeten Papst Johann XXIII. zur Berufung und Ausschreibung einer Kirchenversammlung nach Konstanz (1414) zum Zwecke der Beseitigung des Schismas (s. oben S. 395). Es war die glänzendste, die man kennt; sie zählte außer dem Papste 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 238 Bischöfe, etwa 500 Aebte, mehrere tausend Priester aus allen christlichen (auch byzantinischen) Ländern, viele Herzoge, Fürsten, Grafen, Ritter u. s. w.; es strömte aber auch fahrendes Volk aller Arten nebst öffentlichen Dirnen zusammen, und die kleine Stadt soll 72000 Fremde beherbergt haben. Erst zuletzt erschien der Kaiser mit Gefolge. Alles erwartete von dem Konzil eine Reform der in der Kirche waltenden Uebelstände, und man hoffte um so mehr darauf, als schon zu Anfang beschlossen wurde, daß nach Nationen und nicht nach Köpfen abzustimmen sei, so daß die drei reformfreundlichen Nationen (Deutsche, Engländer und Franzosen) gegenüber den zahlreichen Italienern im Vorteile waren. Der Papst suchte, nur darauf bedacht, gegenüber den zwei Gegenpäpsten die Oberhand zu gewinnen, das Konzil zu sprengen, das aber (6. April 1415) erklärte, daß es über dem Papste stehe*). Johann wurde unter den furchtbarsten Anklagen abgesetzt und — fügte sich. Ebenso Benedikt XIII., nachdem Gregor XII. entsagt hatte. Das Schisma war gebrochen; aber zu einer Reform kam es nicht; denn unterdessen hatte das Konzil sich selbst moralisch gerichtet, indem es, in der Abneigung gegen alle Ketzerei einig, den unter kaiserlichem Geleite vorgeladenen und eingetroffenen Hus, der alle Häresie entschieden in Abrede stellte, einsperren ließ und am 6. Juli verurteilte. Da er einen Widerruf ablehnte, wurde er lebendig verbrannt. Ein Jahr später traf dasselbe Schicksal seinen Freund Hieronymus von Prag. Das Konzil aber leistete weiter nichts, als daß es (1418) durch ein dortiges Conclave wieder einen einzigen Papst, Martin V. (Colonna) aufstellen ließ.

Die Verbrennung des unglücklichen Hus brachte nicht nur der Kirche keinen Gewinn, sondern entfesselte einen Sturm, wie er bis dahin nicht erlebt worden war. Es entbrannte der furchtbare Aufstand der Husiten, die auf allen Seiten aus Böhmen hervorbrachen und die Nachbarländer verwüsteten (s. oben S. 447). Gleichzeitig sollte das unter bescheidenen Formen (1431) in Basel versammelte Konzil die angeregten Reformen beraten; aber auch hier geschah nichts, als daß die Versammlung sich mit dem Papste Eugen IV. um den Vorrang stritt und ihn absetzte; aber der dort als Felix V. gewählte ehemalige Herzog Amadeus von Savoien fand keine Anerkennung.

*) Döllinger, Das Papsttum, S. 156 f.

Hingegen beruhigte das Konzil die Husiten durch Bewilligung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (allein für sie!). Sonst gelang nichts, und die Versammlung trennte sich nach 17 Jahren! Die Uebelstände in der Kirche, die von frömmsten Männern, wie dem Volksprediger Geiler von Kaisersberg († 1510), Sebastian Brant (siehe S. 499) u. a. damals und später offen zugestanden wurden, dauerten fort und verschlimmerten sich fortwährend. Sie betrafen kein Land empfindlicher als Deutschland. Die niederen Geistlichen befanden sich in einer elenden Lage, während die höheren in Ueberfluß lebten, ihr Amt vernachlässigten, weltlich und sogar kriegerisch gekleidet einher gingen oder einher ritten, in prachtvollen Wohnungen zahlreiche Dienerschaft hielten, ja sogar sich zum Teile nächtliche Ausschreitungen erlaubten und über kirchliche Dinge spotteten. Ein Domherr Dietrich von Neuenaar bethätigte sich (1489) als Raubritter. Der reformfeindliche Geschichtschreiber Johannes Janssen klagt über den Mißbrauch, mehrere Pfründen an eine Person zu verleihen und die höheren geistlichen Stellen mit nachgeborenen Söhnen adeliger und fürstlicher Häuser zu besetzen. Jene Pfründenjäger, die Courtisanen genannt, durchzogen alle Länder, und der Kauf geistlicher Stellen, die Simonie, nahm riesige Ausdehnung an. Die Klagen über ärgerliches Leben von Geistlichen mit ihren Mägden und über Verdorbenheit von Frauenklöstern waren allgemein. Für die religiöse Bildung des Volkes geschah so wenig, daß dieses überall an heidnischem Aberglauben hing und kirchliche Feste vorwiegend durch Unmäßigkeit und Schlägereien feierte. Man verlangte von ihm nichts als den Zehnten und Beobachtung der kirchlichen Gebräuche mit übertriebenem Rosenkranzbeten und Reliquienglauben oft lächerlichster Art. Man nährte den Glauben an Wunder der Heiligen, an Unglück verheißende Erscheinungen am Himmel und auf der Erde, an Stigmatisationen u. dgl. und begünstigte endlose Pilger- und Büßerfahrten nach Wallfahrtsorten. Die Kirche war durchaus verweltlicht. Papst Leo X. (s. oben S. 491) galt allgemein als durchaus ungläubig; er lauschte den Reden der Humanisten lieber und länger, als den Predigten seiner Kapläne; es wurden unter ihm in Rom bei Festen die heidnischen Götter angerufen, deren Statuen aufgestellt und Stiere geopfert. Maria wurde gern als Pallas bezeichnet. Allgemein herrschte dort Lästersucht; ein Aretino (s. oben S. 502) war der Mann des Tages*). Eine so geartete Renaissance mußte der Reformation, und soweit nicht dieser, der Gegenreformation zum Opfer fallen; denn sie war in sich unwahr geworden und zudem waren die Vorbedingungen der Kirchentrennung schon lange vorhanden, ehe es eine Renaissance gab.

---

*) Burckhardt a. a. O. S. 128 ff. — Geiger a. a. O. S. 304 f.

2. Die deutsche Reformation.

Das Maß wurde voll, als der zum Besten des Baues der Peterskirche von Leo X. betriebene Ablaßhandel teilweise dem humanistischen Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg (oben S. 492 f.) zu eigenem Vorteile (zu Schuldenzahlungen) überlassen wurde und die frommen Fugger, seine Gläubiger, den Dominikaner Johann Tetzel als Ablaßprediger besoldeten (Janssen selbst nennt das „Geschäft" ein betrügerisches und mißbräuchliches). Mit Pompaufwand wurden die Leute ausgebeutet; selbst von Mord konnte man sich loskaufen*). Gegen dieses Treiben setzte der 1484 in Eisleben geborene Augustinermönch Martin Luther, Doktor der Theologie, die 95 Thesen auf, die er am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Luther dachte noch an nichts weiter, als an die Abschaffung der mit dem Ablaß verbundenen Mißbräuche. Wie er später, durch die Umstände und Zeitverhältnisse gedrängt, Schritt vor Schritt weiter ging, ja gehen mußte, kann hier nicht geschildert werden. Der Papst Leo X. bannte ihn, die Studenten Wittenbergs verbrannten am 10. Dezember 1520 die Bannbulle. Luther mußte sich auf dem Reichstage zu Worms vor dem neuen Kaiser, Karl V., der am liebsten Deutschland spanisch gemacht hätte, verantworten; die kaiserliche Acht folgte nach, hinderte aber nicht, daß die Mehrheit des deutschen Volkes für den zwar religiös befangenen, aber doch wunderbar kühnen Mann Partei nahm. Wie in allen Bewegungen, fehlte es aber auch hier nicht an radikalen Ausschreitungen. Während Luther von seinem Landesherrn Friedrich dem Weisen beschützt, auf der Wartburg in Sicherheit gebracht war, verwarfen Andreas Karlstadt und seine Partei alles, was Wicliffe und Hus verworfen hatten und was Luther später selbst verwarf, — erhoben sich die Wiedertäufer unter Klaus Storch und Thomas Münzer und verbanden sich mit Karlstadt als Kommunisten, Anarchisten und Bilderstürmer, ja feindeten Schule und Wissenschaft als glaubenslos an. Einen anderen Stoß versuchten die ritterlichen Freunde Hutten und Sickingen in einer Fehde gegen den Erzbischof von Trier, scheiterten aber in ihrem Beginnen, den Fürsten an den Leib zu gehen. In der Schweiz unternahm Ulrich (Huldreich) Zwingli, Pfarrer in Zürich (1519), eine entschiedenere Reformation als sie Luther wagte, mußte aber ebenfalls gegen die Wiedertäufer Front machen**). Er zuerst wagte die Verwerfung des Cölibates, und seine Richtung gewann die Mehrheit der Schweizer; die Bilder wurden

*) Egelhaaf, Gottl., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Berlin 1885. — Bezold, Friedr. v., Geschichte der Deutschen Reformation. Berlin 1890. S. 244 ff. (264 ff.)

**) Tumbült, Dr. Georg, Die Wiedertäufer. Die sozialen und religiösen Bewegungen zur Zeit der Reformation. Bielefeld u. Leipzig 1899.

beseitigt. In Deutschland klafften die Gegensätze immer weiter auseinander, und die Schwäche des Reiches begünstigte den entsetzlichen Bauernkrieg (1525), den blutigsten einer Reihe, die schon im Jahrhundert zuvor (1476) begonnen hatte. Er wütete in ganz Süd- und Mitteldeutschland; daß Münzer zu den Führern gehörte, zeigt seine Ziele. Burgen sanken, Junker fielen als Opfer; aber den wohlgesetzten und mäßigen „12 Artikeln“ der Bauern und ihrem allerdings fürstenfeindlichen Entwurf einer Reichsverfassung vermochten die sie endlich unterwerfenden Fürsten nur rohe Gewalt entgegenzusetzen. Für Luther waren diese Ereignisse von tiefsten Folgen; sie machten ihn zum heftigen theologischen Eiferer, der alle nicht dem starren Bibelbuchstaben folgenden Richtungen verurteilte. Schritt er auch, ohne Uebereilung, mit 41 Jahren zur Ehe mit einer ehemaligen Nonne (es war eine überaus glückliche), so war für ihn und seine Kirche jeder Fortschritt abgeschnitten; für sie wurde die Bibel ebenso unfehlbar, wie der Papst für die Katholiken. Eine Vereinigung mit dem freieren Zwingli wurde (in Marburg 1529) abgelehnt. Leider hatte Deutschland einen Kaiser, der für das Land kein König war, auswärtige Kriege, sogar gegen den französisch gesinnten Papst führte, und die Kirche stand unter Päpsten, die von keiner Reform etwas wissen wollten. Die Zustände waren himmeltraurige, die Zerrissenheit des Reiches war unheilbar. Der Religionsfriede von Nürnberg (1522) brachte keine Abhilfe. — So konnten sich denn auch die sog. Wiedertäufer aufs neue erheben — eine seltsame Mischung altchristlich gesinnter, freidenkender Ehrenmänner (wie der Apostel Hans Denck) und kopfloser Schwärmer, die sich zu Münster in Westfalen, verstärkt durch herbeiströmende Holländer, zu einem kommunistischen Staate unter dem „Königtum“ des Schneiders Jean Beukelszoon aus Leiden organisierten, den aber 1535 vereinigte katholische und protestantische Fürsten niederwarfen. In der Schweiz fiel Zwingli 1531 im Kampfe gegen die katholischen Kantone. Luther und sein humanistischer Gehilfe Philipp Schwarzert oder Melanchthon hatten 1540 die Schwäche, dem Landgrafen Philipp von Hessen eine zweite Ehe neben der ersten zu gestatten. Der Reformator Deutschlands starb 1546, ein Jahr bevor seine Glaubensgenossen im Schmalkaldischen Kriege den Heeren des spanischen Kaisers und des römischen Papstes bei Mühlberg unterlagen. Den Religionskrieg beendete vorläufig 1555 der Religionsfriede von Augsburg, der den deutschen Regierungen, nicht aber den Unterthanen, freie Religionswahl gestattete. Der Grundsatz „cuius regio, eius religio“ (wessen das Land, dessen der Glaube) verfügte über die Gewissen des Volkes und pflanzte überall Gewaltthätigkeit und Heuchelei.

Nicht vom Volke aus, wie in Deutschland, sondern durch Machtspruch der Könige aus politischen Gründen, war schon 1527 Luthers Kirche in Dänemark und Schweden die herrschende geworden.

Deutschland aber hatte, infolge der das Reich zerrüttenden Wirren, der Schwäche und Uneinigkeit seiner Herrscher, außer der schon vorher verlorenen Schweiz noch die Niederlande an Spanien, Lothringen an Frankreich, den größten Teil Ungarns an die Türken eingebüßt. In Italien hatte das Reich nichts mehr zu gebieten, und in Preußen regierten die Polen.

Erfreulicher als diese Vorfälle und Zustände war der Aufschwung, den, ihnen zum Trotze, während jener Zeit die deutsche (nunmehr neuhochdeutsche) Litteratur nahm. Luthers Bibelübersetzung hat diese Periode unseres Schrifttums begründet; mit ihr war die für das Volk unfruchtbare Periode der lateinschreibenden Humanisten überwunden. Seine deutschen Predigten und Kirchenlieder begleiteten und verjüngten diese That. Der sehr derbe Ton seiner Streitschriften lag in der Neigung seiner ganzen Zeit begründet. Ihm schloß sich in der Pflege des Volkstones Ulrich von Hutten mit seinen deutschen Liedern freudig an, und zahllose Nachahmungen beider begründeten eine Volkslitteratur, wie sie Deutschland weder vorher noch nachher besessen hat. In der Schweiz vertrat Manuel diese Richtung; Zwinglis Dichtungen haben dagegen mehr kunstreichen Charakter. Die Fastnachtspiele erhielten durch Manuel und Pamphilus Gengenbach einen reformatorischen, antirömischen Zug. Die gegnerische Richtung versuchte der Franziskaner Thomas Murner durch seinen „Lutherischen Narren" zur Geltung zu bringen, was er mit Geist und Glück that, während er in anderen Schriften einen unsäglich rohen und gemeinen Ton anschlug.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts gesellte sich diesen religiös oder konfessionell gehaltenen Arbeiten auch eine weltliche Litteratur bei. Dahin gehören die Fabeln von Erasmus Alberus und Burkard Waldis und die Sprüchwörtersammlungen von Johann Agricola und Sebastian Franck. Sie alle überragt an sittlichem Gehalt und tiefem Gemüt der köstliche Nürnberger Meistersänger und Schuhmacher Hans Sachs (1494—1576), hoher Verehrer Luthers, aber kirchlich unabhängig, dabei ebenso fruchtbar und belesen, als allgemein beliebt und geschätzt. Seine Fabeln, Legenden und Schwänke sprechen am meisten an; seine dramatischen Arbeiten, die in allen möglichen Zeiten spielen, sind, bei allem Mangel an Bühnengewandtheit, die besten seiner Zeit.

3. Die Reformation in Westeuropa.

In Frankreich, wie in den romanischen Ländern überhaupt, war, wie noch jetzt, das Volk weder dogmatischen Streitigkeiten, noch einer Reform der Kirche geneigt; es bedurfte, neben einem behaglichen Leben, eines glänzenden Kultus; nach weiterem fragte es nicht.

Reformatorische Ideen drangen dort in den gebildeten Kreisen zugleich mit dem Humanismus ein; diesen begünstigte König Franz I.; als er aber die Begleiterscheinungen bemerkte, wurde ihm bange für die Einheit des Reiches und er ließ der Inquisition freien Lauf — die Ketzer mußten brennen*). Dies hinderte ihn freilich später nicht, je nach dem Stande der Politik sich mit den Protestanten in Verbindung zu setzen. Seine Schwester Marguerite, Königin von Navarra (s. oben S. 501), begünstigte die Reformation offen, die an der zu ihrem Gebiete gehörenden Hochschule von Bourges eine Freistätte fand.

Zu den Studenten dieser Stadt, wie zu den Verfolgten in Paris gehörte Jean Cauvin oder Calvin aus Noyon in der Picardie (geb. 1509), der sich schon früh durch den Humanismus zum Protestantismus hingezogen fühlte. Er mußte aus Frankreich fliehen und schrieb in Basel sein Lebenswerk „Institutio religionis Christianae", das seinem fanatischen Glauben an die Prädestination Ausdruck verleiht, also der Tugend ihren Wert, dem Laster seine Verwerflichkeit nimmt. Im Jahre 1536 erschien er in Genf, wo bereits Guillaume Farel, von Bern geschützt, die Reformation eingeführt hatte und nun Calvin zum Gehilfen nahm. Wegen seiner Unduldsamkeit vertrieben, aber 1540 von seiner Partei zurückgerufen, verstand er es, mit der kirchlichen auch die politische Leitung der kleinen Republik zu erlangen und eine Regierung zu führen, die bald zur Schreckensherrschaft und zur Glaubenstyrannei wurde. Seinen Anhang bildeten eingewanderte Franzosen; seine Gegner, die altgenferischen und lebenslustigen Libertins, wurden mit Kerker und Schwert verfolgt und jede Lustbarkeit unterdrückt. Zwar zog Calvin mitunter den kürzeren; aber es gelang ihm, die Protestanten der ganzen Schweiz auf seine Seite zu bringen (durch die sog. helvetische Konfession) und damit Zwinglis hellere Lehre zu beseitigen. Er scheute, um seinen Standpunkt zu befestigen, nicht davor zurück, den spanischen Antitrinitarier Miguel Servede (Servetus) bei der — katholischen Inquisition in Lyon zu verklagen, und als dieser, nichts ahnend, nach Genf floh, ihn einkerkern und (1553) lebendig verbrennen zu lassen. Die Libertins wurden nun eingeschüchtert und gefoltert, zum Teil hingerichtet, die übrigen sonst hart bestraft. Immerhin ist die Energie des Mannes zu bewundern; er starb, erschöpft durch seine Anstrengungen, 1564.

Unterdessen hatte die Verfolgung der Protestanten in Frankreich an Heftigkeit zugenommen; die friedlichen Waldenser in der Provence waren zu tausenden niedergemacht oder auf die Galeren geschleppt, zahlreiche Reformierte verbrannt worden. Calvin war fast ihre einzige Zuflucht gewesen und wurde damit auch ihre Hoffnung und ihr geistiges

*) Philippson, Martin, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Berlin 1882. Hauptteil S. 3 ff.

Haupt. Trotzdem nahm die Reformation dort zu und zählte zur Zeit seines Todes wohl eine halbe Million Anhänger, meist aus den höheren Ständen, sogar Prinzen. Sie waren nicht mehr auszurotten und veranstalteten Landesversammlungen. Trotzdem fanden Verfolgungen statt; die gegenseitige Verbitterung wuchs riesenhaft; beide Parteien knüpften Verbindungen mit dem Auslande (Deutschland und Spanien) an. Es kam zu Thätlichkeiten und Morden, und 1562 gab das an den zu Vassy Gottesdienst haltenden Huguenoten (d. h. Eidgenossen), wie man die Reformierten wegen ihrer Verbindungen mit der Schweiz nannte, verübte Blutbad das Zeichen zum dreißigjährigen Religions- und Bürgerkrieg, der zugleich ein Ständekrieg zwischen Aristokratie und Volk war und nicht ohne Unterbrechung durch Annäherung zwischen dem Hofe und den Huguenoten blieb. Eine solche Zwischenzeit wurde von Katharine von Medici, der Mutter Karls IX. und Regentin, zu der furchtbaren Metzelei vom 23./24. August 1572, der Bartholomäusnacht, benutzt, wobei der Admiral Coligny und in Paris mindestens 2000, in Frankreich an 30 000 Huguenoten durch bezahlte Mörder niedergemacht wurden. Papst Gregor XIII. ließ auf die Schandthat eine Medaille schlagen. Der Krieg brach mit erneuerter Wut aus; sein Ende gehört dem nächsten Buche an.

Wie in Deutschland vom Volke und in Frankreich von der Aristokratie, so ging in England die Reformation vom Königtum aus. Ja sie hatte in diesem, gleichwie ihr Gegenbild, die Reaktion, einen höchst persönlichen Ursprung. Wie Heinrich VIII., der Erbe der tyrannischen Gelüste seines Vaters (Heinrich VII.), um sich von Katharina (der Tochter Ferdinands und Isabellas von Spanien) scheiden und ihre Hofdame Anna Boleyn ehelichen zu können, sich vom Papsttum losriß, ohne den Katholicismus ganz aufzugeben, vielmehr Protestanten als Ketzer verbrennen und Papisten als Rebellen enthaupten ließ und den edlen Thomas More (Morus), den Verfasser der Utopia, eines Idealbildes der Menschheit (1535), auf das Blutgerüst sandte (dem die erwählte Gattin und eine weitere dahin folgten) — wie unter Eduard VI. die entschiedene Reformation eingeführt wurde, so meinte die fanatische Tochter der geschiedenen Ehe, die „blutige Maria“, die Gattin des ebenso blutigen Philipp II. von Spanien, ihren Thron durch Hinrichtung der jungen Johanna Grey und ihre Religion durch Verbrennung der Reformatoren Cranmer, Latimer und Ridley sichern zu müssen. Ihr folgte (1558—1603) die Tochter Anna Boleyns, Elisabeth, die wieder eine abgeschwächte Reformation, nämlich die 39 Artikel der anglikanischen oder offiziellen „Hochkirche“ dem Lande zum Gesetze gab und die Führer katholischer Aufstände unter dem Henkerbeile verbluten ließ. Die dem Fortschritte der Kultur günstigen Seiten ihrer Regierung sind im nächsten Buche zu erwähnen.

Die Begünstigung und Bereicherung der Kirche durch die Krone in Schottland hatte bei Adel und Volk böses Blut gemacht und der Reformation aus Deutschland her den Weg gebahnt. Ihr hingen aber auch Geistliche an, gegen welche die Regierung (seit 1528) mit Feuer und Schwert einschritt. Der Mord des Erzbischofs Beaton war die Antwort, und England begünstigte die Protestanten, die aber mit französischer Hilfe niedergeworfen wurden (1547); ihr kühner Führer John Knox wurde nach Frankreich geschleppt. Nach seiner Befreiung wurde er in Genf ein Anhänger Calvins und ein Fanatiker wie dieser. Zurückgekehrt, gründete er den protestantischen Bund (Covenant); aber die Vermischung politischer Gegensätze mit den religiösen führte zum Bürgerkriege. Elisabeth verhalf in diesem den Protestanten zum Siege, der vom Adel brutal ausgenutzt wurde. Die aus Frankreich zurückgekehrte Königin Maria Stuart (geb. 1542) suchte sich redlich, aber auf die Dauer umsonst mit der herrschenden Partei zu vertragen. Ihre Verheiratung, ihre Fehltritte und die Frage ihrer Schuld gehören nicht hierher*). Sie büßte ja hart genug durch ihre Gefangenschaft in Schottland selbst, dann seit 1568 in England, und endlich (1587) durch ihr tragisches Ende, das Elisabeth aus politischen Gründen über sie verhängte, um (freilich mit verwerflichen Mitteln) der Gegenreformation und deren Verschwörungen gegen ihr Leben und ihr Reich ein Ende zu setzen — ein Ziel, das allerdings damals noch nicht erreicht wurde.

4. Die Gegenreformation.

Die Päpste hatten nicht das mindeste gethan, um durch Reformen in der Kirche die Fortschritte des Protestantismus zu verhindern. Die ersten Schritte, die dieses bezweckten, gingen von wenig beachteten Mönchen aus. Freilich, die Askese, mit der sie (unter Papst Clemens VII.) begannen, versprach wenig, mehr schon die volkstümliche Thätigkeit der 1525 durch Matteo de Grassis aus dem Franziskanerorden abgezweigten Kapuziner**). Ihnen folgten 1540 die Barmherzigen Brüder des Portugiesen Juan de Dio; noch bedeutender aber für die Wiederbelebung des Katholizismus wurden die durch Gaetano von Tiene gestifteten Teatiner, deren „Oratorium der göttlichen Liebe" die Ketzerei auf friedliche Weise bekämpfen wollte. Dieses Ziel beförderte besonders Giovanni Pietro Caraffa, Bischof von Chieti oder Teano, dann Erzbischof von Brindisi, einer der heftigsten Gegner Luthers. Andere Kongregationen folgten nach. Als Kardinal orga-

*) Maria Stuart. Von Dr. Gustav Storm. Uebersetzt von Wittmann. München 1894. — Philippson a. a. O. S. 191 ff. 315 ff.

**) Philippson, Westeuropa, Einleitung S. 13 ff. — Gothein, Eberhard, Ign. v. Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895. S. 77 ff.

nisierte Caraffa die im Jahre 1542 von Papst Paul III. (Farnese) nach spanischem Muster errichtete römische Inquisition, die mit Energie gegen alle „Ketzer“, namentlich gegen die Calvinisten einschritt. Der Kapuzinergeneral Bernardio Ochino mußte wegen protestantischer Ansichten fliehen und starb, da er auch den Protestanten zu frei war, nach langem Umherirren im Elend; mehrere andere hatten dasselbe Geschick, wieder andere wurden verbrannt. Die Verfolgung nahm noch zu, als Caraffa selbst Papst wurde (Paul IV. 1555—59) und den Index der verbotenen Bücher einführte. Die edle Vittoria Colonna, Gattin des Marchese Pescara, die fromme Freundin Michel Angelos, entging nur durch frühen Tod der Inquisition. In ganz Italien verzweigte sich das Glaubensgericht. Wer fliehen konnte, floh nach Genf zu Calvin, dessen Gönnerin, Herzogin Renata von Ferrara, von ihrem Gatten Ercole II. eingesperrt wurde.

Es wurde, wie aus diesen Thatsachen hervorgeht, von römischer Seite unter einer Reform niemals die geringste Aenderung im Glauben und Kult, sondern vielmehr eine Stärkung des bisher herrschenden Systems und im höchsten Falle eine Verbesserung der Sitten des Klerus verstanden. Kaiser Karl V. schlug zu diesem Zwecke ein Konzil vor; die Päpste aber fürchteten ein solches und sträubten sich dagegen, bis Paul III. unter der Bedingung gewählt wurde, sich zu fügen und sich endlich dazu verstand, auf das Jahr 1542 ein Konzil nach Trient zu berufen. Es konnte aber, infolge kriegerischer Ereignisse und verschiedener Schwierigkeiten, erst Ende 1545 eröffnet werden. Die Protestanten, deren Beteiligung, d. h. Unterwerfung, man erwartet hatte, verweigerten diese*). Es erschienen nur Gegner der Reformation; zwar waren die deutschen Teilnehmer und alle nichtitalienischen, zu denen auf Verlangen des Kaisers sogar die spanischen gehörten, für Reformen gestimmt; aber die päpstlichen Legaten und ihr Anhang verhinderten solche von vornherein durch Beschluß der Abstimmung nach Köpfen, so daß die kleinen italienischen Bistümer, deren Häupter massenhaft erschienen, die großen der anderen Länder überstimmten.

Es wäre zwecklos und Raumverschwendung, hier die Intriguen aufzuzählen, die in dieser unbedingt päpstlichen Versammlung spielten, und die politischen Verwickelungen darzustellen, die zu ihrer öftern Unterbrechung und zeitweiligen Verlegung führten. Es kamen zwar später auch Gesandte protestantischer deutscher Fürsten nach Trient und sprachen offenherzig vor dem Konzil; aber es war umsonst. Karl V., zwischen dem Papst und den Protestanten in die Enge getrieben, dankte ab. Sein Bruder und Nachfolger Ferdinand I. unterwarf sich der päpstlichen Richtung, und der Kardinal von Lothringen folgte nach, freilich ohne die Billigung Frankreichs zu finden, das die Trienter

*) Philippson a. a. O. Einleitung S. 71 ff.

Beschlüsse **niemals** veröffentlicht und anerkannt hat! Alle Reformvorschläge, die nicht die Sitten betrafen, fielen durch; es wurde alles so angenommen, wie der Papst und die indessen auf den Schauplatz getretenen **Jesuiten** wollten; alle Abweichungen vom römischen Glauben wurden mit dem Bann belegt, und mit vollem päpstlichen Siege endete das Konzil am Schlusse des Jahres 1563, also 18 Jahre nach seiner Eröffnung! Daß diese Versammlung die Kirche vom drohenden Untergange gerettet und ihr die verlorene Würde, Sittlichkeit und Macht wieder gegeben, unterliegt keinem Zweifel, ist aber mittelbar der Reformation zu verdanken.

Diese religiöse Reaktion wirkte auch auf die italienische Litteratur ein, namentlich auf ihren damals größten Vertreter Torquato **Tasso** aus Sorrento (geb. 1544, † 1595), dessen Vater Bernardo den „Amadis" nach dem Spanischen gedichtet hatte. Sein Jugendwerk „Rinaldo" wuchs zwar unter dem Schutze des Herzogs Alfonso II. von Ferrara, aber in der Zeit und unter dem Eindrucke des katholischen Glaubenseifers und der Türkenkriege (Seesieg bei Lepanto) zu der „Gierusalemme liberata" (1565 begonnen, 1575 vollendet) empor. Inquisitorische Prüfer sahen zuviel „heidnische" Liebe in dem Werke, und nun verfiel der Dichter aus Angst vor der Inquisition in Wahnsinn*). Ja er fürchtete selbst, Ketzer zu sein. In Kerker, Flucht und Elend büßte der Dichter des größten epischen Werkes (seit der Völkerwanderung) den aufgeregten Charakter seiner Zeit. Ja, der Geist dieser Zeit veranlaßte ihn zu einer vermeintlichen Verbesserung, in Wahrheit Abschwächung des Epos unter dem Titel „Gierusalemme conquistata". Er sollte in Rom als Dichter gekrönt werden, starb aber zu früh.

Auf dem Gebiete der **Malerei** brachte die extrem katholische Richtung ähnliche Wirkungen hervor**). Die Maler nahmen aber die Wendung der Dinge nicht so tragisch wie der unglückliche Dichter. Sie werden unterschieden in Eklektiker, die sich aus der älteren Kunst **das** zum Muster nahmen, was sie in ihrer kirchlichen Richtung begeisterte, und in Naturalisten, die durch realistische Darstellung auf das gläubige Gemüt zu wirken suchten. Zu jenen gehören Ludovico **Carracci** (1555—1619) und seine beiden Neffen, Guido Reni, Dominico Zampieri u. a., zu diesen Michelangelo **Caravaggio** (1569—1609), Giuseppe de Ribera u. a. Zuletzt aber beschränkten sie sich nicht mehr auf das Heilige, sondern widmeten ihre Kunst auch weltlichen Gegenständen, womit sie in eine neue Periode eintraten.

Wie nicht anders zu erwarten, stellte sich auch die kirchliche **Tonkunst** in den Dienst der Gegenreformation, natürlich ohne andere als künstlerische Tendenzen. Ihr größter Vertreter in jener Zeit war

---

*) **Wiese** und **Percopo** a. a. O. S. 287 ff.
) **Fäh a. a. O. S. 647 ff.

Pierluigi Sante aus Palestrina und nach diesem Orte benannt (1514—94), trotz päpstlicher Gunst von der Sängerzunft der Peterskirche verfolgt, aber vom Trienter Konzil zur Reform der Kirchenmusik beigezogen.

In Deutschland, und zwar in Baiern, wirkte in demselben Sinne, unter Albrecht V. (s. unten) der große in Italien ausgebildete niederländische Musiker Roland de Lattre (Orlandus Lassus, 1520—94), dessen Bußpsalmen vom Herzoge prachtvoll ausgestattet wurden.

Die Künstler zur Zeit der Gegenreformation sind herrliche Lichtbilder in dieser sonst finstern Zeit der Inquisition und der Hexenprozesse.

Daß die Opposition der spanischen Bischöfe am Konzil von Trient nicht gegen das dogmatische System Roms, sondern lediglich gegen die von Rom versuchte Schmälerung der Rechte ihres Königs (Besetzung aller geistlichen Würden) gerichtet war, zeigt die Geschichte Spaniens zur Zeit der Reformation mit flammenden Zügen. Schon im 14. Jahrhundert hatten sich in diesem Lande Bewegungen, nicht gegen den Glauben, sondern gegen Unsitten der Geistlichkeit geltend gemacht. Energisch hatte unter Fernando und Isabella der große Kardinal Ximenes an Beseitigung dieses Uebelstandes gearbeitet. Mit dieser Bewegung verbanden sich aber durch die unter Karl V. in Spanien Eingang findenden Schriften Luthers unwillkürlich auch vereinzelte reformatorische Tendenzen. Ihre Träger, zum Teil Geistliche, verfielen natürlich der Inquisition (oben S. 474 f.) oder mußten fliehen (zu den letzteren gehörte Servet, oben S. 508). Diese Verfolgungssucht war indessen unter Karl, der durch seine fortwährenden Kriege gegen Franz I. von Frankreich, die deutschen Protestanten und die Türken so sehr in Anspruch genommen war, unbedeutend im Vergleiche mit der eisernen Härte, die unter seinem Sohne Philipp II. (geb. 1527, reg. 1556—1598) eingeführt wurde. Der neue König, von Jugend auf finster, bigott, verschlossen, tückisch und herrschsüchtig, Feind sowohl der päpstlichen Ueberordnung, als jeder Ketzerei, handhabte die Inquisition als ausschließlich königliche Anstalt, und sie mußte nun gegen die Protestanten und solche, die man dafür hielt, ebenso mörderisch einschreiten wie in ihren Anfängen gegen Juden und Mauren. Schon 1559 wurden ihrer 10 verbrannt und 14 Abschwörende erdrosselt, darunter mehrere Geistliche. Das spanische Volk hatte sich so an die Inquisition gewöhnt, daß es die Autos als ein Fest betrachtete und sich dazu herbeidrängte; denn hier gehörte die katholische Religion notwendig zum Patriotismus. Selbst der Erzbischof Carranza von Toledo verfiel ihren Kerkern; sein Leben rettete der Papst, der ihn sich ausliefern ließ, aber ebenfalls einsperrte. Der Großinquisitor Valdes in Sevilla ruhte nicht, bis er alle die kleinen reformierten Gemeinden Spaniens unterdrückt hatte, und der König verbot jeden

Besuch ausländischer Schulen. Viele Spanier flohen nach Genf, Deutschland und England.

Sein weites Reich (Spanien, dann auch Portugal, beide Sicilien, Mailand, die Niederlande, Mittel- und Südamerika) drückte Philipp mit äußerstem Despotismus und mit der Inquisition nieder und duldete keine freie Regung. Er hat nie einen Verbrecher begnadigt und seinen eigenen ältesten Sohn Don Carlos, der freilich ein ungeratener Junge war, durch seine Härte in den Tod getrieben (1568). Wie ihn empfindliche Nemesis traf, werden wir noch sehen.

5. Die Jesuiten.

Die Mitte des 16. Jahrhunderts, in der das Konzil von Trient die römische Kirche ohne irgend welche Zugeständnisse an freien Ideen neu befestigte, die römische Inquisition errichtet wurde, die spanische ihre neue Laufbahn, die gegen den Protestantismus gerichtete, eröffnete, in England die blutige Maria die Reformation unterdrückte, in Frankreich der Kampf gegen die Hugenotten begann, in der auch die Hexenprozesse neu auflebten und die Strafrechtspflege den Gipfel der Barbarei erreichte — war zugleich die Zeit der Entstehung eines Ordens, der zum mächtigsten der Christenheit wurde und das meiste zur Gegenreformation, vorzüglich in Deutschland, beigetragen hat.

Der spanische Offizier Don Iñigo Recalde de Loyola (geb. 1493, † 1556), in Pamploua von den Franzosen verwundet und kriegsuntauglich geworden, wandelte sich durch Lesen der Heiligenlegenden zum frommen Schwärmer und Asketen um*). Nach einer Pilgerfahrt bis Jerusalem, nach Studienjahren in Alcala und Salamanca, wo er wiederholt Gefangener der Inquisition war, wandte er in Paris seinen Sinn praktischer Wirksamkeit zu, warb Genossen an und gründete 1534 auf dem Montmartre mit ihnen seine Gesellschaft, die dem Papste unbedingt dienen sollte. Sie wanderten predigend nach Rom, wo sie den Namen der „Gesellschaft Jesu“ annahmen (eigentlich Compañia de Jesus, was einen geistlich-kriegerischen Charakter anzeigt). Auch hier wieder von der Inquisition mit Mißtrauen betrachtet, erreichte Ignatius (wie er sich seit seiner Bekehrung nannte), daß Papst Paul III. die Gesellschaft 1539 bestätigte, und wurde ihr General.

Noch im nämlichen Jahrhundert verbreiteten sich die Jesuiten nicht nur über Europa, sondern bis nach Japan, Abessinien und Paraguay. Ihre Organisation, die hier keinen Raum fände, ist mit Recht stets als eine bewundernswerte und erstaunliche Menschenkenntnis verratende anerkannt worden.

*) Gothein a. a. O. S. 208 ff.

Gegründet ist nun allerdings die Gesellschaft Jesu nicht zu dem Zwecke, den Protestantismus zu bekämpfen. Aber dieser Zweck hat nachträglich bei den Jesuiten feste Gestalt gewonnen; er war die Konsequenz ihrer Stiftung*). Ihr Glied und Historiograph Ribadeneira nennt Ignatius ausdrücklich den Anti-Luther. Schon früh erfaßte dieser den Gedanken, die deutschen Protestanten, die in der Mitte des Jahrhunderts neun Zehntel der Bevölkerung ausmachten, zum Papsttum zurückzuführen. Das war eine schwierige Aufgabe, die ihn aber gerade reizte. Im Jahre 1540 kamen die ersten Jesuiten nach Deutschland und wirkten für die vom Stifter nach seiner Bekehrung verfaßten „geistlichen Uebungen". Sie fanden aber unter den deutschen Katholiken keine geeigneten Mitarbeiter und trafen endlich den passenden Mann in dem Holländer Pieter de Hondt, lat. Petrus Canisius; sie gewannen weiter den Bischof von Augsburg, Otto von Truchseß und den alten Erzbischof Albrecht von Mainz (oben S. 492 f.). Canisius entwickelte, namentlich seitdem er in Rom bei Loyola gewesen, eine rastlose Thätigkeit am Niederrhein, ganz im romanischen, antideutschen Geiste der Gesellschaft. Der erste Fürst, der im gegenreformatorischen Streben dieselben Wege ging, war Herzog Wilhelm von Baiern, in dessen Land die Reformation am wenigsten Eingang gefunden hatte; er berief 1549 die Jesuiten nach Ingolstadt, wo die Hochschule im Verfalle begriffen war. Herzog Albrecht V., sein Sohn, dessen Ueberzeugungen schwankten, wurde endlich von Ignatius und Canisius dahin gebracht, dem Orden (1553) ein Kollegium zu gestatten. Dann wurde die Universität völlig jesuitisiert. Im ganzen Lande verschaffte der nun für die Sache gewonnene Herzog den Jesuiten die Oberhand. Denselben Weg ging König Ferdinand, der den Jesuiten 1550 Wien öffnete. Oesterreich war bereits überwiegend protestantisch. Das sollte nun anders werden und wurde es auch. Es kamen Jesuiten in Menge, die erst deutsch lernen mußten (denn es fehlte noch an deutschen Ordensgliedern). Die nichtjesuitischen Professoren wurden überwacht; auch hier besorgte Canisius die Hauptarbeit, reiste im Lande herum, brachte die Bauern zur Predigt und Beichte; er suchte auch die Gefängnisse auf, redete bei Hinrichtungen, ja trieb Teufel aus! Verdienstlicher ist, daß er (hauptsächlich) den katholischen Katechismus (im Gegensatze zu Luthers) bearbeitete, wie er noch heute besteht. Dagegen wurden „ketzerische" Bücher konfisziert, evangelische Geistliche eingekerkert. Ignatius leitete von Rom aus alles und wies Ferdinand und Canisius an, wie die „Ketzerei" auszurotten sei. Ein Kolleg in Prag hatte die Aufgabe, das Hussitentum zu unterdrücken. Das ging nun stufenweise immer weiter, immer strenger. Am Ende des 16. Jahrhunderts war Oester-

*) Gothein a. a. O. S. 661 ff.

reich vollständig, teilweise durch blutige Gewalt, wieder katholisch geworden.

Auch in den Rheinlanden waren es die Jesuiten, hier aber mit Hilfe Philipps II. von Spanien und des Herzogs Alba, denen die Unterdrückung der Reformation gelang, wenn auch unter heftigem Widerstande der Protestanten. Denn dort war die Gefahr für die katholische Kirche groß, nachdem der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß (1582) Protestant geworden und sich verheiraten wollte; er mußte vor kaiserlichen und spanischen Truppen fliehen. Ebenso unterlag Westfalen der kräftigen Thätigkeit der Jünger Loyolas. Ein bairischer Prinz, Ernst, erhielt nicht weniger als fünf Bistümer am Rhein und auf roter Erde. In Würzburg, Bamberg und Salzburg vollendeten die Bischöfe 1586 die Ausrottung der Reformation. Aachen fiel in die kaiserliche Acht, weil es der neuen Lehre anhing, und wurde durch spanische Truppen zur alten zurückgezwungen. Der spanische Admiral Francisco Mendoza vollendete mit 20000 Mann die Rückeroberung Westdeutschlands. Auf friedlichere Weise erreichte dieses Ziel der Erzbischof Karl Borromeo (1538—84) mit Hilfe der Jesuiten und Kapuziner in jenen Teilen der Schweiz, die nicht unmittelbar unter protestantischen Regierungen standen. Unvergessen aber ist seine Wohlthätigkeit zur Zeit der Pest in seiner Residenz Mailand. Ein Beförderer der Gegenreformation in der Schweiz war der Chronist Aegidius (Gilg) Tschudi von Glarus (1505—72), der in seinem Werke die Tellsage in die gangbare Form gebracht hat.

Freilich war der Protestantismus nicht unschuldig an seinen Niederlagen. Er war zur starren Orthodoxie verknöchert, deren Oede und Leerheit man vielfach den lebhaften und kunstvollen katholischen Kultus vorzog. Parteistreitigkeiten zerrütteten seine Reihen. Der sanfte Melanchthon, Luthers Freund und Nachfolger († 1560), wurde von den Anhängern des wilden Schwärmers Flacius der Abtrünnigkeit beschuldigt und wurde durch sie zu heftigen Antworten gereizt. Die Fanatiker, die viel vom Teufel faselten, wurden aus Sachsen vertrieben. Unaufhörlich befehdeten sich Lutheraner und Calvinisten. In Basel und Bern wurden Calvins Ketzerprozesse nachgeahmt. In der Pfalz wechselten die Kurfürsten öfter den Glauben, und jedesmal mußte auch ihr Volk lutherisch oder calvinistisch werden. Kurfürst August von Sachsen übte eine lutherische Schreckensherrschaft und zwang dem Lande (1577) die gegen Melanchthon gerichtete „Konkordienformel“ auf. Die sog. Kryptocalvinisten wurden in Kerker geworfen. Unter seinem Sohn Christian I. (seit 1586) wirkte Hofrat Nikolaus Krell in entgegengesetztem Sinne, aber mit Milde, und wurde daher unter Christian II., dem Gesinnungsgenossen Augusts, 1601 in Dresden enthauptet*).

---

*) Droysen, Gust., Geschichte der Gegenreformation. Berlin 1893.

Aehnlich in Braunschweig 1604 der Bürgerhauptmann Henning Brabant. Auch waren die Protestanten so einseitig, daß sie die Kalenderreform Papst Gregors XIII. (1582) nicht annahmen, so daß (meist bis 1700) beide Konfessionen einer verschiedenen Zeitrechnung folgten.

Wo die Jesuiten herrschten, fand in der Baukunst und Bildnerei der Kirchen überall der geschmacklos überladene Jesuitenstil Eingang.

In der deutschen Litteratur war ihr Gegner Johann Fischart (um 1550—1590), der in der Art des Rabelais schrieb und auch diesen übersetzte, mit seinen derben und an originellen Ausdrücken reichen Pamphleten gegen sie ohne Frage der hervorragendste Schriftsteller und der einzige mit Geist begabte Vertreter der sog. grobianischen Litteratur.

III. Die Entdeckung des Erdumfangs.

Vorbemerkung.

Die Bewegung der Geister des Abendlandes war in der Zeit des Uebergangs vom 15. zum 16. Jahrhundert eine überaus reiche und mannigfaltige, wie in keiner andern Jahrhundertwende. Nicht nur haben damals die Renaissance und die Reformation die ganze abendländische Welt in Aufregung versetzt; es war daran nicht genug, sondern gleichzeitig erweiterte sich die abendländische Kultur durch die Entdeckung ferner Gestade oder des Weges dahin zu einer die gesamte Erdoberfläche umfassenden. Während aber die Bewegungen der Renaissance und der Reformation versiegten, weil sie nicht leisten konnten, was sie versprochen, die Renaissance nicht, weil sie sich auf gelehrte und künstlerische Kreise beschränkte, die Reformation nicht, weil sie in unfruchtbaren Glaubensstreit auslief — hatten dagegen die Entdeckungen von Ländern und Seewegen bleibende Folgen, die sich noch heute und in wachsendem Maße geltend machen. Diese Entdeckungen haben den gemeinsamen Charakter, daß sie alle auf der Sehnsucht des Abendlandes nach dem Wunderlande Indien beruhten, das die Europäer sowohl auf dem Wege nach Osten, als auf dem nach Westen zu erreichen strebten.

1. Die Bahn nach Osten.

Wir haben bereits (oben S. 413) darauf hingewiesen, wie die Raub- und Mordzüge der Mongolen die Hoffnungen der Kreuzfahrer auf Hilfe gegen den Islam erregten und zu Gesandtschaften christlicher Fürsten an die Mongolenchane Anlaß boten, die von Missionaren ge-

leitet wurden. Diesen folgten später Kaufleute, besonders italienische, die Handelsverbindungen mit dem Osten suchten*). Die bedeutendsten dieser Reisen unternahmen die venezianischen Brüder Nicolo und Maffeo Polo (1260—69); mit des erstern Sohn Marco Polo gelangten sie auf einer zweiten Reise, die letzterer beschrieb, (1271—95) bis an die Ostküste Tsinas. Weitere Fahrten, aber nicht so ausgedehnte, machten wieder Mönche im 14. Jahrhundert; im 15. bereiste der Venetianer Nicolo de' Conti Indien und dessen Inseln.

Die eigentliche Periode der erdumfassenden Reisen aber, die erst seit der Entdeckung der polaren Richtung des Magneten (im 13. Jahrh.) und nachdem die Kugelgestalt der Erde bekannt war, möglich wurden, eröffnete Dom Enrique oder Prinz Heinrich von Portugal (geb. 1394, † 1460), der allerdings zunächst, um das Christentum in Afrika zu verbreiten, dann aber auch zu wissenschaftlichen Zwecken, seit 1434 die Küsten des dunkeln Erdteils befahren ließ. Diniz Dias entdeckte 1445 das grüne Vorgebirge, Diego Gomez 1460 dessen Inseln. Heinrichs Neffe, König Affonso V., setzte seine Bestrebungen fort. Im Jahre 1471 kamen die Portugiesen bis zur Goldküste und entdeckte Fernão do Po die Insel dieses Namens. João II. nannte sich Herr von Guinea. Unter ihm erreichten Diego Cão und der Kosmograph Martin Behaim aus Nürnberg 1485 den Kongo und Cap Negro, 1486 Bartolomeu Dias das Sturmkap, das der König in „Kap der guten Hoffnung" umtaufte. Nachdem Papst Alexander VI. 1494 die zu entdeckenden Länder zwischen Spanien und Portugal durch eine Meridianlinie geteilt, sandte König Manuel 1497 den Vasco da Gama mit drei Schiffen aus, die zum ersten Male seit Nechos Zeit (oben S. 209) die Südspitze Afrikas umsegelten. Eine Meuterei der Mannschaft drohte die Fahrt nach Indien zu vereiteln, sie wurde aber unterdrückt; weitere Gefahren drohten von Seite der Mohammedaner an der Ostküste; aber am 20. Mai 1498 landete Gama in Kalikut an der Küste Malabar. Gama starb 1524 in Kotschin. Es entstand in Vorderindien ein portugiesisches Vicekönigreich, dessen Hauptstadt das 1510 eroberte Goa wurde, wo man natürlich baldigst die Inquisition einführte, dessen Schicksale aber der politischen Geschichte angehören. Die kühnen Seefahrer strebten jedoch weiter. Sie nahmen 1511 unter dem Generalstatthalter Affonso d'Albuquerque Malakka in Hinterindien ein. Die Gewürzinseln oder Molukken wurden 1511, vollständiger 1518 und 1521 aufgefunden. Fernao Perez d'Andrada drang 1516 bis Kotschintsina und 1517 nach dem Reiche der Mitte; endlich 1542 kamen die Portugiesen auch nach Japan.

Diese kühnen Unternehmungen haben den einzigen bedeutenden

---

*) Ruge, Dr. Sophus, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin 1881. S. 51 ff.

Dichter Portugals vor dem 19. Jahrhundert zu dem größten Dichterwerke dieses Volkes begeistert. Es ist Luis de Camões (geb. 1525, † um 1580), der in Marokko und seit 1553 in Indien dem Vaterlande diente, von hier aber wegen einer Satire auf die schlechte Verwaltung nach Makao in Tsina verbannt wurde, wo er in seinem Meisterwerke „Os Lusiadas" (die Lusitanier, d. h. Portugiesen) die Fahrt Vasco da Gamas besang. Zurückgerufen, aber in Goa eingekerkert, kam er arm und elend in der Heimat an. Der Held des Werkes ist das portugiesische Volk; die Idee ist mit großartiger Schönheit der Sprache und Lebendigkeit der Darstellung durchgeführt.

2. Die Bahn nach Westen.

Indien in der Richtung nach Osten zu erreichen, lag auf der Hand. Weit kühner war der Gedanke, dem Wunderlande von Osten her, also durch unbekannte Meere und auf einem Wege von unbekannter Länge zu nahen. Diesen Gedanken faßte zuerst der Arzt und Astronom Paolo Toscanelli aus Florenz (geb. 1397, † 1482). Zur That machte ihn aber der davon hörende Christoforo Colombo (lat. Columbus, span. Colon) aus Genua (geb. um 1456—58). Er trug seinen Plan Portugal an, fand aber kein Gehör (da man hier mit der Fahrt nach Osten beschäftigt war), und wandte sich dann nach Spanien. Sein Hauptziel war weniger die Entdeckungsfahrt an sich, als die Bekehrung der Heiden und die Gewinnung der Mittel zu einem neuen Kreuzzuge. Erst nachdem Granada den Mauren abgenommen war (1492), führten die Unterhandlungen, denen sich die Königin Isabella freundlich gegenüberstellte, zu einem Ziele. Es wurden ihm drei Schiffe bewilligt, mit denen er am 3. August abfuhr. Mit der Ungeduld und den Zweifeln seiner Mannschaft kämpfend, erreichte er am 12. Oktober die westindische Insel Guanahani, später Cuba und Haiti. Seine drei weiteren Fahrten führten zur Kenntnis der kleinen Antillen und der Küsten von Süd- und Mittelamerika; wie er mit Undank belohnt und schmählich behandelt wurde, ist bekannt. Ein gebrochener Mann, starb er 21. Mai 1506 in Valladolid — in dem Wahne befangen, den äußersten Osten Indiens erreicht zu haben. Er wurde bald vergessen, und der von ihm entdeckte Erdteil erhielt seinen Namen nicht nach ihm, sondern nach dem Florentiner Amerigo Vespucci (1451—1512), der Berichte über Reisen dahin veröffentlichte und als Entdecker galt; diesen Namen „Amerika" brachte ein Lothringer, Martin Waltzemüller, durch seine Kosmographie in Uebung.

Die Fahrten nach der Neuen Welt häuften sich und mit ihnen die schauderhafte Mißhandlung der Eingeborenen, die in Westindien völlig ausgerottet wurden (s. oben S. 480). Zufällig fand der Por-

tugiese Pedro Cabral auf einer Reise nach Ostindien 1500 die Küste Brasiliens.

Ein Spanier, Vasco Nuñez Balboa, sah als Erster am 25. September 1513 am Golf von Darien den Großen Ocean; er wurde als angeblicher Verräter enthauptet. Gonzalez de Avila entdeckte und eroberte 1521 Nicaragua. Ponce de Leon fand 1513 Florida. Juan de Grijalva umfuhr 1518 Yukatan, wo man schon ein Jahr vorher die merkwürdigen Bauten der Mayas (oben S. 76 f.) entdeckt hatte. Hierdurch wurden die Spanier auf das Land Mejiko aufmerksam, das zu gewinnen der Statthalter von Cuba, Diego Velasquez, der erst die ganze Insel unterworfen hatte, den Fernando Cortes (geb. 1485), aussandte. Die kecke Eroberung des merkwürdigen Reiches von Anahuak (oben S. 77 ff.) wurde unter den romanhaftesten Abenteuern 1523 vollendet. Als Statthalter von „Neuspanien" suchte Cortes umsonst nach einer in den westlichen Ocean führenden Meerenge, gewann aber für Spanien Guatemala und Honduras. Unter den gewohnten Anschuldigungen, obschon in Spanien glänzend empfangen, von der Statthalterschaft entfernt, erforschte er, als Oberbefehlshaber, die Westküste Mejikos, wurde aber wieder mit Undank belohnt und starb 1547 bei Sevilla. Er war kühn und klug, energisch und doch milder als die meisten Conquistadoren. Den Abschaum unter diesen vertritt der Eroberer des Reiches der Inkas (1532, s. oben S. 81 ff.), Francisco Pizarro (von niedrigster Herkunft, geb. 1478). Dem Lohne seiner Schandthaten gegen die arglosen Peruaner entging er nicht. Sein besserer Gefährte Diego de Almagro (1475—1538), der 1535—37 Chile erobert hatte, endete nämlich im Kampfe mit der feindlichen Partei Pizarros durch Hinrichtung. Der Rache seiner Freunde fiel der blutige Eroberer 1541 in Lima zum Opfer, ebenso sein Bruder Gonzalo durch Hinrichtung 1548. Die späteren Kämpfe in Chile gegen die wilden Araukaner besang der einzige spanische Epiker von Bedeutung, Alonzo de Ercilla y Zuniga, in seiner Araucana (1590) mit ausdrücklichem Gegensatze zu Ariosto, also mit Vermeidung aller Romantik, in schön gebauten, aber nüchtern gehaltenen Stanzen, die indessen von edler Gesinnung zeugen.

Mit der Entdeckung des Marañon (Amazonenstromes) durch Francisco de Orellana 1541 schloß vorläufig die Erforschung der Neuen Welt ab.

Der Erste, der den Gedanken anregte, von Amerika weiter westlich nach Asien zu dringen, war der Namengeber der Neuen Welt, Amerigo Vespucci. Aber erst die Entdeckung des Großen Oceans durch Balboa bot Anlaß, den Gedanken ernstlich in Angriff zu nehmen. Juan Dias de Solis gelangte 1515 bis zum La Plata-Strom, kam aber durch Indianer um. Der Portugiese Fernão de Magalhães

(geb. um 1470), der in Ostindien gedient hatte, trat, mit Undank belohnt, 1517 in spanische Dienste und erhielt im nächsten Jahre den Auftrag, um den Süden Amerikas herum nach den Molukken zu segeln, deren Statthalter er werden sollte. Portugal, das diese Inseln selbst ansprach, suchte die Ausführung des Planes zu verhindern; aber König Karl befahl 1519 die Abfahrt mit fünf Schiffen. Auch Magalhães, der am 20. Sept. die Reise antrat, hatte im äußersten Süden Amerikas mit Meuterei zu kämpfen, deren Häupter hingerichtet wurden; er durchfuhr die nach ihm benannte Straße, deren beide Seiten die Namen Patagonien und Feuerland erhielten, und dann den Großen Ocean, den er den Stillen (pacifico) nannte. Ohne dessen Inselgruppen zu berühren, gelangte er über die Ladronen zu den Philippinen, wo er in einem Kampfe mit den Eingeborenen 27. April 1521 den Tod fand. Mit nur noch zwei Schiffen fuhr Sebastian del Cano weiter, durchquerte den Indischen Ocean und vollendete mit nur einem Fahrzeuge am 6. September 1522 die erste Erdumsegelung.

Das war ein denkwürdiges Ereignis. Jetzt war das Abendland nicht mehr nur europäisches Gebiet, sondern wurde zur Herrin der Erdoberfläche. Dauerten auch, wie wir gesehen haben, veraltete Sitten, Bräuche und Meinungen, die dieses Titels spotteten, noch eine Zeitlang, ja einzelne noch Jahrhunderte fort, so war doch der Grund gelegt zu einer vom Abendlande aus über den ganzen Planeten siegenden und herrschenden Kultur; die morgen-, mittel- und abendländischen Sondergruppen menschlicher Gesittung und Bildung, auch wenn sie für sich noch weiterhin vegetieren mögen, sind seitdem im ganzen und großen überwunden. —

Fünftes Buch.

Die erdumfassende Kultur.

Erster Abschnitt.

Die Begründung der neuen Kulturperiode.

I. Die neue Weltanschauung.

1. Das Weltall.

Das Wahrzeichen der neuen Kulturperiode ist die freie Forschung. Unerschrocken trat sie ihren Weg an, unbekümmert darum, daß neben ihr der Aberglaube, die Hexenprozesse, die Inquisition, die Herrschaft des Buchstabens in Religion und Rechtspflege, die Unterdrückung des sog. gemeinen Volkes u. s. w. noch fortdauerten und ihre Bahn zu sperren, ihren Fortschritt zu hemmen suchten. Es war daher auch nichts Wunderbares, sondern die Folgerichtigkeit des in der Entwickelung der menschlichen Kultur waltenden göttlichen Geistes, daß der durch die erste Erdumsegelung endlich bewirkten Kenntnis des Umfangs unserer Erde die Erkenntnis der wahren Stellung unseres Planeten im unermeßlichen Weltall auf dem Fuße nachfolgte. Der Entdecker dieser Wahrheit, der größere Nachfolger des Columbus und Magalhaes, war Nikolaus Copernicus (eigentlich Kopernik, geb. in Thorn 1473, † als Domherr in Frauenburg 1543). In seinem Werke „de revolutionibus" (Von den Umwälzungen), das erst kurz nach seinem Tode erschien, lehrte er, was schon Platon und Aristarchos (oben S. 273) geahnt hatten, die tägliche Bewegung der Erde um ihre Axe, die jährliche um die Sonne und die nämliche Bewegung sämtlicher Planeten *). Er bewies dies auch, und wenn ihm aus Mangel an Hilfsmitteln die

---

*) Wolf, Rudolf, Geschichte der Astronomie. München 1877. S. 221 ff.

Vollendung seiner Lehre nicht möglich war, so hat sie sich in der Folge doch unzweifelhaft bewährt. Damals wurde sie von der Menge mit Hohn und Spott und im besten Falle als Hypothese aufgenommen. Die Kirche war ihr anfangs nicht entgegen (das Werk war dem Papste Paul III. gewidmet); wahrscheinlich bedachte sie aber deren Konsequenzen nicht; denn noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts eiferten alle Orthodoxen, katholische und protestantische, gegen sie, weil sie, wie man meinte, der Bibel widerspreche, und nannten ihre Anhänger Ketzer. Dies bekam denn auch ihr erster Bekenner von Bedeutung zu fühlen, Galileo Galilei aus Pisa (geb. 1564, † 1642). Er entdeckte die Fallgesetze, richtete das Fernrohr als erster auf den Himmel und fand durch dieses die Jupitermonde, bemerkte zuerst die Ringe des Saturn, die Lichtphasen der Venus und des Merkur und die Berge des Mondes. Als er aber so unvorsichtig war, nach Rom zu kommen, verdammte 1616 Paul V. seine Lehre, und die Kongregation des Index verbot sein Buch. Er mußte 1633 vor der Inquisition erscheinen, wurde zum Kerker verurteilt und nur nach Abschwörung seiner Ueberzeugung freigelassen, blieb aber bis an sein Ende in seinem Hause eingegrenzt und überwacht, obschon er erblindete! Noch im Tode wurden ihm die gebührenden Ehren verweigert. Erst im Jahre 1821 hat die päpstliche Kirche seine Lehre durch Aufhebung ihres Verbotes anerkannt.

Die Entdeckungen im Weltall gingen rastlos weiter. Johannes Fabricius entdeckte 1610 die Sonnenflecken, Johannes Hevel begründete seit 1642 die Topographie des Mondes. Umsonst versuchte der Däne Tycho de Brahe (1546—1601), dessen König ihm das Sternwartenschloß, Uranienborg auf der Insel Hven im Sund, baute, zwischen dem alten und neuen System eine Vermittelung beliebt zu machen, nach welcher zwar die Planeten außer der Erde sich um die Sonne, diese aber und der Mond um die Erde bewegen sollten. Er wurde verleumdet, verbannt, und seine Burg zerfiel. Größer war als Sternkundiger der Deutsche Johannes Kepler (geb. zu Weilerstadt in Schwaben 1571, † 1630), der sich zwar, von protestantischer wie katholischer Unduldsamkeit umhergetrieben und für seine Dienste als Nachfolger Brahes an Kaiser Rudolfs II. Hofe in Prag nicht bezahlt, mit der Astrologie ernähren mußte, aber ein entschiedener Anhänger Koperniks war und blieb und seine großartigen Weltgesetze fand, nach deren bekanntesten die Planetenbahnen elliptisch, nicht kreisförmig sind. Er entdeckte auch das Gesetz der Regenbogenfarben und vervollkommnete das Teleskop weiter. Litterarisch war er thätig durch die rudolfinischen Sterntafeln, sein bedeutendes Werk „Harmonia mundi“ und mehrere andere.

Die Entdeckungen am gestirnten Himmel führten einerseits zu Fortschritten in der Mathematik und anderseits zur Vervollkomm-

nung der Uhren. Nachdem man früher nur Sonnen-, Wasser- und Sanduhren gekannt und erst um 1500 Peter Hele in Nürnberg die Taschenuhren erfunden, gab es schon seit dem 14. Jahrhundert astronomische Uhren, die den Sonnen- und Mondlauf anzeigten, aber erst im 16. Jahrhundert von Bedeutung wurden. Den größten Ruf erlangte die zu Straßburg 1547—74 von dem Schweizer Konrad Dasypodius verfertigte. Dessen Landsmann und Zeitgenosse Jost Bürgi (1552—1632) diente als erfinderischer Instrumentenmacher dem Astronomie treibenden Landgrafen Wilhelm II. von Hessen-Kassel und dem Kaiser Rudolf II. und erfand die Logarithmen vor dem Engländer Neper, machte sie aber erst später (1620) bekannt.

2. Die Erdoberfläche.

Schon der Umstand, daß Columbus in dem Glauben lebte und starb, Indien erreicht zu haben, zeigt, wie unvollständig damals die Kenntnis des Erdumfangs war, und diese Unkenntnis ließ auch den Streit um die Molukken (Gewürzinseln), welche die Spanier von Osten und die Portugiesen von Westen her erreicht hatten, unentschieden, spornte aber zu genauen Messungen an*). Vorerst waren die Spanier eifrig darauf bedacht, die Westküste des neu entdeckten Erdteils kennen zu lernen und den Großen Ocean zu erforschen. Guevara gelangte von der Magalhães-Straße nach Tehuantepek in Mexiko; Loaysa, del Cano und Salazar wurden Opfer der weiten Fahrt durch die Südsee, während Saavedra 1527, von Cortes entsendet, die Fahrt von Mexiko nach den Philippinen überstand. Diese Fahrten wurden fortgesetzt und führten zur Entdeckung Neu-Guineas und mehrerer Inselgruppen. Die hart umstrittenen Gewürzinseln wurden zwar 1529 gegen 350000 Dukaten Portugal überlassen, kamen aber schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts in den Besitz einer neuen Macht, der von Spanien befreiten Niederlande. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts nahmen die Spanier die Philippinen in Besitz und gaben ihnen den Namen ihres Königs. Von Peru aus suchten sie nach einem unbekannten großen Südlande und entdeckten dabei 1568 die Salomonsinseln; aber erst 1595 fanden sie die erste der eigentlichen Südsee-Inselgruppen, die Marquesas de Mendoza genannt wurde; die Salomonsinseln wurden aber umsonst wieder gesucht und erst im 18. Jahrhundert neu entdeckt. Im Jahre 1605 fand Luis Vaez de Torres Tahiti und die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Guinea und Australien, was aber bis in das 18. Jahrhundert geheim blieb.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß ohne das Hauptziel, das die Spanier und Portugiesen auf ihren Fahrten leitete, die Bekehrung

*) Ruge a. a. O. S. 483 ff.

der heidnischen Völker, die Errungenschaften dieser kühnen Unternehmungen wohl nicht erreicht worden wären. Nur mit diesem Ziel im Auge trotzten sie Sturm und Wellen und den Giftpfeilen und Wurfspießen der Eingeborenen, opferten Mengen von Schiffen und zahllose Menschenleben. Und dennoch, was war ihr Gewinn? Er verschwindet gegenüber den Opfern völlig. Die schließlichen Gewinner waren ja nicht sie, sondern die protestantischen Holländer und Engländer. Diese erst waren es, welche im 17. und 18. Jahrhundert den Australkontinent entdeckten und damit die Kenntnis der fünf Erdteile in der Hauptsache vollendeten.

Diesen germanischen Völkern war denn auch die weitere Fortsetzung der Entdeckungsreisen vorbehalten, die den wahren Zusammenhang der fünf Erdteile enthüllte. Schon zur Zeit des Columbus und Gama, 1497, ermächtigte Heinrich VII. von England den dort lebenden Genuesen Giovanni Cabotto (John Cabot), einen nordwestlichen Weg nach Tsina zu suchen. Er entdeckte das seit den Wikingern (oben S. 390) vergessene Nordamerika (in Labrador). Auf dieser Grundlage beruhten die Ansprüche Englands auf Nordamerika, wenn auch dessen Ostküste seit 1502 von Portugiesen, Franzosen und Italienern befahren wurde. Unter ihnen ragt Jacques Cartier aus St. Malo hervor, der 1534 Neufundland und den Lorenzstrom erforschte und damit den Grund zu den französischen Besitzungen in Kanada legte, die aber erst im 17. Jahrhundert durch Champlain besiedelt wurden. Seit 1576 versuchten die englischen Seefahrer Martin Frobisher, John Davis, Harry Hudson, William Baffin u. a., deren Namen dort verewigt sind, einen Nordwestweg nach Asien zu finden, scheiterten aber am ewigen Eise, in dem Hudson durch Meuterei seiner Leute 1611 den Untergang fand.

Ebenso erfolglos in dem angestrebten Ziele, aber ebenso gewinnreich für die geographischen Kenntnisse wie der Versuch einer Nordwest-, war derjenige einer Nordost-Durchfahrt nach Asien. Die erste Anregung dazu gab Sebastian Cabot, Johns Sohn. Skandinavier und Russen waren hier vorangegangen. Cabot gründete 1553 eine Handelsgesellschaft, die der Hanse entgegenarbeiten sollte. In ihrem Auftrage fuhr Sir Hugh Willoughby ab, erlag aber jenseits des Nordkaps dem arktischen Winter. Nur einer seiner Kapitäne, Richard Chancellor, erreichte die Gegend von Archangel, besuchte von dort aus Moskau und kam nach England zurück. Die Gesellschaft nannte sich nun die Moskowitische. Eine zweite Fahrt Chancellors 1556 kostete auch ihm das Leben. Stephan Burrough gelangte 1557 bis zur Waigatsch-Insel. Indessen hatten auch die Holländer den Gedanken einer Nordost-Durchfahrt erfaßt, ließen sich 1565 auf der Halbinsel Kola nieder und knüpften Verbindungen mit Moskau an. Die Generalstaaten nahmen sich der Sache an, und 1594 fuhren

Willem Barendszoon und Cornelis Nay in das Karische Meer und nach Nowaja Semlja. Cornelis Rijp und Jakob Heemskerck entdeckten 1596 die Bäreninsel und Spitzbergen. Barendszoon aber kam auf Nowaja Semlja um. Weiteren Fahrten setzte das Eismeer Schranken, und sie wurden vorläufig aufgegeben, aber nicht nur des Eises wegen, sondern weil die von Cornelis Houtman begründeten Fahrten um das Kap der guten Hoffnung nach Indien mehr Erfolg versprachen. Die Seemacht Spaniens und Portugals war im Sinken begriffen, und es entstand 1602 die holländisch-ostindische Gesellschaft, welche die blühenden Kolonien der Sunda-Inseln gründete. Zwar versuchten die Holländer an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die Nordost-Durchfahrt noch einmal, aber ohne Erfolg. Nach hartem Kampfe einigten sie sich mit den Engländern 1627 über die Fischereirechte in der Umgebung von Spitzbergen.

3. Die organische Welt.

Der durch die erweiterte Kenntnis der Welt und der Erde geweckte Trieb nach Wahrheit säumte nicht, sich auf die Erforschung der auf unserm Planeten lebenden Einzelwesen auszudehnen. Nachdem in der Zeit der Renaissance (oben S. 499) Brunfels u. a. die neuere Botanik durch ihre Kräuterbücher begründet hatten, wuchs die Zahl der bekannten Pflanzen rasch an*). Von 500 bei Leonhard Fuchs (1542), der zuerst eine botanische Nomenklatur versuchte, stieg sie bei Kaspar Bauhin (1623) bereits auf 6000. Es entstanden die ersten botanischen Gärten; in Italien machte Padua 1545 den Anfang, im Norden der Alpen Leiden 1577, in Deutschland Heidelberg 1593. Konrad Gesner in Zürich (1516—65) begann, die Blüten und Früchte der Pflanzen näher zu betrachten, Bauhin in Basel (1550—1624) die Gattungen durch Namen und die Spezies überdies durch Diagnosen zu unterscheiden. Die Klassifikation richtete sich noch nach rein äußerlichen Merkmalen. Den Grund zu einer höhern Entwickelung der Wissenschaft legte der Italiener Andreas Cäsalpinus aus Arezzo (1519—1603), Professor in Pisa und päpstlicher Leibarzt. In seinem Werke „de plantis“ (1583) bearbeitete er, auf seine Beobachtungen gestützt, die Botanik philosophisch; er schrieb den Pflanzen eine Seele zu, ohne ihr einen bestimmten Sitz anzuweisen. Auf seiner Lehre baute weiter Joachim Jungius aus Lübeck (1587—1657), ein Zeitgenosse Galileis und Keplers, der erste Deutsche, der „philosophisch geschultes Denken mit genauerer Beobachtung der Pflanzen zu verbinden wußte“. Nach ihm ist die Pflanze ein lebender, aber nicht empfindender Körper.

---

*) Sachs, Dr. Julius, Geschichte der Botanik. München 1875. S. 18 ff.

Dieses wissenschaftliche Streben gab sich auch auf dem Gebiete der Tierkunde zu erkennen*). Das erste systematische Werk über diesen Zweig der Wissenschaft schrieb der Engländer Edward Wotton (1492—1555); es heißt: de differentiis animalium (von den Verschiedenheiten der Tiere), es erschien 1552 in Paris und ging, gleich den oben erwähnten botanischen Werken, von Aristoteles aus. Neue Wege bahnte der Zoologie der schon als Botaniker erwähnte Konrad Gesner, ein Polyhistor seiner Zeit, der daher die Zoologie im Verhältnis zu den anderen Wissenschaften zu erfassen wußte. Seine „Geschichte der Tiere“ (zuerst lateinisch 1551) blieb unvollendet. Sie enthält die ersteren besseren Abbildungen von Tieren. Die Nachfolger Gesners sind von wenig Bedeutung, namentlich da sich ein Teil derselben auf die „biblische Zoologie“ beschränkt und diese mit moralisch-religiösen Lehren verbindet. Förderlicher war der Wissenschaft die Bereicherung, die sie durch die nähere Kenntnis der neu entdeckten Länder und ihrer Fauna erhielt.

Als Reformator der Heilkunde kann in der hier besprochenen Zeit betrachtet werden Theophrastus Bombast aus Hohenheim in Schwaben, genannt Paracelsus (geb. in Einsiedeln 1493, † 1541 in Salzburg), von 1526 an Professor und Stadtarzt in Basel, sonst ruhelos wandernd, ein seltsames Gemisch von Phantast und Forscher, allem Wahnglauben seiner Zeit ergeben (worin der Kabbalist und Magier Agrippa von Nettesheim aus Köln, 1486—1535, sein Vorgänger war) und trotzdem nach des Hippokrates Vorbild ein Schöpfer neuer Ideen und gefürchteter Feind damaliger ärztlicher und pharmazeutischer Unwissenheit und Schwindelei. Sein Naturheilverfahren erfreute sich großer Erfolge**). Zahlreich waren seine (deutschen und lateinischen) Schriften.

Höhern wissenschaftlichen Wert haben die Forschungen der späteren Aerzte des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Anatomie brach zuerst André Vesal aus Brüssel (1514—64) Bahn. Leibarzt Karls V. und Philipps II., fiel er der spanischen Inquisition in die Hände, die ihn zum Tode verurteilte, aber zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem begnadigte, auf der er starb. Sein Schüler Gabriel Fallopio aus Modena (1523—62), dessen Schüler Fabricius von Aquapendente (1537—1619) und ihr Zeitgenosse Bartolomeo Eustachio aus Ancona, Arzt in Rom († 1574) machten wichtige anatomische Entdeckungen am menschlichen Körper. Noch bedeutender aber ist der Schöpfer der Physiologie, der Engländer William Harvey (1578—1657), Leibarzt Karls I., der Entdecker des großen Blutkreislaufes in Menschen

*) Carus, J. Victor, Geschichte der Zoologie. München 1872. S. 259 ff.

**) Paracelsus. Vortrag zu Ehren Theophrasts von Hohenheim, von Georg Kahlbaum. Basel 1894.

und Tieren, den er 1628 bekannt machte, und Urheber des Gesetzes, daß jedes Tier aus einem Ei entstehe, was er 1651 zu beweisen versuchte — eine Aufgabe, die er freilich noch nicht löste.

II. Die neue Geistesblüte.

1. Die neue Philosophie.

Es war gewiß kein Zufall, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit auf die Erkenntnis des Erdumfangs, des Sonnensystems und der Beschaffenheit des menschlichen (und tierischen) Körpers die Befreiung der Philosophie aus der Dienstbarkeit unter der Theologie (oben S. 438) folgte. Es war eben, trotz der Gegenreformation und der Inquisition, eine Zeit der Befreiung von geistigem Druck und geistlichem Zwang, wenigstens für die höher gebildete Welt des Abendlandes. Es war daher nur folgerichtig, daß die Opposition gegen die der Theologie ergebene Scholastik mit der Bekämpfung des von dieser als Autorität gefeierten Aristoteles Hand in Hand ging. Eine von dem letztern unabhängige Logik wollte der (1572 in der Bluthochzeit ermordete) Pierre de la Ramée (Petrus Ramus) schaffen. Tiefer auf den Grund der Dinge ging der Deutsche Nikolaus Oechslein (Taurellus, 1547—1606), Professor in Altorf bei Nürnberg; er verlangte, daß man in der Religion von den Konfessionen zum Urchristentum und in der Philosophie von den Schulhäuptern zur Vernunft zurückgehe, d. h. nicht nach Autoritäten, sondern nach Gründen urteile*). Nach der Vergangenheit schauten diese zurück, andere wandten sich der Zukunft zu. Voran ging diesen der Arzt Hieronymus Cardanus aus Mailand (1501—76), der zwar in Dämonenglauben befangen war, aber die Wahrheit über alles setzte und das Dasein einer Weltseele lehrte. Ihn verdunkelte der edle Märtyrer Giordano Bruno (geb. 1548 in Nola), erst Dominikaner, dann flüchtig und in halb Europa umherirrend, endlich hinterlistig nach Venedig gelockt, von dort dem Papste ausgeliefert und von dessen Inquisition nach 7 Jahren des Kerkers und der Folter am 17. Februar 1600 lebendig den Flammen übergeben**). In mehreren italienischen und lateinischen Werken lehrte der phantasiereiche und leidenschaftliche Mann einen dichterisch gehobenen monistischen Pantheismus und ging in seiner Weltbetrachtung über den

*) Falckenberg, Dr. Richard, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Aufl. Leipzig 1898. S. 26 ff.

**) Bruno, Der Märtyrer der neuen Weltanschauung. Von Rud. Landseck (Vorrede von Ludw. Kuhlenbeck). Leipzig 1890 und spätere Auflagen. — Heinr. v. Stein, Giordano Bruno. Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Leipzig und Berlin 1900. — Giordano Bruno. Seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Von Gustav Louis. Berlin 1900.

in unserm Sonnensystem stehen bleibenden Kopernikus hinaus, indem er eine Vielheit von Welten, d. h. Sonnensystemen, ohne einen materiellen Mittelpunkt verfocht. Die Organismen dachte er sich aus Monaden zusammengesetzt, die ewig und ein Spiegel des Alls seien.

Nicht den Mut Brunos bewies dessen Landsmann, Ordensbruder und in manchen Punkten Gesinnungsgenosse Tommaso Campanella (1568—1639), der aber nach 27 Jahren des Kerkers in Neapel, als angeblicher Verschwörer, gebrochen, sich dem päpstlichen Stuhle unterwarf.

Die neuere Rechtsphilosophie begründete der Niederländer Hugo de Groot (Grotius, 1583—1645) aus Delft, Verfasser des berühmten Werkes „Vom Rechte des Kriegs und Friedens“ (1625). Die Philosophie des Zweifels (den Skeptizismus) hatte ihren ersten Bekenner neuerer Zeit in dem Franzosen Michel de Montaigne (1533—1592), in dessen leichtgeschriebenen „Essays“ eine neue Art eleganter, auf tiefer Menschenkenntnis beruhender Schriftstellerei ihren Anfang nahm. Eine Erneuerung der Mystik (oben S. 442 f.) im Sinne der neuen Zeit bahnten im 16. Jahrhundert mehrere Deutsche an, deren bedeutendster der tiefsinnige Schuhmacher Jakob Böhme in Görlitz (1575—1624) wurde, der in mehreren Schriften dem Ursprunge des Bösen nachforschte und es als notwendig, ja sogar von Gott kommend darzulegen suchte.

Einen scharfen Gegensatz gegen diese grübelnde Mystik bietet die Philosophie der Erfahrung dar, welche der englische Staatsmann Francis Bacon (1561—1626) begründete. In seinem umfangreichen Werke „Erneuerung der Wissenschaften“ faßte er alle Zweige des Wissens, aber in ungleichartiger und mangelhafter Weise zusammen. Er war der Ansicht, daß unbefangene Naturerkenntnis zu jeder wissenschaftlichen Leistung genügend sei; Verstand und Erfahrung müssen sich verbinden; nur durch diese „Ehe“ werde die Wissenschaft gefördert; die Lehre leidet aber an Unklarheit.

Bacon gegenüber stellte sein Landsmann Thomas Hobbes (1588—1679) den Grundsatz auf, daß die Wirkungen aus den Ursachen und umgekehrt zu erkennen seien. Am bekanntesten ist Hobbes' Rechts- und Staatslehre, in der er die Allmacht des Staates und die absolute Gewalt des Fürsten über Leben, Eigentum und Glauben der Unterthanen verfocht!

Noch gründlicher als diese Empiriker, räumten die Rationalisten mit den Resten der Scholastik auf. Ihr Erster, René Descartes (Cartesius, 1596—1650), der meist in Holland lebte, ging von dem Grundsatze aus: „Ich denke, also bin ich.“ Das Dasein des Denkenden war ihm das einzig Gewisse, von dem alles Andere abzuleiten sei, was mathematisch bewiesen werden müsse. Aus der Art, wie Körper und Geist gedacht werden, schloß er auf die gründ-

liche Verschiedenheit beider; er war der entschiedenste Dualist aller Zeiten. Wenn auch von ihm ausgehend, entfernte sich von ihm diametral der Monismus des Baruch, später Benedikt Spinoza (1632—1677), eines aus Portugal stammenden, aber in Holland geborenen und lebenden Juden, der diese Religion als wegen Ketzerei von der Synagoge Ausgestoßener aufgab, ohne Christ zu werden. Die Philosophie des edeln, arm gebliebenen und trotz allen Verfolgungen ungebeugten Weisen ist ein konsequenter Pantheismus, der in allem Sein Gott findet, und dieser ist bei ihm, entgegen den beiden Substanzen des Cartesius, die einzige Substanz, der Wesenskern aller Dinge, die aus der notwendigen Natur Gottes folgen, ja es giebt, lehrte er in seinem Hauptwerke, der Ethik, nichts außer Gott!

2. Die neue Litteratur.

Einen Riesenschritt machte in jener vielbewegten Zeit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wie zu erwarten war, auch die Dichtung, den Schritt nämlich von der Befangenheit in alten Vorbildern und aus der Abhängigkeit von vielfach bearbeiteten Stoffen zur genialen Neuschöpfung großer und weltumfassender Ideen. Voran gingen in diesem Wagnis die westlichen Völker Europas, die Engländer und Spanier. Erst zwei Jahrhunderte darauf folgten ihnen die Deutschen, die übrigen Nationen noch weit später nach.

Von den beiden genannten Litteraturen ist die spanische voraus zu berücksichtigen, weil sie (mit einer Ausnahme) nicht jene Höhe der allgemein menschlichen Bedeutung erstiegen hat wie die englische, sondern beinahe ganz in nationalen und konfessionellen Interessen aufging, wenn sie diese auch mit neuen Gedanken zu schmücken verstand, daher im ganzen mit ihren Leistungen hinter der englischen Dichtung zurückblieb. Die frühere spanische Dichtung ist durchweg eine ritterlich-höfische, entsprechend den Bestrebungen dieses Volkes, sein Vaterland und seinen Glauben gegen deren Erbfeinde zu verteidigen und zum Siege zu bringen. Als sich dieser Sieg im eigenen Lande durch die Länderentdeckungen und -eroberungen im Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert zu einem Triumphe über den ganzen Erdkreis erweiterte, ging Hand in Hand damit ein großartiges Aufblühen der spanischen Litteratur. Es entwickelte sich, wie überall, aus einer Nachahmung, indem nämlich durch italienische Vermittelung das altrömische Schrifttum als Vorbild gewählt wurde. Juan Boscan de Almogaver (um 1490—1540) führte den italienischen Geschmack in die Lyrik ein. Garcilaso de la Vega (1503—1536) folgte ihm hierin nach und begründete die Schäfergedichte, worin ihn Jorge de Montemayor (um 1520—1561) überragte. Einen weit tüchtigeren Charakter tragen die Schöpfungen des Kriegers, Geschichtschreibers und Staats-

mannes Diego Hurtado de Mendoza (1503—1575), der, mehr als durch seine Gedichte, als Schöpfer des den Spaniern eigentümlichen, durchaus neuen „Schelmenromans“ (Estilo picaresco) hervorragte, dessen Erstling sein „Lazarillo“ ist. Rittertum und Schäferei waren damit überwunden. Mateo Aleman (unter Philipp II.) folgte ihm darin nach. Als Odendichter zeichneten sich Luis Ponce de Leon (1527—1591) und Fernando de Herrera († 1597) aus, als Epiker Ercilla (S. 520). Die höhere Blüte der spanischen Dichtung konnte der scheußliche Despotismus Philipps II. nicht verhindern; ja sie überlebte ihn um ein Jahrhundert. Ihren ersten glänzenden Vertreter, ja den einzigen vom Hispanismus freien Spanier verehrt die gebildete Welt in Miguel de Cervantes Saavedra (geb. 1547 in Alcala, † arm 1616), der als Krieger im glorreichen Seesiege bei Lepanto über die Türken focht. Alle seine andern (lyrischen und dramatischen) Werke überstrahlt sein unsterblicher und universeller Roman: „Leben und Thaten des sinnreichen Junkers Don Quijote de la Mancha“ (in zwei Teilen 1604 und 1613), über den hier jedes Wort überflüssig wäre.

Von Cervantes abgesehen, erstiegen die Spanier ihre höchste litterarische Stufe im Drama, dessen Hauptgattungen die Komödie (hier nicht nur Lustspiel, sondern Sittenbild) und das einen religiösen Charakter tragende Auto waren. Nur zwei Vertreter der spanischen Bühne jener Zeit können hier Erwähnung finden: Lope de Vega und Calderon. Des Lope Felix de Vega Carpio (geb. in Madrid 1562, † 1635) Erfolge waren ebenso großartig, wie es seine Fruchtbarkeit ist; ungefähr 2000 Stücke soll er verfaßt haben. Von dem rein humanen Standpunkte des Cervantes nicht angezogen, gab er sich ganz der echt spanischen, ritterlich-katholischen Richtung hin. Um Königtum und Kirche dreht sich hier alles; trotzdem glänzt Lope de Vega durch hohen Flug der Phantasie, tiefe Menschenkenntnis, Ehrung der Frauen und treffenden Witz, leidet aber auch, außer jener Richtung, an geschraubtem Stile und Phrasenhaftigkeit. — Pedro Calderon de la Barca, sein jüngerer Ruhmesgenosse (geb. 1600 in Madrid, † 1681), im Alter geistlich geworden, huldigte durchaus derselben Richtung, wenn sich auch die Anzahl seiner Stücke auf einige Hundert beschränkt, überragte aber seinen Vorgänger an Pracht und Glut der Sprache und an Begeisterung für seine Ideale. Einige Stücke allerdings, wie „Das laute Geheimnis“, „Das Leben ein Traum“, „Die Tochter der Luft“, „Der Richter von Zalamea“ u. a. sind frei von spanischem Fanatismus. Nach seinen noch bedeutenden Nachfolgern Rojas und Moreto hat die spanische Litteratur alle Anzeichen des Verfalls an sich.

England verdankte den Aufschwung seiner Litteratur dem späten Eindringen des Humanismus, der daher nicht, wie in Deutschland,

von der Reformation unterbrochen wurde. Die Antike diente auch hier, durch Vermittelung der Italiener, zum Vorbilde, dem die englischen Dichter, vorab die dramatischen, nacheiferten. Nachahmungen des Plautus und Terenz, leider auch des Seneca begannen, von verschiedenen nicht hervorragenden Dichtern bearbeitet, die primitive englische Bühne zu beleben und die mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten zu verdrängen. Zugleich fanden aber auch andere Dichtungsarten ihre Pflege im Inselreiche*).

Die lyrische Poesie begründete Petrarcas Verehrer Thomas Wyatt (1503—1542). Chaucers (oben S. 500) Art suchte Thomas Sackville (1559) wieder geltend zu machen. Vertreter des Schäferromans war Sir Philipp Sidney. Bedeutender ist Edmund Spenser (1552—1599), dem Elisabeth, die Gönnerin dieser dichterischen Periode, Güter in Irland schenkte, die er aber durch einen Aufstand verlor. Er verzichtete auf alle fremden Muster und schuf aus sich selbst sein Hauptwerk „Die Feenkönigin“ (Faerie Queene), das im Sagenkreise des Königs Artus spielt und durch hohen Reiz der Phantasie und des Humors glänzt, aber unvollendet blieb.

Aus dem lächerlichen Phrasenschwall des sogenannten Euphuismus erhob sich das englische Drama zuerst in einem maßlosen „Sturm und Drang“, dessen Vertreter George Peele, Robert Greene, besonders aber Christopher Marlowe waren, von dessen Stücken „Die tragische Geschichte des Dr. Faust“ für uns das meiste Interesse hat. Sie alle waren Vorgänger des größten englischen Dichters, William Shakespeare (geb. in Stratford 1564, † daselbst 1616), im Leben Schauspieler und Theaterdirektor in London. Unter seinen 37 Stücken sind die großartigsten die fünf Tragödien Romeo und Julia, Othello, König Lear, Macbeth und Hamlet. Unter den historischen Stücken wird dem Julius Cäsar und in dem Cyklus aus der englischen Geschichte Richard III., unter den Schau- und Lustspielen dem „Kaufmann von Venedig“, „Was ihr wollt“ und „Wie es euch gefällt“ der Vorzug gegeben; die romantischen Stücke „Sturm“, „Wintermärchen“ und „Sommernachtstraum“ entzücken alle Welt. Auch Shakespeares Sonette enthalten kostbare Perlen der Poesie. Weiter von diesem Heros der Litteratur zu sprechen, wäre in der hier gebotenen Kürze eitles Bemühen (s. des Verfassers Allgem. Kulturgeschichte IV, S. 492 ff.). Daß man seine Stücke dem trockenen und poesielosen Francis Bacon (oben S. 529) zuschreiben wollte, ist ein Blatt aus der Geschichte menschlicher Thorheiten**). Dramatische Zeitgenossen und Nachfolger Shakespeares waren Benjamin Johnson, John Fletcher, Francis Beaumont, Philipp

*) Wülker, Rich., Geschichte der engl. Litteratur. Leipzig 1899. S. 193 ff.
**) William Shakespeare. Ein Handbüchlein von Ed. Engel. Leipzig 1897.

Massinger und John Webster. Wäre auch nicht nach diesen Bühnendichtern das englische Theater ohnehin gesunken, so wurde es 1642 durch die Puritaner unterdrückt. Ein ganz anderer Geist beherrschte unter der Revolution die englische Litteratur, ein Geist des republikanischen und biblischen Terrorismus, der aber nicht verhinderte, daß selbst unter seinen Anhängern der zweite große Dichter Englands erstand, John Milton (geb. 1608, † 1674). Es ist allerdings nur ein Werk, das seinen Ruhm begründet, aber eines der großartigsten seit Dante, das „Verlorene Paradies", dessen 12 Gesänge trotz der herrschenden Richtung einen freien Geist atmen und sich nicht scheuen, selbst den Satan als einen zwar frevelhaften, aber titanischen Geist erscheinen zu lassen*) und dem „Sündenfall" der ersten Eltern einen versöhnenden Schluß zu geben.

Eine Karikatur auf Miltons Werk und auf die Puritaner leistete sich nach der Restauration Samuel Butler (1612—80) mit seinem komischen Gedichte „Hudibras". Ein streng religiöses Dichtwerk dagegen schuf John Bunyan (1618—88) in „Des Pilgers Wanderschaft", das zu seiner Zeit sehr geschätzt war.

3. Die neue Kunst.

Wie bereits (S. 512) angedeutet, emanzipierten sich an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die italienischen Maler von der ausschließlichen Behandlung religiöser (und nebenbei teilweise mythologischer) Stoffe und begannen sich realistischer Darstellung aus dem wirklichen Leben zuzuwenden. Die Schule des italienisierten Spaniers Giuseppe de Ribera (Spagnoletto, 1588—1656) machte damit den Anfang. Der erste entschiedene Träger der neuen Richtung war Salvatore Rosa (1615—73), der sich hauptsächlich Schlachten- und Räuberscenen hingab und auch in der Landschaft Bedeutendes leistete. Jene Vorliebe hegte auch der römische Maler Michelangelo Cerquozzi (1602—60)**).

Es war nur im Einklange mit den Verhältnissen und Zuständen Spaniens, daß dessen Maler in derselben Zeit, wenn auch dem Realismus huldigend, doch den religiösen Stoffen mehr oder weniger treu blieben. Am meisten ist dies bei Francisco Zurbaran (1598 bis 1662) der Fall. Diego Rodriguez de Silva Velasquez (1599 bis 1660), Hofmaler Philipps IV., wandte sich entschiedener dem wirklichen Leben zu, nur daß er z. B. die Trinker als des Bacchus, die Schmiede als des Vulkan Gesellen malte. Dabei aber schuf er Vortreffliches

*) Darin ging freilich der holländische Dichter Joost van den Vondel (1587—1679) in seinem „Lucifer" Milton voran.

**) Fäh a. a. O. S. 652 ff.

in der Porträtmalerei vom König bis zum Bettler, ebenso Genre-, historische und tiefgefühlte religiöse Bilder. Sein würdiger Genosse war Esteban Murillo (1617—1682); wohl malte er meist religiöse Werke in wunderbarer Farbenpracht, aber auch kecke Genrebilder aus dem Leben des Volkes.

Schüler der Italiener waren die französischen Maler Simon Vouet (1590—1659) und Eustache Le Sueur (1616—1655). Neue Wege aber schlugen ein die einzig dastehenden, weil nur aus der Phantasie schöpfenden Landschafter Nicolas Poussin (1594—1665), der aber auch die Historie und Religion pflegte, und Claude Gelle, genannt Lorrain (1600—1682).

Die Malerei des 17. Jahrhunderts feierte aber ihre eigenartigsten Triumphe in den Niederlanden. Hier unterscheiden sich indessen scharf die Flamänder und die Holländer. An der Spitze jener steht Peter Paul Rubens (1577—1640) aus Antwerpen. Von der italienischen Kunst ausgehend, wandte er sich entschiedenem Naturalismus zu; seine Stoffe sind vorwiegend religiös, gehören aber auch der Mythologie, der Geschichte, dem Porträt und Genre an. Das Bildnis war die Hauptstärke seines Schülers Anton van Dyck (1599—1647); aber auch in religiösen Stoffen waltete bei ihm Naturtreue.

Den Übergang zu den holländischen Malern bilden die Lütticher, unter denen David Teniers (1610—90) und seine Familie, sowie Adrian Brouwer (1606—38) hervorragen; sie widmeten sich beinahe ausschließlich dem Genre, und zwar mit Vorliebe Zecherscenen. An der Spitze der Holländer und der Schule in Amsterdam im Besondern steht der unvergleichliche Rembrandt van Rijn (1606—69), der größte nordeuropäische Maler. Seine berühmtesten Werke sind seine und seiner Gattin Selbstbildnisse, die Anatomie, die sog. Nachtwache (eigentlich Schützenzug) und die Vorsteher der Tuchhalle. Sein eigenartiges Helldunkel verklärt seinen Realismus. Die Schule von Haarlem vertreten Franz Hals (1580—1666), ausgezeichnet im Sittenbilde, Philipp Wouverman, der Pferdemaler, Adrian van Ostade, der Bauernmaler, Jakob van Ruisdael, der aus der Wirklichkeit schöpfende Landschafter. In Utrecht wog Nachahmung Italiens vor, in Leiden pflog Gerard Dou das Sittenbild der bürgerlichen, Jan Steen das der niederen Stände. Mehr die vornehmeren Kreise behandelte Gerard Terborch (1617—81), den überdies sein Bild des westfälischen Friedenskongresses verewigt.

Die Zahl der niederländischen Maler ist Legion, und diese Erscheinung geht Hand in Hand mit dem politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwunge dieses merkwürdigen kleinen Landes.

III. Die neue Entwickelung im Staats- und Volksleben.

1. Staatliche Wandlungen.

Die großen Schöpfungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Dichtung und bildenden Kunst im Übergange vom 16. zum 17. Jahrhundert haben wohl in vielen Beziehungen, wenn auch meist ohne Absicht, befreiend und läuternd auf den dumpfen Geist eingewirkt, der sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts in den Lagern beider Konfessionen geltend machte; aber ihn untergraben konnten und durften sie nicht, — das war nicht ihr Beruf. Andere Erscheinungen konnten und mußten dieses thun; es waren: der Aufstand der Niederlande, die Regierung Elisabeths von England und diejenige Heinrichs IV. von Frankreich, die den unduldsamen Gewalten der Gegenreformation die empfindlichsten Schläge versetzt haben, von denen sich diese nicht wieder erholen konnten.

Die Befreiung der Niederlande von der spanischen Herrschaft ist eines der glorreichsten Ereignisse, wenn nicht die glorreichste unter den politischen Thaten der Weltgeschichte. Denn es war dies der erste Schritt zum Siege des frischen und thatkräftigen Germanentums über das faul und morsch gewordene Romanentum. Dieses, d. h. vorläufig einer seiner Zweige, das Spaniertum, hat den Schlag, der es in den Niederlanden traf, selbst herbeigeführt durch die Inquisition, die Philipp II. in jenem freiheitliebenden Lande einführte und durch den fanatischen Inquisitor Titelman in grausamster Weise mit Kerker, Schwert und Feuer handhaben ließ*). Dem Treiben des herzlosen Erzbischofs Granvella war aber nur ein so antiker Charakter wie Wilhelm von Nassau, Fürst von Oranien (Orange) gewachsen, den dafür (1584) der meuchlerische Schuß eines Fanatikers traf. Aber auch Wilhelm hätte das Ziel der Befreiung nicht ohne den Beistand seines wackeren Volkes erreicht. Das Ergebnis des Kampfes war, daß die befreiten Nordprovinzen eine blühende, meerbeherrschende Republik wurden, die durch Albas brandige und blutige Schreckensherrschaft niedergeworfenen Südprovinzen (Belgien) aber ihren vor der spanischen Zeit großartigen Handel und Gewerbefleiß auf Jahrhunderte einbüßten. Und jene Blüte Hollands litt sogar nicht durch die häßlichen religiösen und politischen Parteiungen, die einem Oldenbarneveldt (1619) das Leben und einem Hugo Grotius (oben S. 529) die Freiheit und das Vaterland kosteten.

Außer der bereits erwähnten Höhe der Malerei glänzten die befreiten Niederlande auch durch wissenschaftliche Tüchtigkeit, die ihre

---

*) Wenzelburger, K. Th., Geschichte der Niederlande, II. Band. Gotha 1879. S. 36 ff. 52 ff.

jungen Universitäten Leiden, Franeker, Groningen und Utrecht mit Glanz pflegten und Gelehrte wie Justus Scaliger († 1609), Claudius Salmasius († 1653), Dichter und Geschichtschreiber wie Cornelis Hooft hervorbrachten. Leider ist der größere Poet Joost van den Vondel (oben S. 533*) vom Vaterlande abgefallen.

Dem Schlage, der Spanien von den Niederlanden aus traf, steht derjenige zur Seite, den ihm England unter der Regierung Elisabeths, der „jungfräulichen Königin" (oben S. 509), versetzte. Allerdings gebührt der Ruhm ihres Zeitalters mehr ihren tüchtigen Ministern wie Lord Burghley (vorher Sir William Cecil, † 1598) und Sir Francis Walsingham († 1590), als der schwankenden, unzuverlässigen und ränkesüchtigen Herrscherin, deren Launen Maria Stuart und ihr eigener Liebling Robert Devereux, Graf von Essex († 1601), zum Opfer fielen, — und ihrem charakterlosen Günstling Robert Dudley, Earl von Leicester (geb. 1532, † 1588)*). Sie hinderte jene Staatsmänner mehr, als sie sie förderte, war aber trotzdem, namentlich infolge ihrer protestantischen Politik, der Abgott ihres Volkes. Und auf sie fiel daher dem Namen nach die Ehre der Resultate ihrer wirtschaftlich so günstigen Regierung, auf sie daher auch der Ruhm des Untergangs der „unbesiegbaren Armada" Philipps II. (1588); erlag sie auch mehr den Stürmen als dem tapferen englischen Seehelden Sir Francis Drake († 1596), so haben der spanische König und damit das spanische System sich von diesem Unglück niemals wieder erholt**). Ihm folgten die völlige Befreiung Hollands durch Wilhelms des Oraniers tapferen Sohn Moriz und das Ende des französischen Religionskriegs (oben S. 509), das Heinrich IV. von Navarra, wenn auch durch „eine Messe", doch noch wirksamer (1598) durch das Edikt von Nantes herbeiführte, das den Huguenoten eine (etwas beschränkte) Religionsfreiheit gewährte. War er auch hierin nicht konsequent, so kehrten doch unter ihm Ruhe, Ordnung und Wohlstand in Frankreich ein, und seine Ermordung (1610) war ein unberechenbares Unheil für das Reich. Auch für die Wissenschaften endete eine Zeit, in der ein humanistischer Gelehrter wie Isaak Casaubon aus Genf († 1614), ein Historiker wie Agrippa d'Aubigné († 1630) und ein Staatsmann wie Maximilian Herzog von Sully († 1641) geglänzt hatten, auf traurige Weise.

Nach Heinrichs IV. Tode trat Frankreich auf kurze Zeit vom Kampfe um die Vormacht in Europa zurück, und Deutschland wurde zum Schauplatze des Ringens zwischen Mächten, die bisher nicht hervorgetreten waren. In dem aus dem neu ausbrechenden Kampfe zwischen den katholischen und protestantischen Interessen, der

*) Philippson, Westeuropa, S. 218 ff.
**) Ebenda S. 326 ff.

30 entsetzliche Jahre (1618—48) wüten sollte, waren es zwei außerordentliche Geister, die diesem verheerenden Kriege einen andern, nicht mehr bloß konfessionellen, sondern weltbeherrschenden Charakter gaben. Es sollte sich darum handeln, ob südlicher oder nordischer Geist im „römischen Reiche“ die Oberhand gewinnen müsse. Der dämonische Wallenstein trug sich, gegen des in engen Vorstellungen befangenen Kaisers Ferdinand II. Willen, mit dem Plane, das Reich wieder an die Spitze Europas zu stellen, seine Spitze erblich zu machen, die Kurfürsten wieder in die Stellung von Vasallen zurückzuweisen und mit vereinten christlichen Kräften die Türken aus Europa zu vertreiben*). Ein solcher Mann war dem Kaiser gefährlich und wurde daher abgesetzt (1630). Der andere große Plan trat nun auf dem Schauplatz; es war derjenige Gustav Adolfs, Königs von Schweden (geb. 1594, reg. 1611, † 1632), und hatte die Herrschaft über die Ostsee und zugleich die Schutzhoheit über die protestantischen Fürsten und Städte zum Inhalte**). Aber Gustav Adolf fiel bei Lützen, Wallenstein ließ die herrschende Klique am Kaiserhofe in Eger ermorden (25. Februar 1634), der Geist entschwand aus dem Kriege, und dieser wurde zu einer Reihe von Mord, Raub und Brand, die Deutschland zur von Wölfen durchheulten Wüste machte, ihm den größten Teil seiner Einwohner und seines Wohlstandes, dazu Elsaß und Pommern kostete, Ackerbau, Gewerbe, Handel, Sitten, Künste und Wissenschaften auf lange Zeit hinaus vernichtete***).

2. Volkswirtschaftliche Wandlungen.

In volkswirtschaftlicher Beziehung ist die hier geschilderte Zeit (von der Mitte des 16. bis zu der des 17. Jahrhunderts) durch die Ansicht beherrscht, daß die Edelmetalle, Gold und Silber, den Reichtum eines Landes ausmachen. Entstanden ist dieser Wahn durch die Mengen jener Metalle, die bei Entdeckung und Eroberung der Neuen Welt dort vorgefunden und nach Auffindung und beginnender Ausbeutung der peruanischen und mexikanischen Minen (1545 und 1558) massenhaft nach Europa ausgeführt wurden†). Durch dieses verhängnisvolle Ereignis trat an die Stelle der bis dahin Europa beherrschenden Natural- oder Grund- und Bodenwirtschaft die sogenannte Merkantil- oder Geldwirtschaft. Damit wurden die Regierungen zu Geizhälsen, die ängstlich alles bei ihnen eingeführte Edelmetall wie Drachen

*) Winter, Dr. Georg, Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Berlin 1893. S. 310 ff.

**) Ebenda S. 339 ff. 397. 416.

***) Ebenda S. 613 ff.

†) Geiger, Dr. Ludwig, Folgen der Entdeckung Amerikas, in Hellwalds Kulturgeschichte, 4. Aufl., Bd. IV, S. 70 ff.

der Sage hüteten und seine Ausfuhr verboten. Kaiser Karl V. stand an der Spitze dieses Beginnens. So kam mehr Gold und Silber in die Länder Europas als diese bedurften; es fiel demzufolge im Werte, während die Preise aller eigentlichen Waren und damit auch ihrer Verarbeitung in die Höhe schnellten. Im Laufe des oben genannten Jahrhunderts wurden alle Güter zwei und ein halbmal so teuer wie früher. Es war eine Nemesis für die Inquisition und die Grausamkeiten der Conquistaoren, daß Spanien, das mit jenem Irrtum den Anfang machte, durch andere rührigere Nationen, namentlich die von seinem Joche befreiten Niederländer, überflügelt wurde und verarmte. Hand in Hand mit dem Merkantil- ging dann das Kolonialsystem, das die Kolonien zu gunsten des Mutterlandes ausbeutete und den Handel mit ihnen zum Monopol machte, wodurch die Holländer und Engländer neue Handelswege eröffnen und sich bereichern konnten, während Spanien und Portugal sich dazu unfähig zeigten. So sammelte sich überall, wo man den Zug der Zeit zu benutzen verstand, Kapital an, und dies führte zu einem Kampf um den Besitz und damit um die Macht, zu einer herz- und gewissenlosen Konkurrenz. Es thaten sich Geldmächte auf, die, wie die Fugger in Augsburg, zu Gläubigern der Fürsten wurden, die, wie Karl V., Franz I. u. a. zu ihren endlosen Kriegen stets Geld nötig hatten. In 10 Jahren verzehnfachten die Fugger ihren Mammon; aber noch vor dem Ende des genannten Jahrhunderts hatten sie am Hause Habsburg einen Verlust von 8 Millionen Gulden zu verzeichnen.

Mit ihnen konkurrierten die Bankiers von Venedig, Genua und Florenz; sie alle verloren viel an dem viel brauchenden und nichts erzeugenden Spanien! Aus Italien verbreiteten sich, zur Vermittelung der Handelsgeschäfte, die Banken und Börsen über Europa; die Börsen zu Lyon und Antwerpen wurden die bedeutendsten; die zu London entstand 1576. Frankreich und Spanien machten infolge ihrer Kriege und Mißgriffe 1557 Staatsbankerott und Spanien noch einmal 1575. Trotz seiner Zerrissenheit stand Deutschland günstiger bis zum dreißigjährigen Kriege, der auch hier alles Glück zerbrach.

Zu dieser Zeit zerfiel auch die Hanse. England und Holland hielten sich dagegen aufrecht. Doch griff dort auch ein spekulativer Schwindel Platz, der zu Handelskrisen führte. Eine solche bestand Holland infolge der einreißenden Manie für Tulpen, die in den Jahren 1634—38 einen künstlichen Wert erhielten, auf den alle Welt spekulierte, so daß diese Blumen fabelhafte Preise erhielten, ja Vermögen sowohl gründeten als vernichteten. Der Schwindel fand auch in Paris und London Eingang. Endlich aber wurde er zum Gegenstande des Spottes und der Satire.

Vielen Einfluß auf die Sitten Europas haben die aus der Neuen Welt eingeführten Produkte ausgeübt. Vor der Entdeckung Amerikas

konnte alles leben, ohne den übelriechenden Rauch des Tabaks einzuatmen; seither verbreitete sich langsam die gegenteilige Ansicht, so sehr auch mehrere Regierungen gegen diese unnütze Gewohnheit eiferten und sie sogar mit schweren Strafen belegten. Nach England brachte Sir Walter Raleigh den Tabak, dieser Seeheld unter Elisabeth, der zu Ehren er die Kolonie Virginien gegründet hat. Es ist merkwürdig, daß gerade der grimmigste Tabakfeind, Jakob I., Sohn der Maria Stuart, ihn wegen eines Gefechtes mit Spaniern, das er gegen den Willen des Königs wagte, 1618 hinrichten ließ. Erst zu Anfang des dreißigjährigen Krieges fand der Tabak in Deutschland Eingang. Von irgend einer wohlthätigen Wirkung dieses Krautes auf die Kultur ist nichts bekannt.

Dagegen ist es offenbare Thatsache, daß der arabische Kaffee und der tsinesische Thee, die im 17. Jahrhundert in Europa Eingang fanden, unschätzbar viel zur Abnahme des Genusses berauschender Getränke beigetragen haben. Seit der englischen Revolution wurden die Kaffeehäuser zu Versammlungsorten der verschiedenen Stände und Parteien und zu Stätten politischer Intriguen. In derselben Zeit fand auch die Schokolade aus Mexiko in Europa Eingang und verbreitete sich der Zucker von Brasilien aus in den Kolonien.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter der Gallomanie.

I. Ludwig XIV. und sein Reich.

1. Die Vorgeschichte.

Dem Aufschwunge auf allen Gebieten der Kultur im Uebergange vom 16. zum 17. Jahrhundert folgte eine Erscheinung, die alle jene großen Errungenschaften in Frage zu stellen drohte und daher später, wieder auf allen Kulturgebieten, bekämpft und überwunden werden mußte. Diese Erscheinung besteht in der eigenartigen Entwickelung Frankreichs während der größten Teile des 17. und 18. Jahrhunderts und in ihrer verhängnisvollen Einwirkung auf die politische und geistige Kultur aller Nachbarländer. Es ist bereits im letzten Abschnitte gesagt, daß nach der Ermordung Heinrichs IV. das Gute, was seine Regierung gestiftet, rasch verschwand. Wie schon früher die nominelle Herrschaft jedes schwachen oder minderjährigen Königs, so rief auch diejenige des unbedeutenden Ludwig XIII. eine Erhebung des

Adels gegen die Krone hervor. Diesen ohnmächtigen Versuch bändigte (seit 1624) der Minister-Cardinal Armand du Plessis, Herzog von Richelieu (geb. 1585, † 1642)*). Zwei Ziele waren es, denen er und seine Nachfolger rastlos zustrebten: das absolute Königtum und die Hegemonie Frankreichs in Europa. Zu diesem Zwecke verband er sich mit Schweden gegen Oesterreich, dessen Ruin ja die französischen Herrscher, ohne Wahl der Mittel, stets als ihre Hauptaufgabe betrachteten. Im Innern aber scheute er keine Blutthat, selbst gegen die höchsten Stände, und sogar die Königin-Witwe Maria von Medici mußte ihm weichen und im Elend sterben. Auch die Religion war dem Kardinal gleichgültig; die auswärtigen Protestanten waren seine Bundesgenossen; aber die Huguenoten im eigenen Lande zwang er unter seinen Willen. Um das linke Rheinufer zu gewinnen, beteiligte er sich am dreißigjährigen Kriege und gewann wenigstens das Elsaß. Spanien warf er vollends nieder und verband sich mit der englischen Revolution. Aber der Haß des Adels hatte nie aufgehört, und noch kurz vor Richelieus Tode folgten Cinq-Mars und de Thou den bereits geopferten Standesgenossen auf das Schaffott. Das Königtum war gerettet; aber das unterdrückte Volk fluchte dem Andenken des Staatsmannes. Und das war der Charakter der ganzen Periode, die wir hier schildern. Was lag am Volke? Ein absolutes Königtum mit vorgeschriebener Schablone in politischen und geistigen Dingen, das jeden eigenartigen und fortschrittlichen Gedanken niederhielt und sich durch seinen äußerlichen Glanz dem gesamten Europa aufdrängte — das war das Zeitalter der Gallomanie!

Diese Ziele Richelieus fortzusetzen war das Streben seines Zöglings und Nachfolgers, des Kardinals Mazarin (Giulio Mazarini, aus sicilischer Familie, geb. 1602, † 1661), der seit 1643 für den 1638 geborenen Ludwig XIV. das Staatsruder zu führen hatte, im Einverständnis mit der Königin-Mutter Anna von Oesterreich (eigentlich Spanien), aber in hartem Kampfe mit Volk und Adel (der Fronde), deren er jedoch trotz Revolution und Bürgerkrieg Meister wurde. Mazarin verband sich mit Oliver Cromwell, diesem Manne von Eisen, ja dem einzigen Manne an der Spitze Englands im 17. Jahrhundert, dem der schwache Despot Karl I. durch das Henkerbeil hatte den Platz räumen müssen. Er scharte die südwestlichen Fürsten des zerrissenen und durch den westfälischen Frieden notdürftig geflickten deutschen Reiches durch einen „Rheinbund“ um Frankreich. Auch die freien Niederlande und Schweden waren dessen Verbündete, ja beinahe Vasallen; das niedergeworfene Spanien war ihm ergeben.

So war alles darauf vorbereitet, daß nach dem Tode des Kardinals,

---

*) Philippson, Dr. Martin, Das Zeitalter Ludwigs XIV. Berlin 1879. S. 7 ff.

der sich schamlos bereichert hatte, der schon längst nach der Herrschaft begierige Ludwig XIV. seinen verblüfften Ministern erklären konnte, er werde von nun an selbst regieren.

Und er that es auch! Der zwar feingebildete, aber sittenlose und durch Unterschlagungen reich gewordene Minister Nicolas Fouquet, der sich auf die Nachfolge der Kardinäle Hoffnung gemacht, büßte im Kerker bis an seinen Tod (1680).

2. Der Sonnenkönig.

Ludwig XIV. war vor allem bedacht, die durch die Unruhen und Kriege unter den beiden Kardinälen eingerissenen Uebelstände zu beseitigen. Mit genauer Zeiteinteilung arbeitete sich der von Jugend auf ungebildete Monarch in alle Zweige der Staatsverwaltung hinein. Er duldete keinen mächtigen Minister; wohl aber verschaffte er sich zuverlässige und erfahrene Diener: einen Finanzmann und Bauverständigen, wie den arbeitsamen Jean Baptist Colbert, einen gewiegten Diplomaten wie Hugo von Lyonne, einen Polizeimann und Kriegsverwalter wie Michel Le Tellier und dessen ihm nachfolgenden Sohn, den Marquis von Louvois; so brutal und gewissenlos dieser persönlich war — die Staatsverwaltung wurde vom König und seinen Ministern ohne alle Rücksichten peinlich genau geführt, und alle ihre Zweige unterlagen durchgreifenden Reformen, allerdings nur zum Besten der absoluten Königsmacht. Gleiche und weit verletzendere Rücksichtslosigkeit wurde nach außen geübt. Portugal wurde gegen Spanien unterstützt und dieses geschwächte Reich unter dem Daumen gehalten. Der nach Cromwells Tod (1660) zurückgerufene, verlogene und liederliche Karl II. von England demütigte sich, allen Erwartungen entgegen, vor dem Sonnenkönig und wurde geradezu sein Vasall. So fromm sich Ludwig zeigte, behandelte er doch den Papst wie einen Untergebenen und diktierte ihm Verträge, die den Statthalter Christi dem „ältesten Sohn der Kirche“ gegenüber wehrlos machten, Schweden gewann er um Geld zum Verbündeten gegen Holland. Von ihm hingen Polens Königswahlen ab. Dem durch den dreißigjährigen Krieg verwüsteten, verarmten und verrohten Deutschland gegenüber spielte er je nachdem den Gebieter, Beschützer oder Schiedsrichter, sandte Truppen in das Reich zugunsten seiner Rheinbündler, sogar eine Hilfsschar gegen die Türken, während er sich mit dem Sultan gegen Oesterreich verband. Und dennoch hat sich dieses verstümmelte Deutschland gegen Franzosen und Türken gehalten, soviel unverdorbene Kraft besaß es noch. Der Erste, der durch seine Thaten bessere Zeiten in Aussicht stellte, war der „Große Kurfürst“ Friedrich Wilhelm von Brandenburg (geb. 1620, reg. 1640, † 1688), der das französisch gesinnte Schweden 1675 bei Fehrbellin schlug.

Ludwig XIV. war persönlich liebenswürdig, aber auch stets bedacht, die Majestät seiner Person geltend zu machen, die zu wahren, er die Perücke einführte, die durch ihn zur Mode in ganz Europa wurde. Er war gefühllos, wie gegen sein Volk, so selbst gegen seine Familie. Eine peinliche Etikette beherrschte den Hof. So höflich er sich gegen die Frauen, selbst die niedrigsten, verhielt, so glaubte er doch die ihm gefielen, nur für seine Person geschaffen. Seinen Maitressen gewährte er den größten Einfluß am Hofe, beileibe aber nicht im Staate. Die schüchterne, hingebende, fromme Louise de La Vallière mußte 1674 der kecken und üppigen Françoise de Montespan weichen, nachdem sie noch neben dieser und der armen Königin (Maria Teresa von Spanien) öffentlich erschienen war („die drei Königinnen“ spottete das Volk). Gegen die Vorstellungen der Geistlichen blieb der König taub. Namenlose Pracht entfaltete der sonst so habgierige Monarch, um die Launen der Montespan zu befriedigen. Der Herzog von Montausier, dessen Frau sie ihm gekuppelt hatte, wurde Erzieher des Dauphin, neben dem und seinen Geschwistern die Kinder der Maitressen ungescheut am Hofe lebten und von der Königin sogar geehrt werden mußten.

Diese Verhältnisse paßten in eine Zeit, in welcher Luxus und Unsittlichkeit verbunden herrschten. Nach dem Beispiele des Königs galt Anstand als spießbürgerlich und Frechheit als elegant und genial. Hof und Adel wetteiferten in Verachtung aller ehelichen und Familienbande und in Aufsuchung aller unsauberen Vergnügungen und Verbindungen. Prinzen und Herzoge folgten des Königs Beispiel, und ihren Maitressen huldigten Staatsmänner und Dichter. Seit 1672 hatte die Giftmischerin Marquise von Brinvilliers fast ihre ganze Familie mit „Erbschaftspulvern“ beseitigt, und seit 1679 sahen sich hohe Herren und Damen in den Prozeß der Kartenlegerin und Fruchtabtreiberin Monvoisin verwickelt; beide Weiber wurden hingerichtet. Alle diese Leute waren fleißige Kirchengänger.

Ludwig kannte seine Verhaßtheit bei seinem Volke so gut, daß er stets in Furcht vor Verschwörungen und Attentaten schwebte und seine Person bei jeder Bewegung ängstlich bewachen ließ. Den Adel hielt er ferne von der Regierung und umgab sich nur mit bewährten Leuten von gewöhnlicher Herkunft, auf die er sich verlassen konnte. Ja, er ging geradezu darauf aus, die adeligen Häuser durch hohes Spiel, wie durch Feste zugrunde zu richten, und erreichte dies auch vielfach.

Aus Haß gegen das Volk mied der König den Aufenthalt in Paris, dieser lebhaften Industriestadt, und hauste nur auf seinen Schlössern. Mit St. Germain nicht zufrieden, schuf er eine neue Welt des Glanzes in Versailles, bei dessen Bau (1678 ff.), der 180 Millionen Livres verschlang, Tausende von Arbeitern durch die Sumpfluft aufgerieben wurden. Außerdem erstanden die Prachtbauten von

Trianon, Marly, Meudon u. a. Aber die schmucklose, geradlinige Architektur Mansards, dessen Name nur in Dachstubenfenstern fortlebt, und die Gartenanlagen des Hofgärtners Le Nôtre mit ihren beschnittenen Bäumen und verkünstelten Tempeln und Statuen (die alte Götter mit dem Ausdrucke von Höflingen und Maitressen vorstellten) waren über alle Begriffe geschmacklos und langweilig. Alles diente nur dazu, den Sonnenkönig zu verherrlichen, und dies wollte er auch! Paris entschädigte Colbert durch den Ausbau des Louvre und der Tuilerien. Hingegen wurden die Wälle der gefährlichen Stadt abgetragen!

3. Das Ende der Herrlichkeit.

Bis zum Frieden von Nymwegen (1678 und 79) hatte Ludwig XIV. wohl eine gewaltherrische und hochfahrende Rolle gespielt; nach jener Zeit aber kehrte er völlig den gewissenlosen und vor keiner Schandthat zurückschreckenden Unterdrücker aller Rechte des Besitzes und Gewissens hervor. Er war nach Niederwerfung der gegen ihn gebildeten Koalition der unbestrittene Herrscher Europas. Aber der Größenwahn trieb ihn weiter in der Gestalt seines Kriesministers Louvois. Dieser stellte die Ansicht auf, daß außer den im Münsterschen und Nymwegenschen Frieden an Frankreich abgetretenen Gebieten auch alle jene zu annektieren seien, die jemals mit diesen zusammenhingen. Die sogenannten Reunionskammern in Metz hatten dies zu untersuchen und entschieden natürlich, wie der König wollte. Infolgedessen wurde alles, was in Lothringen, Elsaß und Umgebung noch nicht französisch war, diesem zugesprochen und einfach weggenommen. Straßburg wurde 1681 mitten im Frieden überfallen und besetzt. Daß dies möglich wurde, verdankte Ludwig den Türken, die, von ihm bestochen, den Kaiser beschäftigten*). Aber des allerchristlichsten Königs Verrat an der Christenheit hatte noch ernstere Folgen. Seine Bundesgenossen, die Türken, belagerten 1683 zum zweiten Male (wie schon 1529) Wien, und Europa drohte ein Ueberfluten durch den Halbmond, als sich die Sache wendete und deutsche, wie polnische Hilfe nicht nur die Belagerer vertrieb, sondern auch Ungarn von ihnen befreite. Das war der erste Schlag gegen das „Glück“ Ludwigs XIV. Er war nicht mehr der Herr Europas. Nur noch gegen die Kleinen spielte seine Gewaltthätigkeit. Im Innern Frankreichs aber versetzte er der Kultur einen ebensolchen Schlag, wie ihn die türkische Freundschaft versucht hatte. Nachdem er schon längst die Huguenoten benachteiligt und

*) Philippson, Ludwig XIV., S. 241 ff. — Erdmannsdörffer, Dr. Bernhard, Deutsche Geschichte vom westfäl. Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. Berlin 1892. I. Bd. S. 653 ff.

zurückgesetzt, wurde gegen diese der Todesstoß geführt. Wie die Montespan die La Vallière, so verdrängte Frau Scarron, die unwürdige Enkelin Agrippas d'Aubigné (oben S. 536), die Ludwig zur Marquise von Maintenon erhoben hatte, die Montespan als Maitresse (seit 1680), wurde nach dem Tode der Königin Ludwigs Gemahlin (1685) und verband sich mit Louvois und den Fanatikern zur völligen Unterdrückung der Glaubensgenossen ihres Großvaters, der treuesten, gebildetsten, fleißigsten und reichsten Unterthanen ihres Gatten. Ihre Kinder wurden ihnen entrissen und „bekehrt", ihre Kirchen zerstört, ihre Häupter hingerichtet, Massen von ihnen niedergemetzelt. Die Geistlichkeit, besonders die Jesuiten, halfen nach Kräften dazu; das übrige besorgten Zwangseinquartierungen (Dragonnaden genannt). Endlich erließ Ludwig (22. Oktober 1685) das Gesetz, durch welches das Edikt von Nantes (oben S. 536) aufgehoben wurde. Der Protestantismus wurde verboten; Foltern und Mißhandlungen, selbst Schändungen sollten die „Bekehrung" vollenden. Viele Tausende zwar gaben dem Zwange nach; aber zweihundert Tausenden gelang die Flucht, obschon dafür der Tod angedroht war, nach der Schweiz, Deutschland, Holland und England, wo sie freudig aufgenommen wurden. Frankreich hatte durch wahnwitzigen Despotismus die besten Elemente seiner Bevölkerung verloren, die Nachbarländer gewannen tüchtige und treue Angehörige. Auch gegen die Waldenser in den Alpen Piemonts wurden von Frankreich und dessen Vasall Savoien die namenlosesten Greuel verübt. — Die Nemesis folgte, Ludwig XIV. wurde der Gegenstand des Abscheus von halb Europa, dessen katholische Hälfte ja ihm ohnedies feind war. Zuerst fiel England von ihm ab, indem es das Haus Stuart vertrieb, weil der elende Jakob II. Ludwigs Beispiel nachzuahmen versucht hatte. Die bedeutendsten deutschen Fürsten folgten nach und verbanden sich gegen ihn; auch Schweden und Spanien gingen mit. Ludwig und Louvois antworteten durch neue Greuel, den Einfall in Deutschland und die Verwüstung der Pfalz (1688). Aber trotz einigen Erfolgen ging es mit dem Sonnenkönig nun abwärts. Er sah Sohn und Enkel sterben und wurde stets bigotter. Auch die Thronbesteigung seines zweiten Enkels in Spanien brachte ihm keinen Vorteil, sondern nur den blutigen Erbfolgekrieg, in dessen Verlauf er eine Reihe von Niederlagen zu beklagen hatte. Frankreich verarmte und verrohte: es hatte in Ludwigs Kriegen 1 200 000 Mann und 1500 Millionen Livres eingebüßt. Der gesunkene Monarch starb in dem Wahne, sein System befestigt zu haben, am 1. September 1715. Alles Volk jubelte über diesen Tod, mit dem das System zusammenbrach, und verfluchte sein Andenken. Ihm folgte sein minderjähriger Urenkel, der nachher so verächtliche Ludwig XV. unter der Regentschaft des sittlich verworfenen Herzogs Philipp von Orleans, der aber des Toten heftigster Feind war und seine Schöpfungen untergrub.

II. Das geistige Leben unter Ludwig XIV.

1. Religion und Kirche.

War es im 16. Jahrhundert der Streit der Katholiken und Protestanten gewesen, der der Kirche spottete und die Welt erregte, so folgte im 17. ein weniger weite Kreise ergreifender, aber namentlich Frankreich aufregender Geisteskampf. In den Niederlanden, wo die Lehre Calvins (ursprünglich aber Augustins) von der Gnadenwahl die herrschende war, aber auch viel Opposition fand, trat Cornelius Jansen (geb. 1585, † als Bischof von Ypern 1638) als Verfechter jener Lehre auf, die dann durch seinen Freund Jean Duvergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, in Frankreich Eingang fand. Beide blieben zwar katholisch, gerieten aber mit den Jesuiten, deren Lehre jener schnurstracks zuwiderlief, in heftigen Kampf, und die römische Inquisition verbot Jansens Buch „Augustinus“. Dagegen wurde die Lehre der Jansenisten die herrschende in dem nach Paris verlegten Nonnenkloster Port Royal, dessen Beichtvater Duvergier wurde. Auf Betrieb der Jesuiten und auf Befehl Richelieus wurde er verhaftet und starb nach fünfjährigem Kerker 1643. Aber zwölf seiner Freunde ließen sich in dem früheren Port Royal auf dem Lande nieder, lebten gleich den Nonnen asketisch und vermehrten sich durch neue Anhänger. Zu ihnen gesellte sich u. a. (1654) der schwärmerische Mathematiker und Physiker Blaise Pascal (geb. 1623, † 1662), der bis dahin ein flottes Leben geführt hatte, und ergab sich frommen Uebungen, unterbrach sie aber, nachdem Innocenz X. die Lehre Jansens verdammt hatte, wobei sich die Jansenisten höchst feige benahmen, durch seine pseudonyme, elegant geschriebene, witzige und teilweise feurige Streitschrift zu ihren Gunsten und gegen die Jesuiten (Lettres à un provincial, auch: Lettres provinciales, 1656), in der er die Moralisten dieses Ordens durch ihre eigenen Lehren an den Pranger stellte*).

Das Buch rief ein Aufsehen hervor wie kein anderes seines Jahrhunderts und fand namentlich bei der antijesuitischen niedern Geistlichkeit großen Beifall. Sein Verfasser jedoch, der Port Royal keck verleugnete, sank zu kindischem Treiben herab und verteidigte ein sogenanntes Wunder, das die Jansenisten einem angeblichen Dorn aus der Dornenkrone Jesu zuschrieben, und seinen gegen die Ungläubigen gerichteten „Pensées“. Aber es nützte ihnen nichts; der Papst Alexander VII. beschloß die Auflösung ihrer Klöster, und die „Männer“ fügten sich, während die Nonnen mit Pascals Schwester Jaqueline tapfer ausharrten, bis man sie vertrieb. Ludwig XIV. ließ die Provinzialbriefe

---

*) Pascal, sein Leben und seine Kämpfe. Von Dr. Joh. Georg Dreydorff. Leipzig 1870.

1660 durch den Henker verbrennen, 1667 durch ein besonderes Gericht die Jansenisten verfolgen und vertreiben und 1710 Port-Royal niederreißen und die dort bestatteten Leichen ausgraben. Selbst die von den Jansenisten besorgten Bibelübersetzungen wurden als „aufrührerisch und gotteslästerlich“ vom Papste Clemens XI. verdammt. Aber da nach dem Tode Ludwigs XIV. der Einfluß der Jesuiten am Hofe aufhörte, anerkannte Frankreich die Bulle „Unigenitus“ erst nach anfänglichem Widerstreben, und nun suchten die Jansenisten abermals durch Wunder zu wirken, indem sie an dem Grabe des zu ihnen gehörenden Diakons Paris angebliche Heilungen von Kranken und Visionen in Scene setzten. Die Regierung unterdrückte aber diese „Konvulsionäre“. Trotz alledem gab es Jansenisten, die allerlei tolles Zeug trieben, bis zur französischen Revolution.

Das zeitweilige Ansehen des Jansenismus, das Mitgefühl mit seinem Schicksale und der weit verbreitete Haß gegen die Jesuiten hatten indessen auch auf die allgemeinen Verhältnisse der Kirche in Frankreich eingewirkt. Die Sorbonne (theologische Fakultät von Paris) erklärte sich offen gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, und Ludwig XIV. billigte es (1665). Ja es kam in den Streitigkeiten zwischen König und Papst dazu, daß mit Ludwigs Zustimmung eine Versammlung der „gallikanischen Kirche“ 1682 auf Antrag Bossuets vier Sätze annahm, welche die Einmischung des Papstes in weltliche Dinge verwarfen und ihn einem Konzil unterordneten. Jacques Benigne Bossuet, Bischof von Meaux (geb. 1627, † 1704), der im Geiste des in Staat und Kirche herrschenden Despotismus eine Weltgeschichte schrieb, war einer der bedeutendsten Kanzelredner seiner Zeit. Neben und nach ihm glänzten in dieser Beziehung der Jesuit Louis Bourdaloue (1632 bis 1704) und Jean Baptiste Massillon (1663—1742), die dem König, wenn auch in bescheidener Form, über sein Leben und seine Kriege manches wahre Wort sagten — besonders aber der berühmte Fénélon. François de Salignac de la Motte Fénélon (geb. 1651, † 1715), der zwischen Jansenisten und Jesuiten mitten inne, aber den Huguenoten feindlich gegenüber stand, ist mit Unrecht wegen seiner Milde und Menschenfreundlichkeit gepriesen worden; denn er beteiligte sich an der Verfolgung der Protestanten und insbesondere an der gewaltsamen Bekehrung ihrer Kinder in heftigster Weise*). Seine Talente hoben ihn zum Erzieher des Herzogs von Burgund (des Enkels Ludwigs) und zum Erzbischof von Cambrai. Da er sich aber der mystischen Richtung des Quietismus zuwandte, die eine Versenkung der Seele in Gott an Wert über die äußere Kirchlichkeit setzte und damals in den katholischen Ländern stark verbreitet war, und mit der dieser Sekte angehörenden Madame Jeanne Marie de la Motte-

---

*) Philippson, Ludwig XIV. S. 331 ff.

Guyon in Verbindung trat, der Papst aber den Quietismus 1687 verdammte, ließ der von den Jesuiten, der Maintenon und Bossuet beeinflußte König 1697 die Guyon verhaften, verbannte Fénélon vom Hofe und zwang ihn zur Unterwerfung — der Quietismus war vernichtet. Am bekanntesten wurde Fénélon indessen durch den für seinen Zögling geschriebenen pädagogischen Roman „Les Aventures de Télémaque, fils d'Ulysse“, in dem er den Fürsten gute Lehren gab, was damals allerdings ein großes Wagnis war.

2. Wissenschaft und Kunst.

Wenn auch unter Ludwig XIV. die forschende Wissenschaft weder Pflege von oben fand, noch hervorragende Köpfe zu Jüngern hatte, so fand doch ein das herrschende System unangefochten lassender Sammelfleiß Gunst und Anerkennung. Charles Dufresne Sieur du Cange bearbeitete die mittelalterliche Geschichte, soweit sie französische Thaten betrifft, Baluze sammelte die Kapitularien der französischen Könige, Mabillon begründete die Diplomatik oder Urkundenlehre. Die Benediktiner-Kongregation von St. Maur war höchst rührig in historischen Arbeiten. Unbedingt ergebene Gelehrte erhielten mäßige Pensionen, selbst ausländische, wenn sie nichts Geniales, also Gefährliches schrieben. Wie Ludwig der Staat war („l'état c'est moi“), so war er auch die Wissenschaft und Kunst. Er übernahm 1672 die Protektion der von Richelieu 1635 gestifteten Akademie und fügte ihr die Akademien der Inschriften, der Sciences (d. h. Naturwissenschaften und Mathematik), der Malerei, der Baukunst und der Musik bei. Er gründete oder vergrößerte die Sternwarte, den botanischen Garten (Jardin des plantes), die Nationalbibliothek, sandte Künstler nach Rom zur Ausbildung und Gelehrte in die Archive und Bibliotheken des Auslandes.

War die Religion im Zeitalter Ludwigs XIV. (und der beiden ihm vorangehenden Kardinäle) entweder fanatisch, wie die herrschende, oder doch einseitig orthodox, wie die verschiedenen oppositionellen, so muß die Kunst und Poesie jener Periode als unecht, gefühlsarm und schablonenhaft bezeichnet werden. In beiden Gebieten war eine königliche Akademie die gesetzgebende Autorität. Charles Lebrun (1619 bis 1690) war als Maler der Verherrlicher des „Sonnenkönigs“ im Versailler Schlosse. Antoine Watteau (1684—1721) verlieh dem Rokoko-Geschmack in Schäfergemälden seinen eigenartigen Stempel, eine Richtung, die in François Boucher (1703—1770) ihren Verfall zu verzeichnen hat. Von ihnen sticht Jean Siméon Chardin (1699 bis 1779) durch volkstümliche Darstellungen ab.

In der Dichtkunst machte Frankreich von der Renaissance (oben S. 500 f.) den Rückschritt zum pomphaften Geknatter der sogenannten Pleiade, als deren Haupt Pierre Ronsard (1525—85) den Ueber-

gang zur Pseudoklassizität des 17. Jahrhunderts bildete. Die Form gab dieser Richtung François de Malherbe (1555—1628) in dem geschraubten Alexandrinervers. Alles mußte nun künstlich gedrechselt sein; Phantasie und Gedanken waren überflüssig, wenn nicht geradezu verpönt. Muster waren die römischen Dichter und die nachklassischen Italiener und Spanier. Was schön war, dekretierte die Académie française. Freilich fehlte es nicht an Talenten, wie Mathurin Regnier (1573 bis 1613) als Satiriker eines war. Den Schäferroman führte (nach Montemayor, S. 530) Honoré d'Urfé (1568—1625) ein. Einen wesentlichen Einfluß auf den Zeitgeschmack übte die im Salon der Marquise von Rambouillet sich versammelnde und den Ton feiner Lebensart, eleganter Dichtung und witziger Sprechweise angebende Schule der Précieuses, deren Haupt Louis de Balzac (1597—1654) war. Die Spitze einer gelehrt sein wollenden, aber poesielosen Dichterei bezeichnet Nicolas Boileau-Despréaux (1636—1711), der sklavische Nachahmer des Horaz; er gab der falschen Klassik metrische Gesetze in seiner „Art poétique“ und wollte in dem komischen Heldengedicht „le lutrin“ ein Epiker sein. — Süßliche Romane schrieb Madeleine de Scudery († 1701), bessere die Gräfin Lafayette († 1699), komische Paul Scarron (1610 bis 1660), der erste Gemahl der Maintenon; den spanischen Schelmenroman führte nicht ohne Erfolg Alain René Lesage (1668—1747) in seinem „Gil Blas“ und „diable boiteux“ ein, die treffliche Sittenbilder darstellen. Das selbsterfundene Märchen begründete Charles Perrault (1628—1703). Als lyrischer Dichter (aber ohne Wärme) suchte Jean Baptiste Rousseau (1670—1741) zu glänzen. Glücklicher war Jean Lafontaine (1621—95) in seinen Contes und Fabeln, dann auch Jean Baptiste Louis Gresset (1709—77) in seinem komischen Epos „Vert-Vert“ (Geschichte eines Papageis), das ihn aus der Gesellschaft Jesu trieb.

Von nicht romanhaften Prosawerken der Zeit sind zu erwähnen: die durch Sittenschilderung und Stil ausgezeichneten Briefe der Madame Marie de Sevigné (1626—96), dann die antijesuitischen Schriften von Charles de Saint-Evremond (1613—1703), die im Geiste Montaignes und Pascals gehaltenen „Maximes“ des Herzogs François de La Rochefoucault (1614—80), die treffenden Charakterschilderungen (Caractères) von Jean de La Bruyère (1644—96) und die kühnen, gegen Priestertrug gerichteten philosophischen und historischen Werke von Bernard le Bovier de Fontenelle (1657—1757). — Alle diese Männer waren mutige Opponenten gegen das herrschende System. —

3. Drama und Theater.

Keine Dichtungsart kann sich im Zeitalter Ludwigs XIV. an Bedeutung mit der dramatischen messen. Es war besonders die

Tragödie, die dem herrschenden Geiste huldigte. Ihr hohles Pathos, ihre abgemessen sich endlos hinschleppenden, paarweise reimenden Alexandriner, die immer mehr für unfehlbar gehaltene Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung können trotz der schönen Sprache, die sie auszeichnet, nicht für sie erwärmen. Der Stoff wurde beinahe immer aus der antiken Mythologie und Geschichte, bisweilen auch aus dem Orient bezogen. Wo er aber auch herkam, so wurde stets in der Tracht der Zeit, in Perücken, Reifröcken und Jabots und mit dem Galanteriedegen an der Seite gespielt.

Das Jahrhundert des Sonnenkönigs kannte nur zwei Tragiker von Bedeutung. Der ältere, Pierre Corneille (geb. 1606, † 1684), schrieb dreißig Stücke, und bezeichnender Weise ist gerade das erste, das ihm Geltung verschaffte, und das einzige, das außerhalb der Antike und des Orients spielt, sich auch nicht streng an alle drei Einheiten hält, „le Cid“ (1636), das beste und selbst in Frankreich gefeiertste, obschon es eigentlich (was man aber nicht wußte) nur aus dem Spanischen, und zwar mit Weglassung der schönsten Stellen, entnommen ist. Es fällt noch in die Zeit Richelieus. Später unter Mazarins und des Königs Regierung, huldigte Corneille völlig dem pseudoklassischen Geschmack in den Horatiern, Cinna, Polyeucte u. s. w. Auch Lustspiele schrieb er, die dem Spanischen nachgeahmt sind. Es ist indessen zuzugeben, daß es ihm stellenweise nicht an wahrem Gefühl, schönen Bildern und Kraft der Sprache fehlt. Sonst aber ist alles unwahr und unnatürlich.

Der jüngere Tragiker, Jean Racine (geb. 1649, † 1699), ein Zögling von Port-Royal, wo man seine poetischen Erstlinge ins Feuer warf, ahmte zuerst Corneille nach, den er an Erhabenheit nicht erreichte, an Anmut und Wärme aber übertraf. Sein letztes und gelungenstes Stück war wieder kein klassisch-antikes, sondern die aus der jüdischen Geschichte entlehnte „Athalie“. Die übrigen zehn Stücke, worunter Andromache und Britannicus am besten gefielen, stecken durchaus in der pseudo-klassischen Zwangsjacke. Persönlich aber verhielt Racine sich so redlich und freimütig, daß er unter der Maintenon am Hofe in Ungnade fiel.

Ein dritter Tragiker, Prosper Crébillon der Aeltere, wühlte nur im Gräßlichen.

Weit origineller als die Tragödie und dazu volkstümlich, was diese nie wurde, war in der hier behandelten Zeit in Frankreich die Komödie, die ihren Stoff dem wirklichen Leben entnahm, aber nur einen bedeutenden Vertreter hatte: Jean Baptiste Poquelin, mit dem Schauspieler- und Schriftstellernamen Molière (geb. 1622, † 1673 unmittelbar nach einer Vorstellung). Boileau hatte einen lichten Augenblick, als er dem König den „Possenreißer“ als den größten Geist des Jahrhunderts bezeichnete. Seine 32 Stücke sind teils bloße Possen; zum

bessern Teile geißeln sie Schwächen und Laster der Zeit, wie „Tartuffe" die religiöse Heuchelei, deren Vertreter sich auch empfindlich getroffen fühlten, dann „der eingebildete Kranke" die ärztliche Pfuscherei; weiter ragen hervor: der Geizhals, der Menschenfeind, der Bürger als Edelmann u. s. w. Erfinderisch war Molière nicht (er ahmte den Plautus und Terenz, die Italiener und Spanier nach), auch mußte er der vorgeschriebenen Richtung huldigen, um bei Hofe beliebt zu sein; aber er war doch so keck, der Aristokratie und dem Klerus unter der Maske der Komik die Wahrheit zu sagen, und verstand es, lebende Charaktere zu schaffen. Er wirkte daher mehr auf die Nachwelt als die Tragiker seiner Zeit.

III. Die Gallomanie im Auslande.

1. Die Höfe.

Die Sucht, Frankreich nachzuahmen oder die Gallomanie beginnt nicht erst mit der Regierung Ludwigs XIV., sondern schon mit derjenigen der beiden Kardinäle; aber sie erstieg mit dem Rufe des Glanzes und mit der Bewunderung der Erfolge des Sonnenkönigs die höchste Stufe. In keinem Kreise aber war jene Neigung so groß, wie an den Höfen; natürlich, denn da in Frankreich der Hof alles war, so hoffte jeder, sowohl größere als kleinere Fürst, in seinem Lande oder Ländchen alles und ebenso eine Sonne zu sein oder wenigstens eine Sonne vorzustellen wie der gewaltherrische und umschmeichelte Monarch an der Seine!

Der erste und eifrigste Affe Ludwigs XIV. war der restaurierte Sohn des hingerichteten Karl I., Karl II. von England und Schottland. An Stelle des eisernen Mannes Cromwell war in ihm ein weibischer Wüstling und Schwachkopf getreten. Um die Regierung sich nicht im mindesten bekümmernd, lebte er dem Vergnügen, und der statt seiner regierende Eduard Hyde, Earl von Clarendon ahmte, unterstützt durch die Staatslehre des Thomas Hobbes (oben S. 529), den Absolutismus des französischen Herrschers nach, bis er seiner Abneigung gegen das lüderliche Hofleben zum Opfer fiel und durch das weit schlimmere fünfköpfige Cabal-Ministerium ersetzt wurde*), dessen Wirken in Korruption und Begünstigung aller Laster bestand. — Karl II. hatte erst 10 Jahre regiert, als er, durch eine von Ludwig ihm gesandte Maitresse gewonnen, sein Land und Volk an Frankreich verriet und heimlich katholisch wurde, was sein Bruder, der spätere Jakob II., bereits war. Das nähere dieser Schmach gehört

*) Der Name ist gebildet aus den Anfangsbuchstaben der Mitglieder: Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale. Nach Macaulay, Geschichte von England.

in die politische Geschichte. Karl II. starb fünf Tage nach einer Orgie mit seinen drei Maitressen, einer Engländerin, Französin und Italienerin, 6. Februar 1685. Ihm folgte Jakob II., der die zweite englische Revolution verschuldete.

Leider hat in Deutschland, wo es so viele Fürsten gab, die Nachahmung, selbst Nachäffung Ludwigs XIV. den weitesten Umfang angenommen. Seit dem dreißigjährigen Kriege herrschte hier das System der sogenannten Staatsraison, das alles Wohl und Weh des Landes dem Interesse des Staates, d. h. unter absolutistischen Verhältnissen dem Fürsten unterordnete und je nach Bedürfnis aufopferte*). Wie sehr ein Teil der deutschen Fürsten ihrem Vorbilde ergeben war, ist bereits (S. 541) gesagt. Der Kurfürst-Erzbischof von Köln war der Hauptvasall Frankreichs und des Kaisers Minister, Fürst Lobkowitz, Ludwigs besoldeter Agent. Diesen verräterischen Verbindungen verdankte das Reich jenes entsetzliche Nachspiel des dreißigjährigen Krieges, die Verwüstung der Pfalz und Zerstörung ihrer Städte durch die Mordbanden des Louvois. Wie Ludwig XIV., so vertrieb auch dessen politischer Gegner Leopold I. die Protestanten, die noch in seinen Staaten lebten, und ließ deren 110 Kirchen in Schlesien den Katholiken übergeben. Wie in Paris, so erlustigte sich in Wien der Hof mitten unter einem hungernden Volke. In Menge gründete der Kaiser religiöse Bruderschaften, während die Professoren der Universitäten darbten.

Wie hehr steht diesem Bilde gegenüber das des Großen Kurfürsten von Brandenburg (oben S. 541), der in seinem verwahrlosten Landen Straßen und Kanäle baute, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel pflegte, Kolonisten in die entvölkerten Gegenden herbeirief, die Universität Frankfurt a. O. wieder hob, Berlin, bisher ein Städtchen, durch Schlüters Bauten zur stattlichen Residenz umbildete und sogar eine Flotte schuf, die seine Flagge in Afrika wehen ließ. Auch den ersten regelmäßigen deutschen Postdienst richtete er zwischen Memel und Rhein ein. Es ist endlich unvergessen, daß Brandenburg-Preußen der einzige damalige Staat war, der von dem üblichen Glaubenszwang gegen die Unterthanen keinen Gebrauch machte.

Eine Nachahmung des französischen Prunkes trat erst unter dem nächsten Kurfürsten ein, der allerdings nach damaliger Ansicht etwas thun mußte, um die Königskrone von Preußen, die er 1701 erwarb, mit Glanz zu umgeben. Die Krönung in Königsberg war mit märchenhafter Pracht umgeben. Etikette und Luxus nach Pariser Muster erfüllten Berlin. Es macht aber lächeln, daß der sittenreine König Friedrich I. (geb. 1657, reg. 1688, † 1713), um die herrschende Mode mitzumachen, eine „Maitresse“ von niederer Herkunft, mit der zu spazieren

*) Des Verf. Kulturgeschichte des deutschen Volkes, II. Bd. S. 177 ff.

er sich jedoch begnügte, zur Gräfin erhob, was die edle und hochgebildete Königin Sophie Charlotte mit Humor duldete.

Weniger harmlos war die Französelei am sächsisch-polnischen Hofe Augusts II. (geb. 1670, reg. 1694, † 1733), des Starken, in Dresden, der nicht nur seinen Glauben an eine fremde Krone (1697) tauschte, sondern Millionen wegwarf und zahllose Maitressen (nicht nur zum Scheine) hielt. Allerdings gestaltete sich unter ihm seine Hauptstadt zu einem Kunsttempel, mit dessen Errichtung nur leider der Name eines gewissenlosen Günstlings, des Grafen Brühl, verknüpft ist. Augusts Tod in Warschau befreite das sächsische Volk von einer unerträglichen Last.

Aehnlich ging es an den kleineren und selbst kleinsten deutschen Höfen zu.

2. Die Sitten.

Zur Einführung und Verbreitung französischer oder diesen nachgeahmter Sitten und Gewohnheiten in Deutschland trug am meisten der Adel bei, der in dem feiner gebildeten und zugleich bei Ludwig XIV. allein etwas geltenden (wenn auch machtlosen) französischen Adel sein Vorbild sah und ihn, nicht immer mit Glück, nachzuahmen suchte. Es gehörte zum guten Tone, Paris und Versailles zu besuchen und von dort einen oberflächlichen Schliff in die Heimat zurückzubringen. Da der Sonnenkönig in allem kopiert wurde, umgaben sich auch die deutschen Fürsten ausschließlich mit dem Adel; denn als nunmehr absolute Herren hatten sie seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nach und nach die Landstände (oben S. 445) nicht mehr versammelt; diese hatten ihre Zeit gehabt und verschwanden von der Bildfläche. Die Folge war, daß wer immer mit seinen Mitteln es vermochte, sich dazu drängte, den Adel zu erlangen. Sah auch der alte Adel verächtlich auf die neugeadelten Kaufleute herab, die man als „Pfeffersäcke“ und „Heringsnasen“ verspottete, so spielten seine eigenen verarmten Glieder als „Krippenreiter“ keine bessere Rolle.

Die Hof- und Adelskreise waren nach dem Muster von Versailles sehr erfinderisch in pomphaften Festen und Vergnügungen. Doch scheuten sie die Lebens- und Leibesgefahr der Turniere und ersetzten sie durch die ungefährlichen Ringelrennen und Karussels und die buntbelebten Roßballette. An Jagden, Tanzbelustigungen, Feuerwerken u. s. w. fehlte es nicht.

Zu solchen und ähnlichen Belustigungen lieferten einen nicht geringen Beitrag die Hofnarren, die keiner bestimmten Zeit und keinem abgeschlossenen Stande angehörten, sondern sich unter verschiedenen Gestalten vom 14. bis zum 18. Jahrhundert erhielten und zu denen bisweilen auch Frauen, ja sogar Adelige und Gelehrte gehörten.

Seit dem 16. Jahrhundert gesellten sich ihnen auch Hofzwerge und Hofzwerginnen bei. Die Einfälle beider Gruppen füllen ganze Bücher.

Ein stilleres Leben führten die bürgerlichen und ein fast ganz totes die bäuerlichen Kreise, die sich von den Schrecknissen und Greueln des dreißigjährigen Krieges noch lange nicht erholten. An die Stelle des kostbaren Schmuckes, mit dem das hoch ausgebildete Kunstgewerbe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Wohnungen und den Hausrat der Städter umgeben hatte, die aber jetzt meist zerstört waren, trat notgedrungen ein kahles, nüchternes und schmuckloses Innere der Häuser.

Nach und nach aber besserten sich die Verhältnisse. Die Stadtbeleuchtungen wurden, wo sie bereits bestanden, erweitert, wo nicht, neu eingeführt, freilich an manchen Orten erst im 18. Jahrhundert. Ebenso war es mit dem Feuerlöschwesen, mit der Straßenreinigung, mit der Armen- und Krankenpflege u. s. w. Daneben ging aber arge, oft lächerliche Rang- und Titelsucht und ängstliche, dabei verletzende Abschließung in Klassen, (z. B. Ratsherren, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker und Dienstboten) einher.

In den Universitätsstädten waren die Studenten um so maßgebender, als sie seit dem großen Kriege, in dem sie oft abwechselnd Soldaten gewesen, im Gegensatz zu dem frühern zopfigen Charakter jener Anstalten, ein halbkriegerisches, rohes und rauflustiges Treiben zur Geltung brachten, sich in Mißhandlung der Neulinge, damals Pennale, in Saufen und anderen Ausschweifungen, namentlich Duellen gefielen und das Studieren vernachlässigten.

Noch im 17. Jahrhundert blühte der Handel wieder auf. In Deutschland wurde damals Leipzig ein Hauptplatz desselben und zugleich eine belebte Industriestadt mit Seiden-, Gold- und Silberwarenfabriken. In Meißen wurde 1709 durch den Alchemisten Johann Friedrich Böttcher die Bereitung des weißen Porzellans erfunden; eine zweite Fabrik dieser Art sah 1718 Wien entstehen.

Am meisten hatten die Bauern und hatte die Landwirtschaft durch den dreißigjährigen Krieg gelitten; das Land war verwüstet, das Vieh geschlachtet, die Bauern waren Soldaten oder Räuber geworden. Nach dem Frieden wurden sie aufs neue in das alte Joch gezwungen, das mit der Zunahme des Absolutismus und des Adels immer drückender wurde. Die Begriffe „Leibeigener“ und „Bauer“ fielen beinahe zusammen. Sie wurden hierdurch roher und unwissender als vorher. Kein Fürst aber that soviel zur Besserung ihres Loses wie der Große Kurfürst, der sich auch der sonst überall hart verfolgten Juden annahm, ebenso sein Sohn, der erste König von Preußen.

Seit dem westfälischen Frieden nahm die Nachahmung der Franzosen in Deutschland und das Eindringen ihrer Sprache in die deutsche,

in der Richtung von Westen nach Osten reißend zu. Die Pariser Mode beherrschte immer mehr die Tracht; „à la mode" wurde das Losungswort. Die malerische Kleidung des großen Krieges wich einer gezierten, weichlichen; der Bart verschwand bis auf ein Minimum oder auch ganz; die Perücke nahm nach dem Beispiele Ludwigs XIV. überhand. Die Frauen umgaben sich mit dem ungeheuerlichen Reifrocke und türmten auf dem Kopfe Haarberge empor. Die Gesichter wurden durch Schönpflästerchen entstellt. Selbst Männer trugen einen Muff.

Das Kunstgewerbe hob sich zwar wieder, aber in dem steifen und kalten Stile von Versailles, dem zur Zeit der Regentschaft das überzierliche, weichliche Rokoko folgte, das beinahe das ganze 18. Jahrhundert hindurch herrschte.

In Oesterreich wog der italienische Geschmack vor, bis der große Feldherr Prinz Eugen von Savoien auch dort dem französischen Bahn brach und in den Park- und Gartenanlagen (oben S. 543) durchaus maßgebend blieb. In der Baukunst wurde der Barockstil des Venetianers Palladio, der mit seinen farbigen Stuckverzierungen das 17. Jahrhundert beherrschte, an dessen Ende durch den französischen Geschmack verdrängt, der die Gebäude niederdrückte und in die Länge zog. In der Plastik und Malerei traten keine großen Meister mit genialen Schöpfungen mehr auf. Der Holzschnitt verfiel; dagegen hob sich der Kupferstich, doch mehr technisch, als künstlerisch.

Als Verkehrsmittel kamen seit 1660 die Kutschen in zunehmenden Gebrauch.

In die deutsche Sprache schlichen sich so viel französische Wörter ein, daß sie kaum mehr zu erkennen war, und dies führt uns auf die französischen Einflüsse in der Litteratur der übrigen Völker Europas.

3. Die Litteratur.

Im 17. Jahrhundert waren es in Deutschland vorzugsweise die mit Frankreich verbundenen protestantischen Höfe, die dessen Sprache annahmen; erst seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts folgten die katholischen Höfe, die bis dahin das Italienische und Spanische vorgezogen hatten, ihrem Beispiele nach. Die zurückgesetzte deutsche Sprache wurde härter und rauher und häufte unnötige Konsonanten aufeinander (erst seit dieser Zeit fanden dt und th Eingang, und überdies liebte man ck und ff anzuwenden). Freilich bildeten sich Gesellschaften, um den fremden Moden entgegenzuwirken, waren aber dieser Aufgabe nicht gewachsen und legten mehr Gewicht auf allerlei Schrullen und Sonderbarkeiten. Die älteste, die „Fruchtbringende Gesellschaft" oder der Palmenorden (1617 in Weimar gestiftet) verbreitete sich stark, leistete aber wenig und überdauerte das Jahrhundert nicht. Andere folgten mit nicht mehr Glück nach, so der das süßliche Schäferwesen

pflegende Hirten- und Blumenorden in Nürnberg (1644). Ernstern Charakters waren die „deutschen Gesellschaften“ (zuerst 1697 in Leipzig); sie erlagen aber dem Eindringen der Nachahmung Frankreichs. Wohl traten viele Dichter auf, die unsere Sprache von fremden Elementen rein halten wollten, aber es fehlte ihnen an Talent und an Zusammenhang mit dem Volke. Gleich den französischen Dichtern kam es ihnen mehr auf glatten Versbau als auf Gefühl und Phantasie an, ja auf diese meist gar nicht. Der bevorzugte Vers war auch hier der Alexandriner, und in der Manier wurden eben wieder die Römer, dann die Italiener und Franzosen nachgeahmt. Den Anfang damit machte Georg Rudolf Weckherlin (1584—1653) aus Schwaben. In ein System aber brachte die Nachahmung fremder Muster Martin Opitz (1597 bis 1639) aus Schlesien; obschon kein Dichter (und auch kein Charakter), begründete er die neuere deutsche Verskunst. Seine Nachfolger werden als „Schlesische Schule“ bezeichnet. Bedeutender als Opitz ist unter ihnen Paul Fleming (1609—1640) aus Sachsen; er war ein Dichter und Charakter, starb aber zu früh. Der gemütliche Simon Dach (1605—59) aus Königsberg ist bekannt durch sein reizendes „Aennchen von Tharau“. Der Schlesier Andreas Gryphius (1616 bis 64), als Mensch hochstehend, hing in seinen Dichtungen trüben Stimmungen nach; er schuf das deutsche Kunstdrama; aber seine Stücke sind ermüdend breit und ohne Handlung. Die Lustspiele sind besser und voll Witz und treffender Satire. Die Jesuiten Jakob Balde (1604—68) und Friedrich Spee (1592—1635, s. oben S. 472) zeichneten sich als gefühlvolle Lyriker (jener lateinisch, dieser deutsch) aus. Johannes Scheffler (1624—77), genannt Angelus Silesius aus Breslau, der vom protestantischen Arzt zum katholischen Mönch wurde, schrieb völlig pantheistische Gedichte. Religiöse Dichtungen von streng lutherischem Charakter verfaßte Paul Gerhardt (1606—76) aus Gräfenhainichen, Prediger in Berlin; solche von reformierter Richtung Joachim Neander (1640—80) aus Bremen, während Quirin Kuhlmann (geb. 1651) im Sinne einer von ihm erfundenen Sekte dichtete, aber, als Apostel reisend, 1689 in Moskau verbrannt wurde! Den Schäferroman verpflanzte nach Deutschland der komische Sprachreiniger Philipp von Zesen (1619—89), aber ohne Nachfolge.

Nach italienischen und spanischen Vorbildern schuf die „zweite schlesische Schule“ ihre von hochtrabendem und naturwidrigem Schwulst wimmelnden Gedichte und dickleibigen Romane; ihre Häupter waren Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79), Daniel Kaspar von Lohenstein (1635—83) und Anselm von Ziegler und Kliphausen (1653—97). Den spanischen Schelmenroman (oben S. 530 f.) ahmte, aber mit originellen Satiren auf seine Zeit gemischt, der Elsässer Michael Moscherosch (1601—69) nach, und demselben Muster entstammt das tüchtige und treue Sittengemälde aus dem großen

Kriege „Simplizissimus" des Hessen Christoph von Grimmelshausen (1625—76). Ein echt deutscher Gegner der fremden Nachahmungen war der wackere Spruchdichter Friedrich von Logau (1604—55). Unter den späteren Dichtern des 17. Jahrhunderts ragt als poetisches Talent der leider früh verkommene Christian Günther aus Striegau (1695? bis 1723) hervor.

Die dramatische Dichtung verzweigte sich nach Gryphius in die pomphafte Oper und in plumpe und rohe Nachahmungen der französischen und englischen Dramatiker, besonders durch den ersten deutschen Theaterdirektor Hans Velten in Leipzig und Dresden, der später die ungeheuerlichen „Hauptaktionen" einführte, die, mit viel Gepränge und ohne Geist, sich am Anfange des 18. Jahrhunderts zu den „Haupt- und Staatsaktionen" aufbauschten.

Wenn schon nicht zur Dichtung gehörend, haben mit den Büchern Moscheroschs und Grimmelshausens die Predigten des Wiener Mönches Ulrich Megerle, genannt Pater Abraham a Sta. Clara (1644—1709) durch ihre Derbheit Berührung. Diese Eigenschaft fehlt auch nicht den Briefen der an den Herzog Philipp I. von Orleans verheirateten pfälzischen Prinzeß Elisabeth Charlotte (Liselotte), einer deutschen Ausnahme am verdorbenen Hofe Ludwigs XIV. und ihres Sohnes, des Regenten (geb. 1652, † 1721).

Die Gallomanie bei den außerdeutschen Völkern ist mit wenig Worten zu berühren. In Holland drang sie noch tiefer als in Deutschland; Vondel (oben S. 533*) und andere ahmten Corneille und Racine nach. Ebenso in England, wo unter der französelnden Regierung Karls II. der Erneuerer des Theaters nach der Restauration, Sir William Davenant, statt Shakespeare zu erwecken, Corneille nachzuahmen vorzog und der formgewandte aber charakterlose Dichter John Dryden (1631—1700) nach mißlungenen Dramen mit Vermengung aller möglichen Stile sich an Boileau anschloß und damit den Geschmack seiner Zeitgenossen beherrschte. Mit dem Verstande, nicht mit dem Gemüt dichtete der elegante Lehrdichter Alexander Pope (1688—1744), von dem aber das komische Epos „Rape of the lock" großen Beifall fand.

Spanien und Italien hatten sowohl Vorbilder als Nachahmer der französischen Dichter des 17. Jahrhunderts aufzuweisen. Sie sind aber nicht der Erwähnung wert.

Die Periode der Gallomanie schwand überall dahin, ohne daß ihr eine Thräne nachgeweint wurde.

Dritter Abschnitt.

Das Zeitalter der Aufklärung.

I. Die Aufklärung in Religion und Wissenschaft.

1. Die religiöse Opposition.

Unter „Aufklärung" verstehen wir keineswegs eine seichte Opposition gegen alles, was für positiv gehalten wird, sondern in ernstester Auffassung alles das, was den Menschen eine Sache von Bedeutung klar macht. Dies kann Selbstzweck sein, es kann die idealen Güter, wie Religion und Wissenschaft, um ihrer selbst willen befördern (Kap. I); es kann aber auch mit dem Zwecke verbunden sein, die Menschen von irgend einem Wahne (Kap. II) oder von dem Zwange veralteter Einrichtungen (Kap. III) zu befreien.

Das Zeitalter der Aufklärung kann im allgemeinen von etwas nach der Mitte des 17. bis zwei oder drei Jahrzehnte nach derjenigen des 18. Jahrhunderts angenommen werden. In diese Periode fällt nun allerdings manches, das eigentlich nicht zur Aufklärung gehört, weil es in manchen oder den meisten Beziehungen mehr dunkel läßt als klar macht; aber einerseits hängt es mit den aufklärenden Bestrebungen zusammen, und anderseits steht es in entschiedener Opposition zu einem für unfehlbar gehaltenen Glaubenssystem, das den Menschen aufgedrängt werden sollte. Dahin gehören die Erscheinungen der angegebenen Zeit auf dem religiösen Gebiete.

Ihre Wurzel haben diese Bestrebungen in der puritanischen Kirche Schottlands, die, so fanatisch sie an sich war (wie der Calvinismus, aus dem sie hervorging, oben S. 510), doch in ihrer Erhebung gegen die gewaltherrische, halb römische und den Katholizismus begünstigende englische Hochkirche einen freiheitlichen Charakter trug. Diesen verleugnete sie freilich in ihrer sklavischen Ergebenheit gegen das Alte Testament, das sie dem Neuen vorzog, und in ihrer wilden Feindschaft gegen Kunst und Wissenschaft und gegen alle Vergnügungen. Die Verfolgung der Puritaner gebar die englische Revolution, in der sie siegten, in der aber dann eine noch härtere Partei, die der Independenten unter Cromwell, die Oberhand gewann und despotischer verfuhr als die Hochkirche. Diese aber erhielt ihre frühere Herrschaft durch die Restauration Karls II. (oben S. 541) zurück und verschärfte sie in empfindlichem Grade. Der puritanische Haß gegen alle Vergnügungen wich dem Extrem der ärgsten Ausschweifungen. Die neuerdings verfolgten Puritaner wurden die Väter der Kolonien Nordamerikas, wo sich unter ihnen durch Roger Williams († 1683) mit

der Zeit ein duldsamerer Geist ausbildete als im Mutterlande. Hier hatte sich neben ihnen eine neue Sekte, die der Quäker (schon 1624 durch Georg Fox) aufgethan, die so weise war, kein Glaubensbekenntnis aufzustellen, auch Priestertum, Eid und Krieg verwarf, leider aber Kunst und Wissenschaft verachtete; überdies spielte der Quäker William Penn, der Gründer von Pennsylvanien, eine zweideutige Rolle unter dem despotischen Jakob II., dessen Vertrauter er war. Die mehrfache Heuchelei und Roheit der Quäker wich im 18. Jahrhundert einer gebildeteren Richtung. Hundert Jahre nach ihrem Anfange stiftete John Wesley die Sekte der Methodisten, die seit 1735 vorzüglich in Amerika Verbreitung fand und trotz ihrem frömmelnden Geschwätz im Kampfe gegen alle Laster manches Verdienst erworben hat.

In Deutschland erhob sich gegen den Glaubenshochmut und Glaubenszwang der orthodox protestantischen Fürsten und Kirchen 1674 unter dem Elsässer Philipp Jakob Spener (1635—1705) in Frankfurt am Main die Richtung des Pietismus. Ihr Charakter liegt in der Auflehnung gegen aufgedrungene Dogmen und in freier Forschung, freilich in den Schranken der Bibel. Spener selbst billigte ihre spätere Absonderung von der Kirche nicht. Sein Anhänger Gottfried Arnold aus Annaberg (1666—1714) schrieb eine „Kirchen- und Ketzerhistorie", worin er freimütig für alle von der Kirche verfolgten Ketzer Partei ergriff. Später freilich verfielen die Pietisten in verzückte Schwärmerei, kränkliche Sentimentalität, puritanische Einseitigkeit und mancherlei Verirrungen. Diesen gegenüber stehen die vielfach verdienstlichen und großartig ausgebildeten Armen-, Waisen- und Schulanstalten des Professors August Hermann Francke (1663—1727) in Halle.

Eine bemerkenswerte Abzweigung erhielt der Pietismus in der von dem Grafen Nikolaus Zinzendorf (1700—1760) gestifteten Brüdergemeine, die sich mit den „mährischen Brüdern", den harmlos gewordenen Nachkommen der Husiten, verband. Zinzendorf gründete in Herrnhut einen religiösen Mittelpunkt seiner Gemeinde und reiste als ihr Apostel bis nach Westindien und Nordamerika; selbst in Grönland fand sie Eingang. Der Graf war ein edler Schwärmer, für Humanität und Toleranz glühend und ohne Standesvorurteile. Seine Anhänger freilich verloren sich immer mehr in süßliche Begeisterung für „Christi Blut und Wunden". Immerhin aber hatten alle diese Erscheinungen einen guten Kern, nämlich den des Strebens nach Freiheit von religiöser Verfolgungssucht.

2. Die Weisheit des Zeitalters.

Die Philosophie, d. h. die Erforschung des Wesens der Dinge, teilte sich in der sogenannten neuen Zeit, deren Beginn auf diesem

Gebiete mit der Erweiterung der abendländischen zur erdumfassenden Kultur zusammenfällt, in zwei Richtungen. Die eine, die mit Giordano Bruno (oben S. 528 f.) beginnt und sich in Descartes und Spinoza fortsetzt, leitet die Erkenntnis der Dinge aus der Vernunft (Rationalismus), die andere, die von Bacon und Hobbes begründet wurde, aus der Erfahrung ab (Empirismus)*). Zur völligen Ausbildung brachte die letztere Richtung der eigentliche Vorläufer der Aufklärung, deren Auflehnung aber gegen die herrschenden Anschauungen ihm noch ferne lag: John Locke (geb. 1632, † 1704). In seinem Hauptwerke „Untersuchung über den menschlichen Verstand" (erschienen 1689 f.) wies er nach, daß der Stoff für die Thätigkeit des Verstandes aus der Wahrnehmung geschöpft werde, d. h. durch die Sinne vermittelt werde; sein System ist Sensualismus. Es verwirft die Annahme angeborener Ideen oder Grundsätze. „Alle Erkenntnis stammt aus der Erfahrung", und zwar entweder durch die äußeren Sinne oder durch den inneren Sinn, durch Sensation oder Reflexion. Das übrige ist eine weitere Ausführung der Grundideen. In der Moral verfocht Locke die Freiheit des Geistes, dem Willen, wenn auch dieser an sich nicht frei ist, die Richtung zu geben — ohne welche Freiheit die Handlungen nicht zuzunehmen wären. In der Politik war er der entschiedene Antipode seines Landsmannes Hobbes (oben S. 529); er bekämpfte den Absolutismus und war der Wortführer der zweiten englischen Revolution, die die Stuarts für immer vertrieb.

Wie das nüchterne, realistische England das Vaterland des Empirismus war, so gedieh in dem idealistischen Deutschland mehr der Rationalismus, doch nicht mit Ausschließung des Prinzips der Erfahrung. Sein Begründer ist hier Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. 1646 in Leipzig, † 1716 in Hannover). Locke gegenüber war er Rationalist, Spinoza und seinem Pantheismus gegenüber aber Individualist. Auf allen Gebieten suchte er die Gegensätze zu versöhnen. Er dachte an Vereinigung der Konfessionen, ohne einer davon ergeben zu sein; dazu war er zu sehr Mann der Wissenschaften, in deren Gesammtgebiet er sich heimisch fühlte. Er bewirkte die Stiftung der königlichen Akademie in Berlin (1700) und war an allen Höfen Europas angesehen. Deutschland liebte er so sehr, daß er (1672) nach Paris reiste, um Ludwig XIV. auf Aegypten hinzuweisen und damit von seinem Vaterlande abzulenken. Seine Lehre, daß die Welt aus Monaden und ihren Vorstellungen bestehe, kann hier nicht näher erörtert werden, ebensowenig, wie er in seiner schwachen „Theodicee" zu seiner Ansicht von der Uebereinstimmung des Glaubens und des Wissens gelangte. Von ihm ist die deutsche Aufklärung ausgegangen, wie von Locke die

*) Falckenberg, Geschichte der neuern Philosophie. Leipzig 1898. S. 68 ff.

englische, er selbst hat sie nicht angestrebt. Er war auch zu ängstlich, zu versöhnlich, um ihr Vorläufer zu sein. Dies war vielmehr der entschiedene Samuel Pufendorf (geb. 1632 bei Chemnitz, † 1694 in Berlin), der Erste, der praktisch an eine Reform des deutschen Reiches dachte und, wenn er auch lateinisch schrieb, dessen Eigenschaft als Fortsetzung des römischen Reiches bestritt. Bitter, aber geistvoll geißelte er die damaligen Zustände; er verlangte einen Bundesrat des Reiches, ein Bundesheer, gleiches Recht für alle Glaubensformen, Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und Vertreibung der Jesuiten im Interesse der Reichseinheit. Denn er faßte den Staat historisch als Menschenwerk auf und verwarf jede hierarchische Einrichtung desselben. Im Gegensatze zu Hobbes wollte er, als Geistesverwandter von Grotius und Locke, den Frieden, nicht den Krieg als normalen Zustand anerkennen.

War Locke der Vorläufer der englischen und Leibniz die Voraussetzung der deutschen Aufklärung, so hatte die französische ihren Vorboten in Pierre Bayle (1647—1706), der erst Schüler der Jesuiten, dann als Professor der reformierten Akademie in Sedan ihr Gegner war und später durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes vertrieben, in Rotterdam lehrte, bis ihn auch hier die Engherzigkeit stürzte. Stets ein wackerer Kämpe für Glaubensfreiheit, ordnete er sich in dem Dictionnaire historique et critique, seinem Hauptwerke, keiner, weder religiösen, noch philosophischen Orthodoxie unter und bekannte sich als Skeptiker zu der Ueberzeugung, „daß wir nichts wissen können“.

Wie die eigentliche Philosophie und die des Rechtes und Staates, so bildete auch die Erziehung ein Augenmerk der Aufklärung. Auf diesem Gebiete war ihr Vorläufer der Deutschmähre Amos Comenius (Komenski, geb. 1592, † 1670). Durch den dreißigjährigen Krieg ins Elend getrieben, schrieb er in Polen und England seine (lateinischen) Werke, die der Pädagogik einen neuen Grund gaben, und wirkte in ihrem Geiste in Schweden und Holland. Er ging davon aus, daß der Mensch von Natur gut und bildsam sei, bekämpfte die bis dahin herrschende einseitig philologische Bildung, so sehr er die antike Kultur schätzte, empfahl den Anschauungsunterricht und verlangte eine konsequente Erziehung von der Geburt an bis zu der Universität. Ja, er ging noch weiter und predigte allgemeine Duldsamkeit und Menschenliebe. Diese war auch die Grundlage, auf der die Aufklärung ruhte.

3. Die Weltkenntnis des Zeitalters.

An der Spitze der Wissenschaft des Zeitalters der Aufklärung steht, wie an derjenigen des Wissens der erdumfassenden Kultur, ein großer Astronom. Was Kopernikus dem Sonnensystem, das wurde dem Weltsystem überhaupt Isaak Newton (geb. 1643 zu Woolsthorpe in England, † 1727 in Kensington). Im Jahre 1665 entdeckte Newton

das Gesetz der Gravitation oder Anziehungskraft der Weltkörper; er legte seine Entdeckung 1687 in seinem lateinischen Hauptwerke „Mathematische Prinzipien der Naturwissenschaft" der königlichen Societät der Wissenschaften in London vor. Es war, ungeachtet des Glaubensdruckes und der Sittenlosigkeit nach der englischen Restauration, eine Zeit allgemeiner Teilnahme an den Fortschritten der Naturwissenschaften, wozu allerdings Länder des Kontinentes den Anlaß gegeben hatten. Denn schon vorher wirkten die bedeutenden Mathematiker und Sternkundigen Johann Hevel (1611—1688) in Danzig, Giovanni Domenico Cassini (1625—1712) in Bologna und Paris, Christian Huygens (1629—95), als Protestant aus Frankreich vertrieben, im Haag, — dann in England selbst: Eduard Halley (1656—1742), der den südlichen Himmel auf St. Helena beobachtete, James Bradley (1692—1762), der das Schwanken der Erdachse entdeckte, endlich nach Newton der große, in England wirkende Deutsche Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822), der 1781 als ersten außer den sechs alten Planeten den Uranus entdeckte. In Frankreich war Newtons bedeutendster Nachfolger Pierre Louis de Maupertuis (1699—1759), unter Friedrich dem Großen Präsident der Berliner Akademie und bemerkenswert durch seine freisinnigen Folgerungen aus der Ordnung des Weltalls auf Religion und Moral, aber auch durch seine Eitelkeit. Gleich ihm wirkte in Berlin, nach des Königs Tod aber in Frankreich Joseph Louis Lagrange (1736—1813). Als Mathematiker zeichneten sich mehrere Mitglieder der Baseler Familien Bernouilli und Euler im 17. und 18. Jahrhundert aus.

Als Physiker fand Huygens die Gesetze der Pendelschwingungen und der Entstehung des Lichtes und der Farben. Der Magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke (1602—86) erfand die Luftpumpe, die Elektrisiermaschine u. a. Ernst Friedrich Chladni aus Wittenberg (1756—1827) erforschte die Gesetze des Schalles. Alois Galvani in Bologna (1737—98) und Alessandro Volta aus Como (1745 bis 1827) begründeten die Lehre von der Elektrizität, der als Sektierer nach Amerika vertriebene John Priestley (1733—1804) und Laurent Lavoisier (geb. 1743, guillotiniert 1794) die moderne Chemie. Gottlob Werner (1750—1817) reformierte die Geologie und Mineralogie.

Eine wirklich wissenschaftliche Behandlung der Botanik begründete der Schwede Karl Linné (geb. 1707, † 1778) durch sein später aufgegebenes künstliches System, dem der Dichter und Arzt Albrecht von Haller aus Bern (1708—78) ein natürliches folgen zu lassen suchte, was aber erst Laurent de Jussieu aus Lyon (1748—1836) gelang. Als großer Zoolog galt seiner Zeit der mehr schöngeistige Graf Georges Louis de Buffon (1707—88). Die neuere Anthropologie und Ethnologie begründete 1775 Johann Friedrich Blumenbach (1752 bis 1840), Professor in Göttingen, die Statistik 1748 Gottfried Achen-

wall und 1754 Friedrich Büsching. Eine wissenschaftliche Landwirtschaftslehre schuf Albrecht Thaer (1752—1828), eine Forstwissenschaft Hans Karl von Carlowitz, eine wissenschaftliche Heilkunde auf physiologischer Grundlage Hermann Boerhave (1668—1738), dessen Schüler Albrecht Haller sein Werk fortsetzte.

Aus einer Menge technischer Erfindungen, die sich in jener Zeit anhäuften, für die wir aber hier keinen Raum haben, erwähnen wir diejenigen des Luftballons durch die Brüder Montgolfier 1783 und die der brauchbaren Dampfmaschine durch James Watt 1775.

Auch die Reiselust und der Trieb zu Entdeckungen erwachten mächtig. Den großen Ocean durchforschten seit 1765 Bougainville, der die Samoa-Inseln entdeckte, und seit 1769 James Cook (1728 geb.), der 1772 die beiden deutschen Forster, Vater und Sohn mitnahm, 1773 das südliche Eismeer erreichte, aber 1779 auf den von ihm entdeckten Hawaii-Inseln von den Eingeborenen erschlagen wurde. Graf Jean François Lapeyrouse (geb. 1741) verschwand 1785 spurlos in jenen weiten Wasserflächen. Engelbert Kämpfer (1651—1716) erforschte Japan, Karsten Niebuhr (1733—1815) Arabien, Simon Pallas (1741—1811) Sibirien, Andreas Sparrmann (Schwede) seit 1766 Tsina und seit 1772 Südafrika, dies auch Le Vaillant seit 1781. Horace Saussure aus Genf (1740 bis 1799) bestieg als erster 1787 Europas höchsten Berg, den Montblanc.

Die neuere Geschichtschreibung haben die Deutschen begründet. Samuel Pufendorf, der als Politiker lateinisch schrieb, war der erste, der (1682) ein deutsches Geschichtswerk „Europäische Staatengeschichte“, verfaßte, in der er pragmatisch, statt chronistisch verfuhr. Aber erst im 18. Jahrhundert wurde ihm nachgeeifert. Johann Isaak Mascow (1689—1761) in Leipzig behandelte als erster die Geschichte um ihrer selbst willen. Reichhaltig aber wirkte erst später in Göttingen Stephan Pütter (1725—1807), Christoph Gatterer (1727—99), August Ludwig Schlözer (1735—1809) und Ludwig Timotheus Spittler (1752—1810) im Sinne einer unabhängigen, kritischen und gründlichen Geschichtschreibung mit Berücksichtigung und sogar Hervorhebung der Kulturgeschichte. Eine künstlerische Gestaltung dieses Faches begründete erst Johannes Müller aus Schaffhausen (1752—1809) durch seine „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ (seit 1786).

II. Die aufgeklärte Litteratur und Kunst.

1. Die englische Aufklärung.

Die Aufklärung in England ist in erster Linie der Enttäuschung zu verdanken, in die sich das Land unter der elenden Regierung des

von ihm zurückgerufenen landesverräterischen Karl II. (oben S. 550) versetzt sah. Das meiste trug dazu der Katholizismus des Thronfolgers, des späteren Jakob II. bei. Das englische Volk teilte sich in zwei Parteien, in die Tories, die ihn anerkennen, und die Whigs, die ihn von der Thronfolge ausschließen wollten. Aus den letzteren sind die späteren Aufklärer hervorgegangen. Ihre Absicht wurde vereitelt, und Jakob II. bestieg 1685 den Thron. Seine despotische Regierung, seine klerikale Richtung, sein unsittliches Leben, seine Hinterlist und Tücke, seine Kriecherei gegenüber Ludwig XIV., die Grausamkeit seines Oberrichters Sir George Jeffreys und die Besetzung aller Aemter mit Katholiken empörten das englische Volk derart, daß beide Parteien sich verbanden, des Königs Schwiegersohn, Wilhelm III. von Oranien, in das Land zu rufen. Er hatte Erfolg, und Jakob floh nach Frankreich (1688). Es fehlte zwar nicht an weiteren Reibungen und Unruhen; im ganzen aber hob sich Englands Wohlstand und mit ihm die Bildung. Die Unsittlichkeit der stuartistischen Zeit wurde verpönt, ohne daß die übermäßige Strenge der Puritaner wiederkehrte. John Locke war der wahre Vertreter der neuen Richtung; auf ihn und Newton stützten sich die nun auftretenden Aufklärer, Freidenker oder Deisten, schritten aber über beide hinaus. John Toland (1670—1722) und Anthony Collins (1676—1729) traten offen gegen jede Orthodoxie auf und bekannten sich trotz geistlichen Verfolgungen zu einem Glauben, der keiner Dogmen bedurfte, sich nur auf das reine Christentum und dessen Sittenlehre berief und das Recht der freien Forschung und der Kritik aller Offenbarung in Anspruch nahm. Von ihnen unterschied sich Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1670—1713) durch eine Lehre, die das Hauptgewicht auf die Begründung der Tugend legte, ohne die der Glaube wertlos sei, worauf ihm gegenüber Bernard de Mandeville (von französischer Abstammung, † 1733) die Notwendigkeit des Lasters behauptete. Den Gottesglauben im Deismus betonte, mäßiger als Collins und Toland, Matthew Tindal (1656—1733), der das Christentum unhistorisch als so alt wie die Schöpfung darzustellen suchte. Ein Handwerker, Thomas Chubb (1679—1747) kehrte zu dem entschiedenern Deismus zurück.

Den Freidenkern sind verwandt, aber von weit gemäßigterer, lediglich auf einen mit Moralität und Menschenliebe verbundenen Gottglauben hinausgehender Richtung, die Freimaurer. Ihre erste Vereinigung entstand 1717 in London durch die Verbindung von vier Logen der Bauleute, in denen längst schon Nichthandwerker (Geistliche, Gelehrte u. a.) überwogen, als „Großloge von England". Die von ihr weiter gestifteten Logen verbreiteten sich rasch über England und seit etwa 1730 auch nach dem Kontinent, und Hand in Hand mit dieser Verbreitung ging die Ausbildung eines ceremoniellen Wesens

und das Emporkommen der Adeligen und Reichen in den Logen*). Die Folge davon war, daß schon seit 1740 Fabeln ausgeheckt wurden, die den Ursprung des Bundes auf die Tempelritter zurückführten.

Den Freidenkern erwuchsen Gegner in den seit 1709—1715 von Richard Steele (1675—1729) und dem Dichter Josef Addison (1672—1719) herausgegebenen Wochenschriften, die nacheinander Tatler (Plauderer), Spectator (Zuschauer) und Guardian (Wächter) hießen, treffliche Sittenschilderungen, Aufsätze über Litteratur, Kunst u. s. w. enthielten und auf das Volksleben einen günstigen Einfluß ausübten. Ebenso heftig befehdete die Deisten der Minister Bolingbroke († 1751), der ganz ihrer Ansicht war, aber deren Verbreitung unter das Volk aus politischen Gründen mißbilligte. Den gleichen Standpunkt vertrat der leichtfertige Lebemann Philipp Stanhope, Earl von Chesterfield (1694—1773), dessen Briefe an seinen außerehelichen Sohn sich zwar belehrend über alle möglichen Gegenstände verbreiten, aber in moralischer Beziehung recht locker sind.

Dem Grafen Shaftesbury folgten die schottischen Moralisten Francis Hutcheson (1694—1747), Adam Ferguson (1724—1816) und David Hume (1711—1776), der die Philosophie Lockes ausbaute und die Wirklichkeit aller allgemeinen Begriffe bestritt, überhaupt an allem zweifelte. Ihn bekämpfte u. a. der irische Bischof Georg Berkeley (1684—1755), der alles Materielle leugnete und nur Geister und deren Vorstellungen als wirklich vorhanden anerkannte.

Der letzte der englischen Moralphilosophen war Adam Smith (1723—1790), Humes Freund, der zwei Arten von Sittlichkeit aufstellte, „die bloße Schicklichkeit des Betragens und die wirkliche Verdienstlichkeit des Handelns", was er geistvoll weiter ausspann. Weit bekannter ist Adam Smith als Nationalökonom, in welcher Eigenschaft er in seinem Werke „über den Reichtum der Nationen" (1776) den Grundsatz aufstellte, daß die Quelle aller ökonomischen Güter in der Arbeit liege und jede Arbeit nützlich sei, wenn sie auf Vermehrung des Gesamtvermögens ziele; er unterschied produktive Klassen (Landwirte, Gewerbetreibende und Kaufleute) und improduktive (Hofleute und Soldaten, aber irrtümlich auch Gelehrte, Künstler, Beamte und Dienstboten). Sein „Industriesystem" war daher immer noch ein einseitiges. Ebenso war auch Hume in einem andern Fache bedeutender, nämlich als Historiker. Seine „Geschichte von England" ist, wenn auch unkritisch und einseitig, doch das erste Beispiel eines historischen Stils und durchaus von den Grundsätzen der Aufklärung

---

*) Findel, J. G., Geschichte der Freimaurerei. Leipzig, wiederholt neu aufgelegt. — Boos, Heinr., Geschichte der Freimaurerei. Aarau 1894. S. 107 ff. — Des Verf. mehrerwähntes „Buch der Mysterien". S. 215 ff.

getragen. Die nämlichen Vorzüge und Mängel haben des Predigers William Robertson (1721—93) Geschichte Karls V., Schottlands und Amerikas. Beide aber übertraf an Geist Edward Gibbon (1737—1794) in seiner „Geschichte des Niedergangs und Falls des römischen Reiches" (1776—88). Er zeigte sich darin als einseitiger Feind des Christentums und Bewunderer des aufgeklärten Despotismus.

Zur Entstehung des englischen Romans hatten die erwähnten Wochenschriften durch ihre vortrefflichen Novellen den ersten Anstoß gegeben. Zu seinem Ausbau trug am meisten das Interesse bei, das die damaligen Seefahrten nach fernen Küsten erweckten. Dies zeigte sich zuerst in dem Lieblingsbuche der Jugend zweier Jahrhunderte, dem „Robinson Crusoe" von Daniel Defoe (1661—1731), einem edeln Kämpfer und Dulder für Glaubensfreiheit. Das Buch fand bekanntlich zahllose Nachahmungen. Denselben Zug, aber einen ganz andern Zweck haben die „Reisen Gullivers" von dem Geistlichen Jonathan Swift (1667—1745), der, ein durchaus zerrissenes Gemüt und haltloser Charakter, darin die englischen Zustände unter der Maske erdichteter Länder bitter geißelte, ja die Menschheit überhaupt verhöhnte, wie er in seinem „Märchen von der Tonne" die hauptsächlichen Konfessionen lächerlich machte.

Eine ganz andere Gattung des Romans, den des Familien- und geselligen Lebens, begründete, unabhängig von allen fremden Mustern, Samuel Richardson (1689—1761) in bändereichen, thränenseligen Werken. Im folgten: Henry Fielding (1707—54) mit dem sarkastisch-humoristischen „Tom Jones, der Findling", Tobias Smollet (1721—71), mit dem derben Sittenbilde „Peregrin Pickle", Oliver Goldsmith (1728—74), auch Historiker mit dem meisterhaften und weltbekannten „Vicar of Wakefield", und Lawrence Sterne (1713 bis 1768) mit der „durch Thränen lächelnden" „Empfindsamen Reise Yoriks".

Unter den Dichtern in Versen sind aus dieser Periode zu nennen: der naturbegeisterte Schilderer der „Jahreszeiten", James Thomson (1700—48) und der melancholische Sänger der „Nachtgedanken", Edward Young (1681—1765); James Macpherson († 1796) gab eigene Machwerke, die aber ganz Europa rührten, für Gesänge des gälischen Barden Ossian aus. Echten Volkston schlug dagegen der schottische Volksdichter Robert Burns (1759—96) an.

Das Theater hatte auch in dieser Zeit keinen Shakespeare aufzuweisen. Addisons „Cato" ist trockene Deklamation, und Samuel Johnsohn (1709—84) gab wohl (1765) den großen Dramatiker heraus, schrieb aber nichts von Bedeutung. Als Lustspieldichter dagegen hatte Richard Sheridan (1751—1816) mit seiner witzigen „school for scandal" großen Erfolg.

Das Bild der englischen Aufklärnng wäre unvollständig, wenn ihm der geniale William Hogarth (1697—1764) als Zeichner erschütternder Sittenbilder fehlte, die eine wenn auch meist geschmacklose Kritik jener Zeit liefern.

2. Die französische Aufklärung.

Eine Aufklärung konnte in Fankreich erst erwachen, nachdem die alles geistige Leben (soweit es nicht in Unterthänigkeit und Schmeichelei erstarb) lähmende Regierung Ludwigs XIV. ihr Ende erreicht hatte. Die ihr folgenden Regierungen waren, wenn auch womöglich noch sittenloser, doch nicht mehr so drückend; zwar blieb der Versuch dazu nicht aus; aber er wollte nicht mehr gelingen; die Energie der Krone war dahin. Es kam seit dieser Zeit mehr auf elende Ränke und sittliche Verworfenheit als auf Unterdrückung der persönlichen Freiheit an. Der Hof des Regenten, des Herzogs von Orleans, war ein Pfuhl aller Laster, in deren Ausübung der Regent mit seinem Erzieher und Staatsrat Abbé Dubois wetteiferte, dem infamsten Schurken, der sich denken läßt und der trotzdem Fénélons Nachfolger, Cardinal und Minister wurde. Herren und Damen folgten natürlich dem Beispiele der beiden Mächtigen. Die Finanzwirtschaft unter dieser Regierung brachte Frankreich dem Ruin nahe. Es war unter ihr, daß der aus Schottland entflohene John Law (1716) die erste Bank in Paris und die westindische Gesellschaft gründete, mit deren Aktien er so frechen Schwindel trieb, daß er, obschon seit 1720 Generalkontroleur der Finanzen, noch im selben Jahre vor dem Fluche des Volkes fliehen mußte. Nachdem der Regent und Dubois tot waren, regierte für den noch minderjährigen Ludwig XV. Dubois' würdiger Nachfolger, der ebenso verworfene Kardinal Fleury, der den jungen König erzogen hatte und ihn später systematisch demoralisierte, um ihn nicht zum Selbstherrscher werden zu lassen. Die Folgen sind bekannt: in endloser Reihe löste, zum Schmerze der Königin, eine Maitresse die andere ab: die bekannteste, die Poisson, später Marquise von Pompadour, regierte Frankreich wie eine Herrscherin, und als sie nicht mehr schön war, richtete sie dem König den berüchtigten Hirschpark ein, dessen zahllose Opfer ebenso viele Millionen kosteten. Nach ihrem Tode (1764) schloß die Vaubernier, später Gräfin Du Barry die ehrlose Reihe und überlebte den ganz verkommenen König († 1774), bis sie in der Revolution unter die Guillotine kam.

Wichtiger als diese Skandale ist für uns das geistige Leben. War Frankreich unter Ludwig XIV. das Musterland von Europa gewesen, so wurde es seit der Regentschaft ein Schülerland des Staates, der ihm in der Macht nachfolgte, Englands. An die Stelle der Gallomanie trat die Anglomanie. Die elenden Zustände im eigenen

Lande, die fortdauernde Verfolgung der Protestanten, das Unwesen der Censur, geheime Polizei und Kabinettsjustiz ließen die Schriftsteller sehnsüchtig nach England blicken und zwangen sie, die Gunst von Ministern, Censoren und sogar Maitressen zu erwerben und durch ihnen gewogene ausländische Herrscher auf den französischen Hof einzuwirken, der sie schließlich mehr oder weniger gewähren ließ; denn er hatte in Versailles „anderes" zu thun, das ihm wichtiger war.

Die Einbürgerung englischer Aufklärung wurde in Paris von einer Art litterarischen Hofes an die Hand genommen, der sich in den Salons geistvoller Frauen, wie der Damen Tencin, Geoffrin, du Deffant, l'Espinasse u. a. versammelte. Dem Nationalcharakter gemäß wurde aber die Aufklärung, der die Engländer immer eine Schranke gesetzt hatten, die sie vor Extremen und Einseitigkeiten bewahrte, in Frankreich, wo Selbstbeherrschung unbekannt ist, etwas ganz Anderes. Der Philosoph, der dem englischen Geiste noch am treuesten geblieben, zugleich der älteste des 18. Jahrhunderts in Frankreich, war Charles Baron von Montesquieu (geb. 1689 auf Schloß Brede bei Bordeaux, † 1755). Sein erstes Werk „Lettres persanes" (persische Briefe, 1721) ließ einen nach Paris kommenden Perser die dortigen politischen, sozialen und religiösen Zustände bitter geißeln; es war der Weckruf der französischen Aufklärung. Dagegen nahm der große Gelehrte in seinem von Locke ausgehenden „Esprit des lois" (Geist der Gesetze, 1748) einen positiven Standpunkt ein, indem er die verschiedenen Staatsformen einer Kritik unterwarf und die Schloßfolgerung zog, daß die aristokratische Monarchie Englands die beste Verfassung sei. Es war eine Demonstration gegen den französischen Absolutismus; für Frankreich aber paßte die englische Verfassung niemals.

Von England ganz absehend, formte der eigentliche Vater der französischen Aufklärung, François Marie Arouet, genannt Voltaire (geb. 1694 in Paris, † 1778), die aus England bezogenen Ideen vollständig zum französischen Geisteserzeugnis um. Von den Jesuiten erzogen, frühzeitig zugleich satirischer Dichter, lockerer Lebemann und frivoler Freigeist geworden, auch mehrmals eingesperrt, wurde er trotz seiner Bosheit ein Günstling Friedrichs des Großen, mit dem er sich aber überwarf. Nach unstetem Leben setzte er sich in Ferney bei Genf fest. Seine bezeichnendsten Werke sind die satirischen religions- und moralphilosophischen Romane: Candide, Zadig, Mikromegas und l'Ingénu (der Naturmensch). Ernster sind die historischen Bücher, in denen er die Kultur- und Sittengeschichte begründen half. Ein philosophisches System schuf er nicht; seine Religion bestand in einem unklaren Gottglauben; das Christentum lehnte er stets ab, machte aber dessen Gebräuche mit, wenn es ihm vorteilhaft schien. Dagegen hat er sich sehr humane Verdienste erworben durch die Ehrenrettung der Familie des 1762 in Toulouse unschuldig hingerichteten Jean Calas und

anderer Justizopfer. Auch in Privatwohlthätigkeit war er keineswegs karg*).

Nach Voltaire ging die französische Aufklärung stufenweise und unaufhaltsam immer mehr der vollständigsten Negation entgegen.

Lockes Lehre vereinfachte dessen Anhänger Etienne Bonnot du Condillac (1715—80) dahin, daß er ausschließlich die Sinnenempfindung als Quelle der Erkenntnis gelten ließ. Sein Schüler Jean George Cabanis (1757—1808) erklärte Geist und Körper als eins und dasselbe. Dessen Schüler Claude Graf Destutt de Tracy (1754—1836) ordnete den Menschen unter die Tiere ein. Es kamen die Encyklopädisten, die einem durch Ideale verklärten Materialismus und Atheismus huldigten. Die bedeutendsten Mitarbeiter der seit 1751 erscheinenden riesenhaften, von Voltaire protegierten „Encyclopédie“, die in schärfster Weise alle Religion angriff und damit auf schärfsten Widerstand der Frommen stieß, waren Denis Diderot (1713 bis 1784), ein persönlich vorzüglicher Mensch, der zuerst auf die Pflege der Blinden und Taubstummen hinwies, Schützling der Kaiserin Katharina II. von Rußland, und Jean le Rond d'Alembert (1717—83), ein weniger fester Charakter, aber ehrenhaft. Den nackten Materialismus ohne Beschönigung predigte Julien Offray de la Mettrie (1709—51), der den Menschen als Maschine erklärte; doch ehrte ihn Friedrich der Große. Dieselbe Richtung verfocht der eitle und schwache, aber redliche Claude Adrien Helvetius (1715—71) in den unbedeutenden, aber stark gelesenen und angefochtenen Büchern de l'Esprit und de l'Homme. Mehr Geist, aber auch mehr Rücksichtslosigkeit zeigte das radikalverfahrende Buch „Système de la Nature“ (1770), des französierten deutschen Barons Dietrich von Holbach (1723—89).

Der ganzen Reihe französischer Aufklärer von Voltaire bis Holbach trat als Opponent Jean Jacques Rousseau aus Genf (geb. 1712, † 1778) entgegen. Gegen den ätzenden Verstand erhob sich in ihm das überquellende Gefühl. Sein Leben war ein unstetes, von Mißgriffen erfülltes und von Unglück verfolgtes, und das war es wohl, was ihn schon 1753 bewog, die gesamte Kultur als eine der Menschheit verderbliche Erscheinung zu brandmarken**). Er verlangte die Rückkehr zur Natur und ist hierdurch der Urheber der neuern Naturschwärmerei geworden. Mit Anwendung auf das praktische Leben sah er die Ausführung seiner Idee in einer naturgemäßen Erziehung und in einem naturgemäßen Staate. Jene zeichnete er, nachdem sein sentimental-erotischer Roman „la nouvelle Héloise“ vorangegangen, in seinem Werke „Emile ou de l'Education“, diesen (den Staat nach seinem

---

*) Voltaire. Sechs Vorträge von D. F. Strauß. Leipzig 1870.

**) J. J. Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Von F. Brockerhoff. 3 Bde. Leipzig 1863—74.

System) im „Contrat social“, dem Codex der französischen Revolution. Sie zogen ihm heftige Verfolgungen zu, ja der Emile wurde in Paris und Genf durch den Henker verbrannt! In seinen letzten Jahren beschrieb Rousseau allzu aufrichtig sein Leben unter dem Titel: „Confessions“.

Von der Dichtung der französischen Aufklärungszeit ist wenig zu sagen. An ihrer Spitze stand Voltaire, dessen Gedichte wohlgesetzt und gedankenvoll, aber ohne Poesie sind, dessen Epos la Henriade nicht einmal einen Lucanus (oben S. 309) erreicht, dessen „Pucelle d'Orléans“ ein unsäglich rohes und gemeines Machwerk ist, dessen Tragödien (Mahomet u. a.) noch hinter Corneille und Racine zurückbleiben, wenn sie auch die Aufklärung kühn vertreten. Die übrigen damaligen Dichter sind nicht der Rede wert.

3. Die deutsche Aufklärung.

Von der englischen und französischen Aufklärung unterscheidet sich die deutsche besonders dadurch, daß hier keine Gewaltherrschaft wie die der letzten Stuarts, und keine Mißwirtschaft wie die der Bourbonen zu Anfang des 18. Jahrhunderts den Anstoß zu einer systematischen Opposition geboten hat, ohne welche die Aufklärung wohl nicht über irgend eine Art weltverbessernder Schriftstellerei hinausgekommen wäre. Wir haben gesehen, daß die Art und Weise des Auftretens der Aufklärung teils von dem auf dem Volke lastenden Drucke, teils vom Nationalcharakter bestimmt wurde. Ein so unerträglicher Druck, wie der Jakobs II. und Ludwigs XIV. lag auf Deutschland niemals; im Charakter ähneln aber die Deutschen mehr den stammverwandten Engländern als den Franzosen. Von diesen beiden Ländern her wirkte wohl das Beispiel der aufgeklärten Schriftstellerei auf Deutschland, erhielt hier aber einen von der französischen Frivolität und dem französischen Radikalismus verschiedenen, dem englischen Ernste näher stehenden Charakter. Es läßt sich übrigens nicht genau bestimmen, auf welche Erscheinungen der deutschen Aufklärung diese und jene der ausländischen Einfluß ausgeübt haben. Ihre Anfänge, die sich schon in dem vorsichtigen Leibniz, noch mehr aber in dem kühnen Pufendorf erkennen lassen, tragen einen echt deutschen, an nichts Ausländisches anknüpfenden Charakter. Wir finden ihren ersten deutlichen Ausdruck in dem Auftreten des erst in Leipzig, dann, nach seiner Vertreibung in Halle wirkenden Professors Christian Thomasius (geb. 1655, † 1728), eines würdigen Schülers Pufendorfs. Er war (seit 1688) der erste deutsche Hochschullehrer, der es wagte, in seiner Muttersprache vorzutragen. Er trat auch gegen die Ansicht auf, daß alle Obrigkeit unmittelbar von Gott komme und gegen die Verhinderung gemischter Ehen, was ihn stürzte. In Halle an der neuen Hochschule thätig, er-

hob er sich seit 1697 gegen die Ketzerverfolgnng, die Hexenprozesse und die Folter und trug das meiste zur späteren Abschaffung dieser Greuel bei. In seinem Wirken wie in seinem Schicksal hatte Thomasius einen Nachfolger in dem Philosophen Christian Wolff (geb. 1679 in Breslau, † 1754). Er baute die Lehre von Leibniz systematisch aus und trat als Professor in Halle seit 1712 für die Unabhängigkeit der Philosophie und Moral von der Theologie auf, was deren Jünger gegen ihn in Harnisch brachte und seine Entsetzung herbeiführte; sein sich auch im Auslande verbreitender Ruhm aber veranlaßte seine Rückberufung.

Der Kampf zwischen Orthodoxie und Aufklärung wurde indessen heftiger; Deismus und Freimauerei drangen in Deutschland ein, ein Freidenker, Johann Christoph Edelmann (1698—1767) zog als Apostel des Urchristentums, später der Lehre Spinozas durch die Lande, schrieb mehrere Bücher in diesem Sinne und erlitt viele Verfolgungen. Die Thronbesteigung Friedrichs des Großen leistete indessen der Aufklärung starken Vorschub; leider aber wandte sich der hellsinnige Monarch der französischen Aufklärung zu, deren Zunge seine geistige Muttersprache war, und ignorierte die deutschen Bestrebungen; seine Schützlinge waren Voltaire und nach dem Bruche mit diesem der windige Lamettrie. Dessenungeachtet behielt unter den besonneneren Deutschen der gemäßigte Rationalismus die Oberhand. Dessen Hauptführer war Hermann Samuel Reimarus aus Hamburg (1694—1768), der an der Stelle der sogenannten Offenbarung eine Natur- oder Vernunftreligion aufzustellen suchte, die in den von Lessing, der seine Lehre vertiefte, herausgegebenen „Wolfenbüttler Fragmenten" Ausdruck fand. Seine Kritik der Bibel war für jene Zeit eine einschneidende. Ihm folgte, wenn auch als Theolog vorsichtiger, der Professor in Halle Johann Salomo Semler (1725—91), der die Moral als letzten Zweck der Religion erklärte, jeden Dogmenzwang verwarf und die Bibel wie jedes andere Buch behandelte. Es traten nun allerdings auch Leute auf, die durch ihr Verhalten der Aufklärung schadeten, so der lüderliche Abenteurer und Prediger, Doktor Karl Friedrich Bahrdt (1741—92), der wegen Stiftung einer aufklärerischen geheimen Gesellschaft (Deutsche Union) und anstößiger Schriften verfolgt wurde und als Schenkwirt endete. Es thaten sich weiter sogenannte Popularphilosophen im Sinne einer unklaren Aufklärung hervor, wie der philisteriöse Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), der sich daneben als frommer Christ, und der schwärmerische Schriftsteller Moses Mendelssohn (1729—86), der sich als orthodoxer Jude zu geben liebte, beides schwankende Charaktere und oberflächliche Köpfe. Doch muß Mendelssohn das Verdienst zugesprochen werden, die damals sehr verkommenen Juden der deutschen Kultur näher gebracht zu haben.

Eine eigenartige Stellung nimmt unter den deutschen Aufklärern der originelle Pädagog Johann Bernhard Basedow (geb. 1723, † 1790) ein. Durch eine Anzahl Schriften, besonders sein illustriertes, alle Gegenstände der Erziehung oft recht naiv behandelndes „Elementarwerk" (1768—74) eine pädagogische Autorität geworden, gründete er 1774 in Dessau seine „Philanthropin" genannte Erziehungsanstalt und 1776 die Zeitschrift „Philanthropisches Archiv". Die Anstalt, nicht frei von Schwindel und Sonderbarkeiten, erzielte durch fleißige Reklame große Erfolge, hatte Schüler aus allen Ländern Europas, litt aber durch ihres Gründers Streitsucht und andere bedenkliche Fehler. Doch wurde sie vielfach nachgeahmt und gab mehrfachen Anstoß zu einer natürlichern und freiern Erziehungsmethode. Basedow hatte auch tüchtigere Nachfolger in Johann Heinrich Campe in Hamburg, Gotthilf Salzmann in Schnepfenthal u. a.

Mit der deutschen Aufklärung ging Hand in Hand die Befreiung der deutschen Litteratur von fremden Einflüssen. Den Anfang machten, seit 1721, zwei Schweizer aus Zürich, Johann Jakob Bodmer (1698—1785) und Johann Jakob Breitinger (1701—76) durch ihren 1740 ausbrechenden Kampf gegen den Leipziger Professor Johann Christoph Gottsched (1700—66), der, wenn auch aufgeklärt, die französische Litteratur als Vorbild der deutschen festzuhalten suchte, weil deren Eigenschaften, Korrektheit ohne Phantasie, sein Ideal waren, womit er allzuvielen Anhang in Deutschland fand, den er aber nach und nach verlor. Es erschienen Zeitschriften nach englischem Vorbilde (S. 564); man zog, im Sinne der Züricher, immer mehr die griechischen, englischen und endlich auch die altdeutschen Klassiker den französischen vor. Man begann selbständige Schöpfungen in Schilderungen der Natur und des Seelenlebens zu schätzen. Dazu trug der Arzt Albrecht von Haller (oben S. 561) durch seine tiefgefühlten Dichtungen, namentlich seine „Alpen" (1728) viel bei. Die deutsche Sprache wurde reiner, sie vermied fremde und geschmacklose Ausdrücke. Friedrich v. Hagedorn aus Hamburg (1708—54) brachte die lebensfreudige Dichtung in der Art Anakreons und Horazens in Aufnahme, Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—77) das komische Epos („Der Renommist"), Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—70), die Satire, Christian Fürchtegott Gellert, Professor in Leipzig (1715—69), die moralische Fabel, Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803) die Kriegslieder zu Ehren Friedrichs des Großen, Christian Ewald Kleist, preußischer Offizier (geb. 1715, gefallen 1759), in seinem „Frühling" die dichterische Naturschilderung.

Kein deutscher Dichter aber errang damals solchen Erfolg, wie Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 in Quedlinburg, † 1803 in Hamburg), besonders durch seinen in Hexametern (die er in Deutschland eingeführt) gedichteten „Messias", der, so begeistert er aufgenommen

wurde, jetzt vergessen ist — eine mißlungene Nachahmung Dantes und „Miltons“. Klopstock hat niemals einen Reim geschrieben; seine teilweise herrlichen, meist aber geschraubten Oden waren nur für enge Kreise genießbar; seine dramatischen Versuche sind verunglückt. Zu spät vertauschte er den christlichen mit einem übel verstandenen altdeutschen Standpunkte, für den freilich einige Zeit alles schwärmte und den alles nachahmte. Von diesem Geschmacke wandte sich Christoph Martin Wieland (1733—1813), ein Bewunderer der französischen Aufklärung, ab und wurde in seinen romantischen Epen, besonders im „Oberon“, ein Erneuerer der Art Ariostos. Salomon Geßner aus Zürich (1730 bis 1787) besang ein nie dagewesenes Hirtenleben in seinen „Idyllen“, denen seine ihnen entsprechenden Radierungen vorzuziehen sind. Kaum zur Dichtung gehört die gemeine Parodie der Aeneis von dem ausgetretenen Jesuiten Alois Blumauer (1755—98).

Vollendet hat die Befreiung der deutschen Litteratur von fremden Banden derjenige, in dem zugleich die deutsche Aufklärung ihren reinsten Ausdruck fand: Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729 in Kamenz, † 1781 in Braunschweig). Erst befreite er sich selbst von französischer Nachahmung und stritt dann seit 1750 wie ein Held für einen reinern und echt deutschen Geschmack in der Dichtung. Die Beispiele dazu gab er in seinen dramatischen Werken (Miß Sara Sampson, Philotas, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise)*). Das deutsche Theater wies er auf sich selbst in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ (1767—69). Für die Aufklärung kämpfte er gegen den Pastor Goeze in Hamburg und die Orthodoxie überhaupt (der in der Absicht edle, in der Handlung aber verfehlte „Nathan“ ist die Frucht davon). Für einen reinen Kunstgeschmack trat er in seinem „Laokoon“ (1766) ein. Hierin ergänzte er in männlicher Weise das Werk des weichlich angelegten, aber fein fühlenden und die neuere Kenntnis der antiken Kunst begründenden Joh. Joachim Winckelmann (geb. in Stendal 1717, in Triest ermordet 1768), der, obschon aufgeklärt, katholisch wurde, um Rom zu erreichen, und dessen „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1762) bahnbrechend wirkte. Schon früher hatte Professor Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—62) die Aesthetik begründet und ihr diesen Namen gegeben. In der Zeit der Aufklärung begann auch die deutsche Malerei sich wieder zu erheben. Ihre Pioniere waren der Böhme Anton Rafael Mengs (1729—79), die Schweizerin Angelika Kaufmann (1742—1808), Asmus Carstens aus Schleswig (1754—98) und der treffliche Kupferstecher Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), dessen Bilder die Kultur der Zeit lebendig vor Augen führen. In noch höherem Grade gilt dies von

*) Lessing. Von Karl Borinski. 2 Bde. Berlin 1900. — G. E. Lessing. Ein Lebensbild. Nach James Sime's „Lessing“. Frei bearb. von Adolf Strodtmann. Berlin 1878.

der Tonkunst. Die hier geschilderte Zeit ist diejenige eines Sebastian Bach (1685—1750), eines Georg Friedrich Händel (1685—1759), eines Willibald Gluck (1714—87) und eines Franz Joseph Haydn (1732—1809), womit in wenigen Worten Gewaltiges gesagt ist. Bachs Stärke lag in der Kirchenmusik, Händels im Oratorium, Glucks in der Oper, Haydns in der Pflege der Instrumentalmusik*).

III. Die politische Aufklärung.

1. Die sozialpolitische Richtung.

Staatliche Einrichtungen, die nicht bloß Machterweiterung, sondern das geistige und leibliche Wohl der Bevölkerung, also die Kultur im wahren Sinne des Wortes zum Zwecke haben, gab es in wirklich fruchtbringender Weise nicht früher als im Zeitalter der Aufklärung. Vereinzelt und einseitig sind Bestrebungen dieser Art bereits unter dem Herzog von Sully, dem Minister Heinrichs IV., in Frankreich zutage getreten; weiter führte sie Colbert (oben S. 541), dem in Bezug auf die Kultur im wesentlichen zu verdanken ist, was den Namen seines Königs, Ludwig XIV. trägt. In Mitteleuropa ruhten solche Kulturthaten zur Zeit der blutigen Kriege am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, fanden aber einen Boden in dem bis dahin zum barbarischen Asien gerechneten Rußland, das seit der mongolischen Eroberung (oben S. 332) diese Zuteilung rechtfertigte**), bis am Ende des 17. Jahrhunderts Zar Peter Alexiewitsch, der Große genannt (geb. 1672), 1682, selbst aber 1698 die Regierung antrat. Dieser Herrscher, in dem sich der grausame und barbarische Despot und der Freund der Aufklärung seltsam mischten, hat das russische Volk mit der Knute aus Asien nach Europa getrieben, ohne ihm freilich mehr als einen oberflächlichen Firniß von Civilisation verleihen zu können***). Neben einander her liefen die Arbeit an der Kultur des Landes und die Anstrengungen, gegenüber dem Auslande eine Macht zu schaffen, die bald ganz Europa staunen und heimlich zittern machte, und man stutzte betroffen, als (1721) der Titel eines Kaisers von Rußland erschien und daraus der Anspruch hervorleuchtete, das von den Türken zerstörte östliche Kaiserreich wiederherzustellen. Peters Tod (1725) wurde im Westen als eine Erleichterung begrüßt. Sie war es auch;

*) Naumann, Illustr. Musikgeschichte. II. Bd. S. 627 ff.

**) Brückner, Alexander, Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im 17. Jahrhundert. Leipzig 1887. S. 215 ff. — Ders., Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrh. I. Bd. Bis zum Tode Peters des Großen. Gotha 1896. S. 535 ff.

***) Peter der Große. Von Dr. Alexander Brückner. Berlin 1879. Bes. S. 484 ff.

denn einen Nachfolger hatte er nicht, der ihn ersetzen konnte. Höchst bedeutend waren Peters Reformen im Innern, in wirtschaftlicher (Kanäle, Straßen, Häfen u. s. w.) und in geistiger Beziehung (Schulen, Bibliotheken, Akademien u. s. w.); sie gipfelten in der Gründung Petersburgs, die so viel hieß, als: Wendung von Moskau und Asien weg nach Europa, leider aber konnte er die Bestechlichkeit der Beamten und wollte die Leibeigenschaft der Bauern nicht beseitigen. Er wollte Autokrator werden und bleiben.

Peters treuester Freund war Friedrich Wilhelm I., der zweite König von Preußen (geb. 1688, reg. 1713, † 1740). Dieser Soldatenkönig ist viel verkannt worden. Er hat trotz aller seiner Roheit, trotz der mit seinem Willen verübten Gewaltthätigkeit in der Soldatenpresse stattlicher Leute, trotz dem brutalen Verfahren gegen seinen Sohn — thatsächlich sein Land groß gemacht, ihm ein Heer geschaffen ohne Stellenhandel und mit allgemeiner Dienstpflicht, eine vortreffliche Finanzverwaltung und ein tüchtiges Beamtentum erzielt. Das noch kleine Preußen erhob sich unter ihm moralisch hoch über das glänzende Frankreich. Dies alles war eine ausgezeichnete Grundlage für das Wirken seines Sohnes, Friedrich II. des Großen (geb. 1712, reg. 1740, † 1786). Die Ironie des Schicksals wollte, daß ein Fürst den Grund zu Deutschlands Wiedergeburt legte, der nur französisch dachte, sprach und schrieb, sich Wolffs Philosophie in die fremde Sprache übersetzen ließ, sich mit den frivolen Aufklärern des Westens umgab, während unter ihm ein Klopstock und Lessing erstanden, ja während er mit Feder und Schwert gegen Frankreichs Politik und Größenwahn kämpfte! Als Kronprinz widerlegte er das Buch Macchiavellis (Anti-Machiavell, oben S. 491), ohne es in seinem Kern aufzufassen; sein Ziel war aber ein erhabenes, und er hat es auch als König mit ruhmvoller Ausdauer verfolgt. Das Wohl des Volkes lag ihm stets vor Augen, er wollte nur „der erste Diener des Staates“ sein, und in seinem Reiche konnte „jeder nach seiner Façon selig werden“. Für Schlesien ist er thatsächlich der Befreier von mehr als hundertjähriger Gewaltherrschaft und Mißwirtschaft geworden. Trotzdem Friedrich die Mißgriffe seines Vaters beseitigte, ist er selbst nicht frei von solchen geblieben, namentlich in seinen letzten Jahren, als er französische Zollbeamte anstellte, die die Accise, besonders aber das Tabak-Monopol und das der Kaffeebrennereien in einer das Volk drückenden Weise ausbeuteten. Dagegen hat er für Schulen, Ackerbau, Gewerbefleiß, Verkehr, öffentliche Gebäude, ja Unterstützung des Baues von Privathäusern u. a. großartige Summen verwendet, die der Staat durch seine Einnahmen erübrigte**).

---

*) Oncken, Dr. Wilh., Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1881. I. Bd. S. 221 ff.

**) Oncken a. a. O. II. Bd. S. 841 ff.

Zu Friedrichs Zeit haben deutsche Schriftsteller auf staatsrechtlichen Gebiete, auch als Beamte in verschiedenen Staaten des Reiches, viel zur Beförderung politischer Aufklärung beigetragen, zu Reformen angeregt und Mißbräuche gegeißelt. Dahin gehören der von Friedrich gegen Unbilden geschützte Schwabe Johann Jakob Moser (1701 bis 1785) und dessen Sohn Karl Friedrich Moser (1723—98). Anderer Art war die Wirksamkeit des osnabrückischen Beamten Justus Möser (1720—94), der in seinen „patriotischen Phantasien“ (1770), aller Aufklärung abgeneigt, doch gerade durch die Verteidigung altehrwürdiger Einrichtungen, indem er für die Rechte der Bauern, die Unabhängigkeit der Justiz und gegen die Nachahmung der Franzosen auftrat, unwillkürlich fortschrittlich wirkte. Der schon erwähnte Geschichtschreiber Schlözer eiferte noch kräftiger als beide Moser für Reformen auf allen Gebieten.

Gleichzeitig wirkte in Italien der Marchese Cesare de Beccaria aus Mailand (1735—93) in seinem Werke von den „Verbrechen und Strafen“ (1764), angeregt von Voltaire und den Encyklopädisten, in entschiedenster Weise für Reformen im Strafrechte und Gaetano Filangieri aus Neapel (1752—88), mit Montesquieu wetteifernd, gegen Aberglauben, Folter, Unduldsamkeit, Priesterherrschaft und Feudalwesen*).

2. Die staatskirchliche Richtung.

Es war nur natürlich, daß in den südeuropäischen Ländern, in denen die katholische Kirche unbedingt herrschte, das die gebildeten Kreise von ganz Europa ergreifende Streben nach Aufklärung sich vor allem gegen die Herrschaft jener Kirche richtete. Bei der Unwissenheit der großen Menge und der Versunkenheit der Aristokratie in genußsüchtiges Treiben ging jene Bewegung von den im Staate an der Spitze stehenden Personen aus. Den Anfang machte Portugal, wo seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Marquis von Pombal, ursprünglich Sebastian Josef von Carvalho (geb. 1699, † 1782) als Minister für den schwachen König Josef I. regierte. Er begann damit, der Inquisition die Autos da fe' zu verbieten, verbesserte die Finanzen, vereinfachte den Hofhalt, heilte die durch das furchtbare Erdbeben in Lissabon (1755) geschlagenen Wunden und ließ die zerstörte Stadt neu und schöner aufbauen. Infolge eines Streites mit den Jesuiten, die sich allerdings in Paraguay, wo sie ein Indianerreich beherrschten,

*) Ihre Zeit war überhaupt eine solche des geistigen Erwachens in Italien, wo damals Pietro Metastasio (1698—1782) und Scipione Maffei (1675 bis 1755) in der Tragödie, noch mehr aber Carlo Goldoni (1707—93) im bürgerlichen und Graf Carlo Gozzi (1720—1806) im märchenhaften Lustspiel (beide Venetianer) Aufsehen erregten, ohne aber nachhaltig zu wirken.

gegen Spanien und Portugal empört hatten, ließ Pombal 1759, und zwar mit der größten Brutalität, alle Jesuiten aus Portugal und dessen Kolonien zu Schiffe nach Rom bringen und sogar einen, den Pater Malagrida, durch die Dominikaner zum Feuertode verurteilen! Dagegen errichtete er zahlreiche Schulen und gründete die Universität Coimbra neu. Er schuf auch, von Spanien tückisch überfallen, ein Heer, machte sich aber durch seine Willkür so verhaßt, daß er, als des Königs Tod bevorstand (1777), vom Amte zurücktrat. Die bigotte Königin Maria I. hob alle seine Reformen wieder auf.

Das Vorgehen gegen die Jesuiten wirkte indessen ansteckend. Schon vorher waren in Frankreich Maßregeln gegen den verhaßten Orden ergriffen worden. Ludwig XV. wollte ihn schützen, gab aber dem Einflusse des Ministers Choiseul und — der Pompadour nach, und als das Parlament von Paris die Kollegien der Gesellschaft aufgelöst hatte, hob der König zwar diese Verfügung auf, aber zugleich auch (1764) den Orden, soweit er in Frankreich bestand!

Die Minister Karls III. von Spanien (seit 1759) waren Bewunderer Choiseuls und Anhänger der Aufklärung. Als nun 1766 ein Aufstand in Madrid gegen den durch seine Willkür verhaßten Minister Squilace (Neapolitaner) diesen vertrieb, gaben der König und die Minister, Aranda an der Spitze, den Jesuiten die Schuld und ließen sie 1767 aus Spanien und allen seinen Kolonien vertreiben. Dieses Beispiel wurde sofort in Spaniens Sekundogenitur Neapel, wo der Minister Tanucci regierte, und in seiner Tertiogenitur Parma nachgeahmt; in allen drei Staaten gingen aufgeklärte Reformen damit Hand in Hand.

In Deutschland ging die sich auch dahin verbreitende Bewegung gegen die Jesuiten geradezu von der höheren katholischen Geistlichkeit aus. Johann Nikolaus von Hontheim (1701—90), Weihbischof von Trier, schrieb 1765 das Buch „vom gegenwärtigen Zustande der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt des römischen Papstes“, das für alle, die katholisch und aufgeklärt sein wollten, eine Art Evangelium wurde und auch in Portugal und Spanien als Autorität galt. Die antirömische und antijesuitische Politik gewann in Baiern unter Maximilian Josef (geb. 1727, reg. 1745, † 1777) und in Oesterreich unter Maria Theresia und ihrem Sohn Josef II. (geb. 1741, Kaiser 1765, † 1790) die Oberhand. Josef, dem seine fromme Mutter übrigens nicht folgte, soweit sie es verhüten konnte, bewirkte im Vereine mit Choiseul, Aranda und Pombal 1769 die Wahl des Kardinals Lorenzo Ganganelli (Clemens XIV.) zum Papste, und diesen brachten die jesuitenfeindlichen Regierungen durch Drohungen dazu, daß er 1773 den Jesuitenorden aufhob. Die dies beschließende Bulle war sehr zurückhaltend; die Hauptvorwürfe gegen den Orden fehlten darin. Aber der Papst starb schon ein Jahr nach

seiner inhaltschweren That. Diese war indessen von wenig Nutzen; der Jesuitismus als System blieb bestehen; ja der Orden selbst lebte unter anderen Namen fort. Bald darauf stürzten auch nicht nur Pombal, sondern auch die spanischen Minister. Josef II. stand allein als Vertreter des aufgeklärten Katholizismus; er war aber, unterstützt von seinem Minister Fürst Wenzel von Kaunitz-Rietberg, unermüdlich in Reformen, soweit er dazu die Macht hatte. Als deutscher Kaiser versuchte er den Rechtsgang im Reiche zu verbessern; aber die schwerfälligen Maschinen des Reichshofrates und des Reichskammergerichts spotteten seiner Bemühung. In Oesterreich wurde er erst 1780, als seine Mutter starb, Alleinherrscher. Sein Bestreben, die Erblande zu einem einheitlichen Reiche zu vereinigen, scheiterte an den religiösen und nationalen Verschiedenheiten; in Belgien und Ungarn fand er den heftigsten Widerstand gegen seine freilich despotischen Schritte. Auf religiösem Gebiete erließ er zwar sogenannte Toleranzgesetze, aber mit wesentlicher Beschränkung der Protestanten und noch mehr der Juden; die christlichen Sekten wurden garnicht geduldet*). War dies eine halbe Maßregel, so waren die verschiedenen Verfügungen, durch welche die Rechte Roms beschränkt wurden, und die Aufhebung der meisten Klöster nutzlos und wurden später wieder rückgängig. Josef lenkte auch wieder ein und wechselte Besuche mit dem Papste Pius VI. (1775 bis 1799). Auch unterstützte er die deutschen Kirchenfürsten nicht, als sie (die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg) 1785 in der „Emser Punktation“ ihre Unabhängigkeit von Rom in einheimischen Dingen erklärten, und der Versuch verlief im Sande, wie Josefs edelgemeinte, aber verfehlte Thätigkeit überhaupt eine Sisyphosarbeit war! Sein eigener Bruder Leopold II., der als Großherzog von Toscana in demselben Geiste gewirkt hatte wie er, aber freilich im Volke auf Widerstand stieß, unternahm, als er ihm in Oesterreich und im Reiche folgte, die ersten Schritte gegen Josefs Werk!

3. Die revolutionäre Richtung.

Ehe Revolutionen von unten gemacht wurden, machte man sie von oben. Daß dies eine besondere Neigung des in dieser Periode eine Hauptrolle spielenden „aufgeklärten Absolutismus“ war, zeigen die nachfolgenden Thatsachen; namentlich aber zeigt es der Untergang Polens. Seinen Ursprung und seine Phasen zu erzählen, ist Aufgabe der politischen Geschichte. Daß er aber kein unverdientes Schicksal war, zeigen die Zustände Polens vor dessen Teilung und Auflösung. Das Land war außerhalb der Städte öde und unwirtlich, das Volk

*) Wolf, Dr. Adam, Oesterreich unter Maria Theresia, Josef II. u. s. w. Berlin 1884. S. 248 ff.

elend, scheu, kriecherisch, zerlumpt, schlecht genährt; die Städte, ursprünglich deutsche Gründungen, in denen aber von den Königen die Deutschen verdrängt und durch Juden ersetzt worden waren, mit Ausnahme der größten, zerfallen und schmutzig. Der anarchische, weder nach Gesetzen, noch Ordnungen fragende Adel durfte sich alles erlauben und das Volk niedertreten, obschon seine Glieder selbst Knechte der Juden in materieller und der Jesuiten in geistiger Beziehung waren*). So war es damals, als Rußland, Preußen und Oesterreich die Revolution von oben machten und ein Königreich von der Karte Europas wegwischten. Und warum konnten sie es? Weil Polen keine Regierung hatte, sondern ein Spielball der stets aufrührerischen Schlachzize war, die nach Belieben Könige ein- und absetzten, und weil die Teilermächte festgefügte Monarchien waren. Und die größte, dieser Mächte, Rußland, war dies, obschon sie im ganzen 18. Jahrhundert keine Thronfolgeordnung hatte, sondern die Weiber, die diese Periode hindurch herrschten, durch Palastrevolutionen zur Herrschaft gelangten, die letzte dieser Semiramiden sogar ohne das mindeste Erbrecht. Katharina II., ursprünglich Prinzessin von Anhalt-Zerbst (geb. 1729, reg. 1762, † 1796), kam durch einfache Beseitigung ihres freilich verworfenen Gatten Peter III. zur Macht, befleckte den Thron durch ihre scham- und zuchtlose Sinnlichkeit und die Frechheit ihre Galane, zierte ihn aber auch durch ihr Interesse für Kunst und Wissenschaft, ihre Liebe zur Aufklärung, ihre Reformen in Verwaltung und Gericht und durch wohlthätige Anstalten. Sie befahl, wie Peter der Große, den Fortschritt; aber er war vielfach nur blendender Schein ohne gesunden Kern**).

Gewaltsam den Fortschritt diktieren zu können, wähnte auch ein allmächtiger Minister eines kleineren Reiches, der frühere Stadtphysikus von Altona, dann Leibarzt des blödsinnigen Christian VII. von Dänemark und Geliebter der Königin, Johann Friedrich Struensee (geb. 1737, † 1772). Von dem Kammerherrn Enevold Brandt und dem Grafen Rantzau, der ihn später verriet, unterstützt, führte er seit 1770 mehrere hundert Reformen durch, worin er sich an die Ansichten Voltaires und der Encyklopädisten hielt und Friedrich den Großen nachahmte, aber seinen und seines Freundes Vorteil nicht vergaß. Der Traum war kurz; die Emporkömmlinge fielen dem gegen den deutschen Minister empörten Dänentum und der lutherischen Orthodoxie zum Opfer und endeten auf dem Blutgerüste***).

Mehr Erfolg mußte mit ähnlichen Bestrebungen der König eines Landes selbst haben. Gustav III. von Schweden (geb. 1746, reg.

---

*) Brüggen, Freiherr Ernst von der, Polens Auflösung. Leipzig 1878.
**) Katharina II. Von Dr. Alexander Brückner. Berlin 1883.
***) Struensee. Von Prof. Dr. Karl Wittich. Leipzig 1879.

1771, † 1792) faßte den kühnen Plan, die sich in Parteikämpfen aufreibende Aristokratie zu stürzen und sich auf das Volk zu stützen. Während Struensee im Nachbarlande fiel, löste er mit Truppenmacht den Reichsrat auf und regierte als absoluter Herrscher, der wohl Ordnung stiftete, aber mehr für Vergnügungen, als für das Wohl des Landes besorgt war. Schließlich fiel er auf einem Maskenballe durch Meuchelmord.

Es nahte aber die Zeit der Revolutionen von unten! Das erste Vorspiel dazu führte in England seit 1763 der freche Demagog John Wilkes (1727—97) auf, der das Volk von London so zu sagen regierte, bis ihn — die Regierung durch ein Amt auf ihre Seite zog. — In maßvoller, aber scharfer und beißender Weise dagegen wurde das herrschende Regiment durch die geistreichen „Briefe des Junius" angegriffen. Ihr Verfasser war Sir Philipp Francis († 1813), Beamter der britisch-ostindischen Kompagnie, später Parlamentsmitglied.

Zur Zeit des Wilkes und der Juniusbriefe brach der Aufstand der nordamerikanischen Kolonien aus, mit dem das Zeitalter der Revolution von Seite der Völker wieder begann.

Vierter Abschnitt.

Das Zeitalter der Revolution.

I. Die nordamerikanische Revolution.

1. Entdeckung und Besiedelung.

Der Hauptteil Nordamerikas wurde schon seit dem 16. Jahrhundert als eine Domäne Englands betrachtet. Sir Francis Drake war (1577—80) der erste, der die pazifischen Gestade der heutigen Vereinigten Staaten betrat, Sir Walter Raleigh aber derjenige, dem die ersten englischen Ansiedelungen in jenem Erdteile zu verdanken sind (oben S. 539)*). Aber erst das 17. Jahrhundert sah dauernde Kolonien dort erstehen, und es waren die ersten aus Europa stammenden, deren Grundlage der Ackerbau bildete. Virginien machte (seit 1607) den Anfang, erhob sich aber sehr langsam; es erhielt Selbstverwaltung, aber auch (seit 1620) den Fluch der Negersklaverei;

*) Hopp, Dr. Ernst Otto, Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Berlin 1886. S. 10 ff.

sogar mit weißen Arbeitern und Kriegsgefangenen wurde in der Mitte des Jahrhunderts Handel getrieben.

Es folgten Maryland und Neuengland nach; dieses verdankte seinen Anbau den flüchtigen Puritanern (s. oben S. 557 f.), die ihren Fleiß, aber auch ihre Unduldsamkeit dorthin brachten. Die wachsende Einwanderung schliff jedoch die religiösen Gegensätze bald ab. Holländer gründeten Neu-Amsterdam, das aber von den Engländern 1664 eingenommen und Neu-York genannt wurde. Um dieselbe Zeit wurde Carolina gegründet und erhielt eine von Locke (oben S. 559) entworfene Verfassung; aber hier gewann die weiße und schwarze Sklaverei ihren Hauptsitz. Durch die Quäker unter William Penn (oben S. 558) entstand seit 1675 Pennsilvanien. Seit 1732 machte Georgia den einstweiligen Beschluß.

Nordamerika war indessen noch lange kein Land der Freiheit. Sogar Hexenprozesse kamen in Massachusetts vor, und das Mutterland raubte jährlich 15 000 Neger in Afrika und führte sie in seine und infolge des „Assiento-Vertrags" (1689) mit Spanien in dessen Kolonien ein! England war bis 1776 der größte Sklavenhändler und drängte die Schwarzen den Kolonien gegen deren Willen auf. Damit begann auch die Gewaltherrschaft, die später zum großen Aufstande führte. Die englische Regierung unterdrückte, im Interesse ihres Handels, die Viehzucht und Industrie der Kolonien. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts regte sich der Geist der Unabhängigkeit, und schon damals trat der Widerwille der nördlichen Kolonien gegen die Sklaverei hervor.

Bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren von Frankreich aus feudale und klerikale Kolonien in Kanada gegründet worden, wo sich auch die Jesuiten festsetzten. Die französischen und englischen Ansprüche auf Nordamerika kreuzten sich vielfach. Beide Mächte nahmen Indianerstämme zu Bundesgenossen an, die unter sich auf dem Kriegspfade lebten. Die Huronen und ihre jesuitischen Missionäre fielen der Wut der Irokesen zum Opfer. Unter den Europäern aber entwickelte und verschärfte sich der Gegensatz, daß in die englischen Kolonien alle Unterdrückten und Verfolgten flohen, während Frankreich die seinigen den Protestanten verschloß. Unter den unmenschlichsten Grausamkeiten brach der Krieg zwischen den Franzosen und Engländern mit ihren beiderseitigen rothäutigen Freunden aus. Während dessen entdeckte der Franzose Robert Cavelier, genannt La Salle (1643 bis 1687) die Thäler des Ohio und Mississippi, und im 18. Jahrhundert erstreckten sich die französischen Besitzungen im Hinterlande der englischen von der Mündung des St. Lorenz bis zu der des Mississippi und erhielten, außer Kanada, nach dem Sonnenkönig den Namen Louisiana — alles in furchtbaren Kämpfen mit den Eingeborenen. Ein französisch-englischer Krieg löste den andern ab, und

im vierten derselben vernahm man zum ersten Male (1753) den Namen des auf englischer Seite als Offizier und Botschafter dienenden (1722 geborenen) George Washington.

2. Erhebung und Befreiung.

Im Jahre 1760, ein Jahr nach der Schlacht bei Quebek, war Canada von den Franzosen den siegenden Engländern abgetreten worden. Diesen Gewinn sollte, allzubald für Albion, ein ebenso großer und mit der Zeit weit größerer Verlust wettmachen. Denn die älteren englischen Kolonien, die an der Küste des Atlantischen Oceans, hatten an Bevölkerung und Wohlstand so sehr zugenommen, daß sie dem sogenannten Mutterlande, das ihnen alle möglichen Beschränkungen auferlegte und ihren Handel zu unterbinden suchte, immer abgeneigter wurden. Dazu trugen besonders die vielen Fremden bei, die eingewandert waren und für England nichts fühlen konnten*). Unter den „Amerikanern" aber machte bereits ein Mann von sich reden, den man den Vater der amerikanischen Presse und Freiheit nennen darf, der 1706 in Boston geborene, nun in Philadelphia wirkende Buchdrucker Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters († 1790). Die Bewohner der dreizehn Kolonien wichen bereits in Sitten, Anschauungen und Mundart so sehr von den Engländern ab, daß sie sich als besondere Nation zu betrachten begannen, die in inneren Angelegenheiten sich selbst regierte. Um so unerträglicher wurden die Fesseln, die England dem Handel und den Gewerben der Kolonien auferlegte, und schon 1754 stand Franklin an der Spitze einer Bewegung, die einen Bund der Kolonien unter britischer Oberhoheit zum Ziele hatte, der aber noch der Sondergeist der einzelnen Landschaften im Wege stand. Franklin wies auch bereits auf das Land im Westen der Alleghanies hin und sah dort die künftige Entwickelung Amerikas zu ungeahnter Größe. Er reiste schon 1757 als Agent der die Bewegung leitenden Kolonie Pennsilvanien nach England, für die Rechte der Heimat zu wirken. Kein Schwärmer, sondern ein Mann der That, lernte er in London die Regierung kennen, die unter Georgs III. Ministern alles darauf anzulegen schien, die Amerikaner von sich zu stoßen. Geheime Agenten dieser Regierung durchzogen die Kolonien. Zollbeamte schnüffelten in den Warenlagern der Kolonisten herum. Das Mutterland bereitete sich sogar vor, die Hochkirche in Amerika zur alleinherrschenden zu erheben. Die tiefste Erbitterung aber riefen die gegen die Kolonien gerichteten Zoll- und Stempelsteuergesetze und der ihnen auferlegte Unterhalt der Truppen hervor.

*) Bericht des schwed. Reisenden Peter Kalm (Mitte des 18. Jahrh.) bei Hopp a. a. O. S. 155.

Im Angesichte dessen lenkte das britische Parlament ein; aber es war zu spät; die Amerikaner weigerten sich, englische Waren einführen zu lassen, es kam zu Konflikten, und der Theeaufstand in Boston am 28. Dezember 1773 entschied den Bruch. Ein Generalkongreß trat 1774 in Philadelphia zusammen, erließ einen Aufruf an die Völker von Amerika und England, verbot die Einfuhr englischer Waren und den Sklavenhandel, und der Krieg zwischen dem amerikanischen Volks- und dem englischen Söldnerheer brach aus. George Washington wurde Oberbefehlshaber. Der 4. Juli 1776 war der weltgeschichtliche Tag, an dem die „Vereinigten Staaten“ nach Thomas Jeffersons Fassung ihre Unabhängigkeit erklärten. Am 15. November 1777 nahmen sie ihre Bundesverfassung an. Der deutsche Baron Steuben organisierte das Heer; Frankreich sandte eine Flotte zur Hilfe; Holland schloß mit Amerika die „Union der zwanzig Staaten“. Aber beide Parteien und die Bundesgenossen ermüdeten, und am 3. September 1783 wurde in Paris der Frieden geschlossen, durch den England die Vereinigten Staaten anerkannte. Die Lage nach dem Kriege war noch einige Zeit eine traurige. Parteien zerrissen den jungen Bund, und erst im Jahre 1789 gelang die Annahme einer neuen, die Union wirklich schaffenden Verfassung, deren erster Präsident Washington (bis 1797, † 1799), der Cincinnatus der neuen Welt, wurde. —

II. Deutschlands vorklassische Zeit.

1. Höfe und Sitten.

In dem mißlungenen Versuche, die Freiheit der nordamerikanischen Kolonien zu unterdrücken, hat sich England durch deutsche Soldaten unterstützen lassen, die der dortigen Regierung zu verkaufen ihre „Landesväter“ die Schmach auf sich luden. Hessen-Kassel ging in diesem Menschenhandel voran, ihm folgten Waldeck, Braunschweig, Ansbach-Baireuth und Anhalt-Zerbst nach. Georg III., d. h. sein Ministerium zahlte für jeden Soldaten und für jeden Gefallenen bis auf 51½ Thaler und für jeden Verwundeten 10 Kronen. Im ganzen sind beinahe 30000 deutsche Soldaten verkauft worden und nicht viel über die Hälfte zurückgekehrt. Das waren die Folgen der Kleinstaaterei, die Friedrich der Große in seinem „Anti-Macchiavel“ so bitter gegeißelt und zu deren Diskreditierung er durch seine Thaten das meiste beigetragen hat. Dessenungeachtet trieb sie noch ihre ungesunden Blüten weiter. In der hier geschilderten Zeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es besonders Württemberg, wo das unselige Kleindespotentum sein Wesen trieb. Herzog Karl Eugen bezog Summen von Frankreich, um Truppen zu dessen Verfügung zu halten, verschleuderte aber das Geld für Vergnügungen der unedelsten Art

nach dem Vorbilde seines Brotherrn Ludwigs XV. Zur Erfüllung seiner Verpflichtung angehalten, ließ er seine Unterthanen mit Gewalt zu Soldaten pressen und alle einsperren, die ihm darin hinderlich waren oder Ausreißer aufnahmen*). Das Treiben Karl Eugens wurde erst etwas erträglicher, seit seine Maitresse (später Gattin), Franziska von Hohenheim, ihren wohlthätigen Einfluß geltend machte.

Die Deutschen waren viel zu langmütig und geduldig, um das auf ihnen lastende Joch mit Thaten der Gewalt zu bekämpfen. Sie fühlten es aber tief und flüchteten sich vor ihm in ideale Gebiete. Wie unsere zwei nächsten Paragraphen zeigen werden, waren solche Gebiete das Geheimbunds- und sonstige Geheimniswesen und die Dichtkunst. Ein drittes Gebiet, das seiner Natur nach weitere Kreise beschäftigte, als die beiden anderen, ist das der Empfindsamkeit in der Liebe zur Natur, in der geschlechtlichen Liebe und in der Freundschaft. Die Naturschwärmerei geht auf J. J. Rousseau (oben S. 568 f.) zurück, der auf die Franzosen nur mit seinen excentrischen Launen und Schriften, auf die Deutschen aber nur mit seinen harmloseren Bestrebungen einwirkte. Diese Einwirkung äußerte sich auf mannigfaltige Weise, in der Dichtung zum Preise der Naturschönheiten, in der Aufnahme des natürlichen englischen an Stelle des steifen französischen Garten- und Parkstils (künstliche Seen, Berge, Grotten, Wasserfälle u. s. w. wurden beliebt; Wörlitz, Wilhelmshöhe, Schwetzingen sind Beispiele), in feierlichen Freundesbünden mit Schwüren und Umarmungen, in schwärmerischen Liebesscenen mit Seufzern und Thränen, in rührseligen Tagebuchergüssen, in Ergriffenheit durch Mondschein, Gewitter, Herbstlandschaften, in Reisen nach den Gebirgen der Schweiz und Tirols und nach den Küsten des Meeres, im Besuche der Gräber u. s. w. Nicht alles war echt, vieles bloß Mode, sogar Berechnung. Es war eine weibisch-weichliche Richtung, die zu den rasierten Gesichtern der Männer, zu der angeblich griechischen Tracht der Frauen paßte. Ein Vorteil war, daß die Zöpfe, die die Perücken verdrängt hatten, und der Puder im Haare außer Gebrauch kamen. Das war nun freilich nur bei kräftigeren Naturen der Fall. Es gab aber, allerdings nur unter dem ungebildeten Volke, noch energischere Bethätigungen, die vor der Verbindung zu Räuberbanden nicht zurückschreckten und noch bis in das 19. Jahrhundert hinein die Lande in Schrecken setzten, so daß die öffentliche Sicherheit sogar in den Städten (wo Einbrüche häufig waren), aber namentlich in Wäldern und Gebirgen gar viel zu wünschen übrig ließ, und häufige Hinrichtungen der Verbrecher (Schinderhannes, bairischer Hiesel u. a.) einen scharfen Kontrast zu der herrschenden Empfindelei abgaben.

---

*) Oncken, Dr. Wilh., Das Zeitalter Friedrichs des Großen. II. Bd. S. 700 ff.

2. Schwärmer und Schwindler.

Mit der Schwärmerei aus Empfindsamkeit ging Hand in Hand die Schwärmerei aus Hinneigung zum Wunderbaren, Rätselhaften und Geheimnisvollen, und diese war besonders, anders als jene, dazu geeignet, von Abenteurern, Schwindlern und angeblichen Wunderthätern mißbraucht und ausgebeutet zu werden. — Diese mystische Richtung wurde namentlich durch die Abneigung gegen den flachen und hölzernen Rationalismus der meisten damaligen Geistlichen genährt, die es liebten, über die alltäglichsten Dinge zu predigen, statt zum Herzen zu sprechen und das Gemüt zu ergreifen. An der Spitze einer gegenteiligen Richtung stand der Prediger und Schriftsteller Johann Kaspar Lavater aus Zürich (geb. 1741, † 1801). Obschon durchaus mystisch angelegt, war er sehr tolerant und sowohl mit Aufgeklärten, als mit Katholiken und Juden befreundet. Sein Ansehen war ein großes durch ganz Deutschland, das er wiederholt bereiste. Als Schriftsteller wurde er berühmt durch sein jetzt vergessenes Werk in vier Bänden „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (1775—78), womit er die zweifelhafte Wissenschaft, den Charakter des Menschen aus dessen Gesichtszügen zu erkennen, zu begründen suchte. Es regnete über dieses Buch sowohl Lob, als Spott und Hohn, worin sich besonders der gefürchtete Satiriker Georg Christoph Lichtenberg, Professor in Göttingen (1742—99) hervorthat.

Lavater stand indessen nicht allein in der Erfindung neuer Disciplinen. Gleichzeitig mit ihm begründete Franz Joseph Gall (1758 bis 1828) die Kraniologie, die den Charakter aus den Buckeln des Schädels herausdeutete und später vorübergehend als „Phrenologie" wieder Aufsehen erregte, — und Franz Anton Mesmer (1734 bis 1815) den sogenannten „tierischen Magnetismus", der durch Berührungen Krankheiten heilen sollte und in dem neuerlich erwachten Hypnotismus eine Fortsetzung gefunden hat. Mesmer wurde zu seiner Zeit sehr gefeiert, besonders in Paris und von der sogenannten feinern Welt. Ein Prophet für die sogenannte gemeine Welt stand damals in dem als Teufelsbeschwörer herumreisenden rohen und unwissenden Vorarlberger Pfarrer Joseph Gaßner (1727—79) auf, gegen den aber die höhere Geistlichkeit maßregelnd einschritt.

Die an problematischen Existenzen so reiche Zeit erzeugte auch eine Reihe von Geistersehern und Alchemisten, die, wie die angeblichen Grafen St. Germain (unbekannter Herkunft, † 1780) und Cagliostro (eigentlich Giuseppe Balsamo aus Sicilien, † 1795) ungezählte Leichtgläubige verblendeten*). Ein ehrlicher und vielseitig ge-

---

*) Sierke, Eugen, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1874.

bildeter Geisterseher oder vielmehr Visionär lebte dagegen damals in dem schwedischen Theologen Emanuel von Swedenborg (1688 bis 1773), nach dem sich eine mystische Sekte benannte.

Es wäre äußerst erstaunlich, wenn die mystische Zeitrichtung nicht auch in die angeblich geheimnisvolle Freimaurerei eingedrungen wäre und zu dem bereits (oben S. 563 f.) erwähnten Ordenswahn weitere Verirrungen gezeitigt hätte. Unter anderen Schwindlern, die einen (immerhin kleinen) Teil der Logen zu bethören wußten, machte sich besonders der Leipziger Kaffeewirt Johann Georg Schrepfer aus Nürnberg bemerkbar, der in seiner Kneipe und anderswo sogenannte Geister erscheinen ließ und, entlarvt, sich 1774 im Rosenthal erschoß. Aber die Richtung, der er anzugehören behauptete, die der „Gold- und Rosenkreuzer", die einen offen katholisierenden Charakter hatte und sich daneben besonders mit Alchemie beschäftigte, gelangte unter dem haltlosen König Friedrich Wilhelm II., dem Nachfolger des Alten Fritz, mit dem General v. Bischofswerder und dem Minister Wöllner an die Spitze Preußens und schuf das berüchtigte, die Glaubensfreiheit aufhebende „Religionsedikt" (1788), dem aber der nächste Thronwechsel ein Ende machte*).

Diesen und anderen dunklen Bestrebungen, die übrigens mit dem Freimaurerbunde als solchem nichts zu thun hatten, sondern ihn nur mißbrauchten, stand diametral eine andere gegenüber, von der das Nämliche gilt; sie fand ihren Ausdruck in dem aufgeklärten Orden der Illuminaten, den 1776 nach dem Muster seines Gegenpoles, des Jesuitenordens, der Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt stiftete, der aber unter dem bigotten Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Baiern im Jahre 1784 nebst dem Freimaurerbunde unterdrückt wurde und dann, weil dort seine Hauptstärke lag, auch anderswo erlosch. Karl Theodors Beispiel ahmte dann in Oesterreich Kaiser Franz II. (regierte 1792—1825, seit 1804 der I. genannt) nach, indem er 1794 die Freimaurerlogen in seinen Staaten zur Auflösung zwang.

Wie es umsonst gewesen war, daß seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Bücher gegen Aberglauben und Geisterwahn erschienen, so vermochte auch das Auftreten des größten Philosophen aller Zeiten, Immanuel Kant, der bereits in eine neue Zeit vorausblickte, nicht zu verhindern, daß zu seiner Zeit der orthodox-lutherische, aber trotzdem haltlose Johann Georg Hamann aus Königsberg (1730 bis 1788), der Magus im Norden genannt, und später Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf (1743—1819) das Rad des geistigen Fortschritts rückwärts zu drehen versuchten.

Zum Schlusse sei noch eines Abenteurers gedacht, der keiner

*) Näheres in des Verf. Buch der Mysterien, 3. Aufl. S. 245 ff.

Mystik bedurfte, die Welt zu beschwindeln, sondern dazu Spiel, Wollust und Ueppigkeit hinreichend fand, wozu freilich später noch Kabbala und Alchemie kamen, nämlich der Europa in den 70er und 80er Jahren durchreisende venetianische Polizeispion Giacomo Casanova (1724 bis 1803), genannt Herr von Seingalt, Verfasser berüchtigter Denkwürdigkeiten.

3. Stürmer und Dränger.

Ganz andere Leute als die weichseeligen Schwärmer und die schuftigen Schwindler im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts waren die in derselben Periode, aber etwas später auftretenden und jene auch überdauernden „kraftgenialischen" Dichter, deren Wesen die Litteraturgeschichte nach einem gegen die Mitte jener Periode, im Jahre der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung erschienenen, freilich rohen und formlosen Drama Maximilian Klingers, als „Sturm und Drang" bezeichnet hat. Der Freiheitskampf jenseits des Oceans hat von seinem Anfang an auf die kräftigeren Naturen jener empfindsamen Zeit begeisternd eingewirkt und sie zu einer litterarischen Richtung geführt, in der das persönliche Fühlen als Hauptmotiv des Schaffens dem Ringen nach Schönheit vorangesetzt wurde. Außerdem hat Rousseau mächtigen Einfluß auf sie ausgeübt.

Den „Stürmern und Drängern" voran zu nennen ist ein ruhigerer Charakter, der aber innerlich mit ihnen Verwandtschaft zeigt. Dies war Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen (1744 bis 1803). Von dem dumpfen Einflusse Hamanns und Jakobis wandte er sich dem hellen Lessings zu und wurde zuletzt in Weimar (seit 1776) ein Mitwirkender Goethes und Schillers, verbindet also drei Epochen des deutschen Schrifttums miteinander. Herders Verdienst ist ein zweifach großes. Er begründete das Interesse der Deutschen an wertvollen Dichtungen fremder Völker verschiedener Rassen („Stimmen der Völker in Liedern", 1778 ff.) und die philosophische Betrachtung der Geschichte („Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 1784 ff.).

Die Richtung des „Sturms und Drangs" in ihrer maßlosen Weise begann mit Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737 bis 1823), dessen dem Stoffe nach aus Dantes Hölle entnommenes Trauerspiel „Ugolino" (1767) im Gräßlichen wühlt. Ebenso wild sind die Dichtungen des Schwaben Friedrich Schubart (1739—91). Eine besondere Gruppe, teilweise von milderem Charakter, bildeten die Glieder des 1772 in Göttingen gestifteten „Hainbundes", die für Klopstock schwärmten und Wieland grimmig haßten: der empfindsame Christoph Hölty (1748—76), der leidenschaftliche Gottfried August Bürger (1748—94), der Schöpfer der deutschen Ballade (mit Lenore 1774), die wankelmütigen Grafenbrüder Friedrich und Christian von Stol-

berg, die nach Tyrannenblut dürsteten und später sehr zahm wurden, der kernhafte und derbe Verdeutscher Homers, Johann Heinrich Voß (1751—1826), dessen Idyllen allerdings sehr nüchtern sind, endlich der an sich unbedeutende Martin Miller aus Ulm, dessen rührseliger Klosterroman „Siegwart“ damals einen unverdienten Erfolg errang. Mit den Hainbündlern verkehrte der frömmlerische Holsteiner Matthias Claudius (1740—1815). An Talent übertraf sie Anton Leisewitz in seinem Drama „Julius von Tarent“. Eine wirklich hirtenmäßige Idylle begründete erst der Maler Friedrich Müller aus Kreuznach († 1825 in Rom). In die Renaissance zurück versetzte den Sturm und Drang der in lüsternen Scenen schwelgende Wilhelm Heinse (1749—1803) in seinem „Ardinghello“.

Die „Sturm- und Drangzeit“ wäre lückenhaft, wenn nicht darauf hingewiesen würde, daß in sie auch die Erstlingswerke der zwei größten deutschen Dichter, Goethe und Schiller, gehören. Ja nicht nur das: Goethes Götz und Werther dienten sogar andern Dichtern jener bunten Periode als Vorbilder. Da wir aber den Grundsatz befolgen, die Werke eines Dichters nicht von einander zu trennen, so müssen sowohl genannte Werke Goethes, als die Jugenddramen Schillers auf die Periode verschoben werden, in der die beiden Dioskuren Größeres schufen.

Die bloßen Nachahmer und unbedeutenden Zeitgenossen der Sturm- und Drangperiode übergehen wir natürlich.

III. Die französische Revolution.

1. Die Revolution des Bürgertums.

Die Regierungen Ludwigs XIV. (oben S. 541 ff.) und Ludwigs XV. (oben S. 566) wären allein schon Grund genug zu einer französischen Revolution gewesen. Daß eine solche gerade unter dem harmlosen Ludwig XVI. (geb. 1754, reg. 1774, † 1793) ausbrach, war eine Folge bitterster Hungersnot; daß sie den bekannten blutdürstigen Charakter annahm, lag in dem maßlosen Wesen der Franzosen begründet. Vorbereitet war sie schon längst durch die französische Aufklärung, deren Charakter auf dem Papier ebenso maßlos war, wie diejenige der Revolution auf der Straße.

Als im Beginne der Regierung Ludwigs XVI. ein eben heimgekehrter Reisender gefragt wurde, welche Veränderungen er in Paris wahrgenommen habe, antwortete er: „Weiter nichts, als daß man jetzt, was früher in den Salons gesagt wurde, in den Straßen sagt“ *).

*) Taine, Hippolyte, Les origines de la France contemporaine. L'ancien Régime. 19. édition. Paris 1894. p. 413 ff.

Und dies war einfach die Lehre Rousseaus ins Populäre übersetzt. Der Contrat social war zum Handbuche, zum Katechismus aller Unzufriedenen geworden, besonders der Juristen, die in der Folge die eigentlichen Revolutionsmacher waren. Eine eigentümliche und verschiedenartige Rolle spielten die beim Ausbruche der Revolution (1789) lebenden Dichter. Der durch seine beiden Figarodramen die Gemüter in heftigster Weise gegen den Adel aufregende Augustin Caron de Beaumarchais (1732—99) kümmerte sich nicht weiter um die welterschütternden Ereignisse. Von den zwei Brüdern André und Joseph Chénier fiel jener als „Aristokrat" unter der Guillotine, deren Parteigänger dieser war. Claris de Florian und Bernardin de St. Pierre („Paul et Virginie") lebten in einer Welt unschuldiger Ideen, als ob die Revolution, deren Kerker doch jenem das Herz brach, nicht vorhanden wäre. Feurig begrüßte die Revolution dagegen Italiens damals größter Dichter der (Voltaire nachahmende) düstere und rauhe Tragiker, Graf Vittorio Alfieri (1749—1803), floh aber aus Paris vor den Greueln des Volkes, das er von da an glühend haßte. Ein Dantesches Zorngedicht gegen die Franzosen schleuderte der wankelmütige Vincenzo Monti (1754—1828), der sich allen Regierungen, die Italien beherrschten, ergeben zeigte.

Zur Revolution war Frankreich freilich reif; denn seit mehr als einem Jahrhundert war das Elend der Bevölkerung an der Tagesordnung. Halbwild und ausgehungert war das Vieh, ausgebrannt der Boden, abgezehrt das Volk. Die Steuerpächter nahmen, was die Leute noch hatten*). Menschen aßen Gras und starben hin; wer Brot hatte, dem nahmen es Stärkere weg oder töteten ihn. Betten und Möbel waren bei den Bauern ein unbekannter Luxus. Die Negersklaven der Kolonieen hatten es besser. Aufstände aus Not waren das ganze 18. Jahrhundert hindurch nichts Seltenes. Die Not drang schon in dessen Mitte bis in die Straßen von Paris. Brot wurde ein immer seltenerer Gegenstand. Es wimmelte in der Weltstadt von Bettlern, die die hohen Herrschaften um Brot anschrieen. Zahllos waren die Fälle von Hungertod. Und so in allen Städten, in allen Provinzen! Das Volk verrohte und vertierte; es blieb ihm kein anderer Glaube, als der Aberglaube. Von irgend welchem Verstand oder Wissen war nicht die Rede.

Dieses Elend erreichte seinen Gipfel nach einer der schlechtesten Ernten, im Winter von 1788 auf 1789, dem strengsten des Jahrhunderts, es verharrte auf diesem Höhepunkte im folgenden Sommer, und da brach der Sturm los**). Die seit zwei Jahren vorbereiteten Generalstände traten zusammen, und schon von da an befand sich das

---

*) Taine a. a. O. p. 429 ff.
**) Taine a. a. O. La Révolution. Tome I. p. 3 ff.

ganze Reich in Anarchie, die zu schildern Bände anfüllen würde. Mord und Totschlag, Raub und Brand begleiteten bereits von außen die Beratungen der Nationalversammlung. Die Bäcker- und Fleischerläden wurden gestürmt, die Steuerregister zerrissen und verbrannt. Wer noch hoffen konnte, hoffte auf den Tiers-état, den Bürgerstand, mit dem sich die volksfreundlichen Elemente des Adels und Klerus vereinigt hatten. Der Tiers-état regierte dem Namen nach, an seiner Spitze die Advokaten. In Wahrheit führten das Regiment, nicht erst seit 1792, sondern schon seit 1789, die in Paris zusammenströmenden Pöbelbanden, nicht etwa ausgehungerte und verzweifelnde Bauern, sondern einfach Vagabunden.

2. Die Revolution des Pöbels.

Es ist ein abgeschmacktes Märchen, daß mit Beginn der Revolution der „dritte Stand“ zur Herrschaft gekommen wäre. Dieser „dritte Stand“ zitterte in Wahrheit vor einem, der nicht nur ein vierter, sondern gar kein Stand war. Die Auflösung, das Nichts war es, was allem den Charakter gab. Das hatten die Bourbons seit Ludwig XIV. zustande gebracht durch ihre Mißwirtschaft, und der arme Urenkel mußte es büßen! Das war der geeignete Zeitpunkt für Schwärmer, wie Camille Desmoulins, für Streber, wie Robespierre und Danton und für Canaillen wie Marat, eine Rolle zu spielen, der Zeitpunkt, in dem die meuterischen Soldaten auf die treugebliebenen Truppen schossen. Da wurde die Einnahme der Bastille, die nur noch einige arme Narren enthielt, als eine That der Befreiung aufgebauscht. Die hochherzigen Entschlüsse und schönen Reden der Nationalversammlung, die glänzenden Leistungen eines Mirabeau nicht ausgenommen — ohne alles Verständnis für die wirkliche Lage, waren und blieben Phrasen und verdeckten, neben pomphaften Scenen, die Unfähigkeit der „Volksvertreter“ mit Not. Es war alles der bitterste Hohn auf eine Bewegung für die „Freiheit“. Kein Staat mehr, kein Schutz für Leben und Eigentum, keine Schranke für die wildesten Gelüste! Der Schrecken allein herrschte, der Stärkere schlug den Schwächern nieder. Und die „Verfassung“ von 1791? Sie war, kurz gesagt, eine in Artikel gebrachte Ermunterung zur Anarchie, ihr Werk ein Bundesstaat von 40 000 souveränen Municipalitäten, die von den Launen der Wähler abhingen, an der Spitze ein Schattenkönig als Angestellter der machtlosen Nationalversammlung*) Die Folgen bewiesen dies klar. Alles wollte befehlen, niemand gehorchte. Das Papiergeld der Assignaten sank von Monat zu Monat im Preise. Die Wälder wurden verwüstet, das Wild wurde ausgerottet, die Feld-

*) Taine a. a. O. p. 243 ff.

und Forsthüter wurden niedergeschossen, die Zoll- und Octroihäuser verbrannt; die Richter mußten die Uebelthäter freisprechen, wenn ihnen ihr Leben lieb war; die Schlösser des Adels und die Häuser der Reichen wurden erstürmt, eingeäschert, ihre Besitzer, wenn sie nicht fliehen konnten, ermordet, selbst wenn sie Anhänger der Revolution oder Wohlthäter des Volkes waren und die Verfassung anerkannten. Die Offiziere vom Adel, meist arm, wurden vertrieben oder massakriert, selbst von ihren Soldaten, die, freilich ohne Sold, auseinanderliefen und Banditen wurden. Der Staatsschatz war leer.

Dieser Lage nun bemächtigten sich die Jakobiner, eine Gesellschaft eingebildeter, hochfahrender, rücksichtsloser, phrasenhafter, herrschsüchtiger Menschen, die alle Tugenden gepachtet zu haben glaubten und nach deren Ansichten der Zweck alle Mittel heiligte*). Ihre drei Stadien waren: Anführer des Pöbels, Tyrannen Frankreichs und Opfer der eigenen Partei. Vor dem Thermidor (1794) war ihre Mitgliedschaft eine Lebensversicherung, nachher das Gegenteil. Ursprünglich nur aus Abgeordneten bestehend, erweiterte sich die Gesellschaft über ganz Frankreich, blieb jedoch unter der Diktatur des Klubs von Paris. Man zählte der Mitglieder im ganzen höchstens 300 000, und diese herrschten unbedingt über 26 Millionen, eine wahre Oligarchie, wie Taine sagt, ein Despotenregiment, das die asiatischen Herrscher hinter sich ließ. Wer ihnen nicht parierte — Kopf ab! Drei Jahre dauerte dieser Zustand. Alle anderen Gesellschaften wurden gewaltsam aufgelöst, ihre Mitglieder mißhandelt, ihre Lokale zerstört. Gegner der Jakobiner waren von allen Wahlen, nicht durch das Gesetz, sondern durch die Gewalt ausgeschlossen, ja wurden oft genug, wenn sie zu stimmen wagten, getötet. Die „gesetzgebende" Versammlung war nur das Werkzeug der Jakobiner. Der Konvent war es nicht minder. Der Sturm auf die Tuilerien (10. August 1792), die Septembermetzeleien, der Königsmord, die Füsilladen und Mitrailladen, die Noyaden, die Permanenz der Guillotine, der Untergang der Girondisten, das sind die Großthaten der Jakobiner, die schließlich selbst darin erstickten. —

3. Die Revolution der Armeen.

Mit dem Sturze der Schreckensherrschaft mittels der Guillotine am 9. Thermidor des Jahres II. (27. Juli 1794) waren die Jakobiner noch nicht gestürzt. Nach der Episode des „weißen Schreckens", die sie und zahllose Unschuldige ihren Feinden und den Hinterlassenen ihrer Opfer zum Meuchel- und Massenmorde überließ, erhoben sie das Haupt von neuem; nur trat an die Stelle der blutigen die trockene

*) Taine, La Révolution, Tome II, p. 18 ff.

Guillotine, d. h. die Deportation nach Cayenne; sonst blieb das System das gleiche. Hunger, Raub und Mord regierten wie früher*). Neu war nur, daß jetzt das Hauptinteresse der Franzosen nach außen gerichtet war. Der **Krieg** spielte jetzt die hervorragendste Rolle, und das hieß soviel, als die Herrschaft des Schreckens auf das Ausland ausdehnen. Es ist wahr, die Soldaten der Republik waren ein besseres Element als die Jakobiner; aber gewaltthätig und rücksichtslos waren sie ebensosehr. Belgien und das linke deutsche Rheinufer wurden zu Frankreich geschlagen, Holland, die Schweiz, Ligurien, die Lombardei u. s. w. zu abhängigen Republiken umgestaltet und nebenbei ausgeplündert und verwüstet, alles unter dem Vorwande, ihnen die (so arg mißbrauchte) Freiheit zu bringen!

Damit war dem Civilregiment von vorne herein das Todesurteil gesprochen. Machte es Frieden, so kehrten ungezählte Tausende von Soldaten heim, die man nicht ernähren konnte. Siegreiche Generale kehrten heim, die sich nicht einem Direktorium von Politikern unterordnen würden. So wurde der Krieg fortgeführt; unter den nichtigsten Vorwänden brach man mit dem Auslande. Wohin die siegenden, wenn auch meist zerlumpten und ausgehungerten Republikaner kamen, — überall wurde das französische System aufgedrängt, ob es paßte oder nicht, die alten Regierungen gestürzt, die alte Religion unterdrückt, gehorsame Werkzeuge der Franzosen an die Spitze gestellt, die jungen Männer ausgehoben und in die eigenen oder abhängigen Truppen eingereiht, und wenn die Unterlegenen sich erhoben gegen den unerträglichen Zwang, so belehrten sie französische Kugeln und Brandfackeln eines „bessern". Taine berechnet die Kontributionen im Auslande (ohne die Schweiz) auf 655 Millionen an Geld, 305 an Kostbarkeiten und 351 an Naturalien, die Konfiskationen an Gütern der Staaten, Klöster, Städte, Flüchtlinge u. s. w. auf 700 Millionen. Mit dem Staatsschatze von Bern, Zürich, Basel u. s. w. wurde die Expedition nach Aegypten bestritten. Frankreich war ein Raubstaat, vor dem Algier, Tunis und Tripolis die Flagge strichen.

Im Innern Frankreichs aber gähnte eine immer tiefer und breiter werdende Kluft zwischen den Jakobinern und den sich immer entschiedener gegen sie erhebenden gemäßigten Republikanern, denen sich alle der Pöbelherrschaft endlich überdrüssigen anständigen Leute anschlossen. Die Behörden waren zwischen beiden Parteien geteilt, und die Zustände erwiesen sich immer unhaltbarer. Die Häupter fühlten dies und sahen sich nach „Rettern" des Staates um. **Barras** wandte sich an den Prätendenten Ludwig XVIII., der ihm alles Schöne versprach; **Sieyès** aber zeigte sich tiefer blickend und suchte „die Kraft da, wo sie war," nämlich in der unverdorbenen, disciplinierten,

*) **Taine**, La Révolution, Tome III. p. 551 ff.

alle Garantien der Ordnung darbietenden Armee. Was die politischen Machthaber hatten verhüten wollen, trat nun dennoch ein; dauerten auch die Kriege fort, trotzdem, ja um so mehr, nahte der Augenblick, in dem die kräftige und siegreiche Militärmacht an die Stelle der abgeschwächten und zerrissenen Civilmacht treten sollte und mußte. Freiheit brachte sie freilich nicht; aber die hatten auch die Jakobiner nicht oder nur für sich selbst gewollt; besser war noch Ordnung ohne Freiheit, als keines von beiden. Und darin lag die Notwendigkeit, daß der Staatsstreich am 18. Brumaire des Jahres VIII (9. November 1799) gelingen mußte. Napoleon Bonaparte trat auf die Bühne.

IV. Deutschlands klassische Zeit.

1. Wissenschaften.

Wie neben der nordamerikanischen Revolution die Dichterperiode des Sturms und Drangs, die eine neue Zeit im poetischen Schaffen verkündete, einherging, so gelangte neben der französischen Revolution diese neue Zeit selbst zur Erscheinung. Die beiden Perioden lassen sich nicht genau von einander scheiden, so wenig wie die letzten Jahre des Zeitalters der Aufklärung (Lessing) von den ersten des Sturms und Drangs. Dagegen ist es Thatsache, daß im Laufe der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts sowohl in den Wissenschaften als in der Dichtung jene neue Zeit, die wir die klassische Zeit Deutschlands nennen dürfen, den Sturm und Drang beseitigte. An die Stelle eines unsichern Tastens nach Idealen trat die klare und bewußte Schöpfung von Werken, in denen nicht das persönliche Belieben, sondern die selbstlose Hingabe an die als richtig anerkannten Forderungen der Wahrheit und der Schönheit leitend und maßgebend war.

Die wissenschaftliche Thätigkeit dieses Zeitraums eröffnete Immanuel Kant in Königsberg (geb. 1724, † 1804), dessen Hauptwerke zwar noch im 18. Jahrhundert erschienen, aber weit mehr auf das 19., und zwar auf das ganze gewirkt haben, ähnlich wie die Hauptwerke Goethes und Schillers und wie die Musik Mozarts.

Kant, der Zeitgenosse Mendelssohns und Hamanns, die man ihm damals komischer Weise an die Seite stellte, ja die es wagten, mit ihm auf dieselbe Stufe gesetzt werden zu wollen, hat die Kluft zwischen Empirismus und Rationalismus (oben S. 559) beseitigt, indem er seine Vorgänger als Dogmatiker bezeichnete, denen ihre Philosophie wie ein Glaubenssatz feststand, und ihnen gegenüber den kritischen Standpunkt einnahm, der das menschliche Erkenntnisvermögen einer eingehenden Prüfung unterwirft. Statt zu behaupten wie die Dogmatiker, und zu leugnen wie die Skeptiker, untersuchte er, wie Erkennt-

nis zustandekommt, woraus sie sich bildet und wie weit sie reicht*). Dies unternahm er in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), deren Hauptergebnis ist, das Uebersinnliche könne nicht erkannt werden. Dem gegenüber stellte er in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ (1787) die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes, wenn sie auch nicht erkannt werden können, als notwendige Erfordernisse der höchsten Tugend und Glückseligkeit hin. Seine weiteren Werke waren: die „Kritik der Urteilskraft“ (Aesthetik, 1790), die „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ (1793) und „Vom ewigen Frieden“ (1795), worin er sich den Verirrungen der französischen Revolution gegenüberstellte und ein erhabenes politisches Ideal entwarf.

Dieser grosse Geist (gross, obschon er nur wenig und selten über seine Vaterstadt hinauskam) beschäftigte sich auch mit Astronomie und kam, unabhängig von dem französischen Himmelsforscher Simon Laplace (1749—1827) und 40 bis 50 Jahre vor ihm auf die Hypothese, die diesen berühmt gemacht hat, nämlich auf die Idee, dass die Planeten durch Verdichtung von Ringen, in die sich die Gasmasse, deren Mittelpunkt die Sonne war, teilte, entstanden seien**). Noch zu Kants Lebzeiten feierte die Sternkunde einen neuen Triumph. Schon seit Kepler war die grosse Entfernung zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter, die das mathematische Verhältnis der Planetenbahnen unterbrach, aufgefallen. Zach vermutete zuerst (1785) einen neuen Planeten in jener Lücke, und gerade als das 19. Jahrhundert anbrach, am 1. Januar 1801, fand Piazzi in Palermo dort die winzige Ceres; Gauss berechnete ihre Bahn, und zwei andere Deutsche, Olbers und Harding entdeckten 1802—1807 die Pallas, Juno und Vesta***), ohne noch zu ahnen, dass diese Planetchen sich im Laufe des Jahrhunderts um das Hundertfache vermehren würden.

Die Zeit der Jahrhundertwende war aber auch auf andern Gebieten eine grosse und liess grosse deutsche Namen als Zierden der Wissenschaft glänzen. In den Jahren 1799 bis 1804 vollführte Alexander von Humboldt (in Berlin 1769 geb., † 1859) die erste wissenschaftliche Forschungsreise durch das spanische Amerika, die ungeheures Aufsehen erregte und die Anregung zu weiteren grossen Unternehmungen gab, wie wir sehen werden.

Zu derselben Zeit wurde Heinrich Pestalozzi aus Zürich (geb. 1746, † 1827), ein unpraktischer, aber um so genialerer Kopf, der Schöpfer der neuern deutschen Volksschule, ja sein Werk das Vorbild der pädagogischen Bestrebungen in allen civilisierten Ländern.

*) Falckenberg a. a. O. S. 270 ff.
**) Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 498 ff.
***) Ebenda S. 683 ff.

Nicht Bücher, sondern die Kinderseele selbst bildete die Grundlage des Baues, der ihm aus dem Herzen emporwuchs.

Der klassischen Altertumskunde, Mythologie und Litteraturgeschichte verliehen Christian Gottlob Heyne (1729—1812) und Friedrich August Wolf (1759—1824) ein wissenschaftliches Gepräge.

Auch in der katholischen Kirche schien ein neues, helleres Licht zu leuchten, als Freiherr Heinrich von Wessenberg (1774—1860) dem Klerus des Bistums Konstanz wissenschaftliche Bildung neben wahrer Frömmigkeit einpflanzte.

2. Dichtung und Kunst.

Das Zeitalter Kants, der durch den „kategorischen Imperativ", d. h. die gebotene Notwendigkeit der Tugend, die subjektive Willkürlichkeit verurteilte, ist auch dasjenige, in dem die gottbegnadeteren Geister, die noch im „Sturm und Drang" herangewachsen, diesen überwanden und, gestützt auf die kritische Arbeit Lessings und Herders, ihre hochstrebende Phantasie mit der klassischen Ruhe der Antike und den Forderungen des modernen Geistes in harmonische Verbindung zu bringen wußten*).

Dieser erhabenen Geister sind nur zwei, Goethe und Schiller. Daß sie aber echt menschliche Geister waren, zeigt ihre Anpassung an die jeweilige Zeitstimmung, so hoch sie sich auch über diese stellten. In ihrer noch getrennten Wirksamkeit gehören sie dem Sturm und Drang an; in ihrer gemeinsamen Arbeit, in Weimar, stehen sie auf der Höhe der klassischen Vollendung; nach Schillers Tod nähert sich Goethe dem Wesen der weiter unten zu behandelnden romantischen Schule, ohne ihre Verirrungen zu teilen. In jener zweiten Periode sind daher die beiden Dioskuren nicht zu trennen.

Johann Wolfgang Goethe (geb. in Frankfurt a. M. 28. August 1749, † in Weimar 22. März 1832) schuf in den Tagen des Hainbundes (oben S. 586 f.), nach Freiheit glühend, sein erstes Werk „Götz von Berlichingen", dem Herders Rat und Lessings Vorbild (1773) mehr Maß verliehen, sprang aber in der Ungeduld der Jugend, der herrschenden Empfindsamkeit seinen Tribut darbringend, zu dem Extrem des in schwärmerischer Liebe untergehenden „Werther" (1774) über. Beide Stücke wirkten mächtig; zwischen Rittertum und Weltschmerz teilten sich des Zeitalters Gefühle. Entscheidend wurde für das übersprudelnde Genie der Ruf nach Weimar (1775) zu dem für Vaterland und Kunst begeisterten Herzog Karl August, zugleich mit Herder. Dort fand sich ein Kreis genialer Köpfe zusammen, deren gärender Wein

*) Leixner, Otto v., Geschichte der deutschen Litteratur. 5. Aufl. Leipzig 1899. S. 615 ff.

sich aber nach und nach läuterte. Eine harmonische Ausgestaltung gewann Goethes Geist (1786—88) durch die Reise nach Italien, wenn auch seine frühere Periode nicht ohne Einfluß auf das erste Werk der zweiten, „Egmont", blieb.

Eine ganz ähnliche Wandlung machte der jüngere der beiden großen Dichter durch, Friedrich Schiller (geb. 10. Nov. 1759, in Marbach, † 10. Mai 1805 in Weimar). Auf der hohen Karlsschule in Ludwigsburg, später Stuttgart, unter Herzog Karl Eugen (oben S. 582 f.) schrieb er seine kraftgenialen „Räuber" (1781), die ihn zur Flucht zwangen. „Fiesco" verriet Shakespeares, „Kabale und Liebe" Lessings Einwirkung auf den Dichter. Wie Goethes Erstlingswerk, so riefen auch diese Aufsehen und Nachahmungen hervor. Gleichzeitig mit Egmont entstand Schillers den Revers derselben Katastrophe darstellende und ebenso den Uebergang zur klassischen Höhe bildender „Don Carlos". Im Jahre des Ausbruchs der französischen Revolution wurde Schiller Professor der Geschichte in Jena, wo er die Geschichten des dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande von Spanien in künstlerischer Weise schrieb. Indessen erstieg Goethe die klassische Blütezeit in „Iphigenia", die im Altertum, und in „Tasso", der in der Renaissance wurzelt, welchen Dramen dann der den klassischen Geist mit dem deutschen Volksgenius verbindende unerreichbare „Faust", das größte deutsche Dichterwerk, folgte.

Im Jahre 1794 traten Goethe und Schiller in nähere Verbindung, die sich zu inniger Freundschaft ausbildete. Gemeinsam gaben sie den Musenalmanach heraus und ließen die satirischen Xenien los. In dieser Zeit entstanden, von Schiller angeregt, durch Goethes Meisterhand der prächtige Künstlerroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre", auf dessen zweite Hälfte das Geheimbundwesen der Zeit einwirkte, und das herrliche Gedicht „Hermann und Dorothea". Unsterbliche Früchte ihres Zusammenwirkens sind die Balladen und Romanzen; bemerkenswert ist, daß diejenigen Goethes unter dämonischen Wesen, diejenigen Schillers aber unter Menschen, besonders des Mittelalters, aber auch des Altertums spielen, wie sein „Lied von der Glocke" das deutsche Leben in allen Stadien verherrlicht. Goethe seinerseits reformierte das deutsche Theater im Geiste der Antike, Shakespeares und Lessings, und seitdem entstanden Schillers erhabene Tragödien: sein edelstes Werk, das Doppeldrama mit Vorspiel „Wallenstein", dann die drei „Frauendramen", die schon etwas an die Romantik (wenn auch nur im Stoffe) anklingen: „Maria Stuart", „die Jungfrau von Orleans" und „die Braut von Messina", endlich sein Schwanengesang, der in die Schweiz verlegte deutsche Freiheitsruf „Wilhelm Tell".

Nach Schillers allzufrühem Tode fühlte sich Goethe sehr vereinsamt und ließ sich, von der Romantik beeinflußt, immer mehr in mystische Bahnen gleiten. Nahmen diese in dem 1808 vollendeten

ersten Teile des Faust schon viel Platz ein, so entwickelten sie sich noch bunter in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, dieser fragmentarisch gebliebenen, dunklen und utopischen Fortsetzung der helleren „Lehrjahre“, aus der sich die, wenn schon klassisch vollendeten, doch mystisch beeinflußten „Wahlverwandtschaften“ ablösten. Goethes Schwanengesang war der zweite Teil des Faust, in dem sich Antike und Deutschtum (Helena und Faust) in tief ergreifender Weise vermählen, aber die oft übermenschlich-erhabene, freilich vielfach zerrissene Handlung in geradezu mittelalterlich-kirchlichem Ausklang ihren Abschluß findet.

Unter den dichterischen Zeitgenossen Goethes und Schillers haben sich, wenn auch nicht mit ihnen zu vergleichen, mehrere einen ehrenvollen Namen erworben, den freilich die Nachwelt nicht bei allen mehr schätzt. Maximilian Klinger (1752—1831) überwand den Sturm und Drang, dem er den Namen gab (oben S. 586) durch seine (in Rußland geschriebenen) tiefsinnigen Romane mit erhaben moralischer Tendenz. Für die teils humoristischen, teils phantastischen Seelengemälde Johann Paul Friedrich Richters (Jean Paul, 1763 bis 1825) schwärmte seine Zeit, was die Gegenwart nicht mehr versteht. Ein titanischer Geist erlosch früh in Friedrich Hölderlin (1770—1843). Die humorvollen Erzählungen Heinrich Zschokkes (1771—1848) und Johann Peter Hebels (1760—1826) echt volkstümliche alemannische Gedichte erfreuen noch jetzt vielfach.

Die Welt der Töne erklomm eine bis dahin unbekannte Höhe in dem Oesterreicher Wolfgang Amadeus Mozart (geb. 1756, † 1791), dessen Don Juan, Zauberflöte u. a. sowie das erschütternde Requiem unsterblich wurden. Einen würdigen Nachfolger hatte der allzu früh Hingeschiedene in dem ebenso hoch gefeierten Ludwig van Beethoven aus Bonn (1770—1827), dem tiefen Tonsetzer der herrlichen Symphonien und der einzigen Oper „Fidelio“.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst wirkten im klassischen Geiste jener großen Zeit die Bildhauer Dannecker (1758—1841, Schillerbüste, Ariadne u. a.), Gottfried Schadow (1764—1850, Victoria des Brandenburger Thors) und Christian Rauch (1777—1857, Denkmal der Königin Luise, Reiterbild Friedrichs des Großen und preußischer Helden), und der Baumeister Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), der klassische Verschönerer Berlins.

Fünfter Abschnitt.

Das Zeitalter der Restauration.

I. Napoleon und seine Zeit.

1. Die politischen und sozialen Zustände.

Wenn unter „Restauration" die Wiederherstellung der durch die französische Revolution in ihrer Entwickelung unterbrochenen Zustände und Verhältnisse verstanden wird (und es wird im Grunde nichts anderes darunter verstanden), so muß der Beginn des mit diesem Ausdrucke bezeichneten Zeitraums auf die Erhebung Napoleon Bonapartes zum Ersten Konsul in Frankreich verlegt werden. Denn durch ihn und durch seine Regierung wurde sowohl Ruhe und Ordnung, als der Absolutismus auf staatlichem und die Herrschaft der katholischen Kirche auf religiösem Gebiete wiederhergestellt.

Napoleon war ein aus einer italienischen Condottierenfamilie stammender italienischer Condottiere im vollen Sinne des Wortes, der durchaus nichts vom Franzosen hatte. Der an sich unbedeutende Umstand, daß die Insel Korsika (wo er am 15. August 1769 in Ajaccio geboren war) in seinem Geburtsjahre französisch wurde, hat der Geschichte Europas von 1797 bis 1815 eine Gestalt gegeben, die sie ohne diesen Umstand wahrscheinlich nicht erhalten hätte. Ein Sohn des Landes der Blutrache, haßte er die Franzosen und lernte ihre Sprache niemals rein; während der Revolution ergriff er keine Partei, verachtete König, Konvent und Volk, das er zusammenschoß. Brutal, ungebildet und rücksichtslos, kannte er stets nur sein persönliches Interesse und opferte diesem Länder, Heere und Völker. Es ist berechnet, daß 1700000 Franzosen und etwa 2 Millionen Ausländer durch ihn das Leben verloren. In seinem Streben unterstützte ihn sein phänomenales Gedächtnis, sein riesiger Fleiß, seine erstaunliche Einsicht in alle Verhältnisse, bis ihm zuletzt der ausbrechende Cäsarenwahnsinn und der Haß der unterdrückten Völker den Untergang brachten*).

Durch seinen Staatsstreich (oben S. 592) machte sich Napoleon zum unumschränkten Herrn. Zwei weitere Konsuln, ihm beigegeben, waren nichts als Figuren, die nichts zu sagen hatten. Dem mußte auch die gesetzgebende Versammlung entsprechen. Um aus dieser sowohl Jakobiner als Royalisten fernzuhalten, fand Sieyès, Napoleons Verfassungsrat, das Mittel, den Staat von oben nach unten zu konstruieren. Aus einer zwar vom Volke ausgehenden, aber dreifach

*) Taine a. a. O., Le régime moderne, t. I.

destillierten Kandidatenliste wählte die Regierung die ihr zuverlässig scheinenden Leute zu Abgeordneten und besoldete sie derart, daß sie mit ihr einig gingen. So wurde ein solides Gebäude geschaffen, allerdings ohne Freiheit, aber geeignet, Napoleons Pläne zu unterstützen, die auf ein dem römischen Reiche an Macht möglichst ähnliches französisches Reich hinausliefen. Es war die Wiederherstellung des Gedankens Richelieus und Ludwigs XIV. in neuer Form. Dazu war vor allem der Friede im Innern notwendig. Durch seine tüchtige Armee warf Napoleon alle Empörungen im Lande, royalistische und demokratische, in kurzer Zeit nieder. Es gab bald keine Räuber- und Plündererbanden mehr; die Straßen wurden sicher, die Posten verkehrten unbehindert, der Bürger und Bauer hatte keine Brandschatzung und Ausbeutung mehr zu fürchten und konnte sich auf den Schutz von seite der Behörde verlassen. Die Revolution war für ein und allemal beendet. Die Emigrierten aller Parteien konnten, nicht sofort, aber nach und nach infolge besonderer Beschlüsse, heimkehren, ohne die ihnen angedrohten Strafen zu erleiden; doch mußten sie sich der neuen Ordnung fügen. Ausgeschlossen blieben immerhin die Anführer der gegen Frankreich kämpfenden Emigrierten. Alle Franzosen waren an Rechten gleich, d. h. gleich arm.

Für den Mangel an Freiheit, die übrigens während der Revolution nur für die Jakobiner vorhanden war, wurde das französische Volk unter dem Konsulat und Kaisertum reichlich entschädigt durch den wieder aufkommenden Wohlstand. Vor der Revolution hatte der Bauer dem Gutsherrn und der Kirche je 14, dem Staate 53 Prozent seines Einkommens bezahlt, und die Einkünfte des Staates hatten 475 Millionen betragen. Während der Revolution wurden fast keine Steuern bezogen, sondern nur Kapitalien geraubt und Schulden gemacht, die man nie bezahlte; seit 1800 zahlte der Bauer dem Gutsherrn und der Kirche nichts, sondern nur 21 Prozent dem Staate, dessen Einnahmen auf 750 bis 800 Millionen stiegen*). Infolgedessen hatten die Leute wieder Brot, und es gab keine Hungersnot mehr, außer den allgemeinen von 1812 und 1817.

Dagegen verlangte jetzt der Staat eine Steuer, die nicht weniger drückend war, als die an Geld, ja meist noch drückender, die Blutsteuer, d. h. den Militärdienst. Vor der Revolution war dieser freiwillig, ausgenommen eine nur wenige Tage des Jahres dienende Miliz; während der Revolution führten die Kriege mit dem Auslande zuerst zur Aushebung von Freiwilligen, die anfangs mit Begeisterung entsprachen, aber nicht ausdauerten, dann zur Konskription, deren Betroffene „Freiwillige" hießen, aber es nicht waren. Und diese behielt Napoleon bei, nur daß er der Aushebung mehr Regelmäßigkeit gab. Seine Kriege sorgten für die Fortdauer dieser Blutsteuer.

---

*) Taine a. a. O. p. 267. 282.

2. Das geistige Leben.

Vor der Revolution hatte es in Frankreichs 37 000 Gemeinden 20- bis 25 000 sogenannte „kleine Schulen" gegeben, die meist von religiösen Orden unterhalten wurden, und 500 bis 600 Mittelschulen, die ihre eigenen Fonds hatten. Die Revolution hob diese „klerikalen" und „aristokratischen" Anstalten auf, zog ihr Vermögen ein und vertrieb die Lehrer; sie bedurfte der Bildung nicht und begnügte sich, in jedem der 83 Departements eine Zentralschule aufzustellen, die aber meist auf dem Papier blieb. Die unteren Schulen, von verkommenen Jakobinern gehalten, fanden kein Zutrauen unter dem Volke. Napoleon führte ein neues System ein. Seine Idee war, durch ein stramm zentralisiertes Lehrpersonal die politischen und moralischen Meinungen der Bevölkerung zu lenken. Von den unter dem Konsulat massenhaft wieder auferstehenden Privatschulen wollte er nichts wissen. Seine Regierung war in dieser Hinsicht ein Kampf gegen die Unterrichtsfreiheit zugunsten der „Universität", wie das kolossale Gebäude des Reichsschulwesens hieß, das einen „Großmeister" an der Spitze hatte. Den Gipfel der Schulen bildeten natürlich die Kriegsschulen, in die Napoleon nach seiner Auswahl die Söhne der angesehensten Familien Frankreichs und seiner Vasallenländer schickte*). Aller Unterricht zielte auf die Bedürfnisse des Staats- und des Kriegsdienstes, wie Napoleon sie beide brauchte, um unumschränkter Herrscher zu sein. Als solchen zeigte er sich auch gegenüber dem Institut de France, auf dessen Mitgliedschaft er stolz war**). Es wurde ein Werkzeug seiner Politik; die Regierung schrieb ihm seine Einrichtungen vor und besoldete seine Mitglieder, deren Aufnahme der Bestätigung durch den Ersten Konsul, später Kaiser unterlag. Ja er maßregelte sie auch im Privatleben um ihrer Meinungen und Schriften willen, selbst wegen Aeußerungen im Amte. Und das waren Männer wie die Astronomen Laplace, Lagrange, Lalande, Cassini, die Physiker und Mathematiker Monge, Carnot, Arago, die Chemiker Berthollet und Gay-Lussac, die Botaniker Jussieu und Lamarck, die Zoologen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire, die Orientalisten Silvestre de Sacy und Langlès, der Kunstverständige Quatremère de Quincy, die Schriftsteller Volney, Chateaubriand und viele andere. Freilich, wenn sie „brav" waren, wurden sie Großmeister, Senatoren, Minister, Barone, Grafen, Herzoge u. s. w. Die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften erschien dem Gewaltigen gefährlich; er löste sie auf und verteilte sie auf andere Klassen. Napoleon verpönte die neuere Geschichte und namentlich, was er „Ideologie"

*) Taine a. a. O., Le régime moderne t. I, p. 213 ff. II, p. 156 ff.
**) Taine a. a. O. t. II, p. 214 ff.

nannte, d. h. die Philosophie, soweit sie unabhängig forscht. Seine Censur verhinderte jede Veröffentlichung, die ihm für seine Zwecke Gefahr zu bieten schien. Auch die Statistik gehörte dazu. Der Buchhandel wurde eine Staatsanstalt, seine Träger waren beeidigte Beamte, die Censur prüfte jedes Buch auf dessen Gesinnungstüchtigkeit und änderte was erforderlich, strich was bedenklich, fügte bei, was wünschbar war. Der Polizeiminister konnte noch mehr thun, Manuskripte den Verfassern abfordern, Exemplare konfiszieren, Werke vernichten, was z. B. dem Buche über Deutschland von Madame de Staël, der Tochter des Ministers Necker, die der Machthaber mit besonderer Wut verfolgte, geschah. Auch das Theater unterlag der Censur, die selbst Corneille und Racine verstümmelte. Natürlich war die periodische Presse noch schlimmer daran. Bei Beginn des Konsulates wurden von 73 politischen Zeitungen gleich 60 unterdrückt und 1811 diese Blätter auf 4 beschränkt, deren Eigentum konfisziert, an die Polizei, die die Redakteure wählte, und an Höflinge vergeben. Lobhudeleien des herrschenden Systems waren natürlich nicht nur erlaubt, sondern begünstigt. Ganz Frankreich kroch in Ergebenheit vor dem korsischen Emporkömmling, der sich gern den Nachfolger Karls des Großen nannte, und der seine Thaten durch denselben Maler Jacques Louis David (1748—1825) verherrlichen ließ, der früher diejenigen seiner Genossen, der Terroristen, verherrlicht hatte.

Napoleon wollte endlich auch Herr in der Kirche sein, soweit sie in seinen Staaten vertreten war. Er fühlte, daß er die in ungeheurer Mehrheit katholischen Franzosen am leichtesten durch ihre Religion beherrschen könne. Er stellte daher durch das am 15. Juli 1801 mit dem ein Jahr vorher gewählten Papste Pius VII. geschlossene Konkordat die durch die Revolution unterdrückte katholische Kirche wieder her. Aber er behielt sie in seiner Hand. Die Wahl der Erzbischöfe und Bischöfe geschah durch ihn, nur ihre Weihe durch den Papst, beides mit Ausschluß jener, die der Republik den Eid verweigert hatten. Die Bischöfe und Geistlichen aber mußten der Regierung Treue schwören und wurden vom Staate besoldet. Es war aber nicht die römische, sondern die gallikanische Kirche (oben S. 546), die wiederhergestellt wurde. Kein Erlaß der päpstlichen Kurie konnte ohne Genehmigung der Regierung bekannt gemacht werden, keine kirchliche Versammlung ohne dies Erfordernis stattfinden. Dasselbe Verhältnis wurde auch auf die Protestanten und Juden ausgedehnt.

In der Folge ist der Kaiser noch weiter gegangen. Der Katechismus von 1806 stellte ihn geradezu an die Seite Gottes. Den Papst, dessen Rom er 1809 mit Frankreich vereinigt hatte, ließ er gefangen nach Frankreich bringen und mißhandeln. So verstand der „Uebermensch“ seine Macht, bis sie schließlich zusammenbrach.

3. Das Ausland.

Kein Land Europas hat durch Napoleons Despotismus, sowohl physisch als moralisch, so viel zu leiden gehabt wie Deutschland. Das linke Rheinufer hatte es bereits an die französische Republik verloren. Nun überschritt Napoleon, soeben Kaiser geworden, auch den Rhein, warf nacheinander Oesterreich und Preußen nieder, ersetzte das altgewordene römisch-deutsche Reich 1806 durch einen Rheinbund (wie schon zwei Jahrhunderte früher seine Vorgänger, oben S. 540), womit sogar der Name Deutschland erlosch, errichtete innerhalb desselben ein Großherzogtum Berg und ein Königreich Westfalen zugunsten seiner Familie und glänzte 1808 in Erfurt, vor einem „Parterre von Königen“, die er neu geschaffen hatte, als Oberherr Europas. Die Rheinbundsstaaten wurden Abklatsche Frankreichs und beugten sich vor dem neuen Kaiser mehr als jemals vor den alten. Die Justizmorde an dem Buchhändler Palm in Nürnberg und dem Tiroler Volksführer Andreas Hofer zeigten des neuen Cäsars Herzlosigkeit. Aber noch nicht genug der Schmach! Um seinen Erbfeind England zu schädigen, verordnete er gegen dessen Handel die Kontinentalsperre und ließ englische Waren in Masse verbrennen. Und um diese Maßregel besser durchzuführen, vereinigte er nicht nur Holland, sondern die deutsche Nordseeküste nebst den Hansestädten wider alles Recht mit Frankreich und ließ sie durch seine Generale knebeln.

Dieses Regiment bewirkte aber das Gegenteil seiner Absichten. Während die Fürsten und Höflinge dem Gewaltigen huldigten, gärte es im deutschen Volke allerorten. In Berlin hielt Fichte 1807—8 in Anwesenheit französischer Truppen seine feurigen „Reden an die deutsche Nation“. Die Jugend widmete sich unter Friedrich Ludwig Jahn dem kräftigenden Turnen. Das bei Jena gedemütigte Preußen, dessen Königin, der edeln Luise, das Herz brach, erhob sich unter dem Freiherrn Friedrich Karl vom Stein (1757—1831), hob die Leibeigenschaft und den Zunftzwang auf, schuf die Städteordnung, dieses Palladium bürgerlicher Freiheit, und die Ständeversammlungen der Provinzen, erneuerte unter Scharnhorst und Gneisenau auf Grund allgemeiner Dienstpflicht sein Heer, gründete die Universitäten Berlin und Breslau. Hardenberg setzte das Werk des leider dem Weltherrscher geopferten Stein fort. Kühne Scharen deutscher Kämpfer erhoben sich unter Katt, Dörnberg, Schill und Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, und wenn sie auch nicht Erfolg hatten, so bereiteten sie doch die glückliche Erhebung vor, die die nächsten Jahre sahen. So ist es Deutschland gewesen, das schließlich den Untergang des größenwahnsinnigen, von Rußlands Winter gebeugten Korsen herbeiführte.

Napoleon, der nach einem neuen römischen Weltreiche trachtete, gab sich, ob schon in Kunstsachen ein Barbar, gern den Anschein,

klassische Kunst zu pflegen. Er bethätigte dies vorzüglich nach dem Muster der alten Römer (s. oben S. 296) durch den Raub von Kunstwerken aus besiegten Städten (Venedig, Rom, Berlin u. a.). Er huldigte aber damit nur einem Zuge der Zeit, der in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dem klassischen Altertum zugeneigt war, freilich auf seine Weise. Es war ja das Zeitalter unserer Dichterheroen, Musikfürsten und großen Künstler (oben S. 594 ff.), die indessen auch in andern Ländern hervorragten, namentlich in dem ewig jungen Kunstgarten Italiens. Dort blühte der Venetianer Antonio Canova (1757—1822, Grazien u. a.); dort wirkte auch der ausgezeichnete dänische Bildner Bertel Thorwaldsen (1770—1844, Jason, Venus, Amor und Psyche, Alexanderzug, Nacht und Tag, Löwe von Luzern u. a.). Noch ehe aber die ruhig-harmonische Erneuerung des klassischen Geschmackes erlosch, die vielmehr noch lange lebte, erhob sich, durch die wilden Zeitereignisse begünstigt, eine anders geartete neue Auflage des Sturms und Drangs, die man ungenau die Romantik nennt, und die mit den nun folgenden Ereignissen zusammenhängt. —

II. Romantik und Reaktion.

Vorbemerkung.

Zwei Bewegungen, von denen die eine schon am Ende des 18., die andere aber erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beginnt, entsprechen einander in ihren letzten Zielen beinahe genau: eine litterarische, die Romantik, und eine politische, die Reaktion (durch welchen Namen wir sie von der mit Napoleons Emporsteigen beginnenden Restauration unterscheiden). Allerdings beginnt die Romantik anderthalb Jahrzent früher als die Reaktion; aber beide haben dieselben Antipathien und Kampfobjekte; diese sind: die französische Revolution und die von ihnen als deren Fortsetzung angesehene napoleonische Restauration. Die Romantik geht sowohl neben dieser, als neben der ihr folgenden Reaktion einher, die von ihr vorbereitet und ersehnt wird, wenn auch nicht von allen zu ihr gehörenden Gruppen. Die gemeinsame Herrschaft beider Richtungen dauert von Napoleons Sturz (1815) bis etwa zum Jahre 1830, die der Reaktion aber länger, man darf annehmen bis 1847. Die Romantik ist daher, als die ältere und früher erlöschende, zuerst zu betrachten.

1. Die deutsche Romantik.

„Romantik“ ist ein Schlagwort wie andere auch, mit dem nichts Sicheres und Gründliches gesagt ist. Der Name stammt von Rom und bezieht sich zunächst auf das Mittelalter, während dessen Rom die

geistige Herrschaft in Europa oder genauer im Abendlande führte (s. oben S. 355), und speziell noch auf die als „Romane“ bezeichneten abenteuerreichen Heldengedichte jener Zeit. Der eigentliche Charakter der Romantik besteht also in einer gewissen Vorliebe für das Mittelalter, freilich nicht das wirkliche, sondern wie man es sich vorstellte, und nur für die extremsten Romantiker in einer völligen Hinneigung zur römischen Kirche. Poetische Stimmung indessen faßte den Namen etwas weiter und bezeichnete damit die Illusion, als ob sich eine solche Stimmung mit der Wirklichkeit deckte, also eine dichterische Selbstverblendung, deren Inhalt man, da es so etwas wohl etwa in der Landschaftsscenerie, nicht aber in der Geschichte der Gegenwart gibt, in eine geträumte Vergangenheit verlegte. Die Romantik erwachte durch die Folgen der französischen Revolution, von deren Greueln man sich abgestoßen fühlte, und zwar zu allererst in Deutschland, das von den Einfällen der Revolutionsheere (schon lange vor denen der napoleonischen) mehr als jedes andere Land zu leiden hatte. Und hier ist sie eine Erneuerung der Flucht vor der Wirklichkeit, wie sie zur Zeit des Sturms und Drangs erfolgte, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieser eine Revolution (von deren Charakter er freilich noch keine Ahnung hatte) herbeisehnte, die Romantik aber auf eine Revolution, die man nur zu gut kannte, mit Abscheu zurückblickte. Wohl hatten auch unsere großen Klassiker, Goethe und Schiller, die Exzesse der Revolution entschieden verurteilt; aber die selbstlose Hingabe an die Gesetze der Schönheit, welche jene Heroen übten, ist nicht jedem gegeben, und daher nahm, wie beim Sturm und Drang, so auch bei der Romantik, das persönliche Fürgutfinden und Fürschönfinden die Stelle eines Gesetzes ein.

Die deutsche Romantik, d. h. also im weitesten Sinne die revolutionsfeindliche und mittelalterfreundliche Richtung nahm verschiedene Gestalten an; sie äußerte sich auf wissenschaftlichem, dichterischem und künstlerischen Gebiete. Eine Tendenz hatte sie nur auf dem zweiten, wenn auch nicht bei allen ihren Jüngern dieselbe.

Die wissenschaftliche Thätigkeit zur Zeit der Romantik hat am wenigsten vom Geiste dieser Bewegung an sich, wenn sie auch in Wechselwirkung mit diesem Geiste stand. Als eigentliche Wurzel der Bewegung betrachtet man die Philosophie Johann Gottlieb Fichtes (geb. 1762, † 1814), der sich zu ihr etwa so verhält, wie Kant zur klassischen Richtung. Von Kant ausgehend, in dessen Geist er seine „Kritik aller Offenbarung“ (1792) schrieb, schuf er als Professor in Jena 1794 seine „Wissenschaftlehre“ und weitere Schriften, in denen er, für die Freiheit des Willens begeistert, ein „absolutes Ich“ lehrte, das die ganze geistige Welt in sich faßt. Dies wurde nun so verstanden, als ob das einzelne, konkrete Ich ebenfalls nach Willkür schaffen und im Schaffen zerstören könne — die Ironie der Roman-

tiker. Weitere Nahrung bot dieser Richtung die Philosophie von Friedrich Wilhelm Schelling (geb. 1775, † 1854), der dem absoluten Ich die Natur als Nicht-Ich entgegenstellte, aber mit ihm in der „Weltseele" vereinigte, die indessen ihre Vollendung nicht im sittlichen Wollen (wie Fichte lehrte), sondern im ästhetischen Empfinden erhalte. Die an der Spitze der Schule stehenden Romantiker lebten ganz nach dieser Lehre; Moral war ihnen nichts, künstlerisches Gestalten nach Willkür alles. Schelling selbst verirrte sich immer mehr in die bodenloseste Mystik; seine Freunde aber, die Brüder Schlegel, August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich (1772—1829), wurden am Ende des 18. Jahrhunderts, besonders durch Friedrichs verächtliches Romanfragment „Lucinde" (1799), die Gründer der romantischen Schule, erwarben sich aber nebenbei das Verdienst, daß sie die ersten Deutschen waren, welche die indische Litteratur studierten. Als Dichter waren beide ohne Talent; die Würde eines ersten Poeten der Romantik gebührt Ludwig Tieck (1773—1853), der den Don Quijote trefflich übersetzte, wie A. W. Schlegel die ersten guten Uebertragungen Shakespeares und Calderons lieferte. Tiecks eigene Dichtungen, deren Form ihm die Hauptsache war, bestehen in dramatisierten Volksbüchern, schauervollen Märchen und viel Schönes enthaltenden Novellen. Diesen Schriftstellern nahe stand der als unheilbar Kranker früh hingeschiedene talentvolle Lyriker Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis (1772—97), der die Sehnsucht nach dem Mittelalter in seinem unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen" und anderen Schriften äußerte. Auch der berühmte Vermittelungs-Theolog Friedrich Daniel Schleiermacher (1768—1834) war ihnen günstig. Eine völlige Umkehr zur Kirche vollführte der als Novellist nicht unbegabte, aber „verwilderte" Clemens Brentano (1778—1842); er gab mit Achim von Arnim (1781—1831), dem Verfasser mystischer und dämonischer Bücher, die schöne Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Brentanos Schwester und Arnims Gattin Bettina (1785—1859) war, nach einer Anzahl, zum Teil jüdischer Berliner Damen, eine der Sibyllen der Romantik und schwärmte frühzeitig für Goethe. Eine eigene Gruppe bildeten die Dichter schauerlicher und abergläubiger Schicksalsdramen: Zacharias Werner (1768—1823), der zuletzt Mönch wurde, Adolf Müllner („die Schuld") und Ernst v. Houwald. Allein steht der Berliner Ernst Theodor Hoffmann (1776 bis 1822), der von kulturgeschichtlichen Novellen („Serapionsbrüder") zu entsetzlichen Spukgeschichten überging, vor denen ihm selbst graute. Die ritterliche Seite der deutschen Romantik vertritt der aus Frankreich stammende Friedrich de la Motte-Fouqué (1777—1843, nordische Heldengedichte und das reizende Märchen „Undine"). Als romantischer Epiker versuchte sich nicht ohne Glück Ernst Schulze (1789—1817, „Cäcilie" und die liebliche „Bezauberte Rose"). Neben

mehreren unbedeutenden Dichterinnen ragt als bedeutende und edle Romantikerin ohne Tendenz Annette von Droste-Hülshoff (1797 bis 1848), besonders durch ihre Balladen und Romanzen hervor.

Endlich hat noch die Malerei der katholisierenden Romantik ihren Tribut entrichtet. Nur kurz erwähnen können wir hier, daß dies von der Schule der Nazarener gilt, die sich, begünstigt durch den Kronprinzen, spätern König Ludwig (I.) von Baiern, um 1814 in Rom bildete und zum Grundsatze die Wiederbelebung einer rein christlichen und keuschen Kunst hatte. Ihre bedeutendsten Angehörigen waren: Friedrich Overbeck (1789—1869), Joseph Führich, Wilhelm Schadow, Philipp Veit und besonders Peter Cornelius (1787 bis 1869), der am wenigsten im Mönchtum befangene unter ihnen, der Gründer der Münchener Schule. Als König wandte sich indessen Ludwig I. (reg. 1825—48, † 1868) der altgriechischen Kunst zu, in deren Geist die Baumeister Gärtner und v. Klenze, die Maler Wilhelm v. Kaulbach und Karl Rottmann, der Bildhauer Ludwig Schwanthaler u. a. sein München schmückten.

Sehr verschieden von den Dichtern sowohl als Malern der romantischen Richtung, die ihr Heil im Papsttum (die Dichter teilweise in phantastischen Utopien) suchten, stellen sich uns die patriotisch-deutschen Sänger dar, die nur deshalb zur Romantik gehören, weil sie ihr Ideal ebenfalls im Mittelalter, aber nicht im Papst-, sondern im Kaisertum erblickten, in ihrer Zeit jedoch sich an einer berechtigten Volksbewegung beteiligten oder sie feierten. Noch bevor diese Bewegung ins Leben trat, ging an seiner Hoffnungslosigkeit der hochbegabte Heinrich v. Kleist (1776—1811) zu Grunde, der Dichter des „Käthchen von Heilbronn“, der „Hermannsschlacht“, des „Prinzen von Homburg“ u. a. Im Befreiungskampfe selbst fiel (26. August 1813) der 1791 geborene Theodor Körner, der Sohn von Schillers Freund und Nachahmer seiner Dramen, als Kriegssänger aber von hoher Begeisterung. Unter den die Bewegung Ueberlebenden ist Ernst Moritz Arndt (1769—1860) der älteste (Was ist des Deutschen Vaterland?). Max Schenkendorf (1783—1817) verband die patriotische Dichtung mit religiöser und Joseph von Eichendorff (1788—1857) mit tief empfundener Feier der Natur. Als größter und unabhängigster Dichter der Romantik ist Ludwig Uhland (1787—1862) anzuerkennen, dessen so sehr sangbare Lieder im Volkstone unsterblich sind. Ihm eiferte sein engerer Landsmann Gustav Schwab (1792—1850) nach, ohne ihn zu erreichen. Ein höchst liebenswürdiger Schwabendichter war der zu früh geschiedene Wilhelm Hauff (1802—27), der bereits über die Romantik, teils mit realistischer Ader („Lichtenstein“), teils mit satirischer Begabung hinausreicht.

Den patriotischen Dichtern nahe stehen die musikalischen Romantiker, von denen wir Franz Schubert (1797—1828) als reich

begabten Liedersänger, und Karl Maria von Weber (1786—1826) als gefeierten Tonsetzer der Kriegslieder Körners, der „Preciosa“, des „Freischütz“, der „Euryanthe“ und des „Oberon“ nennen.

2. Die politische und kirchliche Reaktion.

Der napoleonischen Restauration des Absolutismus folgte nach dem Sturze des Imperators die legitimistische der gegen ihn Verbündeten; wir nennen sie eine Reaktion, weil sie nicht eine neue Gewalt, sondern dieselben Mächte wieder aufstellte, die durch die Revolution in Frankreich, durch Napoleon anderwärts beseitigt worden waren und weil sie überdies zu demselben System zurückkehrte, das vor diesen Umwälzungen geherrscht hatte. Die legitimistische Restauration war daher viel rücksichtsloser als die napoleonische; ihr fehlte der bestechende Glanz, mit dem sich der Korse umgab, das antike Gepräge, das er seiner Schöpfung verlieh, der volkstümliche Zug, den er zu gewinnen wußte. Sie hatte einen trockenen, nüchternen Charakter; sie befahl einfach: „Alles sei wieder wie vorher“, und nahm auf die Völker keinerlei Rücksicht, betrog sie vielmehr um ihre Hoffnungen auf die schamloseste Weise. Die glorreichen Kämpfe, die das Volk für einen Freiheitskrieg gehalten, hatten nur neue Bedrücker gebracht, die, wie der bezopfte „Kurfürst“ von Hessen, alles abschafften, was nach Freiheit nur aussah und sich dem ränkevollen, gewissenlosen Metternich willenlos unterordneten, dessen System durch den vielschwatzenden und sich eifrig belustigenden Wiener Kongreß das herrschende in Deutschland wurde. Die Romantiker, die patriotischen Sänger ausgenommen, wurden servile Höflinge. Die ganze Misère des alten Reiches erwachte im sogenannten Deutschen Bunde, der nur weniger Fürsten zählte als jenes. In Oesterreich und den meisten übrigen Staaten wurden alle Interessen den Steuern und dem Militärdienst untergeordnet; Polizeiwillkür und Censurzwang unterdrückte jede, auch die unschuldigste freiere Regung. Ein abgelebter Wüstling Friedrich Gentz (1764—1832), Freund der Romantiker, war der einflußreichste Politiker und führte die Protokolle der alle Völkerfreiheit niedertretenden Kongresse von Wien, Paris, Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona. Der Konvertit Karl Ludwig Haller aus Bern (1768—1854), Enkel des großen Haller, brachte die Staatslehre der Restauration in ein System, das nur den jeweiligen Machthabern Rechte einräumte. Aehnlich, nur mit mehr geistlichem Anstrich, wirkte als Metternichs Werkzeug der Konvertit Adam Müller aus Berlin. In Frankreich vertraten dieselbe volksfeindliche Richtung der Vicomte Gabriel de Bonald (1753 bis 1840) in staatswissenschaftlichen Schriften und sein Freund, der Savoiarde Joseph de Maistre (1754—1821) durch Verherrlichung des Papsttums, der Inquisition, des Krieges und des Aberglaubens.

Am freiesten regte sich der deutsche Geist im Südwesten (Baden und Würtemberg) und in Thüringen, wo 1815 in Jena die Burschenschaft entstand und die nach freieren Zuständen dürstenden Studenten aller Universitäten 1818 vereinigte. Die Machthaber fürchteten sie und nahmen das harmlose Wartburgfest (1817) zum Vorwande für Verfolgungen, die, als der russische Spion und Komödienschmierer Kotzebue (1819) in Mannheim von dem exaltierten Karl Sand ermordet wurde, zur wütenden „Demagogenhetze" auswuchsen, infolge deren durchaus loyale, aber der Unterdrückung feindliche Männer in Kerker und Verbannung schmachten mußten. Die Burschenschaft und die Turnerei wurden unterdrückt. Dieses häßliche System dauerte bis 1848!

Es war durchaus natürlich, daß auf kirchlicher Seite ähnlich vorgegangen wurde. Kaum in Rom wieder eingezogen, stellte Papst Pius VII. den Jesuitenorden und die Inquisition wieder her und verdammte den Freimaurerbund und die Bibelgesellschaften. Die Restauration der patrizischen und klerikalen Regierungen in der Schweiz begünstigte die Auflösung des Bistums Konstanz, das unter Wessenberg (oben S. 594) der römischen Kurie ein Dorn im Auge war. In Oesterreich wurden die Protestanten kaum geduldet und in Baiern zurückgesetzt. Die Klöster vermehrten sich und verstärkten die Zahl der Mönche und Nonnen. Auf protestantischer Seite wurde die starrste Orthodoxie begünstigt und jede Abweichung von ihr unbarmherzig gemaßregelt oder unterdrückt.

Nicht besser sah es in Frankreich unter den wiederhergestellten Bourbons aus. Ein fanatischer Pöbel tauchte plötzlich auf, verjagte die beeidigten Priester und warf sich mordend auf Protestanten, Kaiserliche und Republikaner und auf ihre Familien. Ausgetretene Geistliche wurden mißhandelt und eingekerkert. Die Schulen wurden dem wieder eingesetzten vorrevolutionären Klerus überlassen.

In Spanien wurde die Inquisition wiederhergestellt. An Staatsordnung lag nichts mehr; Spanien, Portugal und Italien wimmelten von Räubern, deren sich die neapolitanische Regierung als Werkzeuge bediente.

Selbst im freien England herrschten der Prinzregent (spätere Georg IV.) und seine Minister wie Despoten.

3. Die mystische Reaktion.

In einer solchen dumpfen Zeit, wie es die der sog. legitimistischen Restauration oder vielmehr Reaktion war, wagten sich auch alle Mächte der Dunkelheit wieder an das Tageslicht. An die Spitze dieser Bewegung stellten sich die plötzlich lebhaft gewordenen Pietisten. Hatten sie ja einen großen Protektor in dem schismatischen Kaiser aller Reußen, Alexander I. (geb. 1777, reg. 1801, † 1825), dem schwärmerischen Gründer des „heiligen Bundes", dem alle europäischen Monarchen,

mit Ausnahme des Papstes und des Sultans beitraten. Diese seine Stellungnahme hatte zur Folge, daß die Deutschrussin Frau Juliane von Krüdener, geb. von Vietinghoff (1766—1824), als Prophetin in Deutschland und der Schweiz, von zweifelhaften Leuten begleitet, herumzog und vielen Anhang bei verzückten Seelen fand, aber von der nüchternen Polizei viel belästigt wurde. Auf ähnliche Weise trat im Kanton Zürich ein Landmädchen Margareta Peter auf, die sich 1823 aus religiösem Wahnsinn von ihren verrückten Jüngern kreuzigen ließ. Derartige Greuel sowohl, als harmlosere Schwärmereien, fanden auch in Oesterreich und Preußen statt.

Zahlreiche Bücher erschienen, welche aus der Offenbarung des Johannes bodenlose Phantasien schöpften, den Teufelsglauben verteidigten, Hölle und Fegfeuer zu beweisen suchten, den tierischen Magnetismus, die Wünschelrute und andern Aberglauben empfahlen. Auf diese Seite wandte sich auch der geistvolle, einst freisinnige, ja revolutionäre Joseph Görres (1775—1848) aus Koblenz, der 1822 ultramontan und 1827 als Professor in München Mystiker wurde. Seine freilich erst 1836—42, als niemand mehr daran glaubte, in 5 Bänden erschienene „christliche Mystik" stellte die Welt der Wunder als die normale und die wirkliche als eine Abirrung dar, nahm alle Wundergeschichten von Heiligen früherer Zeiten als bare Münze, Teufel und Hexen als thatsächlich vorhanden an und tadelte selbst die Päpste, die der Mystik nicht grün waren.

Gleichzeitig blühte auch die Geisterseherei (oben S. 584 f.) wieder auf. Schon im Jahre 1808 hatte Goethes Freund Heinrich Jung, genannnt Stilling (1740—1817) seine „Theorie der Geisterkunde" erscheinen lassen, in der er ein eigenes System des Geisterspuks aufstellte und jede derartige Erzählung alter Weiber verschiedener Art ohne Kritik für richtig hielt. In seine Fußtapfen trat Uhlands Freund, der als Mensch und Dichter hochachtbare und liebenswürdige, aber melancholisch angelegte Arzt Justinus Kerner in Weinsberg (1786 bis 1862), doch mit Erweiterung seiner Lehre durch den von dem Franzosen Dupotet entdeckten Somnambulismus. Sein 1829 erschienenes abergläubiges Buch „Die Seherin von Prevorst" erzählte alle Träume und Halluzinationen der von ihm behandelten „Hellseherin" Frau Hauffe als Thatsachen und rief eine Menge weiterer Somnambulengeschichten hervor, deren Heldinnen im Geiste auf der Sonne, dem Monde und anderen Gestirnen gewesen sein wollten und eigene Sprachen erfanden. Selbst hochgelehrte Mystiker und Theosophen, wie Baader, Eschenmayer und Ennemoser, Schüler Schellings, verteidigten diese Kundgebungen von der „Nachtseite des menschlichen Geisteslebens". Ja ein Philolog, wie Professor Friedrich Creuzer in Heidelberg (1771—1858) machte sich eine mystische Auffassung der Mythologie zurecht, die er aus einer von göttlicher Offenbarung her-

stammenden Priesterweisheit herleitete, durch alle Völker verfolgte und in 4 Bänden (1810—12) bearbeitete. Das Werk wurde vom alten Voß (oben S. 587) und den Philologen Hermann und Lobeck durchaus widerlegt.

Diese Richtung lebte in unserer Zeit als Spiritismus, Okkultismus und Theosophie wieder auf. Wir verweisen jedoch bezüglich dessen auf unsere Bücher „Das Jenseits" (Leipzig 1881), Allgem. Kulturgeschichte, VI. Band, S. 179 ff. und Kulturgeschichte der jüngsten Zeit, S. 302 ff.

4. Die außerdeutsche Romantik.

Da die Romantik ihrem Wesen nach kosmopolitisch ist, weil der Drang, die individuelle Willkür geltend zu machen, die Sympathie für Sprache und Geschichte des eigenen Volkes zurückdrängt, so erklärt es sich hieraus, daß die Romantik von Deutschland aus, wo sie am Ende des 18. Jahrhunderts entstand, einen Eroberungszug nach den übrigen Ländern Europas antrat. Den Anfang machte hierin Frankreich, wo man unter Romantik meist den Gegensatz zur Litteratur des 18. Jahrhunderts verstand*). Ihr Urheber und erster Vertreter war hier der Vicomte François Auguste de Chateaubriand (geb. 1768, † 1848). Strengem Katholizismus huldigte er in seinem „Génie du Christianisme" (1801) und in dem Prosa-Epos „les Martyrs", ging aber nach der Restauration der Bourbons zu lieblichen, aus der Wildnis Amerikas geschöpften Naturbildern (Atala, les Natchez), über und schloß mit dem trefflichen, den Untergang der Mauren Spaniens schildernden Roman „le dernier des Abencerrages". Graf Xavier de Maistre, Bruder Josephs (oben S. 606), teilte zwar dessen Standpunkt, schrieb aber, ohne diesen zu betonen, hübsche Lebensbilder (Voyage autour de ma chambre) und ansprechende Novellen. Ein jüngerer Dichter, der von derselben Richtung ausging, war Alphonse de Lamartine (1790—1869). Seinen harmlosen religiösen Dichtungen (méditations u. a.) folgten größere episch-lyrisch-didaktische (Jocelyn 1836 und la chûte d'un ange) und autobiographische Romane (Graziella u. a.), bis er endlich, nach 1840, von der Verherrlichung des Christentums zu jener der Revolution übersprang. Ehe es so weit kam, bildete sich, im Kampfe mit einer wieder erwachenden angeblich klassischen Richtung, die aber nichts Bedeutendes leistete, eine sog. neuromantische Schule, die sich von der älteren durch ihre Abwendung vom Klerikalismus unterschied und sehr verschiedene Elemente umfaßte. Einen wirklich künstlerischen Jünger hatte sie an Graf Alfred de Vigny (1799—1863), der von seiner lebhaften Phantasie einen edeln Gebrauch machte; als sein bestes Werk gilt der historische

*) Emile Faguet, Histoire de la litt. française depuis le 17. siècle jusqu'à nos jours. 2. édit. Paris 1900. p. 322 ff.

Roman „Cinq-Mars“. Neben ihm wirkte aber eine wahre Proteusnatur in Victor Hugo (1802—1885), den sein großes Talent so gut zu erhabenen Dichtungen begeisterte, wie zu gemeinen, sogar ekelhaften Machwerken verleitete. Sein verhältnismäßig bestes Werk war der kulturhistorische Roman „Notre-Dame de Paris“. In seinen übrigen Romanen und in seinen Dramen machen sich Verbrechen und Greuel breit, während seine freilich überlangen lyrischen Gedichte viele Schönheiten enthalten. Als letzten Neuromantiker kann man Alfred de Musset (1810—1857) betrachten, der sein in Romanen, Dramen und Lyrik bethätigtes schönes Talent im Trunke zugrunde richtete.

Die italienische Romantik ist ohne selbständige Bedeutung. Sie beginnt mit Ugo Foscolo (1777—1827), der in den „Briefen des Jacopo Ortis“ (1802) Goethes Werther nicht ohne tiefes Gefühl nachahmte. Die späteren dortigen Romantiker sind charakteristisch durch Verbindung katholischer Gläubigkeit mit patriotischem Haß gegen die Italien bedrückende Fremd- und Gewaltherrschaft. Zornige Töne entlockte dieses Gefühl der Leier Giacomo Leopardis (1798—1837), der indessen kein Romantiker war. Dagegen gehört diesen Graf Alessandro Manzoni (1785—1873) an, dessen Lyrik an Erfolg hinter seinem stetsfort geschätzten, wenn auch klerikal gefärbten Roman „i promessi sposi“ (die Verlobten) zurücksteht. Als Dramatiker ragte Giovanni Battista Niccolini (1786—1861), Arnaldo di Brescia u. a. hervor; der vielgeprüfte politische Märtyrer Silvio Pellico (1788 bis 1854) schuf außer seiner ergreifenden Kerkergeschichte „Francesca da Rimini“ u. andere Tragödien.

Die größten romantischen Dichter erzeugte ohne Frage England. An ihrer Spitze steht ein Dreigestirn, das in jener Zeit seinesgleichen sucht und dessen Glieder merkwürdigerweise aus den drei britischen Reichen stammen. Der Irländer Thomas Moore (1779—1852) ist bedeutend durch seine tief erschütternden „Irish melodies“, die Erins ganzes großes Leid klagen, und sein in Indien spielendes, an orientalischer Pracht reiches Epos „Lalla Rookh“.

Weit genialer erwies sich der größte englische Dichter seit Shakespeare und Milton, der aus Schottland stammende, wenn auch in London (1788) geborene George Gordon Lord Byron, der das tolle Leben eines übersprudelnden Genies führte und es, für die Freiheit der Neugriechen eintretend, 1824 in Missolunghi schloß. Reisen in ganz Südeuropa schufen sein Hauptwerk „Childe Harolds pilgrimage“, sein durch Anfeindungen genährter bitterer Menschenhaß das große, aber unvollendete satirische Epos „Don Juan“. Zahlreiche kleinere epische Gedichte, mit Vorliebe orientalische Stoffe behandelnd, sind würdig gehalten und mit tiefer Menschenkenntnis, wie begeisterter Poesie begabt. Schwierige Rätselfragen des Menschengeistes behandeln seine nicht für die Bühne bestimmten Dramen, unter denen „Manfred“, eine Art Faust, obenan

steht. Byrons Freund, Percy Bysshe Shelley (1792—1822), war gleich ihm ein glänzendes Meteor, das aber noch früher erlosch.

Der größte Dichter Schottlands, Walter Scott (1771—1832), ist weniger durch seine lyrische Dichtung, als durch seine zahlreichen, seines Vaterlandes Geschichte verherrlichenden Romane bekannt geworden. In unserer Zeit fast vergessen ist die romantische „Seeschule" (Lakers), die aus Wordsworth, Coleridge und Southey bestand.

Dänische Dichter der romantischen Zeit waren die nicht nur von Deutschland beeinflußten, sondern zum Teil auch deutsch schreibenden: Jens Baggesen (1764—1826), als Erzähler, und Adam Oehlenschläger (1779—1850), weit mehr als Dramatiker hervorragend. Gleich ihm verpflanzten die Schweden Gustav Geijer (1782—1847) und Esaias Tegnér (1782—1846), der herrliche Dichter der Frithjofssaga (1825), die Romantik auf den altnordischen Boden des Wikingertums.

Byrons Feuergeist beseelte auf slawischem Boden den großen und heißpatriotischen polnischen Dichter Adam Mickiewicz (1798 bis 1855), dessen Epos „Konrad Wallenrod" (1828) Polen und die Kirche verherrlicht, während „Herr Thaddäus" (1834) realistisch und humanistisch die Kämpfe der neueren Zeit schildert. Im äußersten Osten lehnten sich an Byron die beiden Chorführer der russischen Dichtung: Alexander Puschkin (1799 geb., im Duell gefallen 1837), dessen satirischer Versroman „Eugen Onägin" sein genialstes Werk ist, und Michail Lermontow (1811—1841), der das nämliche tragische Ende wie jener fand.

III. Kämpfe gegen Romantik und Reaktion.

1. Der Kampf gegen die Romantik.

Die Romantik konnte die Gemüter nicht auf die Dauer befriedigen; sie hat überhaupt nie auf weitere Kreise Einfluß ausgeübt. Die volkstümlichen Dichter waren ihr entweder von Anfang an fremd oder wandten sich von ihr ab. Zu diesen gehört der geborene Franzose Adalbert von Chamisso (1781—1838), der aber zum echt deutschen Dichter wurde, den sein satirisches Märchen Peter Schlemihl und seine ergreifenden Gedichte, besonders sein „Salas y Gomez" zum Liebling der Nation machten. Der mit einem Schicksalsdrama („Die Ahnfrau") in der Romantik wurzelnde Wiener Franz Grillparzer (1791 bis 1872) verließ die Schule bald und ging mit „Sappho", „Medea", „Hero und Leander" u. a. großartigen Dramen zur klassischen Tragik über, die ihn unsterblich machte. Geradezu ein zermalmender Feind der Romantik wurde der über vollendeter Sprachkunst die Poesie des Gemütes vergessende, daher unpopuläre Graf August von Platen

(1796—1835). Jene Eigenschaften verband in sympathischer Weise Friedrich Rückert (1788—1866), der den Deutschen, für deren Sache er glühte, die arabische, persische und indische Dichtung vermittelt hat.

Der schwere Druck, den die reaktionären Regierungen, besonders in der Zeit von 1815—1830, auf die Völker ausübten, drängte nach und nach alle frei denkenden Geister von jenem System und der mit ihm verbundenen klerikalen Romantik ab. Die deutsch-patriotischen Dichter waren die ersten gewesen. Ihnen folgten die Gelehrten, die sich in die Hallen ihrer Wissenschaft zurückzogen. Die prächtigen Brüder Grimm: Jakob Ludwig (1785—1863), und Wilhelm (1786 bis 1859) bauten die deutsche Grammatik, Mythe und Rechtsaltertümer auf feste Grundlagen und belebten die altdeutsche Dichtung wieder. Georg v. Raumer (1781—1873) und Christoph Schlosser (1776—1861) verliehen der Geschichtschreibung neues Leben. Wilhelm von Humboldt, Alexanders Bruder (1767—1835), der als Staatsmann umsonst Preußen auf freiere Wege zu lenken suchte, begründete die vergleichende Sprachwissenschaft und belebte die ästhetische Kritik. Karl Ritter (1779—1859) schuf in einem Riesenwerke die wissenschaftliche Erdkunde. Keiner aber hat wider Willen, auf weite Kreise einen so mächtigen Einfluß ausgeübt, wie der letzte systematische Philosoph, Georg Wilh. Friedr. Hegel (geb. 1770 in Stuttgart, † 1831 in Berlin), den die Ironie der Geschichte zugleich zum preußischen Staatsphilosophen und zum Vater aller späteren, dem herrschenden System in Staat und Kirche feindlichen Richtungen machte. Aus seinen schwer verständlichen Werken, die stets von einem Grundsatze zum Gegensatze und von diesem zur Vermittelnng übergingen und im ganzen einen erstaunlichen Bau bilden, hat eine rechte Seite für die starre Orthodoxie, eine mittlere für die Verquickung der Gegensätze und eine linke für die vollständige Negation alles Glaubens Kapital zu schlagen gewußt.

Die Blüte der Hegelschen Philosophie im Uebergange von den zwanziger zu den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. war denn auch die Zeit, in welcher ein dritter Sturm und Drang auf die Bühne des Schrifttums trat, ebenso unreif und unklar wie der erste und die Romantik. Seine Richtung war aber eine radikale, gegen alles Bestehende gerichtete. Seine Begründer sind zwei getaufte Juden, der Frankfurter Ludwig Börne (eig. Löb Baruch, 1786—1837) und der Düsseldorfer Heinrich Heine (1799—1856), die beide hauptsächlich von Paris aus polemisch und zersetzend die deutschen Zustände kritisierten, aber mit den Regierungen auch Land und Volk verhöhnten und mehr französisch als deutsch fühlten. Dem Prosaiker Börne gegenüber glänzte Heine als hochbegabter Lyriker, der fein und tief empfand, soweit ihn nicht seine satirische Ader verleitete, sich selbst zu verspotten, wodurch er später geradezu in Gemeinheit versank. Doch versöhnte sein unglückliches Ende die Welt mit ihm. Mit Heine hat viel Be-

rührungspunkte der weit maßvollere Karl Immermann (1796 bis 1840), in dessen zerfahrenen satirischen Roman „Münchhausen“ die reizvolle westfälische Idylle vom Oberhof eingefügt ist. Den Gipfel der Maßlosigkeit aber erstieg der sich nicht wie Heine verspottende, sondern verzehrende, himmelstürmende, aber verlotterte Dramatiker Christian Dietrich Grabbe aus Detmold (1801—1836). Eine besondere Gruppe von Schriftstellern bildet das seit 1830 auftretende, sittlich, religiös und politisch radikale „Junge Deutschland“, das aber nur einen wirklichen Dichter zählte: Karl Gutzkow (1811—1878), dessen Jugendwerke (Wally, Maha Guru, Nero u. a.) neben Uebertreibungen zündende Freiheitsgedanken enthalten. Mehr Erfolg hatten später seine Dramen („Uriel Acosta“, „Zopf und Schwert“ u. a.) und seine großen Zeitromane („Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“). Der Dramatiker Heinrich Laube (1806—1884) war nur bühnengewandt. Große philosophische „Faust“-Probleme wagte Julius Mosen (1805—1867) in „Ritter Wahn“ und „Ahasver“. Die freireligiöse Richtung pflegten Leopold Schefer (1784—1862) im „Laienbrevier“ und Friedrich von Sallet (1812—1843) im „Laienevangelium“. Eine tiefpoetische und freiheitdurstige Seele ging unter in dem Ungarn Nikolaus Niembsch, genannt Lenau (1802 bis 1850), der in seinen „Albigensern“ und „Savonarola“ lebende Gemälde aus der Geschichte der Gedankenfreiheit darstellte. In ihm verschwistert sich eine verspätete Romantik mit der Revolution, und jene endete mit ihm, ohne mit der schwächlichen „Amaranth“ Oskars von Redwitz (1823—1891) wieder aufleben zu können. Auch der 1840 die Regierung in Preußen antretende Friedrich Wilhelm IV., so viele und große Erwartungen er anregte, vermochte mit seinen verlebten romantischen Ideen die Revolution nicht aufzuhalten, die seit jenem Jahre in der Luft lag, aber thatsächlich schon vorher in verschiedenen Ländern von Zeit zu Zeit die Welt erschüttert hatte.

2. Der Kampf gegen die Reaktion.

Regierungen, gegen welche sich Revolutionen erheben, sind immer schlecht. Als ganz besonders verwerflich muß aber das seit 1815 in Europa herrschende System bezeichnet werden, weil gegen kein anderes eine solche Menge von Erhebungen stattgefunden hat. Den Anfang machten die spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika, von Mexiko bis Chile. Ihr Aufstand war um so begründeter, als er gerade von den Anhängern der Bourbons ausging, die sich gegen die napoleonische Herrschaft im Mutterlande erhoben hatten. Freilich erwies sich die Republik nicht als heilsam für Kreolen, Mischlinge und Indianer; fast beständige Bürgerkriege nach der Befreiung bewiesen es; ein Simon Bolivar war eben kein Washington, sondern nur der schwache

Versuch zu einem Napoleon. Weit ruhiger entwickelte sich Brasilien als Sekundogenitur Portugals, die aber schließlich (1889) auch gefallen ist. Beide Mutterländer blieben indessen von der Revolution (1820) ebensowenig verschont; doch ist sie in beiden von absolutistischer und klerikaler Reaktion niedergeworfen worden und machte einem blutigen Willkürregiment Ferdinands VII., Miguels und der Inquisition Platz. Nicht besser ging es in Italien, wo der Geheimbund der Carbonari, ursprünglich gegen Murat gerichtet, sich gegen die Bourbons Neapels wandte, aber nach vorübergehendem Erfolge durch Verrat, königlichen Wortbruch und Schreckensherrschaft tragisch unterging. Dagegen gelang es dem damals von der Sympathie aller zivilisierten Völker begrüßten (in Deutschland von Wilhelm Müller besungenen) Aufstande der Neugriechen gegen die vom heiligen Bunde, namentlich von Metternich unterstützte türkische Schmachherrschaft, geleitet von dem thätigen Geheimbunde der Hetärie, wenn auch unter heftigen inneren Wirren des so lange geknechteten Volkes, trotz dem offiziellen Europa, eine freilich arg beschnittene Unabhängigkeit zu erringen.

Sogar in Rußland gärte es (in dem geknebelten Polen selbstverständlich). Nachdem der fromme Alexander I. alle geheimen Gesellschaften verboten, deren gefährlichste aber fortbestanden, an deren Spitze Offiziere des kaiserlichen Heeres standen, wurde des Kaisers Tod zum Zeichen des Ausbruchs der Empörung, die aber Nikolaus I. (Dezember 1825) niederwarf.

Alles das verhinderte nicht die durch beharrliche Verschwörungen in Frankreich vorbereitete Julirevolution von 1830, die den verdienten Sturz der Bourbons bewirkte, den der „Klassiker“ Casimir Delavigne (1794—1846) besang, weit mehr aber der köstliche Volksdichter Pierre Jean Béranger (1780—1857) herbeiführen half, wobei er aber den Fehler beging, den Napoleonismus zu verherrlichen und damit dessen Wiedererhebung vorzubereiten.

Die Erhebung von 1830 haben in Frankreich die goldgierigen Orleans, in Belgien die Klerikalen, in Polen die Russen ausgebeutet und unwirksam gemacht. In Deutschland gelang nur die Vertreibung des elenden Karl von Braunschweig, in der Schweiz aber der Sturz der Patrizier. Dagegen folgten sich hier endlose „Putsche“ und „Freischarenzüge“, bis der „Sonderbund“ der Jesuitenfreunde (1847) niedergeworfen wurde.

Der seit 1830 aufgekommene politische Liberalismus war zu schwankend und unklar, um weitere Kreise zu befriedigen; der ihm seit 1840 folgende Radikalismus schadete sich durch seine Maßlosigkeit. In Wissenschaft, Litteratur und Religion aber waren nach Freiheit zielende Bestrebungen in den Verhältnissen begründet und nicht zu vermeiden. Dem harmlos gebliebenen „Jungen Deutschland“ folgte — ein wahrer Keulenschlag gegen die Orthodoxie — (1835)

das „Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß aus Ludwigsburg (1808—1874); Bruno Bauers Kritik der Evangelien kam nach und Ludwig Feuerbach (1804—1872) zog die letzten Konsequenzen der von den Hallischen (Deutschen) Jahrbüchern unter Arnold Ruge verfochtenen linken Hegelschen Seite, indem er (1841) im „Wesen des Christentums“ nachwies, daß, was die Religionen bisher unter Gott verstanden, im Grunde der Mensch sei, was aber die Naturvölker betrifft (im „Wesen der Religion“, 1845), die Natur. Unsinnige Uebertreibungen dieser Tendenzen blieben nicht aus; Nees von Esenbeck wollte 1841 den Menschen als das Absolute und Voraussetzungslose geltend machen; die praktische Folgerung zog 1845 Kaspar Schmidt, genannt Max Stirner (1806—1856, „Der Einzige und sein Eigentum“), indem er den Einzelnen von allen Gesetzen ablösen und nur Macht statt Recht anerkennen wollte. Solchen Phantastereien gegenüber forderte die Wirklichkeit ihr Recht, und es bäumte sich alles, was frei dachte, gegen die Ausstellung des „heiligen Rockes“ in Trier auf, woran sich die Bewegung des Deutschkatholizismus (Joh. Ronge) der Lichtfreunde (Leberecht Uhlich) und der freien Gemeinden (Dr. Rupp, Adolf Wislicenus u. a.) schloß, aber wenig dauernden Erfolg hatte. Zu gleicher Zeit stellten sich neue politische Dichter auf den Boden der Thatsachen, besangen der Reaktion gegenüber das Ideal der Freiheit und wurden zu Vorboten des „Völkerfrühlings“ von 1848. Zu ihnen gehörten: der Oesterreicher Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg, 1806—1876), der Schwabe Georg Herwegh (1817—1875), der Niedersachse Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), der Deutschböhme Alfred Meißner (1822—1885), der Rheinländer Gottfried Kinkel (1815—1882), der Westfale Ferdinand Freiligrath (1810—1876) u. a. Doch zeigen Grüns „letzter Ritter“, Meißners „Ziska“, Kinkels „Otto der Schütz“ und Freiligraths exotische Bilder, daß diese Dichter nicht ganz in der Politik aufgingen.

Sechster Abschnitt.

Das Zeitalter des Fortschritts.

I. Das Streben nach Emanzipation.

1. Die Aufhebung der Sklaverei und der Leibeigenschaft.

Das 19. Jahrhundert kennzeichnet sich durch ein beständiges, von keiner Reaktion zurückzudrängendes und nach jeder solchen wieder neu erwachendes Ringen nach Freiheit, von jedem Zwang, auf politischem,

sozialem, religiösem und litterarischem Gebiete. In keinem Jahrhundert häufen und drängen sich solche Bestrebungen wie in diesem. Was in früheren dieser Zeiträume nicht oder nicht völlig gelang, wurde im 19. Jahrh. vollendet oder neu aufgenommen. So zieht sich durch seinen ganzen Verlauf der Kampf gegen die Sklaverei der Neger, deren Beginn (S. 480) und Höhepunkt (S. 580) erwähnt wurden. England durfte darin den Anfang machen, weil es früher die größten Sünden in dieser Sache auf sich geladen hatte. Im J. 1807 hob es den Sklavenhandel und 1833 die Sklaverei selbst auf. Der große Staatsmann George Canning (1770—1827), der überall stand, wo es Freiheit zu verfechten galt, hatte letzteres vorbereitet, wie ihm auch die Befreiung Mittel- und Südamerikas und Griechenlands und die Gleichberechtigung der englischen Katholiken zu verdanken war. Endlich bewirkte (1841) England noch, daß alle Großmächte einander das Recht einräumten, die des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe zu untersuchen. Frankreich hatte schon 1791 die Sklaverei aufgehoben, Napoleon aber sie wieder hergestellt, und erst 1848 erfolgte die endliche Aufhebung. Das übrige Europa folgte bald nach.

Die härtesten Kämpfe erforderte die Beseitigung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Baumwollenkultur war die Stütze dieser Einrichtung, für die die Südstaaten, besonders Südkarolina, von solchem fanatischen Eifer erfüllt waren, daß sie alles anwandten, sie weiter zu verbreiten, die Auslieferung flüchtiger Sklaven durchsetzten, der Aufhebung des Sklavenhandels widerstrebten, solange es möglich war, ja ihn heimlich fortbetrieben und die Gegner der Sklaverei so terrorisierten, daß endlich (seit etwa 1850) in den Nordstaaten die Abolitionisten sich organisierten und das Buch der Mrs. Harriet Beecher-Stowe „Onkel Toms Hütte" einen außerordentlichen Erfolg errang*). Nachdem die Sklavenhalter seit Jahrzehnten in der Union geherrscht, gab 1861 die Wahl Abraham Lincolns das Zeichen zur Trennung des Bundes. Die Nordstaaten siegten im vierjährigen Bürgerkriege, die Sklaverei wurde abgeschafft; aber nach Lincolns Ermordung (1865) verwickelte Andrew Johnsons zweideutige Haltung die Union in neue Schwierigkeiten, indem einerseits abolitionistische Fanatiker und Neger in den früheren Sklavenstaaten eine Schreckensherrschaft übten und andererseits die Gegner eine Mordbande, Ku-klux-klan bildeten, die neue Greuel verübte. Erst in den siebenziger Jahren erloschen diese blutigen Unruhen.

Den Schluß mit Aufhebung der Sklaverei machten 1886 Spanien auf Cuba und 1888 Brasilien. Noch besteht sie im mohammedanischen

*) Kapp, Friedr., Gesch. der Sklaverei in den Ver. Staaten von Amerika. Hamburg 1861.

Orient, aber in milder Form. Der ihr sehr ähnliche Kulihandel, d. h. die Verbringung tsinesischer, indischer und polynesischer Arbeiter nach den ostindischen Inseln, Australien und Amerika steht unter gesetzlichen Schranken.

Leichteres Spiel als die Freiheit in Amerika hatte der Despotismus in Rußland. Im Laufe der Jahrhunderte war dort der vom Adel abhängige Bauernstand zu einer Klasse von Leibeigenen geworden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Uebelständen dieser Einrichtung abzuhelfen, gelang es dem edeln Zaren Alexander II. am 28. Jan. 1861 die Leibeigenschaft aufzuheben. Freilich hatte diese wohlgemeinte Maßregel bis jetzt infolge der Trunksucht und Faulheit der russischen Muschiks noch nicht die gehofften wohlthätigen Wirkungen. Uebrigens war das Los der nach Sibirien (oft genug willkürlich, ohne gerichtliches Urteil) Verbannten bis vor kurzem noch ein solches, mit dem verglichen der Stand der Leibeigenen beneidenswert erscheinen mußte*).

2. Die Arbeiterfrage und der Sozialismus.

Wie die Befreiung der Unfreien, so hat das 19. Jahrh. auch die Frage zu lösen unternommen, ob den Menschen, die für andere arbeiten, nicht ein menschenwürdiges Dasein gebühre; sie hat sich aber bereits dahin zugespitzt, daß gefragt wurde, ob nicht allen Menschen dasselbe Los beschieden, mit anderen Worten, ob nicht alle ohne Unterschied Handarbeiter sein sollen, was gleichbedeutend wäre mit einer Rückkehr zu barbarischen Zuständen einer Urzeit. Die Grundlage dieser Fragen bildet nicht nur die Thatsache der Armut, sondern auch das Bewußtsein einer elenden Lage. Dieses Bewußtsein erwachte nach langen Jahrhunderten des Eingeschlafenseins zum ersten Male wieder durch die Ereignisse der französischen Revolution, in welcher die Proletarier, wie wir (oben S. 588 f.) sahen, ja die Hauptrolle spielten und die Schreckensherrschaft erst möglich machten**). Nach ihrem Ende wagte den ersten Versuch der Gleichmacherei 1796 Babeuf, der sich den Vornamen „Gracchus“ (oben S. 299) gab, und ging dabei unter; weitere Versuche unter dem Julikönigtum scheiterten ebenfalls. Parallel mit diesen Thaten gingen sozialistische Träumereien und Phantasien, wie die des Grafen Henri de St. Simon (1760—1825) und seiner mystisch-religiösen nach ihm von Bazard und Enfantin geleiteten Gesellschaft, die 1832 unterdrückt wurde. Gleich ihr vergessen ist der Träumer Charles Fourier (1772 bis 1837), der die Menschheit in „Phalansterien“ abpferchen wollte und

*) Kennan, George, Sibirien. 3 Bde. Berlin 1890—1892.

**) Stein, Lorenz, Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs. Leipzig 1842.

von seiner Lehre eine Verbesserung der Natur erwartete! Der Abbé Robert de Lamennais (1782—1854) suchte das soziale Heil in einem aufgeklärten Katholizismus, Pierre Leroux (1798—1871) in der Vereinigung aller Menschen zu einer einzigen Gemeinschaft, der Kommunist Etienne Cabet (1788—1856) in einem schlaraffenartigen Staate Ikarien, der Nationalökonom Pierre Joseph Proudhon (1809—1865), der das Eigentum als Diebstahl und jede Regierung als reaktionär erklärte, in der Anarchie, endlich Louis Blanc in der Organisation der Arbeit, die aber 1848 in seinen nutzlosen „Nationalwerkstätten" scheiterte, deren Aufhebung den furchtbaren Arbeiteraufstand vom Juni zur Folge hatte.

Die praktischen Engländer hatten zwar auch einen sozialen Träumer in Robert Owen (1771—1858) aufzuweisen, wandten sich aber dem wirklichen Leben zu und hoben ihre schon vorhandenen Gewerkvereine (Trades' Unions), besonders seit der Mitte des Jahrhunderts, zu ganz bedeutenden und zukunftreichen Faktoren einer Verbesserung der sozialen Zustände empor.

In Deutschland gründete seit 1850 der spätere Kreisrichter Hermann Schulze aus Delitzsch (1808—1883) seine Kranken- und Sterbekassen, Vorschuß-, Rohstoff-, Kredit- und Konsumvereine. Da diese Anstalten für die ganz Mittellosen nutzlos sind, wurde es dem Agitator Ferdinand Lassalle 1863 leicht, den allgemein deutschen Arbeiterverein ins Leben zu rufen; er fiel jedoch 1864 im Duell, und an die Stelle seiner immer noch nationalen Idee trat die zu London von Abgeordneten verschiedener Länder gestiftete „Internationale Arbeiter-Assoziation". Sie zerfiel jedoch nach 1872 in zwei Parteien: die der Sozialisten nach der (gleich Lassalle) aus Hegels System hervorgegangenen Lehre von Karl Marx (1818—1883) und die der Anarchisten, an deren Spitze hauptsächlich russische Agitatoren, wie Michail Bakunin (1814—1876) und „Fürst" Peter Krapotkin (geb. 1842) standen, durch die sie, was Rußland betrifft, mit dem dortigen, bekanntlich bis zum Kaisermord an dem „Zar-Befreier" (1881) vorgeschrittenen Nihilismus zusammenfielen. Die weitere Entwickelung der in Deutschland ihren beachtenswertesten Zweig besitzenden Sozialdemokratie ist bekannt. Ebenso sind es die (ungenügenden, wenn auch wohlgemeinten) Versuche der Abhilfe sozialer Mißstände von staatlicher und kirchlicher Seite. Auch wird es nicht notwendig sein, an die scheußlichen Verbrechen der Anarchisten in verschiedenen Ländern speziell zu erinnern. —

3. Die Frauenfrage.

Die natürliche Bestimmung der Frau ist, Frau zu sein. Daß andere Bestimmungen für das weibliche Geschlecht behauptet und

gefunden werden konnten, ist eine Folge der sozialen Zustände, welche die Ehe vielfach erschweren, wozu noch in manchen Ländern ein Ueberschuß in der Zahl der weiblichen über die der männlichen Personen (in Deutschland etwa von einer Million) kommt. Infolgedessen hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. sowohl die Zahl der in Fabriken beschäftigten Frauen und Mädchen, als diejenige der mannigfachen anderen, sonst nur von Männern betriebenen Berufsarten sich widmenden weiblichen Personen stark zugenommen. Auch die wissenschaftlichen Berufsarten gehören hierher. Die Zahl der Lehrerinnen nähert sich mehr und mehr derjenigen der Lehrer; in England und Nordamerika übersteigt sie diese sogar um mehr als das Doppelte. Dem Studium der Hochschulfächer begannen sich Damen 1864 an der Universität Zürich zu widmen (meist der Heilkunde), wurden 1871 in der Schweiz zur Staatsprüfung zugelassen und überstiegen 1894 die Zahl von 300. Diesem Beispiele folgten nach und nach alle europäischen Staaten, ausgenommen Deutschland und Oesterreich, die das Frauenstudium nur unter Beschränkungen zulassen. Dagegen besteht schon seit 1868 ein Frauenlyceum in Berlin, welchem ähnliche Anstalten (Mädchengymnasien) in anderen deutschen Städten folgten. Die Zahl weiblicher Aerzte nahm seit 1880 bedeutend zu; in Amerika wirken Frauen längst auch als Geistliche (!), Juristen, Journalisten u. s. w

Das Streben emanzipationslustiger Damen nach politischen Rechten, wobei sie nur vergessen zu sagen, welche Pflichten sie dagegen übernehmen wollen, hat noch wenig Erfolg gehabt, und wo solcher eintrat, sich nicht recht bewährt, in Schul- und Armensachen ausgenommen.

Weit dringender erscheint allen Denkenden der sittliche Schutz des weiblichen Geschlechtes. Es sind merkwürdiger Weise Aerzte als Verteidiger des Bordellwesens aufgetreten, dessen Träger doch nur schlechte Subjekte sein können, das erfahrungsgemäß die Ueberlistung und Vergewaltigung unschuldiger Mädchen und den Verkauf solcher nach allen Erdteilen begünstigt, ja sogar notwendig im Gefolge hat, eine vereinzelte Prostitution noch nie und nirgends verhindern konnte, und wo es bereits besteht (in Frankreich und Belgien) in auffallendem Abnehmen begriffen ist. Nur drakonische Unterdrückung dieses Handels kann dem schwächeren Geschlechte den erforderlichen Schutz gewähren.

4. Die Freiheitsbestrebungen in Staat und Kirche.

Die Mitte des 19. Jahrh. war noch nicht erschienen, als Europa eine Revolution ausbrechen sah, der an Bedeutung wenige, an räumlicher Ausdehnung keine anderen gleichkommen. Sie hatte aber

keinen Zusammenhang, keine Organisation, keinen gemeinsamen Charakter. Sie war zerfahren und wäre von vornherein erstickt worden, wenn nicht die reaktionären Regierungen, deren Frucht sie war, lendenlahm gewesen wären. In jedem Lande, in dem sie ausbrach, sah sie nicht über dessen Grenzen und vorgebliche Bedürfnisse hinaus und wurde doch für eine allgemein freiheitliche gehalten. Ihr Ziel war in Frankreich sozialistisch, in Norddeutschland konstitutionell, in Süddeutschland republikanisch, in Italien national-unitarisch, in Ungarn magyarisch-chauvinistisch, so daß sie hier die Südslawen der Reaktion in die Arme jagte. Im Volke hatte sie nirgends Boden. Idealistische Schwärmer standen an ihrer Spitze, die nicht verhindern konnten, daß ihr begeisterter Anhang mit schlechten Elementen vermengt wurde, in denen die niedrigsten Instinkte ihr Wesen trieben und zu greuelhaften Scenen (in Frankfurt, Wien und Pest) führten.

Diese Zerfahrenheit und Schwäche der Revolution machte es der Reaktion, so schwach diese selbst war, verhältnismäßig leicht, zu siegen. Die Völker waren eben, soviel auch das Gegenteil behauptet wurde, nicht solidarisch — die Regierungen waren es aus Furcht geworden. Die Reaktion zeigte wohl in den ersten Jahren, später aber nicht mehr, die Härte und Brutalität des Zeitraumes von 1815 bis 1830; sie zog nach und nach mildere Seiten auf; denn sie bedurfte der Völker zu den Kämpfen um den Vorrang in Europa, der so verschiedene Gestalten annahm (westmächtlich-russisch, französisch-österreichisch, preußisch-österreichisch, deutsch-französisch, russisch-türkisch u. s. w.). Und erfreulich ist es dabei, daß den Hauptnutzen die Völker zogen. Rußland wurde an einer Ausbreitung des Panslawismus, der Mitteleuropa bedrohte, verhindert; Italien erreichte (1860) seine lange umsonst ersehnte Einheit; es erstand (1871) ein starkes und wirtschaftlich sich tüchtig entwickelndes Deutsches Reich, für das einstweilen die Befreiung von dem schwerfälligen Wiener System wichtiger ist, als der Verlust der Deutsch-Oesterreicher; die nördlichen Balkanvölker erlangten (1878) ihre Unabhängigkeit. Freilich bleibt noch sehr viel zu wünschen übrig; aber vollkommen wird die Welt ja doch nie!

Auf dem Gebiete der Religion ist die Entwickelung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. nicht nach dem Herzen der Freunde des Fortschritts. Aber diese unterschätzten von jeher die gewaltige Macht der Kirche über die zahllosen Gemüter, die in ihr die Vermittlerin zwischen dem Dies- und dem Jenseits verehren. Papst Pius IX., für den 1848 ganz Italien schwärmte, bis er die Franzosen gegen das aufständische Rom zu Hilfe rief, konnte am 8. Dez. 1854 den Glauben an die bis dahin streitige „Unbefleckte Empfängnis Marias“, worunter sich niemand etwas Klares denkt, allen Katholiken vorschreiben und den Unglauben daran mit Strafen bedrohen, ohne

den mindesten Widerspruch zu erfahren. Er konnte am 8. Dez. 1864 in dem sog. Syllabus 80 Sätze verdammen, die niemals ausgesprochen worden sind und nur dazu dienen, wie es im 80. Satze heißt, dem Fortschritte, dem Liberalismus und der modernen Civilisation den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Er konnte endlich am 8. Dez. 1869 im Vatikan ein Konzil versammeln, das ungeachtet des starken Widerspruchs, den sein Zweck auf katholisch-geistlicher Seite erfuhr, die bis dahin ebenfalls streitige Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhob, dem sich schließlich die widerstrebenden Bischöfe unterwarfen und dem nur das kleine Häufchen der „Altkatholiken" sich entgegenzusetzen wagte und noch wagt. Indessen hat Pius' IX. Nachfolger (seit 1878), Leo XIII. durch seine Klugheit und Mäßigung der katholischen Kirche neues und höheres Ansehen zu verschaffen verstanden.

Und so hat auch auf protestantischer Seite die Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens, ungeachtet aller an ihm geübten wissenschaftlichen Kritik, die große Menge der Gläubigen in der Gewalt behalten und der freien Forschung nur kleine Fähnlein unabhängiger Christen übrig gelassen. Daß es aber so bleibe, wird die sich rastlos weiter entwickelnde wissenschaftliche Arbeit immer unwahrscheinlicher machen.

Ueber den sich im Gegensatze zu Freiheit sowohl als christlicher Liebe breit machenden, zeitweise aber wieder zurückweichenden Judenhaß oder Antisemitismus verlieren wir hier kein Wort.

II. Die Entwickelung der Dichtung und Kunst*).

1. Die romanischen Völker.

Die Litteratur der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. (was nicht etwa genau chronologisch zu nehmen ist) unterscheidet sich von jeder früheren durch ihre Abwendung von dem Lobe der Vergangenheit (Romantik) und von der Parteitendenz (Junges Deutschland) und durch ihre eifrige Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Gegenwart, die Schilderung ihrer Zustände und die Heilung ihrer Leiden. Die Ausnahmen bestätigen, wie die beliebte Redensart lautet, die Regel. Es ist mit einem Worte die moderne Litteratur, von der wir sprechen, und als solche begann sie ihre Laufbahn in Frankreich. Das Zeichen zu ihrem Auftreten gab, schon vor der Mitte des Jahrhunderts, eine Frau, die unter dem Namen Georges Sand schreibende geschiedene Marquise Aurore Dudevant (geb. 1804, † 1876). Ihr wirkliches und schriftstellerisches Leben war ein Kampf für die Rechte der Frau. Ihn eröffnete sie in ihrem ersten erfolgreichen Roman

*) Die bildende und musische Kunst können wir hier nur anläßlich andeuten; eine vollständige Uebersicht gestattet die Kürze des Buches nicht.

„Indiana“, dem zahlreiche weitere folgten. Unter ihren Zeit- und Fachgenossen hat sich zwar Alexandre Dumas der Vater in seinen meisten Romanen teils in Utopien verirrt (le comte de Monte-Christo u. a.), teils mit Geschick in die Vergangenheit vertieft (les trois mousquetaires u. a.); desto modernere Ziele verfolgten die Begründer der realistischen Schule, der schlecht schreibende, aber gut schildernde Henri Beyle, genannt Stendhal (1776—1844) und mit weit mehr Dichtergabe Honoré Balzac (1799—1850), der erste jener psychologischen Secierer, die unserer Zeit eigentümlich sind. Mehr auf die Seite der berechnenden Sensation wandte sich Eugène Sue (1804 bis 1857), der in seinen aktuellen „Mystères de Paris“ und im phantastischen „Juif errant“ (der ewige Jude) das moderne Babylon drastisch schilderte.

Unter dem zweiten Kaiserreiche that die französische Muse einen tiefen Fall. Es traten Verseschmiede auf, die ihr teilweise schönes Talent mißbrauchten, im Schmutze zu wühlen oder unverständlich zu lallen, wie die Verlaine, Baudelaire, Richepin, Rollinat, und Romanschreiber, die wie Huysmans („à rebours“) das Laster verherrlichten. Das Theater wurde von zwar geschickten Machern gepachtet, die aber wie Alexandre Dumas der Sohn, Victorien Sardou, Emile Augier u. a. den Ehebruch als vornehmstes Motiv der Handlung verwendeten. Viele Romandichter aber brachten nach Sedan den Ruf der franz. Litteratur wieder auf eine höhere Stufe. Octave Feuillet, Gustave Flaubert, Alphonse Daudet, Paul Bourget u. a. leisteten in der psychologischen Analyse des Menschenherzens Vortreffliches. Eine eigene Bahn beschritt Emile Zola in einer Reihe von Familiengeschichten (les Rougon-Macquart), die vom Waten im Schmutzigen und Gräßlichen sich nach und nach zu reineren Höhen erhoben, und denen die geistvolle Trilogie: Lourdes-Rome-Paris mit weitsichtigen Perspektiven folgte. Eine ähnliche Entwickelung machte der als Dichter höher stehende, aber leider zu früh dem Lichte des Geistes entrissene Guy de Maupassant durch. Blendende Bilder ferner Zonen entrollte Pierre Loti (eig. Julien Viand); ansprechend führte dagegen Georges Ohnet in das Familienleben seines Landes ein. Der belgische Wallone Maurice Maeterlinck suchte sich vollständig von der Wirklichkeit abzulösen und in ein unmögliches Traumleben zu versetzen. Recht gesunde Lebensbilder schufen dagegen die franz. Schweizer Töpffer, Cherbuliez, Droz, Richard, Rambert u. a.

Die italienische Litteratur unserer Zeit eröffnete Giuseppe Giusti (1809—1850), der geistvolle Zermalmer der Schmachwirtschaft seines zu seiner Zeit so unglücklichen Landes. Unter den neuen politischen Zuständen ist Giosuè Carducci (geb. 1836) der dichterische Chorführer freier Richtung. Sein Idealismus beseelte freilich viele jüngere Dichter; aber es erhob sich auch eine naturalistische Schule,

die sich den Namen des Verismus beilegte und der Lorenzo Stecchetti (eig. Olindo Guerrini), der drastisch schildernde Gabriel d'Annunzio u. a. angehören. Der Kulturhistoriker Angelo de Gubernatis ragt als Dramatiker hervor. Einen edeln Sozialismus besang die junge frühere Lehrerin Ada Negri in ihren Gedichten. Ideale Sitten- und Familienbilder haben Salvatore Farina und Edmondo de Amicis zu Verfassern. Eine hervorragende Novellistin mit idealer Richtung ist Mathilde Serao.

In Spanien war der erste moderne Dichter (auf allen Gebieten) José Zorrilla (1818—1893). Als Dramatiker überragt ihn José Echegaray (geb. 1832), ein klarer, aller Mystik abgeneigter Kopf; als Lyriker steht Gaspar Nuñez de Arce (geb. 1834) voran, als Romandichter Pedro Antonio de Alarcon (1833—1891), dessen Freisinn Armando Palacio Valdes (geb. 1853) folgt, denen aber der Jesuit Luis Coloma (geb. 1851) gegenübersteht. In Portugal ist nur Francisco Gomez de Amorim (1827—1891) als humaner Idealist auf allen poetischen Gebieten zu nennen. Das iberische Amerika hat ebenfalls seine Dichter, aber ohne bedeutende Einwirkung auf den Gang der Kultur.

2. Die Deutschen.

Auf die deutsche Dichtung hat die Reaktion von 1849 um so weniger Einfluß ausgeübt, als schon mehrere Jahre vorher eine der revolutionären Tendenzdichtung ab- und den Idealen der Poesie zugewandte dichterische Thätigkeit begonnen hatte, die sich in ihren rein ästhetischen Bestrebungen von den Zeitereignissen nicht irre machen ließ. Man hat sogar mit Bezug auf jene Zeit (d. h. die letzten Jahre vor und anderthalb Jahrzehnte nach der Mitte des Jahrhunderts) von einem silbernen Zeitalter (mit Bezug auf das goldene Goethes und Schillers) der deutschen Dichtung gesprochen*). Diese Zeit ist frei von Sturm und Drang; ein solcher ist ihr erst später nachgefolgt; aber sie ist reich an Talenten und an eifrigen litterarischen Bestrebungen; sie sah die noch heute beliebtesten Zeitschriften für schöne Litteratur entstehen. Als ihre größten Dichter bezeichnet Bartels wohl mit Recht den Holsteiner Friedrich Hebbel (1813—1863) und den Thüringer Otto Ludwig (1811—1865). Die Hauptstärke beider liegt im Drama, das bei beiden einen düstern, schmerzlichen Zug hat, wie er uns in jener Zeit häufig begegnet, vielleicht nicht ohne Einwirkung der resignierenden, pessimistischen Philosophie Schopenhauers (über diese weiter unten). Nicht ohne Schwächen, aber gewaltig und ergreifend sind Hebbels Tragödien: Judith, Genovefa, Maria Magdalena,

*) Bartels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1899. S. 8 ff.

Herodes und Mariamne, Demetrius, die Nibelungen-Trilogie u. a., und Ludwigs „Erbförster", „Makkabäer" u. a. Aber man beachtete damals mehr die in bescheidenen Verhältnissen spielenden Novellen der Bauerndichter: des konservativen Berners Jeremias Gotthelf (Alb. Bitzius) und des freisinnigen Berthold Auerbach, in engeren Kreisen auch die malerischen Naturbilder des Oesterreichers Adalbert Stifter. Doch, die Zeit war noch reicher. Als Dramatiker ohne tragische Richtung glänzte Gustav Freytag (1816—1895); bedeutender sind seine Romane „Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift" und der große Cyklus aus der deutschen Geschichte mehr als eines Jahrtausends, „Die Ahnen". Die plattdeutsche Sprache brachten zur Geltung auch bei Oberdeutschen Fritz Reuter (1810—1874) und Klaus Groth (1819—99). Liebenswürdige und vielfach ergreifende Novellendichter waren Wilhelm Raabe (geb. 1831) und Theodor Storm (1817 bis 1888). In der Schweiz erstand ein dichterischer Stern in Gottfried Keller aus Zürich (1819—1891), dessen Roman „Der grüne Heinrich" und die Novellensammlung der „Leute von Seldwyla" Meisterwerke sind. Etwas später gesellte sich ihm sein Mitbürger Konrad Ferdinand Meyer (1825—1898) bei, der in feingearbeiteten Novellen aus der Renaissance weite Kreise erfreute. Der in seiner Lyrik etwas burschikose Jos. Viktor (v.) Scheffel (1826—1886) schuf den besten kulturhistorischen Roman unserer Zeit „Ekkehard" und die beliebteste epische Dichtung, den „Trompeter von Säkkingen". Wilhelm Jordan, Ostpreuße (geb. 1819), dichtete, nachdem der faustische „Demiurgos" vorausgegangen, die „Nibelungen" frei um und schrieb im Alter den tiefen Roman „Die Sebalds". Epische und dramatische Dichtungen von Wert schuf der Schlesier Rudolf (von) Gottschall (geb. 1823). Köstliche kulturgeschichtliche Novellen sind diejenigen Wilh. Heinr. (von) Riehls (1823—1897). Die damals beliebten Novellisten Holtei, Schücking, Hackländer, Gerstäcker, Mügge, den exotischen Schilderer Karl Postel, genannt Charles Saalsfield, sowie die Theaterdichter Bauernfeld und Benedix können wir hier nur andeuten.

Seit der Mitte der fünfziger Jahre fand sich aus verschiedenen deutschen Gegenden in München eine Schule von Dichtern zusammen, die, ohne Boden im Volke, in höheren Kunstregionen schwebten, gewissermaßen eine Malerschule mit der Feder. Zu ihr gehörten (nach Bartels): Emanuel Geibel (1815—1884), Paul Heyse (geb. 1830), Graf Adolf Friedr. v. Schack (1815—1894), Friedr. (von) Bodenstedt (1819—1892), der Dichter des „Mirza-Schaffy", Hermann Lingg (geb. 1820), der Sänger der „Völkerwanderung" u. a.

Nach dem Aufschwung der deutschen Dichtung, den diese Namen bedeuten, ungefähr mit dem Kriege von 1866, der, wie noch mehr jener von 1870/71 alles außer der Politik in den Hintergrund drängte, trat eine Zeit des Verfalls (der Décadence) ein, die ihren

häßlichen Tiefpunkt in den Jahren des großen Krachs (um 1873) erlebte und von einem Ueberwuchern des Materialismus, des Strebertums, des Byzantinismus, des Chauvinismus, des Gründerschwindels und der Grundsatzlosigkeit begleitet war. Der vollständige Mangel dieser Zeit an großen dichterischen Namen, die Beschränkung wahrer Größe auf einen Mann (Fürst Bismarck) rechtfertigt unsere Kürze.

Der allgemeine Charakter dieser Zeit verhindert natürlich nicht das Auftreten einer Anzahl wackerer und tüchtiger Schriftsteller; allein ihr Können war immerhin ein untergeordnetes. Bessere Vertreter der Décadence sind im Drama Adalbert Brachvogel, im Roman Friedrich Spielhagen, im Epos Robert Hamerling (1830 bis 1889), in der Lyrik die Wienerin Ada Christen (eig. Christine von Breden). Die tiefste Stufe des Verfalls bezeichnen dagegen Leopold von Sacher-Masoch und Emil Mario Vacano. Nach 1871 war wieder ein Aufschwung zu verzeichnen in dem Dramatiker Martin Greif (eig. Hermann Frey), den vortrefflichen österreichischen Volksdichtern Ludwig Anzengruber (1839—89) und Peter Rosegger (geb. 1843), der ebenfalls aus dem Volke (aber auch der „höhern" Welt) schöpfenden Marie von Ebner-Eschenbach. In der öden Gründerzeit tauchten die Nachahmer der französischen Bühne (oben S. 622), Paul Lindau, der ätzende Kritiker, und Oskar Blumenthal, der „Possenfabrikant" auf. Von dieser Atmosphäre hielten sich frei Georg Ebers, der Aegypten (mit weniger Glück das 15. u. 16. Jahrh.), Felix Dahn, der das alte Deutschtum in Romanen, Julius Wolff und Rud. Baumbach, die das Mittelalter in epischen Dichtungen behandelten, so auch Fr. W. Weber, der dies vom katholischen Standpunkte that. Einen bedeutenden Einfluß auf die Zeit übte Richard Wagner (1813—83), der größte Musiker unserer Tage, der schlechtem Text und schwacher Handlung mächtig ergreifende und berauschende Töne lieh, seine Standpunkte aber zu oft wechselte. — Auf der Bühne suchten Adolf Wilbrandt, Arthur Fitger, Ernst von Wildenbruch u. a., im Roman Wilhelm Jensen, mit mehr gutem Willen als Gelingen einem besseren Geschmacke Bahn zu brechen. Umsonst, die Mode verlangte Nachahmung der Franzosen (Zola), Norweger (Ibsen) und Russen (Tolstoi). Wenige hielten sich davon so frei wie der die Mark Brandenburg lebendig malende Theodor Fontane (1819 bis 1899) und Wolfgang Kirchbach (geb. 1857). Neuen nationalen Zielen verliehen eine edle Form die Brüder Hart, Heinrich (geb. 1855) und Julius (geb. 1859). Die große Masse der Schriftsteller aber suchte in einem neuen „Sturm und Drang" die „Moderne" (im Gegensatze zur Antike) nach persönlichem Belieben zu gestalten. Der schön begabte Lyriker Detlev von Liliencron ist ihr Haupt; ihn wie die anderen schützte das Talent nicht vor Verirrungen des Geschmacks. Karl Bleibtreu zerfuhr in Ueberfruchtbarkeit. Erst galt der Natura-

lismus als Leitstern. Der Ostpreuße Hermann Sudermann (geb. 1857), der in „Frau Sorge“ ein im schönsten Sinne naturwahres Buch schrieb, und der Schlesier Gerhart Hauptmann (geb. 1862), pflegten ihn auf der Bühne in teilweise abstoßenden Stoffen, wie Sudermann in „Ehre“, „Sodoms Ende“, „Heimat“, Hauptmann im „Friedensfest“, in den „Webern“ u. a. Er wurde aber, nach dem Auftreten des die weitesten Kreise hypnotisierenden Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche (geb. 1844, seit 1889 geisteskrank), vorzüglich nach dessen sprachgewandter, aber traum- und nebelhafter und utopischer Phantasie „Also sprach Zarathustra“ (1883 ff.), durch den bodenlosen Symbolismus abgelöst. Außer Otto Erich Hartleben, Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel u. a., wandte sich ihm namentlich auch Hauptmann in „Hannele“ und der „versunkenen Glocke“ zu, während Sudermann im „Johannes“ neue Wege einschlug. Der Gegensatz zwischen dem Naturalismus und dem Symbolismus ist im Grunde der alte zwischen Realismus und Idealismus, die sich in jene Extreme verirrt haben. Sie finden sich auch in der deutschen (und anderen) Malerei, in welcher Adolf Menzel (geb. 1815) die realistische und Arnold Böcklin (geb. 1827) die idealistische Richtung vertreten, Hans Makart aber in ideenlosen Naturalismus und Gabriel Max in mystischen Symbolismus abgeirrt sind, während die Kunst eines Hans Thoma (geb. 1839) und eines Fritz von Uhde (geb. 1844) der realistischen Darstellung eine ideale Symbolik eingehaucht hat.

In der Dichtung scheint die Décadence indessen dem Ende zuzueilen, und es erheben sich bereits Dichter und Dichterinnen, die den Stern der Zukunft in einem idealrealistischen Anschluß an die Heimat, wie sie wirklich ist, aber in verklärtem Lichte erblicken. Dazu gehören außer Rosegger: Richard Bredenbrücker, Adolf Bartels, Hermine Villinger, Ilse Frapan u. a. Hoffen wir auf ein weiteres Gelingen dieser schönen Anläufe.

3. Die Nordgermanen.

In den Niederlanden wurde die bis dahin herrschende Nachahmung der Franzosen zuerst durch den patriotischen Neuromantiker Jakob van Lennep (1802—68) gebrochen, der sich an Byron und Scott anschloß. Als lyrisch-didaktischer Dichter wurde Lambert ten Kate (1819—69) gefeiert. Als Romandichter ragte seit 1860 der gewesene Kolonialbeamte in Java, Douwes Dekker, genannt Multatuli, durch seine exotischen Schilderungen hervor. Eine jüngste Schule hat den Novellisten Louis Couperus an der Spitze. An derjenigen der aufstrebenden belgischen Vlamen stand der beliebte Romanschriftsteller Hendrik Conscience (1812—83).

Die jüngere englische Dichterschule knüpfte an Shelley (oben S. 611) an und anerkannte den hellsinnigen, von der Orthodoxie

abgewandten Essayisten und Litteraturhistoriker Thomas Carlyle (1795—1881) als ihren Lehrer, wenn auch seine Verherrlichung großer Männer (Cromwell, Friedrich d. Gr. u. a.) zu weit ging. Der größte Dichter des neuern England war Alfred Tennyson (1810—93), der in allen Dichtungsformen Großartiges schuf (am bekanntesten ist wohl Enoch Arden). Unter seinen zahlreichen Nachfolgern nennen wir Robert Browning (1812—89) und Charles Swinburne (geb. 1837). Des letzteren Symbolismus und Mystik teilten die sog. Präraфaeliten, zugleich Maler und Dichter, die, Dante Gabriel Rossetti (1828—82) an der Spitze, das Heil im Mittelalter suchten. Ein gelehrter Dichter war Mattew Arnold (1822—88). Edwin Arnold (geb. 1832) besang Buddha im „Light of Asia". Als Dramatiker suchte Sheridan Knowles (1784—1862) Shakespeare nachzueifern.

Keine Dichtgattung ist in den britischen Reichen so fruchtbar wie der Roman. Er ging natürlich von Walter Scott aus; seine älteren Pfleger von Bedeutung waren Edward Lytton Bulwer (1803—73), Charles Dickens (1812—70), William Thackeray (1811—63); ihre Nachfolger und Nachfolgerinnen, deren Zahl Legion, warfen sich seit der Mitte des Jahrhunderts mit Eifer auf die Sensation, aus deren Irrgärten nur wenige durch Geist hervorragen, wie Mary Ann Evans, genannt George Eliot (1819—80), L. Stevenson (1850—94), H. Rider Haggard (geb. 1856), Marion Crowford (geb. 1854), G. du Maurier (1834—96), der Verfasser von „Trilby". Die erste Stelle unter den Verfechterinnen der Frauenrechte gebührt Mary Humphry Ward. Rudyard Kipling, der heute gefeiertste Novellist, läßt mit Vorliebe Tiere, Schiffe, Maschinen u. s. w. wie Personen auftreten. Eine besondere religionsgeschichtliche Richtung vertraten Kardinal Wiseman (1802 bis 65) in seiner „Fabiola" und vom entgegengesetzten Standpunkte Charles Kingsley (1819—75) in seiner „Hypatia".

Englands emanzipierte Kolonie Nordamerika hat eine ansehnliche Litteratur aufzuweisen. Ihr berühmtester Vertreter in gebundener Sprache ist Henry Wadsworth Longfellow (1807—82), Verfasser des Indianer-Epos „Hiawatha". Edgar Allan Poe (1809 bis 49) war ein genialer Spätromantiker. Im Roman ragten hervor James Fenimore Cooper (1789—1851), der vielgelesene Schilderer des „wilden Westens". In weiteren Kreisen bewegte sich der auch als Historiker bedeutende Washington Irving (1783—1859). Heute sind die beliebtesten Schilderer der Humorist Mark Twain (eig. Clemens, geb. 1835) und der Kalifornier Bret Harte (geb. 1839), während der formlose Lyriker Walt Whitman (1819—92) von vielen nicht als zurechnungsfähig erachtet wird.

Die moderne dänische Litteratur beginnt ihr Leben mit dem Dramatiker J. L. Heiberg (1791—1860), dessen romantische Richtung

sich in Henrik Hertz (1798—1870) u. a. fortsetzte. Mehr von der deutschen als der nordischen Seele hat H. C. Andersen (1805 bis 1875), dessen Romane und Märchen weltbekannt sind. Ein Nacheiferer Byrons war F. Paludan-Müller (1809—76). Der Romantik setzte die realistische Richtung entgegen der fruchtbare, auch in Deutschland bekannte Kritiker Georg Brandes (geb. 1842). Ihr und den übrigen modernen Neigungen huldigte besonders Holger Drachmann (geb. 1846) mit zahlreichem Gefolge. Nicht ohne Einfluß war daneben die mystisch, polemisch und satirisch schillernde Schriftstellerei des Theologen Sören Kierkegaard (1813—55).

Norwegens Litteratur ist so gut wie erschöpft, wenn wir die beiden Namen Ibsen und Björnson nennen. Henrik Ibsen (geb. 1828), der unbestritten große, aber düstere Dramatiker, begann mit Stücken aus der nordischen Heldensage, ging, sein Vaterland verlassend, 1866 zu universal gedachten, den vergeblichen Kampf der Phantasie gegen die rauhe Wirklichkeit schildernden Buchdramen (Brand, Peer Gynt, Kaiser und Galiläer) über, seit 1877 aber zu seinen bühnengewandten, die Schäden und Gebrechen der Gesellschaft geißelnden Gesellschaftsstücken (Stützen der Gesellschaft, Nora u. a.), die aber seit 1881 mit pessimistischer Tendenz in die Geheimnisse der Vererbung eindringen (Gespenster, Wildente, Rosmersholm u. a.), seit 1888 Ideen symbolisch verwenden (Frau vom Meer, Hedda Gabler und Baumeister Solneß) und seit 1894 eine böse Vergangenheit zu sühnen bestrebt sind (Klein Eyolf, J. G. Borkman, „Wenn wir Toten erwachen"). — Björnstjerne Björnson (geb. 1832) ist eine hellere, aber weniger originelle Natur, schildert in Novellen und Dramen das Leben seines Landes realistisch und behandelt im „Handschuh" ein modernes sexuelles Problem. Jonas Lie (geb. 1833) geht den nordischen Märchengestalten in den Regungen der Menschenseele nach. In wüste Regionen des Lebens verirren sich dagegen die jüngsten Dekadenten Alexander Kjelland und Arne Garborg, während Knut Hamsun sich im Kampfe mit dem Leben zum tiefen Seelenforscher emporgearbeitet hat. Das ferne Island hat seinen modern-satirischen Dichter Gestur Palsson (1853—91) in die Ferne getrieben!

An der Spitze der modernen Litteratur Schwedens stehen der als Dichter allseitige Almquist (1793—1866) und für Schwedisch-Finland der großartige Epiker Joh. Ludwig Runeberg (1804 bis 1877). Fruchtbare Romanschreiberinnen waren Friederike Bremer (1802—66) und Emilie Flygare-Carlén (1807—92). Moderne zerrissene Weltschmerzler und unstete Wanderer begegnen uns in August Strindberg (geb. 1849) und Ola Hansson (geb. 1860), die von ihrer hohen Begabung einen zunehmend übeln Gebrauch machen. Dagegen versteht es Alfred v. Hedenstjerna, einfache Bilder mit erschütternder Wirkung zu malen. Charlotte Leffler-

Edgrén, später Gräfin Cajanello (1849—92), vertiefte sich in die Frauenfrage. Ein vielversprechendes neues Talent entfaltet die junge frühere Lehrerin Selma Lagerlöf in ihrem Roman „Gösta Berling".

4. Die Osteuropäer.

Nicht lange vor der Mitte des Jahrhunderts begann in Rußland eine nationale Litteratur, deren Vorläufer der wegen 1825 (oben S. 614) nach Sibirien geschickte und im Kaukasus gefallene A. Bestuschew (1795—1837) war. Echte Volkstöne schlug der als Leibeigener geborene Taras Schewtschenko (1814—61) an. Die russischen Zustände zu schildern (die sog. Anklage-Litteratur, Oblitschenie) begann Nikolai Gogol (1809—52) in seinen „Toten Seelen", dem Schauspiel „der Revisor" u. s. w. In dieser Satire der Korruption fuhren fort Belinski (1811—48), Alexei Pissemski (1820—81), Nikolai Nekrassow (1822—78), Michail Saltykow (1826—89) u. a. Das Eintreten einer jungen Generation in die Geschicke des Landes begrüßte zuerst Iwan Gontscharow (1813—?), weit großartiger aber Iwan Turgenjew (1818—83), der in seinem Hauptwerke „Väter und Söhne" (1861) den Begriff des Nihilismus aufbrachte und zugleich geißelte. In seinem „Rauch" und „Neuland" verzweifelte er an einer Besserung der Zustände. Die Sache der Nihilisten vertrat dagegen Nikolai Tschernyschewski (geb. 1828). Die ergreifendsten Schilderungen jener Zustände haben Feodor Dostojewski (1821—81) zum Verfasser, der 12 Jahre in Sibirien verbannt war und dessen unschätzbares Hauptwerk „Verbrechen und Strafe" den aus krankhaftem Wahn, Not und Schwäche zum Mörder gewordenen Raskolnikow zum traurigen Helden hat. Der heute meist besprochene Schriftsteller Rußlands, Graf Leo Tolstoi (geb. 1828), begann mit kurzen, ergreifenden Novellen, schilderte dann in einem umfangreichen Roman den Krieg von 1812 und schritt endlich zu seinen bekanntesten Werken: „Anna Karenina" und „Die Kreutzersonate", die beide die schlimmen Folgen unglücklicher Ehen erschütternd malen. In letzter Zeit hat sich Tolstoi völlig einer mystischen, angeblich urchristlichen Richtung ergeben und lebt demonstrativ wie ein Bauer auf seinem Gute Jasnaja Poljana. Tolstois jüngere Nachfolger Boborykin, Potapjenko u. a. sind noch nicht recht geklärt. — Der gewaltige Geist, der in den genannten russischen Dichtern glüht, entfaltet sich auch in dem kolossalen Malergenie Wassili Wereschtschagins (geb. 1842), der in schreckensvollen Kriegsbildern — für den Frieden wirkt.

In der hier behandelten Zeit gelten als bedeutendste polnische Dichter Sigismund Krasinski (1812—59), Verfasser des Weltgedichtes der „höllischen Komödie", und Ignaz Kraszewski

(1812—87), dessen Faustwerk (Twardowski) zwar nicht an das Vorbild reicht, dessen historische Romane aber erhebend auf sein Volk wirkten. Heute ist am beliebtesten Heinrich Sienkiewicz (geb. 1845), der sich aber der klerikalen Richtung ergab, wie sein Romancyklus von 9 Bänden aus der polnischen Geschichte zeigt. Einen anderen Standpunkt nimmt der mit ihm wetteifernde Demokrat Boleslaw Prus ein. Elise Orzeszko (geb. 1847) schildert ihr Volk in trefflichen Bildern.

Unter den Tschechen Böhmens hat der Chauvinismus das Auftauchen eines echten Dichters ohne Parteistellung nicht verhindern können. Es ist Jaroslaw Vrchlicky (eig. Bohuslaw Frida, geb. 1853), dessen Gedichte und Novellen einem „idealistischen Pessimismus“ huldigen.

Noch erst in einer Neubildung begriffen und noch ohne große Namen sind die Litteraturen der Südslawen (Serbokroaten), der zwar eine vom Latein stammende Sprache redenden, aber in Anschauungen und Sitten osteuropäischen Rumänen und der erst vor kurzer Zeit frei gewordenen Neugriechen.

Außerhalb der arischen Sprachfamilie stehen die Magyaren, die ritterlichen, aber herrschsüchtigen Unterdrücker der Mehrheit von Ungarns Völkern. Ihre Litteratur ist recht bedeutend. Auf die Volksdichter Michael Vörösmarty (1800—55) und den im Kriege 1849 verschwundenen Alexander Petöfy folgten der durch die „Tragödie des Menschen“ hervorragende Emerich Madach (1823—64) und die Meister des Romans: Nikolaus Josika (1794—1865), Josef v. Eötvös (1813—71), Sigmund Kemény (1815—75) und Maurus Jokai (geb. 1825), der trotz übergroßer Fruchtbarkeit und greller Phantastik viel Schönes hervorbrachte. Wie in diesen Schriftstellern, lebt Ungarns Geist auch in dessen großem Maler Michael Munkacsy (geb. 1844).

Auch die Verwandten der Magyaren, die Finnen (oben S. 70 f.), haben begonnen sich litterarisch zu bethätigen.

III. Die Entwickelung der Wissenschaften.

1. Die Naturwissenschaften.

Kurze Zeit vor der Mitte des 19. Jahrhunderts begann eine Zeit glänzender Entdeckungen am gestirnten Himmel. Im J. 1845 fand Hencke die Asträa, einen fünften der Asteroiden (oben S. 593), die seitdem bis auf über 400 angewachsen sind. Den bisher fernsten Planeten Neptun (770 Mill. Meilen von der Sonne) fand nach Leverriers Angaben 1846 Galle in Berlin. Der Amerikaner Bond und der Engländer Dawes entdeckten 1850 den dritten Ring des

Saturn. Asaph Hall in Washington enthüllte 1877 die zwei Monde des Mars; Saturn erhielt in unserer Zeit deren acht, Uranus vier und Neptun einen. Auf dem Mars wurden eine Art von Kanälen gesehen, die sich zeitweise verändern. Großartig ist die Zahl der Beobachtungen von und an Kometen, Meteoriten, Doppelsternen, Sternhaufen, Sternnebeln u. s. w. Populär bearbeiteten die Astronomie Johann v. Littrow (1781—1840), Heinrich Mädler (1791 bis 1874) u. a. Die Sternwarten haben mit ihren wunderbaren Apparaten eine erstaunliche Entwickelung genommen. Kirchhoff und Bunsen, Huggins und Miller begründeten die Spektralanalyse, die uns die chemischen Bestandteile der Weltkörper enthüllt. Alexander von Humboldts (oben S. 593) „Kosmos" faßte 1845—62 die damaligen Ergebnisse der physischen Weltbeschreibung in großartiger Darstellung zusammen.

Auf dem Gebiete der Physik entdeckte Robert Mayer aus Heilbronn 1842 das Prinzip der Erhaltung der Kraft.

Die Lehre von der Elektrizität hob auf die Höhe unserer Zeit Hermann von Helmholtz (1821—94), und ihm eiferte sein Schüler Heinrich Hertz nach. Große Erfindungen unserer Tage sind die Röntgen'schen Strahlen, Edisons Phonograph, Lumières Kinematograph, Marconis Telegraphie ohne Draht und die Photographien der Gestirne, besonders unseres Mondes.

Die Chemie wurde vervollkommnet durch Berzelius (1779 bis 1857), Faraday, Mitscherlich, Wöhler, Justus Liebig (1803—73), Pictet, Dewar u. a. Die beiden letztgenannten gelangten zur Erzeugung flüssiger Luft. Neue Stoffe, wie das Argon, wurden entdeckt.

Die Geologie des 19. Jahrh. pflegten Leopold von Buch, Sir Charles Lyell, Elie de Beaumont, Ferd. von Hochstetter, Hopkins, Hoernes, Rütimeyer u. a., die Botanik Pyrame de Candolle aus Genf (1778—1841), Karl Schimper (1803—67), Alexander Braun, Matthias Schleiden (1804—81), Theod. Schwann (1810—82), Karl Wilh. Nägeli (1817—91), Simon Schwendener u. a., die Zoologie, nach Leopold von Cuviers (1796—1832) Vorgang, Burmeister, Roßmäßler, Milne-Edwards, Ehrenberg, Karl Vogt, Brehm Vater und Sohn, Pechuel-Lösche, August Weismann, Ernst Häckel u. a. Hierher gehört die bekannte Hypothese oder Theorie Charles Darwins (1809—82), die immer noch sehr bestritten ist.

Die Anthropologie hat ihre bedeutendsten Forscher in Hermann Schaaffhausen (1816—93), Rudolf Virchow (geb. 1821), Joh. Ranke (geb. 1836), Th. Huxley u. a. Der Begründer der Physiologie des Menschen war Johannes Müller (1801 bis 59), derjenige der pathologischen Anatomie Rokitansky in Wien. Die fast unübersehbaren Systeme der Heilkunde sind in Kürze nicht zu bewältigen.

Das nämliche gilt auch von dem ungeheuern Gebiete der technischen Erfindungen und Verbesserungen des 19. Jahrhunderts, die, wie die Telegraphie, die Photographie, die Dampfkraft, die Maschinen aller Art, das Telephon, die elektrische Beleuchtung und Fortbewegung u. s. w. in glücklicher, die Vervollkommnung der Kriegswaffen in unglücklicher Weise, auf die sozialen Verhältnisse eingewirkt haben, was in Kürze zu bewältigen ein Ding der Unmöglichkeit wäre.

2. Die historischen Wissenschaften.

Als Grundlage dieser Gruppe müssen wir die Erdkunde betrachten, deren Fortschritte in den Ergebnissen unübersehbarer Reisen und Entdeckungen vorliegen. Sie betrafen im 19. Jahrh. vorzugsweise das Innere der ungegliederten großen Festländer. Nachdem Mungo Park 1795 den Niger entdeckt, wurde Afrika 1821—25 von Oudney, Denham und Clapperton, 1830 und 31 von den Brüdern Lander, seit 1849 von Richardson, Barth und Overweg, seit 1853 von Ed. Vogel, der dort ermordet wurde, seit 1866 von Rohlfs, Nachtigall und Schweinfurth, Südafrika insbesondere seit 1849 von David Livingstone, den 1871 Henry Stanley auffand, dann von diesem erforscht, der 1889 Emin Pascha (Ed. Schnitzer) aus seiner übeln Lage befreite. Seiner Nachfolger ist eine große Zahl. Die mühsame Erforschung Australiens erregte weniger Teilnahme — Aufsehen dagegen Nordenskjölds Reise nördlich um Asien herum, und Frithiof Nansens kühne Durchquerung Grönlands, noch mehr sein Vordringen mit Johannsen gegen den Nordpol.

Auf der Erdkunde beruht zunächst die Völkerkunde. Begründet haben sie Bory St. Vincent und Prichard, weiter ausgebaut Oskar Peschel, Friedr. Müller, Theodor Waitz, Georg Gerland, Friedr. Ratzel, Richard Andree u. a. Um die vergleichende Sprach- und Religionswissenschaft hat sich keiner so verdient gemacht wie Max Müller in Oxford.

Die Geschichtforschung und Geschichtschreibung unserer Zeit hat eine große Zahl eifriger Jünger aufzuweisen. Es waren aber nicht immer kritische, bloß der Wahrheit nachgehende Geister. Diesen Mangel verraten besonders die französischen Historiker seit der napoleonischen Zeit. In durchaus chauvinistischem, die Wahrheit keck unterdrückendem Geiste schrieben General Graf Philipp v. Ségur (1780—1873), Norvins und besonders der gewandte Stilist und Geschichtfälscher Adolf Thiers (1798—1877), der sich nicht entblödete, Thatsachen zu erfinden, zu verschweigen oder abzuändern. Ohne diese Tendenz, aber mehr künstlerisch als wissenschaftlich, schrieben der Baron de Barante (1782—1866) die Geschichte der Herzoge von Burgund, Augustin Thierry (1795—1856) die der normannischen Eroberung

Englands, Jules Michelet (1798—1874) glänzende Werke über römische und französische Geschichte. Stillos und doktrinär, aber mit aufrichtigem Streben beschrieb der Minister des Bürgerkönigs Franç. Guill. Guizot (1787—1874) die englische Revolution und begann eine Geschichte der Civilisation. Gewissenhaft stellte Henri Martin die französische Geschichte dar. Nun kamen zwar die tendenziösen „Prosadichter" der französischen Revolution, Louis Blanc (1811 bis 1882) und Lamartine (oben S. 609), die Ereignisse nach ihren Parteiansichten modelnd; aber die neueste Zeit hat in den wackeren Kämpen unbestechlicher Wahrheit Hipolyte Taine (1828—93) und Albert Sorel jene Fabelwerke vernichtet.

Große Geschichtschreiber erzeugte England in Georg Grote (1794—1871), dessen griechische Geschichte, in Thomas Babington Macaulay (1800—59), dessen Geschichte seines Landes am Ende des 17. Jahrh., und in Anthony Froude, dessen englische Geschichte im 16. Jahrh. Meisterwerke wurden. Anläufe zu einer Bewältigung der Kulturgeschichte wagten der vom Tode darin unterbrochene Henry Thomas Buckle (1820—62) und der Irländer Will. Lecky. In der Urgeschichte forschten Sir John Lubbock und Edward Tylor, in der ägyptischen Geschichte Wilkinson, in der babylonischen und persischen Rawlinson. In Amerika schrieb Henry Prescott (1796 bis 1859) die Geschichte Mexikos und Perus, Georg Bancroft (1800 bis 1891) die der Vereinigten Staaten; John W. Draper (1811 bis 82) schloß sich der Richtung Buckles an.

In Deutschland folgten dem alten Schlosser (oben S. 612): Georg Gottfried Gervinus (1805—71), dessen Einleitung in die (unvollendete) Geschichte des 19. Jahrh. durch ihren weiten Blick Aufsehen erregte, Ludwig Häusser (1818—67), Joh. Gustav Droysen (1808—84) und Friedr. Dahlmann (1785—1860) mit trefflichen Werken.

Bahnbrechend wirkten Ernst Curtius (1814—96) auf dem Gebiete der griechischen, mit eigentümlicher Richtung der große Inschriftenforscher Theodor Mommsen (geb. 1817) auf dem der römischen Geschichte. Rom und Athen im Mittelalter schilderte glänzend Ferdinand Gregorovius 1821—91). Ein Deutscher, Grotefend, war es auch, der die Entzifferung der Keilschrift (oben S. 166 u. 170) begründete, worin Eberhard Schrader und Friedrich Delitzsch nachfolgten.

Eine neue historische Schule begründete der überaus kritische und objektive, dabei elegant und anziehend schreibende Leopold (von) Ranke (1795—1886), der noch in hohem Alter eine Weltgeschichte begann. In seine Fußtapfen trat, aber mit mehr Rücksicht auf die Völker, Heinrich von Sybel (1817—95), dessen Revolutionsgeschichte klassisch genannt werden darf. Dies gilt auch von Fr. Wilh. v. Giese-

brechts (1814—89) Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Sehr ansprechend, aber zu sehr preußisch-tendenziös schrieb Heinr. v. Treitschke die neueste deutsche Geschichte. In ultramontanem Geiste verarbeitete der übrigens sehr lesbare Johannes Janssen (1829—91) die Geschichte der Reformation. Wilhelm Oncken schuf bedeutende Werke über die Zeiten Friedrichs des Großen, Napoleons und Kaiser Wilhelms I. Für seine vielen Mitarbeiter und Zeitgenossen fehlt uns der Raum, ebenso für die zahlreichen Kulturhistoriker unserer Zeit, als deren Muster indessen Jakob Burckhardts aus Basel (1818 bis 97) „Kultur der Renaissance in Italien" (1860) gelten darf, dem in der deutschen Kulturforschung Freytag und Riehl (oben S. 624) zunächst stehen; von verschiedenen Standpunkten ausgehend, schlossen sich an: Karl Biedermann, Johannes Scherr, Friedr. v. Hellwald u. a.

3. Die philosophischen Wissenschaften.

Gegenüber den Systemen Fichtes und Schellings, auf die sich die Romantik, und Hegels, auf den sich der Kampf gegen sie stützte, gegenüber diesen drei idealistischen Systemen erhoben sich neue Schulen, die alle den Anspruch erhoben, der Lehre des alten Kant näher zu stehen, während sie doch alle drei nur gewisse Punkte aus jener Lehre annahmen und ihnen fremde Elemente beimischten*). Dies that Jakob Friedrich Fries (1773—1843) mit Bezug auf Jacobi (oben S. 585); Johann Friedrich Herbart (1776—1841), Kants zweiter Nachfolger in Königsberg, lehnte sich an Leibniz (oben S. 559 f.); Arthur Schopenhauer endlich, der einzige von ihnen, der uns hier näher interessieren kann, und der eigentliche Philosoph der zweiten Hälfte des 19. Jahrh., fügte der Lehre Kants Elemente aus dem Brahmanismus und Buddhismus, sowie aus der englischen und französischen Aufklärung bei. Schopenhauer, geb. 1788 in Danzig, † 1860 in Frankfurt a. M., ließ 1819 sein Hauptwerk „die Welt als Wille und Vorstellung" erscheinen, das aber erst in neuer Auflage 1844 weiteren Kreisen bekannt wurde und bis auf unsere Zeit herab ungemeinen Einfluß auf die gebildete Welt ausgeübt hat, deren meisten Kreisen indessen die Sammlung kleinerer Schriften des Verfassers „Parerga und Paralipomena" besser vertraut ist. Wir können aber hier nicht mehr sagen, als daß Schopenhauer sowohl die Welt im ganzen, als jedes einzelne Wesen, einen wahrnehmbar gewordenen Willen nennt**). Sein System ist ein hervorragend persönliches, die Eigenart des Urhebers widerspiegelndes, das je nach Laune zwischen den Extremen des

*) Falckenberg, Gesch. d. neueren Philosophie. S. 416 ff.

**) Falckenberg a. a. O. S. 443 ff. — Möbius, P. J., Ueber Schopenhauer. Leipz. 1899.

Idealismus und Materialismus hin und her schwankt. Nichts aber ist davon der Welt so geläufig geworden als sein Pessimismus, der den Weltgrund als unvernünftig, das Leben als ein Leiden, die bestehende Welt als die schlechteste und die Erlösung vom Dasein als das zu erstrebende Ziel bezeichnet. Diesen Standpunkt suchte Eduard von Hartmann (geb. 1842) mit der Lehre Hegels zu verbinden und gab dem Absoluten und seinem danach benannten Hauptwerke den Namen des Unbewußten („Philos. des Unbew." 1869). Seine späteren Werke beschäftigen sich in anregender Weise mit den brennendsten Fragen der Gegenwart, das beste davon mit der Entwickelung der Religion. Von Schopenhauer ging auch Friedrich Nietzsche (oben S. 626) aus, vertauschte aber den Pessimismus mit einem äußersten Optimismus, der sich freilich auf die bevorzugte Herrenkaste, die sog. „Uebermenschen" beschränkt und die große Menge nur zur Sklaverei geschaffen glaubt („Jenseits von Gut und Böse"; „Zur Genealogie der Moral"; „Götzendämmerung" u. a.)*). Sein Haß gegen die herrschende Moral und besonders gegen das Christentum übersteigt alles bisher in dieser Richtung Geschriebene.

Inzwischen hatte aber in der gebildeten Welt eine Abneigung gegen die Philosophie platzgegriffen; man war von ihr übersättigt und suchte seine Befriedigung immer mehr in den Naturwissenschaften. Man fand in diesen Wirklichkeit, in der Philosophie bloß Träume. Aus dieser Stimmung entstand der moderne Materialismus, als dessen Wortführer Jakob Moleschott („der Kreislauf des Lebens," 1852), Ludwig Büchner („Kraft und Stoff," 1855, 16. Aufl. 1888), Karl Vogt und in vornehmerer Weise H. Czolbe (1819—73) auftraten. Den Materialismus begünstigten die großen Fortschritte der Technik, die Erfolge der Industrie, die Entwickelung der Verkehrsmittel, der Landwirtschaft, des Bergbaus und das Aufblühen der polytechnischen Hochschulen. Schließlich wandte sich auch der alternde D. Friedr. Strauß (oben S. 615) in seinem Buche „Der alte und der neue Glaube" (1872) dem Materialismus zu und schlug vor, die Religion durch die Kunst und Wissenschaft zu ersetzen. Dagegen erhielt der Idealismus, verbunden mit geläutertem Gottglauben, geistvolle Vertreter in Gustav Theodor Fechner (1801—87), Rudolf Hermann Lotze (1817—81); Emil Du Bois-Reymond (1818 bis 96) und Otto Liebmann in Jena (geb. 1840) verhielten sich mehr skeptisch; Wilhelm Wundt in Leipzig (geb. 1832) sucht nach Ernst Heinrich Webers und Fechners Vorgang die Philosophie mit der Naturwissenschaft in der Psychophysik zu verbinden**). Die Rätsel der Psychologie, der schon klarere Hypnotismus und die

*) Des Verf. d. B. „Anti-Zarathustra". Altenburg 1899.

**) Lipps, Dr. G. F., Grundriß der Psychophysik. Leipzig 1899.

noch ganz dunkeln und zweifelhaften Probleme der Telepathie und des Okkultismus erfordern eingehendere Untersuchungen als hier möglich wären.

Der bedeutendste französische Philosoph des 19. Jahrh. war Auguste Comte (1798—1857), der seine Richtung als Positivismus bezeichnete, d. h. alle Wissenschaft auf Beobachtung gründen wollte. Er begründete die Sociologie, d. h. Gesellschaftslehre, in naturwissenschaftlicher Weise. Diese Richtung verfolgten in England John Stuart Mill (1806—73) und Herbert Spencer (geb. 1820)*). Die Lehren der positivistischen Schule wandte in Italien Cesare Lombroso (geb. 1832) auf das Strafrecht an und begründete damit die Kriminal-Anthropologie, die den Verbrecher als von Geburt an abnormen kranken Menschen betrachtet, in Deutschland aber von Sanitätsrat A. Baer (1893) zurückgewiesen wurde, ohne daß deshalb, wie er sagt, die Anthropologie auf die Erforschung der Herkunft des Verbrechers verzichten müßte. Unter den Deutschen bearbeitete die Gesellschaftslehre besonders Albert Schäffle (Bau und Leben des sozialen Körpers, 3. Aufl. 1896).

IV. Die Entwickelung des Weltverkehrs.

Wir schließen dieses Buch, seiner Anordnung gemäß, mit dem Nachweise, daß und wie sich die abendländische Kultur zu einer die gesamte Erdoberfläche umfassenden erweitert hat. Die Grundbedingung dieser Entwickelung lag in den Entdeckungsreisen des 16. Jahrh.; ihr bedeutendstes Beförderungsmittel aber bildete der Handel, der hierdurch zum Welthandel wurde. Ihn pflegten Jahrhunderte hindurch die großen Handelsgesellschaften, am meisten die britisch- und die niederländisch-ostindische Kompagnie, die sich weite Reiche erwarben, aber sie im 19. Jahrh. an ihre Staaten abtreten mußten. Gesellschaften zur Pelzgewinnung in Nordamerika haben viel zur Verbreitung der Civilisation, oder was man so nennt, in jenen Gegenden beigetragen. Denn die Beförderung der Kultur in ihren Kolonien verbanden die Europäer stets mit einer wenig an Kultur erinnernden Mißhandlung der Eingeborenen, die in manchen Gegenden durch gebrannte Wasser, ansteckende Krankheiten oder geradezu Waffengewalt ausgerottet oder der Ausrottung nahe gebracht wurden. Ja, es ist Thatsache, daß in Nordamerika die Weißen sogar das Skalpieren von den Indianern lernten und unter sich, wie gegen sie ausübten. Dagegen haben friedliche Auswanderungen nach überseeischen Ländern, namentlich die der Deutschen, die stets die besten Pioniere

*) Spencer, Herbert, Einleitung in das Studium der Sociologie. Herausgeg. von Dr. Heinr. v. Marquardsen. 2 Teile. Leipzig 1896.

der Kultur waren, unendlich viel zur Vereinigung aller Erdteile in ein Kulturgebiet beigetragen.

Den Kolonialländern geht fortdauernd der Charakter ihres einstigen Mutterlandes nach. Die Verkommenheit, in welcher Spanien seine Kolonien erhalten zu sollen glaubte, ging auch auf die von ihm losgerissenen sog. Republiken über, von denen nur die der gemäßigten Zone (Chile und Argentinien) durch germanische Einwanderung zu besseren Zuständen kamen, während die einst oder noch jetzt englischen Kolonien zu blühenden Verhältnissen gelangt sind. Störungen sind freilich auch dort nicht ausgeblieben. Gold- und Diamantenfunde haben in Nordamerika, Südafrika und Australien zuchtloses Gesindel zusammengeführt. Im erstgenannten Lande droht auch die Befreiung der Neger und die Einwanderung von Tsinesen mit bedenklichen Aussichten auf Rassenkämpfe, ja mit Verwilderung der Schwarzen. Der Auswanderung von Leuten des übervölkerten Reichs der Mitte nach allen Richtungen zu steuern, ist eine schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe.

Indessen schreitet die europäische Kultur langsam auch nach Ländern uralter Civilisation vor. Im Orient ist jede Ablösung einer Landschaft oder eines Volkes vom Reiche der Osmanen gleichbedeutend mit wirtschaftlicher und geistiger Ueberflügelung des Reichsrestes. Griechenland und Rumänien sind europäisch geworden; die Türkei bleibt asiatisch. Alle Verkehrsmittel und Industrieanstalten auf ihrem Boden sind von Europäern errichtet. In Persien beginnt der gleiche Prozeß sich zu vollziehen. Die gebildeten Hindus sind in ihren Anschauungen halbe Europäer, und haben unter sich den die Kasten auflösenden, mit christlichen Ideen versetzten Religionsbund des Brahma-Samadsch gegründet. Die größte Eroberung der Abendländer aber ist Japan, das seit 1868 sein Mittelalter überwunden, europäische Einrichtungen, Sitten, Hochschulen und Parlamente eingeführt hat. Hartnäckiger verhält sich Tsina, das aber vor dem kleineren Japan den kürzeren ziehen mußte und jetzt durch Festsetzung europäischer Niederlassungen an seinen Küsten einer Aufteilung entgegengeht, die durch drohende innere Umwälzungen beschleunigt werden kann.

Bereits umgürten auch die Eisenbahnen den Erdkreis, soweit er nicht mit Wasser bedeckt ist. Fünf unionistische, eine kanadische und eine mexikanische Bahn verbinden den atlantischen und pacifischen Ocean; die russisch-sibirische Bahn von der Ostsee bis zum Stillen Meere geht der Vollendung entgegen; die Landenge von Suez ist seit 1869 durchstochen; die von Panama wird es noch werden. Die elektrischen Bahnen erobern sich jährlich neuen Boden. Regelmäßige Dampferlinien durchziehen alle Meere. Eifrig ist man beschäftigt, das lenkbare Luftschiff zur Wahrheit zu machen. Die elektrischen Telegraphen umkreisen alle Länder und Meere. Einem schon

1865 gegründeten europäischen Telegraphenverein, der bereits 1868 zum interkontinentalen wurde, folgte 1875 der (durch Heinrich v. Stephan 1870 projektierte) Weltpostverein, dem seit 1897 alle Staaten und Kolonien der Erde angehören. Die Weltausstellungen, deren erste London 1851 sah, dem Paris, Wien, Philadelphia, Chicago u. a. folgten, erhielten sich zwar nur in Paris, auf die Dauer, erreichten aber kolossale Ausdehnungen und riefen zahllose kleinere Nachahmungen ins Leben.

Wie sehr endlich gemeinnützige und gelehrte Gesellschaften mit jährlichen Kongressen, und wieviel die Organe der sich jährlich kolossal erweiternden Presse, die politischen Zeitungen sowohl als die litterarischen Zeitschriften, ungeachtet ihrer großen Mängel und öfteren argen Ausschreitungen, durch ihre besseren Elemente zum Zusammenschlusse und zur Verbrüderung der Völker aller Erdteile beigetragen haben, wäre überflüssig näher auszuführen.

Unsere Aufgabe ist gelöst, soweit es unsere schwachen Kräfte gestatteten. Die Notwendigkeit, den gesamten Verlauf der Kulturentwickelung auf unserm Planeten leicht faßlich und übersichtlich darzustellen, hatte eine gewisse Kürze zur Folge, die aber, wie wir hoffen, dem orientierenden Ueberblick über das Ganze nur förderlich sein wird. Obschon wir überzeugt sind, alles Wichtige und Wissenswürdige aufgenommen und im ganzen nur spezielle Fachgelehrsamkeit und die für diese allein interessanten Resultate neuester Ausgrabungen, wie auch alle bloßen Theorien und Hypothesen übergangen zu haben, müssen wir doch zugeben, daß für manches, ja vieles eine eingehendere und ausführlichere Darstellung wünschbar sein wird. Diese aber finden die freundlichen Leser und hoffentlich auch Leserinnen nach Wunsch in unserer, in sechs Bänden (1877—79) und einem nachträglichen siebenten (1897) erschienenen

„Allgemeinen Kulturgeschichte“.

Register.

(Die Personen, von welchen nur der Name erwähnt ist und keine näheren Angaben gemacht sind, wurden im Register weggelassen. Die Zahlen weisen auf die Seiten, die * auf die Noten.)

Berichtigungen.

S. 17, Z. 12 v. u. l. Endpunkte statt Erdpunkte.
" 82, Z. 20 v. u. l. Statthaltern statt Staathaltern.
" 191, Z. 17 v. o. l. Jahrtausend statt Jahrhundert.
" 224, Z. 9 u. 12 v. o. l. Tyros statt Thyros.
" 231, Z. 12 v. o. l. skrupulösem statt skrupellosem.
" 240, Z. 2 v. u. l. amphiktiones statt amphiktyones.
" 252, Z. 9 v. o. l. alle vier Jahre aber sechs Tage.
" 255, Z. 11 v. u. einzuschalten: „in der Komödie auf niederen Sandalen (Soccos)".
" 273, Z. 16 u. 17 v. u. l. Manetho und Berossos statt Manethos und Berosos.
" 296, Z. 4 v. u. l. Plautus statt Paulus.
" 416, Z. 6 v. u. l. Es statt Er.
" 455, Z. 21 v. o. l. 30 statt 40.
" 492, Z. 13 v. o. l. priesterlose statt priesterliche.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.





